Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANTHROP.
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF ILLINOIS

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

13. Band (1921)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1922.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

ANTHROP. LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Abhandlungen	1, 143, 239
Mitteilungen	67, 227
Bücherbesprechungen	126, 230, 336
Aus Museen und Vereinen	120
Nachrichten	135, 237, 345
Nachrufe (Ludwig Pfeiffer, Felix Peiser, Oskar Montelius, Eugen Bracht)	138, 238

Åberg, Nils: Das Haus zu Tösta. Mit 5 Textabb. 104
Bayer, J.: Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien. Mit 5 Textabb. . . . 1
Bayer, Josef: Der Beckenton von Rabutz — I. Interglazial 67
Bayer, J.: Der Mammutjägerhalt der Aurignaczeit bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling (Nied.-Öst.). Mit Taf. IV und V. 76
Bayer, Josef: Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien 227
Beltz, Robert: Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920 206
Bezzenberger, Adalbert: Eine Fälschung. Mit 3 Textabb. 176
Frödin, Otto und Fürst, Carl M.: Hat man im Norden in der Steinzeit skalpiert? Mit 7 Abb. auf Tafel II und III 52
Heck, H. jun.: Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L. Mit 4 Textabb. 166
Hertlein, Friedrich: Die Kalenderdaten der Juppitergigantensäulen 88
Heß von Wichdorff, H.: Krantas und Jurabecken in Ostpreußen. Mit 1 Textabb. 41
Kemke, Heinrich: Felix Peiser 138
Koenen, Konstantin: Römisches in Paderborn. Mit 1 Abb. u. 1 Karte 185
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. I. Trichterbecher. Mit 39 Textabb. und Tafel I 13
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. II. Kragenfläschchen. Mit 18 Textabb. und Tafel VII 143
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. III. Kugelflaschen. Mit 1 Karte (Tafel VIII) 239
Kossinna, Gustaf: Oskar Montelius. Mit 3 Textabb. 309
Kossinna, Gustaf: Nachrufe (Ludwig Pfeiffer, Oskar Montelius, Eugen Bracht) 138, 238

327:9

Digitized by Google

Seite

Kostrzewski, Jos.: Gefäße mit Rädchenverzierung aus Polen. Mit 10 Textabb. und Tafel VI 82
Lehmann, Ernst: Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens. Mit 3 Textabb. 172
Lehmann, Hans und Richard: Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mit 48 Abb. 269
Magdalinski: Die Windelbahn von Stolp in Pommern. Mit 6 Textabb. 197
Schumacher, Paul: Ein Burgwall bei Polzin, Kr. Belgard, Pommern. Mit 1 Textabb. 115
Walter, E.: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns 215

Bücherbesprechungen.

Seite

Åberg, Nils: Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit (M. Jahn) 340
Amende, E.: 5 Einzelabhandlungen in Mitt. d. Gesch. u. Altertumsforsch. Gesellsch. des Osterlandes 128
Amende, E:. Vorgeschichte des Altenburger Landes (Georg Wilke) 128
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz . . 236
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz 236
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. (M. Jahn) 234
Heß von Wichdorff, H.: Geologie der Kurischen Nehrung (Rudolf Hundt) . . . 126
Hoernes, Moritz: Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Leipzig 1921 (Friedrich Wagner) 337
Jahn, Martin: Der Reitersporn (Oscar Almgren und Birger Nerman) 338
Klaatsch, Hermann: Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Berlin (J. Bayer) 336
Knorr, Robert: Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart 1919 (Friedrich Wagner) 338
La Baume, Wolfgang: Vorgeschichte von Westpreußen (M. Jahn) 127
Lindner, Theodor: Weltgeschichte in zehn Bänden (Theodor Abeling) 131
Mahr, Adolf: Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Leipzig 1921 (Friedrich Wagner) 337
Moser, Hans Joachim: Geschichte der deutschen Musik (Oskar Fleischer) 343
Rydh, Hanna: Dosformiga spännen från vikingatiden (Nils Niklasson) 130
Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte (Walter Bremer) 230
Virchow, Hans: Die menschlichen Skelettreste aus dem Kämpfeschen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar (Ernst Wahle) 233

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Adalbert Bezzenberger,

ihrem stellvertretenden Vorsitzenden,

zum siebzigsten Geburtstag

die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien.

Von J. Bayer.

Mit 5 Textabbildungen.

Inhalt.

a) Die von O. Montelius für Solutréen gehaltenen mandelförmigen Steinwerkzeuge Skandinaviens gehören der Kultur von Askalon und dem frühen Campignien an.

b) Alle an das Solutréenalter dieser Funde geknüpften Folgerungen, die Chronologie der älteren Steinzeit betreffend, sind damit gegenstandslos.

In einer umfangreichen Arbeit mit zahlreichen guten Abbildungen versucht Oskar Montelius[1]) den Nachweis zu führen, daß gewisse altertümliche Feuersteinwerkzeuge von mandelförmiger Gestalt, die auf Rügen, in Dänemark, im südlichen und westlichen Schweden und im südwestlichen Norwegen gefunden wurden, der Kulturstufe des Solutréen, wie sie in West- und Mittel-Europa erscheint, angehören.

Diese mandelförmigen Stücke sind grob zugeschlagen, aber es sind, wie Montelius' Untersuchung ergeben hat, nicht etwa unfertige Stücke, sondern, wie ihre übereinstimmend gleiche Form und eine an manchen Stücken deutlich sichtbare Randretuschierung erkennen läßt, fertige Gerättypen.

Welches Alter kommt nun den Stücken zu, d. h. welcher Kulturstufe gehören sie an? Das läßt sich stratigraphisch nicht erweisen, da ja nähere Fundangaben fast ganz fehlen.

Montelius geht daher den anderen möglichen Weg, den der Typologie, vergleicht unsere nordischen Stücke mit den Solutréspitzen aus West- und Mitteleuropa und kommt dabei zu dem Schlusse, daß hier typologische Übereinstimmung vorliegt und beide Formen gleichaltrig sind.

[1]) De mandelformiga flintverktygens ålder, Antikvarist Tidskrift för Sverige, Stockholm 1919, Bd. 20, Nr. 6, S. 1—60; dazu ein Referat von Nils Niklasson, Zur Chronologie der älteren Steinzeit. Korr.-Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. usw. 1920, LI, Nr. 5/10, S. 19—22.

Digitized by Google

Dasselbe Alter wird von Montelius einer Stielspitze aus einer spätglazialen Schicht Dänemarks beigelegt, weil sie nach seiner Ansicht mit den bekannten Stielspitzen des Solutréen in der Form übereinstimmt [1]).

Diese Geräte wurden stets einzeln gefunden, leider sind die Fundumstände nur bei einem Stück genauer bekannt.

Von diesem [2]) weiß man, daß es „im Torfe unter dem Järawall" gefunden wurde, welch letzterer ein vom Litorinameere aufgeworfener Strandwall an der südlichen und westlichen Küste von Schonen ist. Da die Fundstelle von einem Kökkenmödding überlagert ist [3]), kommt dem Stück (und damit auch den gleichartigen anderen aus Skandinavien) ein höheres Alter zu, als welches nunmehr Montelius, der diese Typen schon lange für die ältesten Skandinaviens gehalten hat, die Solutrézeit annimmt.

Die Folgerungen aus dieser Annahme für die Chronologie der Steinzeit.

Da Montelius auf dem Boden der Boule-Obermaierschen Diluvialchronologie steht, in der das Jungpaläolithikum bekanntlich nacheiszeitlich ist, stößt er geologisch mit der Annahme, daß schon der Mensch in so früher Zeit in Skandinavien Fuß gefaßt habe, auf keine allzu großen Schwierigkeiten.

Ja Montelius sieht gerade in dem beschränkten Vorkommen der mandelförmigen Geräte den Beweis, daß Schweden und Norwegen damals nur im Süden an den Küsten eisfrei gewesen sei, was mit der Stellung des Solutréen im genannten System recht gut vereinbar wäre.

Da die Zeit, welche seit Beginn des Abschmelzens des Eises von der Südküste Schonens an verstrichen ist, durch die Beobachtungen de Geers mit 15000 Jahren einigermaßen sicher festgestellt wurde, ergäbe sich hier die Möglichkeit, die absolute Dauer der Postglazialzeit und (im Sinne der Boule'schen Chronologie) damit der jungpaläolithischen Kulturstufen zu ermitteln, was für die Menschheitsgeschichte von nicht geringer Bedeutung wäre.

Montelius unternimmt den Versuch und kommt dabei zu folgendem Ergebnis [4]):

---

[1]) Bei Montelius, a. a. O., S. 49, Abb. 42, bei Niklasson, S. 20; nach Abb. 42 zu schließen, scheint hier übrigens keine so sorgfältige Einkerbung wie bei den aus Frankreich stammenden Solutréspitzen, Abb. 43 und 44, vorhanden zu sein, sondern der „Stiel" scheint lediglich durch teilweises Absplitzen der Längsränder erreicht worden zu sein, worauf dann mit einigen Retuschen die noch vorhandenen Unregelmäßigkeiten beseitigt wurden.

[2]) Montelius, a. a. O., Abb. 21.

[3]) Niklasson, a. a. O., S. 20.

[4]) A. a. O., S. 54.

Digitized by Google

West- u. Mittel-Europa	Skandinavien
Vorletzte Eiszeit	Die große Vereisung
Letzte Zwischeneiszeit — Chelléen Acheuléen	Zwischeneiszeit
Letzte Eiszeit — Moustérien	Die letzte Vereisung
Aurignacien	
Solutréen	Renzeit mit mandelförmigen Flintwerkzeugen 15000—12000 J. vor unserer Zeit
Magdalénien	Beinharpunen 12000—9000
Azylien	Maglemosezeit 9000—7000
Campignien	Kökkenmöddingerzeit 7000—6000
Jüngere Steinzeit	Jüngere Steinzeit 6000—4000

Wer die Situation vom geologischen Standpunkte betrachtet, wird diese Zahlen, besonders die für das Solutréen, auffallend niedrig finden.

Zu einer ähnlich niederen absoluten Datierung kommt Niklasson, der das Aurignacien mit 18000—13000 vor Chr. annimmt [1]).

Diese Ziffern lassen sich natürlich überhaupt nur dann aufrechterhalten, wenn man der Berechnung das System Boule-Obermaier zugrunde legt, das den jungpaläolithischen Kulturstufen eine so späte Stellung einräumt.

Welch gewichtige Gründe gegen die Richtigkeit des letzteren sprechen, habe ich wiederholt betont. Nichtsdestoweniger wäre der Kampf um die Quartärchronologie im Sinne Boule-Obermaiers entschieden, wenn sich Aurignacien oder Solutréen in nacheiszeitlicher Lagerung nachweisen ließen. Damit sind wir bei dem Kernpunkte unseres vorliegenden Themas angelangt: Liegt hier in diesen Flint-Geräten aus dem nordeuropäischen Vereisungsgebiete tatsächlich Solutréen vor oder nicht; wenn ja, so ist die Richtigkeit der genannten Aufstellung, das postglaziale Alter des Jungpaläolithikums bewiesen.

Darin und nicht in der archäologischen Bestimmung, so bemerkenswert sie auch an und für sich ist, liegt die große, weit über den rein archäologischen Gesichtskreis hinausgehende Bedeutung der Altersbestimmung unserer Geräte.

Es sei daher erlaubt, auf diese Frage näher einzugehen und das „skandinavische Solutréen" Montelius' unter die kritische Lupe zu nehmen.

Die fraglichen Steinwerkzeuge Skandinaviens.

Montelius vergleicht, wie schon erwähnt, die nordischen mandelförmigen Flintgeräte (vgl. Abb. 1, Montelius, Abb. 24) mit Solutréstücken aus Frankreich, England, Süddeutschland und Rußland (Abb. 1—40) mit dem

[1]) A. a. O., S. 22.

Digitized by Google

Ergebnis, daß sie typologisch übereinstimmen, weshalb er auch die nordischen Stücke dem Solutréen zuweist. Wer sich die schönen Abbildungen in seiner Arbeit ansieht, wird nicht bestreiten, daß die Formen einander sehr ähnlich sind, wie z. B. die Gegenüberstellung der Stücke Montelius, Abb. 1 und 2 aus Süd-Schonen und Montelius, Abb. 40 aus Frankreich ergibt. Aber bei näherem Zusehen gewahrt man doch auch recht wesentliche Unterschiede in Form und Bearbeitung.

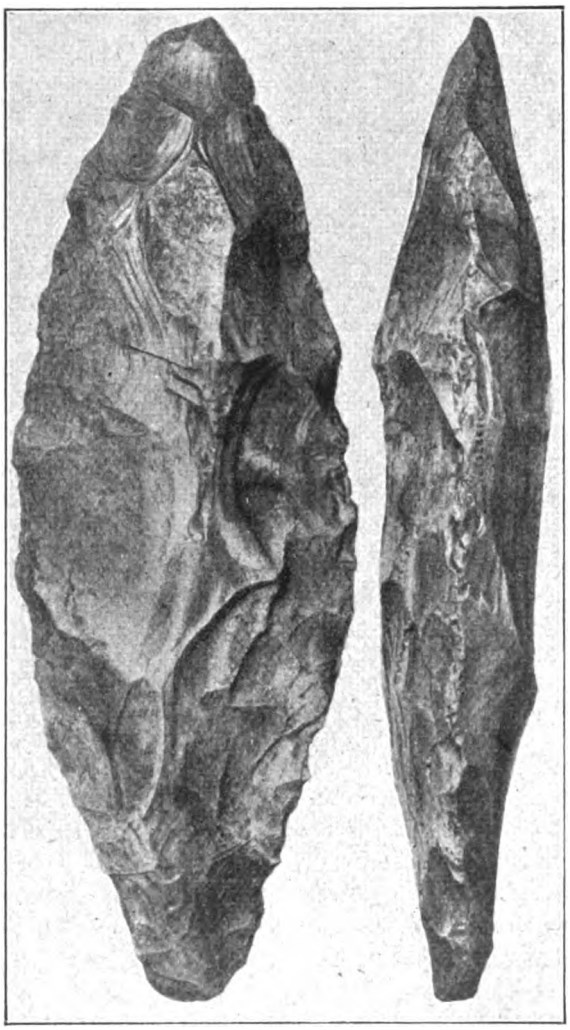


Abb. 1. Mandelförmiges Steinwerkzeug aus Bohuslän. Etwa 1/3. (Nach Montelius.)

Bei den französischen „pointes-à-feuille-de-laurier" ist in der Regel die größte Breite nur auf eine ganz kurze Strecke hin vorhanden und sie verjüngen sich beiden Endes zu sorgfältig ausgearbeiteten Spitzen (s. Montelius, Abb. 40). Die Retuschierung ist eine sehr feine, denn es handelt sich bei den klassischen Stücken um Abschuppen kleiner, ganz dünner Blättchen.

Die nordischen Geräte dagegen zeigen meist langovale Formen, so daß sich oft die größte Breite auf mehrere Zentimeter erstreckt und dementsprechend die Enden nicht zugespitzt, sondern mehr abgerundet erscheinen; die Retuschierung ist viel gröber, denn sie arbeitet mit Abheben größerer und dickerer Schuppen (vgl. z. B. Montelius, Abb. 4 aus Süd-Schonen), weshalb auch selten so symmetrische Formen herauskommen (s. Montelius, Abb. 2), wie sie die klassischen Solutréspitzen auszeichnen.

Digitized by Google

Natürlich gibt es im Solutréen gröbere, in der Stufe, welche ich den nordischen Stücken zuschreibe, feinere Exemplare, die sich dann sehr ähnlich sehen. Aber im allgemeinen gilt das oben Gesagte, und ich kann also schon vom rein typologischen Standpunkte Montelius nicht beipflichten, und zwar um so weniger, als es ja eine Kulturstufe gibt, welche Typen aufweist, die mit den nordischen in jeder Beziehung übereinstimmen.

Vergleichstypen der Askalonkultur und des frühen Campignien.

Die von mir als Askalonkultur bezeichnete Kulturstufe nämlich, welcher der allergrößte Teil des bisherigen „außereuropäischen Altpaläolithikums" angehört [1]), enthält in ihrem Formenkreise auch mandelförmige Geräte, die sich durch nichts von unseren skandinavischen Stücken unterscheiden.

Abb. 2. Steinwerkzeug aus dem Somaliland, Aufsammlung des Grafen Eduard Wickenburg 1898; Naturhist. Staatsmus. in Wien, Inv.-Nr. 61270 d. ethnogr. Sammlg. n. Gr. (phot. Lotte Adametz).

Zum Beweise dessen bringe ich nachfolgend einige Vergleichsproben u. zw. in der Reihenfolge von Süden nach Norden, um gleichzeitig zu zeigen, welchen Weg diese Kultur in der Nacheiszeit gegangen ist.

Von noch südlicheren Parallelen, z. B. aus dem Kapland, sehe ich hier ab und beginne beim

a) Somaliland.

Abb. 2 ist ein beiderseits flachretusche aufweisendes mandelförmiges Gerät aus gebändertem, eisenschüssigem Quarzit von nicht ganz symmetrischer Form, da die Längsränder verschieden starke Krümmung aufweisen. Es läßt sich u. a. mit Montelius, Abb. 7 vergleichen.

Das Stück wurde zusammen mit Faustkeilen und anderen Geräten gefunden, die nach meinen Feststellungen in Syrien der Askalonkultur angehören.

Eine Parallele zu den langen, lorbeerblattspitzenähnlichen Exemplaren Skandinaviens bietet Abb. 3 aus

b) Ägypten.

Es wurde von G. Schweinfurth in der Gegend von Theben zusammen mit Typen der Askalonkultur gefunden und zeigt in Gestalt und besonders

[1]) Der Kulturverlauf im Steinzeitalter, Zeitschr. f. Ethn. 1919, S. 163—178.

Digitized by Google

in der Retuschierungstechnik große Ähnlichkeit mit den nordischen Stücken (z. B. Abb. 1) [1]).

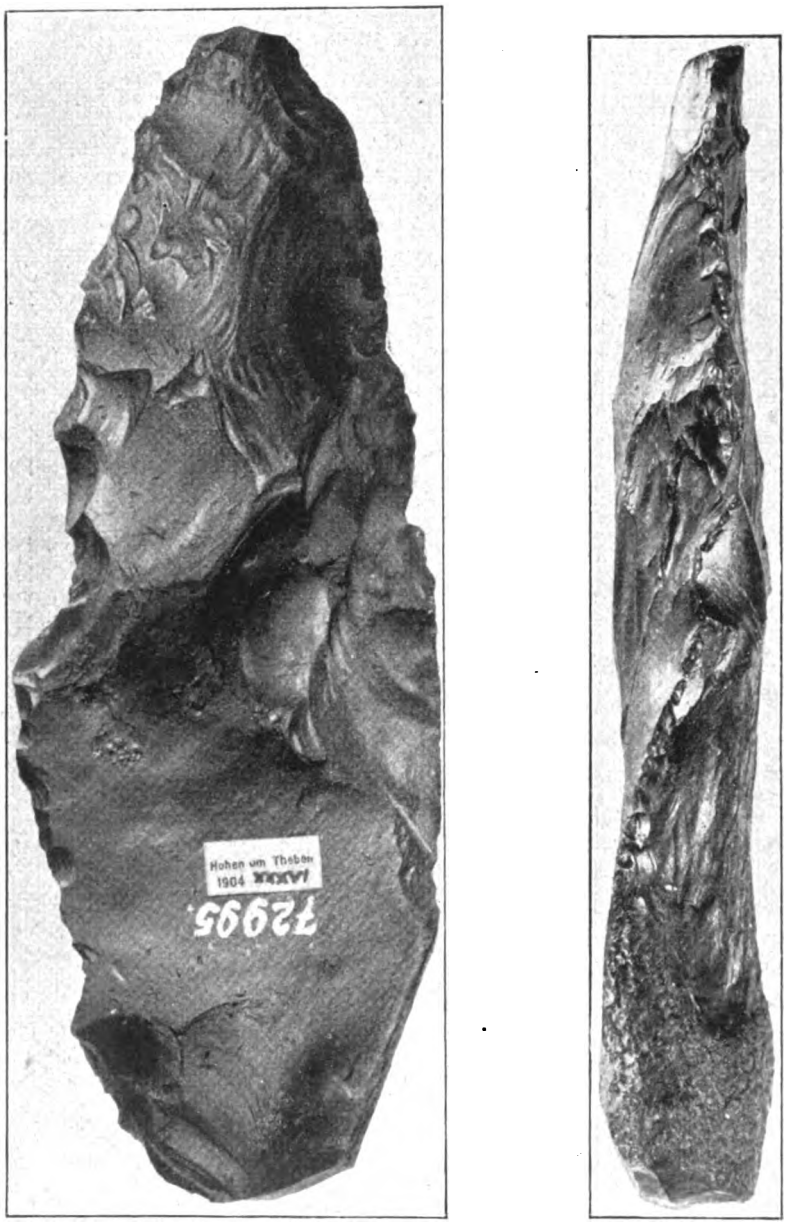


Abb. 3. Steinwerkzeug aus der Gegend von Theben (Ägypten), gesammelt von G. Schweinfurth. Naturhist. Staatsmus. in Wien, Inv.-Nr. 72995 der ethnogr. Sammlg. n. Gr. (phot. Lotte Adametz).

[1]) Abb. 24 bei Montelius.

Digitized by Google

Betritt man auf demselben Wege wie einst die frühneolithische Kultur den Boden Europas, so findet man auf der Apenninhalbinsel weitere Parallelen, z. B. am Gargano in Apulien und in der

c) Gegend von Verona.

Hier finden sich solche mandel- oder lorbeerblattförmige Geräte unter den Funden, die Pigorini[1]) von Rivole und Breonio bei Verona veröffentlicht hat und die dem Campignien nahestehen[2]).

Besonders wichtig erscheint mir der Umstand, daß in ihrer Gesellschaft auch Stielspitzen von der Art vorkommen, wie Montelius ein Stück aus Dänemark abbildet, das er mit den bekannten Stielspitzen des Solutréen vergleicht[3]). Daß solche Stielspitzen mit den mandelförmigen Geräten gleichaltrig sind, beweist z. B. der Inhalt eines Grabes von Breonio (Abb. 5)[4]), der aber außerdem noch deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil er zusammen mit den beiden Haupttypen des „Solutréen Skandinaviens" Stücke enthält, die schon ihrer Form nach unzweifelhaft dem Campignien angehören (das Beil usw.) so daß sich mit diesem Fund das Campignienalter auch für die nordischen Stücke erweisen läßt. Bei der auffallenden Übereinstimmung in Form und Technik erübrigen sich weitere Hinweise.

Abb. 4. Steinwerkzeug aus Breonio; n. G. (Nach Pigorini.)

Bezüglich der Stielspitze möchte ich noch bemerken, daß ich ein Stück auch bei Gaza in Südpalästina fand, wo es mit Typen der Askalonkultur vergesellschaftet war.

Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß die Funde von Breonio in sehr naher Beziehung zu dieser Kultur stehen, zu derem Bereiche als das am weitesten gegen Norden auslappende Gebiet die Apenninhalbinsel allem Anscheine

---

[1]) Continuazione della civiltà paleolitica nell'età neolitica. Bull. di paletnol. Italiana XXVIII, 1902, S. 158—183.

[2]) A. a. O., z. B. Abb. 7: die Altersstellung dieser italienischen Funde hat bereits Pigorini richtig erkannt, indem er die Übereinstimmung von Kjökkenmöddinger-Geräten aus Dänemark mit Stücken von Breonio und Campigny hervorhebt (ebenda S. 174f.).

[3]) A. a. O., S. 49, Abb. 42.

[4]) A. a. O., Taf. V.

Digitized by Google

nach gehört hat, wo eine jungpaläolithische Entwicklung wie in West- und Mitteleuropa nicht stattgefunden zu haben scheint.

Aus diesen wenigen Beispielen ist bereits ersichtlich, daß die nordischen

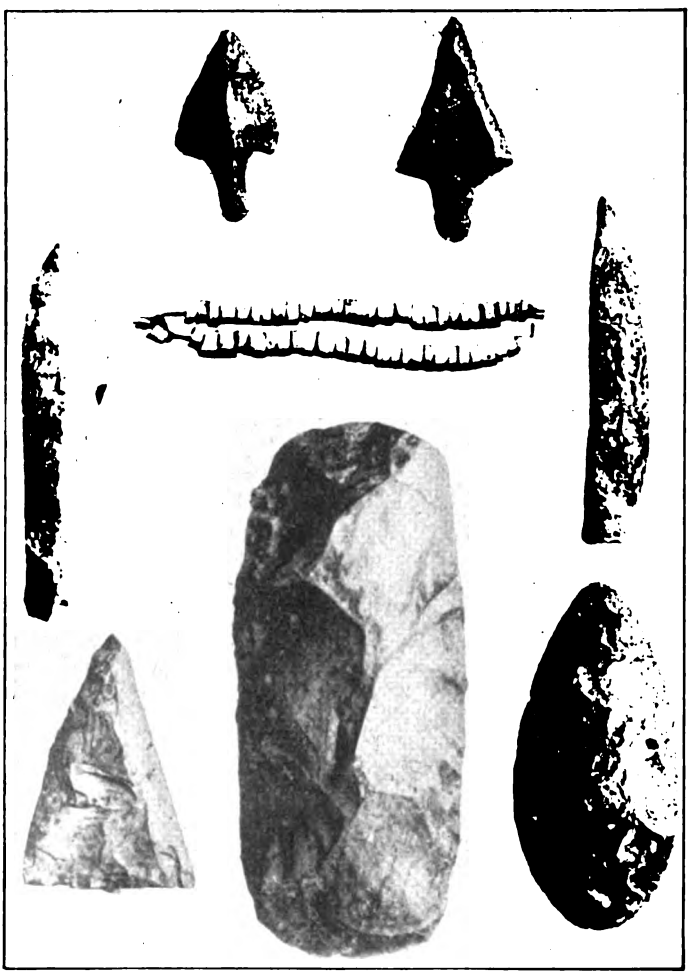


Abb. 5. Abri sous roche von Scalucce (Breonio). Inhalt eines Grabes: Feuersteinbeil vom Campigny-Typus, mandelförmiges Steingerät, 4 Flintspitzen, darunter 2 Pfeilspitzen mit Schaftzunge, Hirschgeweihspitze, zylindrische Perlen aus weißem Kalkstein. $^2/_3$. (Nach Pigorini.)

Geräte in den Typenkreis der Askalonkultur und des sich davon ableitenden frühen Campignien gehören und mit dem Solutréen nichts zu tun haben. Diese Feststellung ist natürlich von größter Wichtigkeit für die Quartärgeologie, wie ich kurz darlegen möchte.

Digitized by Google

Folgerung: Die Besiedlung Skandinaviens — erst nach dem Magdalénien.

Mit dem Ausscheiden des Solutréen vom skandinavischen Boden geht eine große Entlastung für den Geologen einher, denn ein Solutréen auf dem vereisten Gebiete Skandinaviens würde das Jungpaläolithikum zeitlich so weit hinaufrücken, daß sich damit die sonstig beobachteten geologischen Lagerungsverhältnisse dieser Kulturstufe nicht in Einklang bringen ließen. Ich erinnere daran, daß z. B. die Lorbeerblattspitze des Solutréen noch **im** Löß liegt, und zwar im oberen jüngeren Löß, wie in Předmost, wo auch die Soluträ-Stielspitze vorkommt.

Nun ist der Löß zweifellos ein glaziales Gebilde und zwar ist der für uns hier in Betracht kommende obere jüngere Löß, wie ich nachgewiesen habe, unmittelbar vor dem Maximum der letzten Eiszeit abgelagert worden, denn in seinen obersten Partien finden sich (z. B. in Předmost) bereits Vertreter des hocharktischen Klimas, wie die Lemminge, und anderwärts hat sich auf seiner Oberfläche eine ausgesprochen eiszeitliche Fauna gefunden, so daß an seiner Entstehung während der letzten Eiszeit nicht zu zweifeln ist.

Wie wäre es aber damals, zur Zeit der beginnenden Tundra, als der Mensch bei Předmost lagerte, möglich gewesen, daß er noch in Dänemark, in Süd-Schweden und Süd-Norwegen gelebt hätte, wo das Inlandeis hunderte Meter mächtig bereits den norddeutschen Boden bedeckte!

Nun sind wir ja durch den auf archäologisch-typologischem Wege erbrachten Nachweis, daß hier eine Kulturphase des frühen Neolithikums vorliegt, von diesem Dilemma befreit [1]) und damit auch nicht bemüssigt, so niedere absolute Zahlen für die jungpaläolithischen Kulturstufen anzunehmen als das seitens Montelius und in Anlehnung an ihn seitens Niklassons geschehen ist. Die von letzterem hervorgehobenen Übereinstimmungen treffen auch nicht zu, denn das Ren findet sich vom Moustérien an bis zum Azilien, in Nordeuropa natürlich noch länger als in Mittel- und Westeuropa. Es ist dem zurückweichenden Eise gefolgt. Mit seinen Spuren läßt sich also nichts Näheres beweisen. Gerade die Harpunen des nordischen Gebietes aber beweisen mit ihren jüngeren Formen, daß nicht einmal mehr das Magdalénien auf skandinavischem Boden vorliegt. Erst zur Zeit des Azilien scheint der Mensch den Boden Schwedens betreten zu haben, und zwar sowohl der Jungpaläolithiker als auch der aus Afrika gekommene Träger des Campignien, letzterer vielleicht zuerst, wenn es sich herausstellen sollte, daß die mandelförmigen Geräte wirklich die ältesten Skandinaviens sind.

---

[1]) Das Nichtvorkommen des Aurignacien und Solutréen auf skandinavischem Boden besagt eben das Gleiche wie das Fehlen in der Schweiz: diese Kulturstufen liegen **vor** der letzten Vereisung.

Digitized by Google

Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden und ich will mich auch bezüglich der Folgen unserer Verjüngung der bezeichneten Geräte für die Frage des absoluten Alters der jungpaläolithischen Kulturen mit der Feststellung begnügen, daß man der Wahrheit einigermaßen nahekommen dürfte, wenn man die von Niklasson für das Zurückliegen des Aurignacien angenommenen Zahlen etwa schwach verdoppelt. Für die Dauer dieser Kulturstufe dürften 10000 Jahre wohl kaum reichen, da sie sich über das ganze letzte (allerdings nicht sehr lange) Interglazial bis weit in die letzte Eiszeit hinein erstreckt. Es sind also wohl durchwegs Minimalzahlen, welche ich in die folgende Tabelle einsetze; sie zeigt meine Auffassung über die Parallelisierung der skandinavischen und der west-mitteleuropäischen Kulturstufen untereinander und mit den geologischen Zeitabschnitten:

Geolog. Zeitabschnitte u. Ablagerungen		Absolute Dauer (v. Chr.) hypoth.	West- u. Mittel-Europa	Skandinavien	
Geolog. Gegenwart	Litorina p. (nord. Klimaoptimum)	6000—2000	Jüngere Steinzeit	Jüngere Steinzeit	
		10000—6000	Campignien	Kökkenmöddinger	
Spät- und Post-glazial	Daunst., Ancylus p. (mittelschwed. Mor.-Züge) Gschnitzst., Yoldia p. (südschwed.-finnische Moränen	12000—10000	Azilien	Maglemose Beinharpunen Mandelf. Steingeräte	z. T. gleichzeitig
	Bühl-St. (balt Endmoränen)	16000—12000	Magdalénien		
Würm-Eiszeit (Gläming-Moränen)		20000—16000	Solutréen		
Letzte Zwischeneiszeit		30000—20000	Aurignacien		
Riß-Eiszeit			Moustérien Acheuléen		
Vorletzte Zwischeneiszeit			Chelléen		

Diese Auffassung unterscheidet sich aus den angeführten Gründen wesentlich von der Montelius', aber auch von der H. Obermaiers[1]), da ich, wie schon 1914[2]), das alpine Bühlstadium der baltischen Endmoräne gleichsetze, während Obermaier diese der vierten Eiszeit, dem Bühlstadium aber die schwedisch-finnischen Moränen zuweist. Demgemäß verschieben sich bei Obermaier gegenüber meiner Aufstellung die Phasen so, daß sich bei ihm die mit dem nordischen Klimaoptimum zusammenfallende Kökken-

[1]) Der Mensch der Vorzeit. S. 476.

[2]) Die Chronologie der diluvialen Kulturen und Ablagerungen in den Alpen und in Norddeutschland. Zeitschr. f. Ethn. 1914, S. 474/475.

Digitized by Google

möddinger-Stufe mit dem alpinen Daunstadium deckt, während diese klimatisch günstigste Zeit bei mir bereits außerhalb der Nachwehen der letzten Eiszeit liegt. Es wäre doch auch sonderbar, wenn in Skandinavien das beste Klima zu der Zeit geherrscht haben sollte, als infolge Klimaverschlechterung der Eisrückzug in den Alpen (zum letzten Male) zeitweilig zum Stillstande gelangte. Die nähere Begründung meiner vorstehenden Parallelisierung werde ich an anderem Orte geben.

Nur über die erstaunliche Tatsache, daß in zwei nach unserem heutigen Wissen wohl zeitlich recht weit entfernten Kulturstufen, im Solutréen und Campignien, so ähnliche Formen erscheinen, daß sie selbst der nordische Meister der Typologie für gleichalt gehalten hat, möchte ich noch ein Wort sagen.

Die Ähnlichkeit der Formen von Chelles und Acheul mit dem Solutréen und Campignien legt die Annahme nahe, daß zwischen diesen Kulturstufen enge entwicklungsgeschichtliche Beziehungen bestehen.

Beziehungen zwischen den beiden erstgenannten Kulturen hat bekanntlich schon Pigorini angenommen und zwar gerade auf Grund der obengenannten Funde von Breonio usw. Desgleichen hat Hoernes[1]) in den feineren Arbeiten des Acheuléen Vorboten der Lorbeerblattspitzen des Solutréen erkennen wollen. Ist nun auch das letztere nicht der Fall[2]), so bestehen doch zweifellos zwischen diesen gleichgearteten, aber zu sehr verschiedenen Zeiten auftretenden Techniken Zusammenhänge, welche man nur mit Zuhilfenahme jenes Bindegliedes zwischen Altpaläolithikum und Neolithikum verstehen kann, welches ich auf syrischem Boden 1917 gefunden und dadurch als solches erwiesen habe, daß ich die zahllosen gleichen Funde in ganz Afrika und Asien des ihnen bisher beigelegten altpaläolithischen Charakters entkleidete und diese Kulturstufe zwischen Altpaläolithikum und Campignien einschaltete[3]).

Auf Grund dieses Nachweises muß man sich die Zusammenhänge so vorstellen, daß die altpaläolithische Flächenretusche in der Askalonkultur auf afrikanischem Boden (und in Italien?) weiterlebte und daß gegen Ende des Aurignacien — also zu Beginn der Würm-Eiszeit — diese Technik starken Einfluß auf die bis dahin im Zeichen der Steilretusche stehende jungpaläolithische Klingen-Technik gewann, so daß nunmehr — unter Zugrundelegung der herrschenden Klingenform — die Lorbeerblattspitze des Solutréen entstand. Die Unterbrechung der Flachretuschtechnik zwischen Acheuléen und Solutréen wäre sonach nur in Mittel- und Westeuropa erfolgt, während im Süden ihre Herrschaft ununterbrochen angedauert hätte.

[1]) Der diluviale Mensch in Europa. S. 87.

[2]) Zwischen Acheuléen und Solutréen schiebt sich bekanntlich im größten Teile Europas das Aurignacien ein, dem die charakteristische Technik der Flächenretusche im älteren und mittleren Stadium gänzlich fehlt; sie stellt sich erst nach Abkommen der steilen „Aurignac-Retusche" im Jung-Aurignacien ein, wo dann die Flach-Retusche zuerst nur am Rande der Klingen erscheint, um erst im Altsolutréen allmählich auf die ganze Fläche überzugreifen.

[3]) Der Kulturverlauf usw. siehe oben.

Digitized by Google

Auf diese Weise ließe sich auch die große Übereinstimmung zwischen Solutréen und Campignien erklären.

Das Vorkommen derselben Kultur in gleicher Ausprägung bei Verona und in Skandinavien läßt vermuten, daß diese Kultur außer über Frankreich auch über Nord-Italien, die Etsch aufwärts (Rivole und Breonio) nach Mitteleuropa und Skandinavien vorgedrungen ist. Dagegen scheint Spanien am Ausgange der Jungpaläolithzeit kein Durchzugsland für die afrikanischen Einwanderer gewesen zu sein, offenbar weil dort die Azilienleute, wie immer klarer wird, eine Art Kulturzentrum besaßen, das dem Ansturm als festes Bollwerk noch zu einer Zeit getrotzt zu haben scheint, als schon die Verbindung des jungpaläolithischen Spaniens mit dem Kontinent durch die Campignienleute in Mittelfrankreich abgeschnitten war. So sieht es nach dem derzeitigen Stande der Funde und der Forschung aus; neue Funde werden dieses Bild des neolithischen Einmarsches bald deutlicher machen, aber an der Einwanderung der neolithischen Kultur aus Nordafrika als solcher ist wohl nicht mehr zu zweifeln.

Wien, im November 1920.

Digitized by Google

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Gustaf Kossinna.

I. Trichterbecher [1]).

Mit 39 Textabbildungen und 1 Karte (Tafel I).

Verzeichnis.

Abkürzungen.

Aarb. = Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. Kopenhagen.

Åberg, Nord. Kult. = Nils Åberg, Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit. I. Text; II. Tafeln. Upsala und Leipzig 1918.

Åberg, Stz. Niederl. = Nils Åberg, Die Steinzeit in den Niederlanden. Upsala 1916.

Brunner, Stz. Ker. = Karl Brunner, Steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg. Berlin 1898.

Du Chatellier = P. du Chatellier, La poterie aux époques préhistoriques et gauloises en Armorique. Rennes 1897.

Fornv. = Fornvännen. Meddelanden från K. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademien. Stockholm.

Götze, Gefäßformen = Alfred Götze, Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Gebiet der Saale. Jena 1891.

Götze, Höfer, Zschiesche = A. Götze, P. Höfer, P. Zschiesche, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. Würzburg 1909.

Hansen, A. M. = Folke Hansen, Bidrag till kännedomen om äldre megalithkeramiken i Skåne och Danmark. Lund 1918.

Holwerda, Nederl. vr. Besch. = J. H. Holwerda Jr., Nederlands vroegste beschaving. Leiden 1907.

Jahrsschr. f. s.-th. L. = Jahresschrift für die Vorgesch. der sächsisch-thüring. Länder. Halle a. S.

Kasiski, Beschreibung = Kasiski, Beschreibung der vaterländischen Altertümer im Neu-Stettiner und Schlochauer Kreise. Danzig 1881.

Kossinna, D. dtsch. Vorgesch. = Gustaf Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 1. Aufl. Würzburg 1912; 2. Aufl. Würzburg 1914; 3. Aufl. Leipzig 1921.

Lemcke-Festschrift = Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns. Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des Herrn Gymn.-Dir. Prof. Dr. H. Lemcke; herausgeg. von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin 1898.

Lübecker Festschrift = Festschrift zur XXVIII. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Lübeck, August 1897.

Madsen, Afb(ild)n. St. = A. P. Madsen, Afbildninger af Danske Oldsager og Mindesmaerker. Stenalderen. Kopenhagen.

Madsen, Gravhöje = A. P. Madsen, Gravhöje of Gravfund fra Stenalderen i Danmark. Kopenhagen. Bd. I, 1896.

Mannus = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte. Würzburg, später Leipzig.

Mecklb. Jhb. = Jahrbuch des Vereins für mecklb. Geschichte und Altertumskunde. Schwerin.

Mededeel. = Oudheidkundige Mededeelingen van het Rijksmuseum von Oudheiden te Leiden. 'sGravenhage.

Müller, S., Kunst = Sophus Müller, Stenalderens Kunst i Danmark. Kopenhagen 1918.

Müller-Reimers = J. H. Müller, Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover, herausg. von J. Reimers. Hannover 1893.

Nachr. dt. Alt. = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Berlin.

Nord. Fortidsm. = Nordiske Fortidsminder udgivne af det Kgl. nordiske Oldskriftselskab. Kopenhagen.

Pleyte = W. Pleyte, Nederlands Oudheden van de vroegste tijden tot op Karel den Groote. Leiden 1877—1901.

[1]) Abschnitt II (Kragenfläschchen) und III (Kugelflaschen) erscheinen als Fortsetzung im nächsten Heft.

Digitized by Google

Pos. arch. Mitt. = Posener archäolog. Mitteilungen. Bd. I. Posen 1890.
Posen. Album = K. Köhler u. B. Erzepki, Album der prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen. Posen I. 1893; B. Erzepki und J. Kostrzewski, Album.... III. 1914.
Pomm. Monatsbll. = Monatsblätter herausg. von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin.
Präh. Zs. = Prähistorische Zeitschrift. Leipzig.
Pravěk = Pravěk, L'âge préhistorique, Revue d'anthropologie préhistorique des pays Tchèques. Olmütz.
Schles. Vorz. = Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau.
Schumann, Stzgr. = Hugo Schumann, Die Steinzeitgräber der Uckermark. Prenzlau 1904.
Stendal. Beitr. = Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark. Stendal.
Voß u. Stimming = A. Voß und H. Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg. Berlin 1887.
Wien. Präh. Zs. = Wiener prähistorische Zeitschrift. Wien.
Zs. f. Ethn. = Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.

I. Trichterbecher: Tafel I.

Trichterbecher (Nordgruppe).

A. Urform:

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
			Jütland, Dänemark.				
1	1	Byomgaard	Marie Magdalene	Sönderhald	Randers	Kopenhagen A 27230	S. Müller, Kunst, Abb. 47
2	1	Virring	Virring	Sönderhald	Randers	Kopenhagen A 26880	S. Müller, Kunst, Abb. 44
			Seeland.				
3	1	Sölager	Torup	Strö	Frederiksborg	Kopenhagen	S. Müller, Aarb. 1915, S. 105 ff., Abb. 5
4	1	Forsinge (Trammoor)	Udby	Art	Holbäk	Kopenhagen A 8507	S. Müller, Kunst, Abb. 41 S. Müller, Kunst, Abb. 46
			Bornholm.				
5	1	Koefoedsgaard	Klemensker	Nord-H.	Bornholm	Rönne	S. Müller, Kunst, Abb. 43
6	1	Vallensgaard	Aaker	Süd-H.	Bornholm	—	S. Müller, Aarb. 1913, S. 316, Abb. 82 S. Müller, Kunst, Abb. 45

B. Dolmenform:

			Jütland, Dänemark.				
1	1	Hörmested	Hörmested	Horn	Hjörring	Vendsysselmuseum	S. Müller, Kunst, Abb. 100.

Digitized by Google

2	1	Jerslev	Jerslev	Flesfum	Aalborg	Kopenhagen 15 298	Madsen, Afbildn. St., Taf. 44, Abb. 12
3	2	Birkelund	Eläsborg	Nord-H.	Randers		Hansen, Ä. M., S. 3, 14 u. 64 Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 92 u. 93, Abb. 65 u. 66 S. Müller, Kunst, Abb. 57 u. 63
4	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringkjöbing	Kopenhagen A 5 489	Hansen, Ä. M., S. 5, 14u. 64 S. Müller, Kunst, Abb. 66
5	1	Aarslev	—	Hasle	Aarhuus	Aarhuus 4 080	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143. Hansen, Ä. M., S. 15
6	2	Insel Hesselö	Korvig	Ad	Holbäk	Kopenhagen A 28 551	S. Müller, Kunst, Abb. 64 u. 68
7	1	Hegnum (Moor)	?	V. Hörne	Ribe	Kopenhagen A 5 934	H. Hansen, Ä. M., S. 64, Taf. III, Abb. 3
				Seeland.			
8	1	Kongstrup (Moor)	—	Od	Holbäk	Kopenhagen A 5 255	S. Müller, Kunst, Abb. 65
9	1	Jägerspriis	—	Od	Holbäk	Kopenhagen 22 700	S. Müller, Kunst, Abb. 97
				Schweden (Schonen).			
10	1	Råbelöffee	Fjälkestad	Villand	Kristianstad	Stockholm 12 367	Montelius, Minnen fr. v. forntid, I, Abb. 758
				Deutschland.			
11	1	Jels	—	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 12 901	Abb. folgt
12	3	Stursbüll	Oxenwatt	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Hadersleben 2 627b	S. Müller, Aarb. 1913, S. 263, Abb. 24
						Hadersleben 3 991	Mitt. v. Lund, Hadersleben
						Hadersleben 4 004	Mitt. v. H. Knorr, Kiel

Digitized by Google

Trichterbecher (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
13	1	?	?	Hrzgt. Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel S. S. 2064	Abb. folgt
14	1	Owschlag	Kropp	Eckernförde	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 10168	Abb. folgt
15	1	?	?	Dithmarschen	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Abb. folgt
16	1	Zarrenthin b. Jarmen	—	Demmin	Stettin Prov. Pommern	Stettin 2098	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 64 Abb. folgt
				C. Ganggrabform: ●			
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 9412	Hansen, Ä. M., S. 69, Taf. V, Abb. 4
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 26301	Hansen, Ä. M., S. 69, Taf. V, Abb. 2
				Jütland.			
3	1	?	?	?	?	Aarhuus 2981	Hansen, Ä. M., S. 68, Taf. V, Abb. 1
4	1	Hagebrogaard	Haderup	Hinding	—	Kopenhagen A 26300 ff.	Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 103, Abb. 86
				Seeland.			
5	1	Gundestrup	Grevinge	Od	—	Kopenhagen A 23366 ff.	Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 69, Abb. 26
6	1	Om	Syv	Ramsö	Kopenhagen	Kopenhagen 2521	Hansen, Ä. M., S. 65

Digitized by Google

				Fünen.			
7	1	Ølsenbjerg	Svendborg	Sund	Svendborg	Kopenhagen 26 762	Hansen, Ä. M., S. 65.
				Schweden.			
8	1	Vestratorp (Erkedös)	Vestra Vemmenhög	—	Malmö-Schonen	Lund 19 669	Hansen, Ä. M., S. 47—53 u. 65 ff.
9	1	Östratorp (Kungsdös)	Östra Vemmenhög	—	Malmö-Schonen	Lund 19 670	Hansen, Ä. M., S. 28—47 u. 65 ff., Taf. III, Abb. 4, Taf. IV, Abb. 1, Taf. X, Abb. 11—15
				Deutschland.			
10	1	Kampen	Keitum	Tondern	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 13 852[5]	
11	5	Wenningstedt Denghoog	Keitum	Tondern	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Wibel, D. Gangbau des Denghoogs 1869, Taf. II, Abb. 1, 4, 6, 10 u. 13. Mestorf, Vorgesch. Altert. von Schl.-Holst., Abb. 139 u. 147 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 13.
12	2	Oberjersdal	—	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	a) Kiel K. S. 5 099 b) Hadersleben 3 057	Mestorf, Vorgesch. Altert. von Schl.-Holst., Abb. 144
13	1	Myrpold	Loit	Apenrade	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Aarhus	S. Müller, Aarb. 1913, S. 313, Abb. 80
14	1	Oxbüll (Möllehoi)	—	Sonderburg	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 11 307[x]	Mitt. von H. Knorr, Kiel
15	1	?	Rinkenis	Apenrade	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 2 065	Mitt. von H. Knorr, Kiel

Digitized by Google

Trichterbecher (Nordgruppe) (Fortsetzung.)

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
16	1	Sonnenschau	Brodersby	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 8 238	Mitt. von H. Knorr, Kiel
17	1	Schuby (Dronninghoi)	—	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 6 626d	
	1	Schuby (Dronninghoi)	—	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Berlin M. f. V. I m. 42	
18	2	Lottorf	Haddeby	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 10 867 Kiel K. S. 11 995a	Mitt. von H. Knorr, Kiel
19	1	Hemmelmark	—	Eckernförde	Schleswig Prov. Schl.-Holst.		Mitt. anthr. Ver. Schl.-Holst. X, S. 23, Abb. 12
20	1	Schalkholz	Tellingstedt	Nord-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 13 494b	Abb. folgt
21	1	Bunsoh	Albersdorf	Süd-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Mitt. anthr. Ver. Schl.-Holst. XIX, S. 23, Abb. 7
22	1	Meldorf	Meldorf	Süd-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 8 867	Mitt. von H. Knorr, Kiel
23	1	Dätgen	Nortorf	Bordesholm	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 633	
24	1	Selent	Oldenburg	Plön	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 12 053Bh	
25	1	Heckathen	Steinhof	Stormarn	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Hamburg M. f. V. 1895, 128	
26	1	Wismar	Wismar	V. A. Wismar	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. von Mecl. S. 16, Abb. 9
27	1	Goldberg	Goldberg	V. A. Lübz	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. Altert., S. 84 Mecklenb. Jahrb., 64, S. 155 Beltz, Vorgesch. Altert. S. 84 u. 126

Digitized by Google

28	4	Molzow	—	R. A. Stavenhagen	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. v. Mecklenb. S. 26, Abb. 46 u. 47 Beltz, Vorgesch. Altert., S. 113, Taf. XVI, Abb. 150 Mecklenb. Jahrb. 6, S. 134 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 11
29	1	?	—	Rügen	Stralsund Prov. Pommern	Berlin M. f. V. Ic 3 068	
30	3	Gingst	—	Rügen	Stralsund Prov. Pommern	Stralsund	Baier, Zschr. f. Ethn., Verh. 1896, S. 351, Abb. 1, 6 u. 7 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 16 Seger, Schlesiens Vorzeit, N. F. VII, 1916, S. 52, Abb. 205
31	2	Neuenfeld	—	Prenzlau	Potsdam Prov. Brand.	Prenzlau	Schumann, Stzgr., S. 42 u. 43, Taf. 42, Abb. 1 u. 2 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 14
32	1	Satzkorn	—	Osthavelland	Potsdam Prov. Brand.	Berlin M. f. V.	Brunner, Stz.-Ker., S. 3, Abb. 6 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 17
33	1	Tangermünde	—	Stendal	Magdeburg Prov. Sachsen		Kossinna, Mannus III, S. 287, Abb. Hartwich, Zschr. f. Ethn., Verh. 1884, S. 339 f., Abb. 4

Digitized by Google

Trichterbecher (Westgruppe). ●

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
			Oldenburg.				
1—5		—	—	—	—	Oldenburg, 1 711, 1 712, 1 713, 1 715, 1 729	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
6—10	—	—	—	—	—	Braunschw. Hzl. M. 1 314, 1 315, 1 316, 1 317, 1 318	Kossinna, D. dtsch. Vorgesch. 2. Aufl., Abb. 15 u. 16
11	2	Donnerschwee	Oldenburg	—	—	Oldenburg 1 717, 1 728	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
12	1	Sandhatten	Oldenburg	—	—	Oldenburg 2 725	
13	1	Grüppenbühren	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 719	
14	1	Hude	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 706	
15	1	Visbek	Vechta	—	—	Oldenburg 1 710	
16	1	Damme	Vechta	—	—	Oldenburg 2 017	
17	1	Vechta	Vechta	—	—	Detmold	Kossinna, D. dtsch. Vorgesch. 2. Aufl., Abb. 14
18	5	Grönheim (Drentsteine)	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 3 130, 3 132, 3 133, 3 136, 3 137	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
19		Stedingmühlen	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 798	
20		Peheim	Cloppenburg	—	—	Osnabrück	Kossinna
21	2	Lindern (Hageler Steine)	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 344 u. 2 345	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
22		Lastrup	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 856, 2 863	

Digitized by Google

				Preußen.			
23	3	Osnabrück	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 274, 293	Kossinna
						Berlin M. f. D. II 150	Kossinna
24	1	Fürstenau	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. D. I 496	Kossinna
25	1	Giersfeld Gem. Antum	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover	Lindenschmit, Alt. u. h. D. I, III, 4, 6
26	1	Haselünne	Meppen	Osnabrück	Hannover	Hannover	Tewes, Unsere Vorzeit, Abb. 5
27	1	Hzgt. Aremberg	Meppen	Osnabrück	Hannover	Nürnberg Germ. M.	Mestorf, Katalog, S. 69, Nr. 5181
28	2	Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Sml. Klemenswerth b. Sögel, I C 4	Kossinna
		Kl. Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover		Bödiker, Archiv f. Gesch. u. Alt. Westph. II, Hamm 1827, S. 189, Abb. 5
							Lindenschmit, Alt. u. h. D. I, III, 4, 3
29	1	Sögel/Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. D. I 495	Kossinna
30	1	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3 389	Müller-Reimers, Taf. IV, 30
							Hannöversche Wandtafel, Abb. 21
31–34	1	Emsgebiet	—	—	—	Smlg. Klemenswerth b. Sögel I C 9, 10, 16, 25	Kossinna
				Niederlande.			
35	2	Angelslo	—	Drenthe	—	Leiden III 499	Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 6, 7, Abb. 11
							Pleyte, Taf. XI, 2
36	4	Emmen	—	Drenthe	—	Assen 4, 5, 10, 7	Åberg, Stz. Niederl. S. 39, Nr. 11—14
							Pleyte, Taf XV, 8 u. 9

Digitized by Google

Trichterbecher (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
37	1	Borger	—	Drenthe	—	Assen 97	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 38
38	2	Veele b. Wedde	—	Groningen	—	Groningen	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 45
39	28	Drouwen	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 9 Holwerda, Meded., Bd. VII; Präh. Zs. 1913, S. 440 ff., Abb. 7; Intern. Archiv f. Ethnogr. 23, Suppl. S. 191 Taf. XV, 28—33.
40	1	Zuidlaren	—	Drenthe	—	Assen 16	Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 28
41	1	Midlaren	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 29 Pleyte, Taf. LV, 5—6
42	1	Peize	—	Drenthe	—	Assen 3	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 34 Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 4?
43	1	Loon b. Assen	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 37 Pleyte, Taf. XV, Nr. 1
44	4	Beilen	—	Drenthe	—	Assen 9, 11, 34, 28	Pleyte, Taf. LXXIV, 1—4 Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 30—33
45	1	Valthe	—	Drenthe	—	Leiden III 502	Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 8 Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 3

Digitized by Google

Trichterbecher (Ostgruppe). ▲

Preußen.

1	1 Scherben	Altfelde	Marienburg	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus IX, S. 142
2	1	Warmhof	Mewe	Marienwerder	Westpreußen	einst Smlg. Sibelkorn in Warmhof, durch Hausbrand untergegangen	Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 12, S. 83 Wahle, Ostdeutschland, S. 176
3	Scherben	Neumühl	Tuchel	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus IX, S. 142
4	2	Lorenzberg b. Kaldus	Kulm	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus II, S. 65, Abb. 18, S. 83
5	fällt fort						
6	Scherben	Golotty	Kulm	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Poln. Mus. ?	Kossinna, Mannus II, S. 83
7	Scherben	Wibsch	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Pol. Mus. (?)	Kossinna, Mannus II, S. 84
8	Scherben	Kulmsee	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Poln. Mus. (?)	Kossinna, Mannus II, S. 84
9	1	Jesuiterbruch	Hohensalza	Posen	Posen	Posen, K. Fr. M.	Kossinna, Mannus II, S. 84
10	2	Kol. Tannhofen (Tarkowo)	Hohensalza	Posen	Posen	Bromberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
11	1 mit 4 Schnuröſen	Gut Borkowo	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. X, S. 170, Abb. 1
12	Scherben	Hohensalza	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. VI, S. 101 u. 102, Abb. 4
13	Scherben	Montwy	Strelno	Posen	Posen	Bromberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
14	Scherben	Przybislaw	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. X, S. 170 f.
[15]	Scherben Form unsicher	Wuttrienen	Allenstein	Allenstein	Ostpreußen	Königsberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
16	1	b. Warmhof	Mewe	Marienwerder	Westpreußen	in Warmhof, Smlg. Sibelkorn	Wahle, Ostdeutschland, S. 177

Digitized by Google

Trichterbecher (Ostgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
17	Scherben	Sinzlow	Greifenhagen	Köslin	Pommern	Stettin	Kossinna, Mannus II, S. 83
18	1 Scherben	Krebbel	Schwerin	Posen	Posen	Berlin M. f. V. I I 1 387	Kossinna, Mannus II, S. 84
19	Scherben	Granowko	Kosten	Posen	Posen	Posen, K. Fr. M.	Kossinna, Mannus II, S. 84
20	1	Milzig	Grünberg	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 55, Abb. 211
21	2	Noßwitz	Glogau	Liegnitz	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 36 u. 38, Abb. 162 Kossinna, Mannus II, S. 62, 65, 85
22	Scherben	Kosel	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
23	2	Gräbschen	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 65, 85
24	Scherben	Tschansch	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau 20 : 95	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
25	2	hartlieb	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 65, 85 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 45, Abb. 185, 186
26	1	Bettlern	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 46, Abb. 190
27	2 u. Scherben	Jordansmühl	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 63 (Abb. 6 u. 7), 64, 65, 67, 85 Seger, Archiv f. Anthr., N. F. V, Taf. XII u. Abb. 25 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 27, Abb. 86

Digitized by Google

28	—	Dankwitz	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
29	1	Trebnig	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau 6 551	Seger, Schles. Vorz. VI, S. 65 f. (1894), N. F. VII, S. 43, Abb. 184 u. S. 48 Kossinna, Mannus II, S. 65 u. 85
30	Scherben	Ottitz	Ratibor	Oppeln	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
			Polen.				
31	Trichterb.-Keramik	Jerzmanowic b. Oicow	Cianowice	Olkusz	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 85
32	Trichterb.-Keramik	Tomaszow b. Proszowic	Wawrzynizyce	Miechow	Kielce	Krakau Univ. 8 546 8 650	Kossinna, Mannus II, S. 85
33	1	Mieroszow	Wawrzynczyce	Miechow	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 86
34	Trichterb.-Keramik	Radziemice	Lentkowice	Miechow	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 86
35	1	Lelowice	Paleczince	Miechow	Kielce	Krakau, Akad.	Kossinna, Mannus II, S. 63, Abb. 9, S. 65, 67, 85
36	1	Ruda Rozaniecka	Cieszanow	Mittelgalizien	—	Privatbes.	Kossinna, Mannus II, S. 65, 86
37	Scherben	Nalenczow	Wamwolnica	Pulawy	Lublin	—	Kossinna, Mannus II, S. 13, Abb. 8, S. 86; Materialy antr. arch. Krakau XII, Taf. XIV
38	Scherben	Zawady	Jedlinsk	Radom	Radom	Krakau, Akad.	Kossinna, Mannus II, S. 86

Digitized by Google

Trichterbecher (Südgruppe). +

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Preußen.			
1	2	Halberstadt	Halberstadt	Magdeburg	Sachsen	Halberstadt	Kossinna, Mannus II, S. 72, Abb. 41. Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
2	1	Schadeleben	Aschersleben	Magdeburg	Sachsen	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Anhalt.			
3	1	Grimschleben	Bernburg	—	—	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Preußen.			
4	1	Wolfen	Bitterfeld	Merseburg	Sachsen	Zerbst (früher Groß Kühnau)	Mötefindt, Mannus III, S. 283 Åberg, Nord. Kult., S. 146
5	1 Scherben	Landsberg	Delitzsch	Merseburg	Sachsen	Halle H K 10 039	Åberg, Nord. Kult., S. 146
6	1 Scherben	Hohen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 5 413	Åberg, Nord. Kult., S. 146
7	1	Peißen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 13: 2 906	Mitt. von W. Schulz, Halle
8	1	Halle	Halle	Merseburg	Sachsen	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 285 Åberg, Nord. Kult., S. 146
9	1 Scherben	Beesen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 5 467	Åberg, Nord. Kult., S. 146

Digitized by Google

10	1	Frankleben	Merseburg	Merseburg	Sachsen	Leipzig, M. f. V.	Kossinna (bei Åberg, S. 146 irrtümlich unter Rössen aufgeführt)
11	1	Attnitzberg b. Zöschen	Merseburg	Merseburg	Sachsen	Halle, Smlg. Berger	Åberg, Nord. Kult., S. 146
12	2	Braunsdorf	Querfurt	Merseburg	Sachsen	Halle 13: 2 786	
	9	Braunsdorf	Querfurt	Merseburg	Sachsen	Merseburg	Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Böhmen.			
13	1	Hloubětin b. Prag	—	—	—	Prag	Kossinna, Mannus III, S. 287 Åberg, Nord. Kult., S. 146
14	2	Kobylisy b. Prag (Karolinenthal)	—	—	—	Smlg. Jira in Dejwitz b. Prag	Kossinna, Mannus III, S. 288
				Mähren.			
15	1	Olmütz	—	—	—	Olmütz Vaterl. Mus.	Červinka, Moravské Starozitnosti II, S. 191, Abb. 107, S. 193
16	2	Niemschitz (Němčitz)	Kojetein	—	—	Brünn (Smlg. Telička)	Červinka, a. a. O., II, S. 182, Abb. 100 Åberg, Nord. Kult., S. 146
17	1	Krepitz b. Hrottowitz	—	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Červinka, a. a. O., S. 192
18	1	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Zs., Bd. I, S. 269, Abb. 20
				Brandenburg.			
19	1	Melzow (Grabk.)	Angermünde	Potsdam	Brandenburg	Prenzlau	v. d. Hagen, Mannus VII, S. 41, Taf. IV, 16b

Digitized by Google

Als ich zu Beginn des Jahres 1920 an die Herstellung des Lichtbild-Grundstockes zu meinem für die Berliner Hauptversammlung unserer Gesellschaft geplanten „Festvortrag" heranging [1]), den ein tiefblickender Anhänger und langbewährter gedanklicher Förderer meiner Anschauungen über die Indogermanen unlängst einen „Überblick über die gesamte nordeuropäische Kulturentwicklung auf Grund unserer neuesten Ergebnisse" genannt hat, — da empfand ich es als eines der dringendsten Bedürfnisse, die bedeutsamsten Wanderungen des nordischen Kulturinhalts der Steinzeit nach Mittel- und Westeuropa durch Niederschlag auf die Karte bei den Hörern zu klarer und fester Anschauung zu bringen. Es entstanden so acht Karten, von denen die wichtigsten diejenigen waren, welche die Ausbreitung der Tonware der ältesten Großsteingräber behandeln. Die Wanderungen der Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen Dänemarks und Schleswig-Holsteins, die ich im Jahre 1908 nur in ihrer Südostrichtung nach Ostdeutschland, Polen, Galizien und der Ukraine kartographisch dargestellt hatte, wurden nunmehr für ganz Mitteleuropa vorgeführt. Und diese drei Karten sind es, die hier mit genauester Statistik der Funde veröffentlicht werden sollen. Eine Reihe anderer Karten, die zum Teil nur Umzeichnungen früherer von Åberg veröffentlichter Karten sind, hat mein Buch „Die Indogermanen, I" soeben gebracht.

Bei der Kürze der noch verfügbaren Zeit bis zum Tage jenes Festvortrages war es für mich, wie ich dankbar anerkenne, eine nicht unbedeutende Arbeitserleichterung, daß eine Anzahl meiner damaligen Schüler sich mir erbot, die politische Zugehörigkeit der zahllosen Fundorte und ihre Lage auf der Karte genau festzustellen. Das größte Verdienst erwarb sich hierbei Albert Winckler durch genaue Ermittelungen über Zugehörigkeit und Lage der dänischen und schleswig-holsteinischen Fundorte. Leichter war die von Konrad Jarausch durchgeführte Ermittelung der niederländischen Fundorte, für die in Åbergs Buch über die „Steinzeit der Niederlande" ein guter Wegweiser vorlag. Desgleichen die Ermittelungen über die Fundorte in Nord-, Mittel- und Ostdeutschland, die Jörg Lechler übernommen hatte. Überall hat Waldtraut Bohm bescheiden in zweiter Linie, aber um so fleißiger mitgearbeitet.

Die Mitteilungen über die Funde selbst, ihr Verbleiben und ihre Literatur entstammen natürlich ganz meiner eigenen, Jahrzehnte lang fortgeführten Arbeit. Eine Ausnahme bildet hier allein der Umstand, daß ich mit dem Auszug der heute ganz ungenügenden Statistik der Kragenfläschchen in Dänemark, die H. Petersen in seinem bekannten Aufsatze über „Die verschiedenen Formen der Steinaltergräber in Dänemark" [2]) bietet, A. Winckler betraute, der in diesem Punkt also auch für die wissenschaftlichen Angaben

[1]) Höhepunkte nordindogermanischer Kultur. Mannus 11/12, S. 249 ff.

[2]) Aarb. 1881, S. 299 ff., deutsch von J. Mestorf im Arch. f. Anthr. 1882, XV.

Digitized by Google

verantwortlich ist. In der Kolumne Literatur ist, wenn irgend möglich, auf eine gedruckte Erwähnung des Fundes verwiesen worden, mag diese auch noch so nackt sein. Wo eine solche fehlt, habe ich die Urheber einer mündlichen oder schriftlichen Mitteilung an mich namhaft gemacht, in allen Fällen, wo ich nicht selbst den Fund gesehen habe. In letzterem Falle ist einfach mein Name als Quelle genannt worden.

Die technische Ausführung der Zeichnung haben dann A. Winckler für die Karten der Trichterbecher und Kragenfläschchen, Otto Gütte und Dr. Julius Andree für die der Kugelflaschen geleistet. Zahlreiche kleinere Versehen und Auslassungen konnten von mir erst gebessert werden, als ich bei der Korrektur des Textes zum ersten Male Gelegenheit hatte, die Karten an der Hand des gesamten Stoffes genauester Überprüfung zu unterziehen. Auch war ich in der Lage, nicht wenige Nachrichten über neue Funde aus der neuesten Literatur und infolge mündlicher Mitteilung nachzutragen. Geändert werden mußten dann die für den Vortrag in letzter Stunde überhastet eingesetzten mutmaßlichen Weglinien der Verbreitung auf den Karten der Trichterbecher und Kragenfläschchen, worüber ich alsbald mich des näheren auslassen werde.

Funde aus Dänemark, Schleswig-Holstein und Rügen, deren genauer Herkunftsort nicht bekannt ist, sind nahe der Küste ins Meer hinein gezeichnet worden.

I. Trichterbecher[1]).

Während im Jahre 1914, als ich die 2. Auflage meines Buches über „Die deutsche Vorgeschichte" ausarbeitete, in unserer Kenntnis der ältesten europäischen Tonware noch eine unüberbrückte Kluft gähnte zwischen der Ellerbekzivilisation der Litorina-Epoche und der frühesten Steingrabzivilisation der Dolmenzeit, hat sich in den unmittelbar folgenden Jahren dank neuer Entdeckungen in Dänemark diese Lücke zu schließen begonnen[2]).

[1]) „Trichterbecher" nenne ich kürzer fortan die bisher von mir mit dem langatmigen Worte „Trichterrandbecher" bezeichneten Tongefäße auf Grund folgender Erwägungen. Nach einem allgemein gültigen Gesetz deutscher Wortbildung wird bei Zusammensetzungen aus drei Wörtern das mittlere Wort ausgestoßen, sofern dadurch nicht etwa Zweideutigkeit oder offenbarer Widersinn entsteht. So sagt man Ölzweig statt Ölbaumzweig; Kalbsbrühe (Kalbsbratenbrühe); Kokosbutter (Kokosnußbutter); Rüböl (Rübsamenöl); Weißbäcker (Weißbrotbäcker); Schwefelholz (Schwefelzündholz); Nadelwald (Nadelholzwald); Sonnabend (Sonntagabend: bekanntlich rechneten die Germanen nach Nächten, nicht nach Tagen, und der Gesamttag begann mit dem Abend des vorhergehenden Tages; dieser Abendname wird dann später auf den ganzen vorhergehenden Tag selbst übertragen); Heidelberg (Heidelbeerberg), Feldsee (Feldbergsee); Zugspitze (Zugwaldspitze) usw.

[2]) S. Müller, Stenalderens lerkar (Aarböger 1916); derselbe, Stenalderens Kunst i Danmark. Kopenhagen 1918.

Digitized by Google

Die Ellerbeker Ziviliſation wird bekanntlich gekennzeichnet durch große Kruken mit ſpitzem Boden (Abb. 1), die in den älteren Muſchelhaufen erſcheinen.

Abb. 1. 1/8. Brabrand-See, Hd. Ring, Jütland. (Nach Aarböger 1916).

Im Muſchelhaufen von Sölager an der Roſkilder Föhrde auf Seeland und zwar in einer ans Ende der Ellerbekzeit gehörigen oberen Lage fanden ſich ähnlich geformte Gefäße, die aber vermöge einer leichten Einſchnürung der früher nur ein- und ausgeſchwungenen Wand bereits eine Teilung des Gefäßkörpers in Hals und Bauch aufweiſen, außerdem auch ſchon durch zwei Reihen eingedrückter Strichelchen unter dem Rande (Abb. 2) oder durch Bündel ſenkrechter Schnureindrücke auf dem Oberteil des Bauches verziert ſind (Abb. 3; vgl. Verzeichnis S. 14, Nr. 3).

Mit dieſen Formen nächſtverwandt, beſonders durch die anfangs noch ſenkrechten Bündel von Schnureindrücken, ſind ſolche Gefäße, wie ſie Abb. 4—6 (vgl. Verzeichnis S. 14, Nr. 4—6) wiedergeben, die noch ſtärker die Gliederung in Hals und Bauch betonen. Sehr bald gehen hier die Bündel ſenkrechter Schnureindrücke in ein Band mehrfacher wagrechter Schnurlinien über, das unter dem Gefäßrand hin-

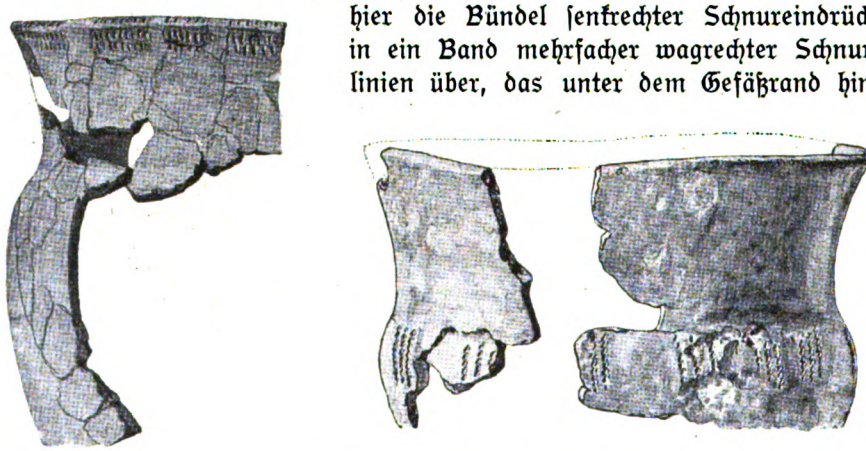


Abb. 2, 3. 1/4. Muſchelhaufen Sölager bei Roskilde, Seeland.

läuft. Auch dieſe letztgenannten Gefäße mit Schnurverzierung, von denen eines in einem flachen Erdgrabe gefunden worden iſt, fallen noch vor die Dolmenzeit, gehören alſo der Zeit des ſpitznackigen Feuerſteinbeiles an: ich nenne ſie „Urbecher". Ihr Zeichen iſt ▽.

In der oberſten Schicht des Sölager-Muſchelhaufens, alſo in noch höherer

Digitized by Google

Lage als die eben besprochenen Funde, kam eines der noch etwas jüngeren Gefäße dieses Typus vor im Verein schon mit einem dünnackigen Beile der Dolmenzeit. Diese Art zeigt niemals mehr Schnurverzierung, sondern enger gestellte, vom Hals-Bauchansatz abwechselnd teils über den Oberbauch teils

Abb. 4. 1/4. Bornholm.

Abb. 5. 1/4. Forsinge, Jütland.

Abb. 6. 1/4. Bornholm.

nur über den am Halsansatz befindlichen Bauchteil laufende eingeschnittene senkrechte Furchenbündel, das sog. „Fransenmuster".

Die bisher genannten Gefäße haben größere Maße. Nunmehr aber erscheinen auch kleinere, die dasselbe Muster senkrechter Furchen tragen,

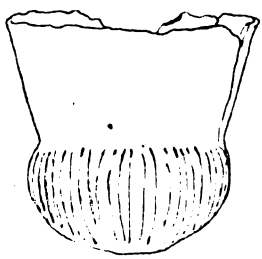


Abb. 7. Herzogtum Schleswig. Mus. Kiel.

Abb. 8. Stursbüll, Kr. Hadersleben. Mus. Hadersleben.

Abb. 7, 8. 1/3. Trichterbecher der Dolmenzeit, teils mit senkrechten Furchen, teils mit senkrechten Rippen.

jedoch eng gestellt und bis zum Boden des Gefäßes herablaufend: das sind erst die eigentlichen Trichterbecher der Dolmenzeit, wie sie ein Stück aus dem Herzogtum Schleswig darstellt (Abb. 7, Verzeichnis S. 16, Nr. 13). Zuweilen tritt an Stelle der Bedeckung mit senkrechten Furchen eine solche mit erhaben aufgelegten Rippen, so bei dem Becher aus einem Dolmen von Stursbüll Kr. Hadersleben (Abb. 8, Verzeichnis S. 15,

Digitized by Google

Nr. 12). Auch die gleichzeitigen Kugelflaschen haben zuweilen solche Rippen statt der Furchen.

Aus Schleswig-Holstein kann ich von solchen Trichterbechern des Dolmentypus noch einige weitere Abbildungen vorführen, die, wie auch Abb. 7, Herrn

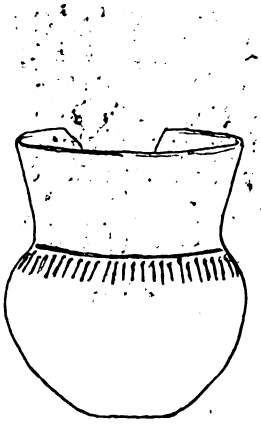


Abb. 9. 1/4. Jels, Kr. Hadersleben. Mus. Kiel. Gefunden unter Steinen.

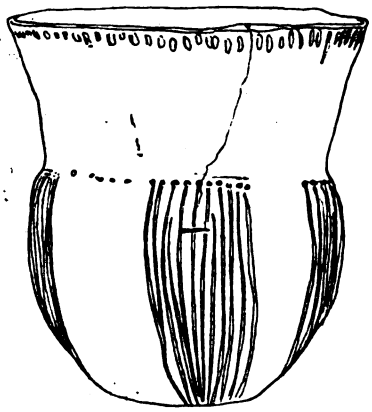


Abb. 10. 1/3. Owschlag, Kr. Eckernförde. Mus. Kiel. Gefunden beim Kiesgraben, ohne Steinkammer.

Abb. 11. 1/4. Dithmarschen, Holstein. Mus. Kiel.

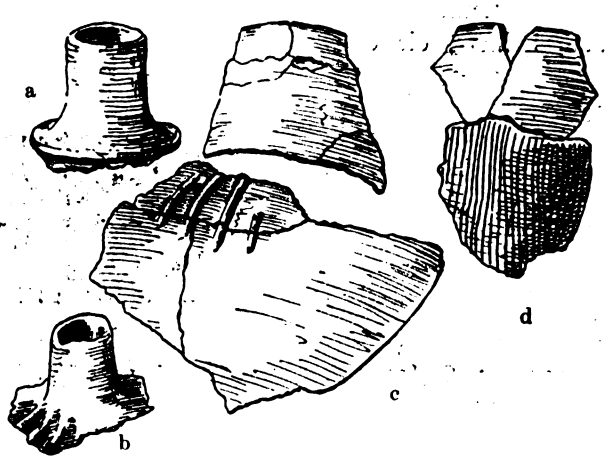


Abb. 12. 1/2. Zarrenthin, Kr. Demmin. Mus. Stettin. a, b zwei Kragenfläschchen; c Kugelflasche; d Trichterbecher.

Prof. Knorr verdankt werden. So Verzeichnis S. 15, Nr. 11 aus Jels Kr. Hadersleben (Abb. 9); S. 16, Nr. 14 aus Owschlag Kr. Eckernförde (Abb. 10); Nr. 15 aus Dithmarschen (Abb. 11). — Die Zeichnung der Bruchstücke von 4 Gefäßen aus dem oft genannten Steingrabe von Zarrenthin bei Jarmen Kr. Demmin, Vorpommern (Abb. 12, Verzeichnis S. 16,

Digitized by Google

Nr. 16), worunter sich ein alter Trichterbecher befindet, verdanke ich der bewährten Hand des Herrn Konservators Stubenrauch in Stettin [1]).

Im allgemeinen ist der Hals der Trichterbecher der Dolmenzeit so wie es bei den Urbechern (Abb. 4—6) der Fall ist, mit eingetieftem Ornament, jedoch meist in Gestalt einer Zickzacklinie, verziert. Nur ausnahmsweise erscheint er nur mit leichter Kerbung der Oberkante versehen, wie bei Nr. 2 (Sersley) und Nr. 10 (Rabelöffee) oder gar ganz glatt gelassen, wie bei Nr. 4 (Tovstrup), Nr. 11 (Jels), Nr. 13 (Hzt. Schleswig), Nr. 15 (Dithmarschen) und wahrscheinlich auch bei Nr. 16 (Zarrenthin). Nur im südlichen Gebiet seiner Ausbreitung, d. h. besonders in Schleswig-Holstein, herrscht also der unverzierte, glatte Rand bei den Dolmenbechern vor (4 : 2) und man muß darin wohl eine beginnende Entartung der alten Form erkennen.

Abb. 13. 1/2. Hegnum, A. Ribe, Jütland. Mus. Kopenhagen. (Nach S. Hansen.)

Daß diese Auffassung berechtigt ist, zeigen deutlich die Verhältnisse der Ganggrabzeit. Am Ende der Dolmenzeit findet offenbar eine starke Aus-

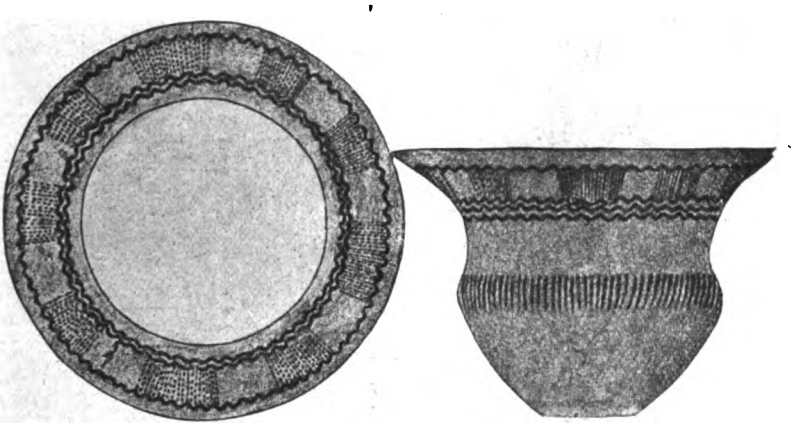


Abb. 14. 2/5. Kungsdös, Östra Vemmenhög, Schonen. Mus. Lund. (Nach S. Hansen.)

wanderung aus Schleswig-Holstein nach Nordhannover, Oldenburg, Nordostholland und Nordwestfalen statt, bezeugt

[1]) Besonders hervorgehoben werden im Verzeichnis (hier durch die Bemerkung „Abbildung folgt“) wie in der Erläuterung nur neue Abbildungen, nicht solche, die bereits im „Mannus“ oder in der „Deutschen Vorgeschichte“ oder anderswo veröffentlicht worden sind.

Digitized by Google

Abb. 15. 1/6. Denghoog, Sylt. (Nach Mastorf.)

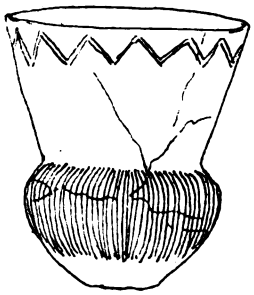


Abb. 16. 1/4. Dronninghöi b. Schuby, Kr. Schleswig. Mus. Kiel.

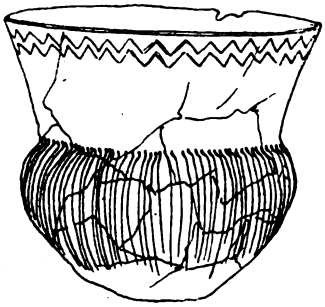


Abb. 17. 1/4. Schalkholz b. Tellingstedt, Kr. Norderdithmarschen. „Aus einem Hünengrabe". Mus. Kiel.

Abb. 18. 1/6. Molzow, Mecklenburg. (Nach Beltz.)

Abb. 19. 1/8. Gingst, Rügen.

Abb. 20. Gingst, Rügen. (Nach Seger.)

Abb. 21. 1/6. Neuenfeld, Kr. Prenzlau.

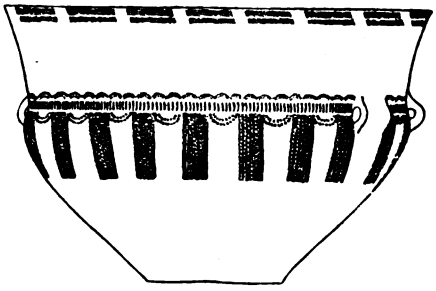


Abb. 22. 1/8. Satzkorn, Kr. Osthavelland. (Nach Brunner.)

Abb. 23. 1/8. Tangermünde, Kr. Stendal.

Digitized by Google

durch das Erscheinen einer Megalithkeramik schleswig-holsteinischer Art: hier ist nämlich der Trichterbecher mit glattem Rande fast alleinherrschend, das Zickzackband aber, zudem nur in schon breiterer, reicher Ausgestaltung oder bis auf die Schulter hinabgeglitten, seltenste Ausnahme, wie bei Nr. 25 und 28 (Giersfeld und Kl. Berßen) und bei nur zweien der 28 Drouwener

Abb. 24, 25. Etwa 1/4. Kloppenburg, Oldenburg.

Becher (Nr. 39). Der Becher von Kl. Berßen hat außerdem schon eine stärkere Schweifung des nun höher gewordenen, ausladenden Halses.

Diese Beobachtungen machen es mir zur Gewißheit, daß meine alte Auffassung von der Ausbreitung der Megalithkeramik aus Dänemark nach Nord-

Abb. 26. Fast 1/3. Dechta, Oldenburg.

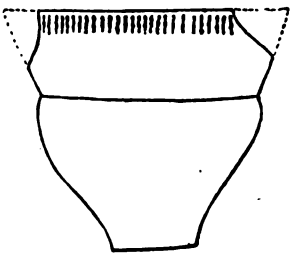


Abb. 27. Warmhof bei Mewe, Westpreußen.

westdeutschland und Holland zu recht bestehen bleibt und Sophus Müllers Anzweiflung dieser Auffassung und Neigung zu umgekehrter Ansetzung des Ausbreitungsganges, wofür er nicht den geringsten Grund anzugeben weiß, hinfällig ist: sie ist eben lediglich ein Geschöpf der „Hypothesenarchäologie", die er selbst so scharf abweist [1]), und nicht der „Beobachtungsarchäologie".

[1]) S. Müller, Oldtiden VII, S. 188.

Digitized by Google

In das wenigstens teilweise entleerte Schleswig-Holstein rückt sofort die nördlich und östlich davon wohnende Bevölkerung aus Dänemark ein. Den Beweis hierfür erbringt die Beobachtung, daß nunmehr, d. h. seit Beginn der Ganggrabzeit, in beiden Ländern (wie auch in Schonen) eine völlig übereinstimmende Entwicklung des Trichterbechers vor sich geht: starke Ausschweifung des Halses (Nr. 14 und 24) und reichere Ausgestaltung der Zickzackverzierung, die jetzt in langen, breiten, oft leiterartig gestalteten Bändern den ganzen Hals überzieht (Nr. 11, 14, 16, 18, 23), zuweilen auch durch Bündel senkrechter Linien oder Bänder unterbrochen wird (1, 9). Glatter Rand

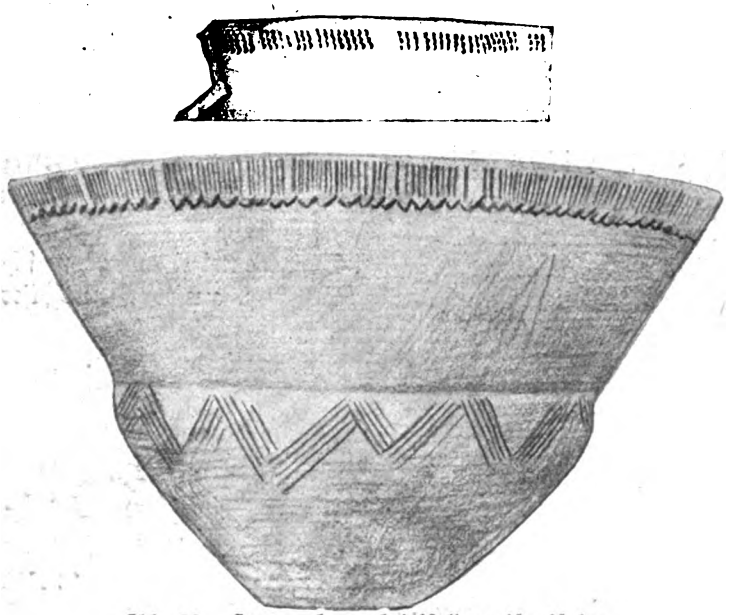


Abb. 28. Lorenzberg bei Kaldus, Kr. Kulm.
Außenansicht und innere Randverzierung.

dagegen erscheint jetzt in Dänemark wiederum nur einmal (Nr. 5), in Schleswig-Holstein nur noch viermal (Nr. 11, 12, 19, 21) unter vierundzwanzig Fundstücken, hier also fast in demselben Verhältnis (5 : 1), wie bei den Dolmenbechern Dänemarks (7 : 1; von Nr. 5 aus Aarslev ist mir die Verzierung nicht bekannt). Auch von den Ganggrabbechern kann ich dank des Entgegenkommens des Kieler Museums neue Abbildungen aus Schleswig-Holstein bringen: so von 17a aus dem Dronninghöi bei Schuby Kr. Schleswig (Abb. 16) und Nr. 20 aus Schalkholz bei Tellingstedt Kr. Norder-Dithmarschen (Abb. 17). Dagegen ist der glatte Rand vorherrschend in Mecklenburg, Vorpommern und der Uckermark; wir haben hier also genau wie in Nordwestdeutschland Abkömmlinge der schleswig-holsteinschen Dolmenart vor

Digitized by Google

uns. Ich wäre daher ebenso berechtigt gewesen, die Becher Nr. 25—35 zur Westgruppe, wie zur Nordgruppe zu zählen.

So kann es wiederum nur die dänisch-schleswig-holsteinsche Bevölkerung

Abb. 29. 1/10. Tannhofen, Kr. Hohensalza.

Abb. 30. 1/4. Bettlern, Kr. Breslau. (Nach Seger.)

Abb. 31. 1/9. Jordansmühl, Kr. Nimptsch: Grab 28; unterste Reihe: Grab 20. (Nach Seger.)

Abb. 32. Lelowice, Gouv. Kielce, Polen.

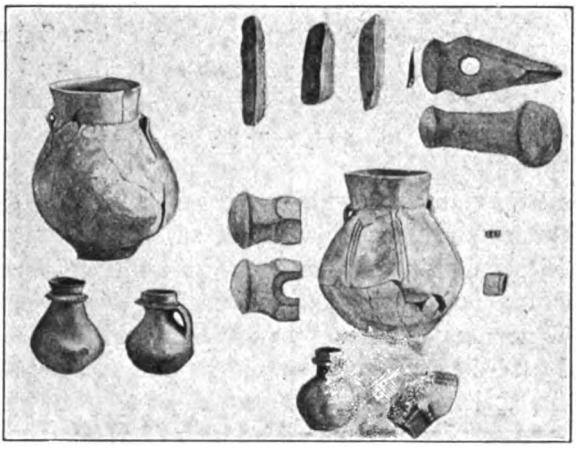


Abb. 33. Nalenczow, Gouv. Lublin, Polen.

der Ganggrabzeit, nicht die nordwestdeutsche, gewesen sein, die den Trichterbecher nach Ostdeutschland und Polen getragen hat. Denn hier besitzt er stets Randverzierung, und zwar vorzugsweise in der besonderen

Digitized by Google

Ausgestaltung, bei der oben am Rande eine fortlaufende „Strichzone", d. h. eine Reihe oder mehrere Parallelreihen schräg oder senkrecht gestellter kurzer Striche laufen, darunter dann die einfache oder mehrfache Zickzacklinie, die zuweilen nicht fortlaufend, sondern gestrichelt ausgeführt wird. Bereits im Havelgebiet, das ich zur Nordgruppe gestellt habe, begegnet uns diese Verzierungsart der Strichzonen bei Nr. 32, einer sehr großen Trichterschale aus Satzkorn Kr. Osthavelland: hier erscheinen dicht unter dem Rande zwei Reihen Schrägstriche, die in langen Gruppen angeordnet sind (Abb. 22). In Hinterpommern fehlen die Trichterbecher völlig trotz Åbergs gegenteiliger Bemerkung, in Vorpommern ebenfalls; die Angaben über den aus der Dolmenzeit stammenden Fund von Jarrenthin, über den bisher mehrere sich widersprechende Fundangaben vorlagen, da dieser Ortsname in Vorpommern mehrfach vorkommt, sind jetzt im Verzeichnis Nr. 16 richtig gestellt worden. Nur auf Rügen erscheinen zwei Trichterbecher, von denen der eine (Nr. 29) sicher der Ganggrabzeit entstammt, der andere, aus Gingst (Nr. 30, Abb. 20) durch seine überaus reiche Verzierung und den hohen Hals sich gleichfalls als nach-dolmenzeitlich erweist.

Abb. 34. 1/6. Halberstadt.

In bezug auf die Stellung der Südgruppe der Trichterbecher habe eine Zeit lang im Urteil geschwankt. Die vollkommene Unverziertheit dieser Becher könnte dazu verleiten, sie ohne weiteres als Abkömmlinge der nordwestdeutschen Gruppe aufzufassen. Doch ist dieser Gesichtspunkt nicht entscheidend, da die Entartung zu völligem Ziermangel bei jeder Gruppe und zu jeder Zeit einsetzen könnte, zumal bei starker Umsiedlung der Bevölkerung. Auch steht die Südgruppe von Böhmen und Mähren aus mit der Ostgruppe in Schlesien in recht naher Verbindung, während sie selbst am Nordostharz von der nordwestdeutschen Gruppe ungleich weiter entfernt ist. Entscheidend war für mich jedoch der meines Erachtens überzeugende Nachweis Niklassons[1]), daß die Jordansmühler Keramik sich von Schlesien über Mähren und Böhmen nach dem Saalegebiete (Rössen) ausgebreitet hat. Denn er führte mich zu dem Gedanken, daß die mit der Jordansmühler teilweise eng verschlungene

[1]) Mannus 11/12, 1920, S. 328.

Digitized by Google

nordische Bevölkerungsgruppe, die durch Trichterbecher und Kragenfläschchen gekennzeichnet wird, von Schlesien her denselben Weg über Mähren-Böhmen nach der Saale und weiter nach dem Nordharz eingeschlagen

Abb. 35. Etwa 1/2. Halberstadt. (Nach Mötefindt.)

Abb. 36. Etwa 1/2. Schadeleben, Kr. Aschersleben. (Nach Mötefindt.)

hat, ja daß sie, soweit Kragenfläschchen in Frage kommen, von hier aus noch weiter westwärts nach Hessen, Südwestfalen und der Rheinpfalz gezogen ist. Niklasson stimmte dieser meiner Auffassung brieflich zu.

Abb. 37. 1/6. Wolfen, Kr. Bitterfeld.

Abb. 38. Etwa 1/2. Halle a. S. (Nach Mötefindt.)

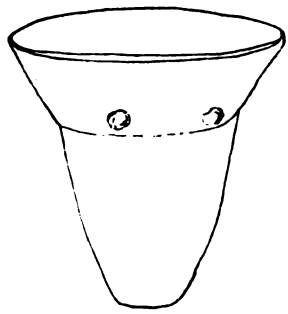


Abb. 39. 1/4. Melzow. Kr. Angermünde. (Nach v. d. Hagen.)

Auch typologische Gründe sprechen für meine Ansicht. In Polen gewinnt der ostdeutsche Trichterbecher eine besondere Form mit kurzem, ziemlich steilen Hals, unter dem sich vier Schnuröfen befinden, eine Form, wie sie

Digitized by Google

Abb. 32 zeigt und wie sie schon das Stück aus Borkowo Kr. Hohensalza (Nr. 11) genau widergibt. In Schlesien dagegen sehen wir eine Form entstehen, die eine kleine Standfläche und einen recht schlanken Unterteil erhält, der zwar noch durch die umlaufende Furche, durchaus aber nicht mehr durch Änderung der Wandungsrichtung von dem hochragenden, stark schräg ausladenden, aber nahezu ungewölbten Halse geschieden wird. Dieses Bild bietet annähernd schon der Becher von Bettlern Kr. Breslau (Abb. 30), in vollkommener Weise aber der von Trebnig Kr. Nimptsch [1]). Und weiter ermangelt dieser Becher von Trebnig bereits jeglicher Verzierung. Er entspricht also vollkommen dem Typus der Becher der Südgruppe, die in der Mehrzahl das Aussehen des einen der halberstädter Stücke (Abb. 34) haben, während das andere halberstädter Stück (Abb. 35) zu jener Minderheit der Becher der Südgruppe gehört, die gänzlich entartet sind. Nehmen wir schließlich noch hinzu, daß die schlesischen Becher und die des Haupttypus der Südgruppe auch den Zug gemeinsam haben, daß sie öfters hufeisenförmige Leisten an Stelle der Schnuröse tragen (Abb. 31 oben links und Abb. 34), so dürfte auch der typologische Beweis erbracht sein, daß die Südgruppe ein Abkömmling der schlesischen Gruppe ist.

Ich benutze die Gelegenheit, um als Nachtrag die Mitteilung eines ganz neuen Fundes zu bringen; das Museum für Völkerkunde zu Berlin soll einen Trichterbecher, der nur mit einer Reihe schräger Randstriche verziert ist, also von ostdeutscher Form, aus Dettersfelde Kr. Guben erworben haben. Dieser Fund ist um so bemerkenswerter als er aus der in der Steinzeit äußerst unergiebigen Niederlausitz stammt. Ferner ist mir erst jetzt ein Trichterbecher von annähernd halberstädter Form, also zur Südgruppe gehörig, in der Sammlung des Herrn Kapellmeisters Walther Götze in Geuz bei Köthen bekannt geworden, der aus Werdershausen a. d. Fuhne, Kr. Köthen, Anhalt, stammt.

[1]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift 1916. N. F. VII, S. 43, Abb. 184; vgl. S. 48.

Digitized by Google

Krantas und Jurabecken in Ostpreußen.

Veraltete Anschauungen der Geologie und Vorgeschichte.

Von Dr. Heß von Wichdorff, Preuß. Bezirksgeologen in Berlin.

Mit einer Abbildung im Text.

Im nördlichsten Teile von Ostpreußen, in der Gegend des Kurischen Haffes, der Kurischen Nehrung und des Memeldeltas, bieten sowohl die geologischen Verhältnisse wie die vorgeschichtlichen Funde den Fachgelehrten ein ungemein dankbares Feld der Tätigkeit. Die Erkenntnis der sehr mannigfaltigen geologischen Vorgänge und Ablagerungen in diesen Gegenden ist soeben nach jahrelangen Forschungen zum Abschluß gelangt[1]) und auch die Fülle der unendlich vielseitigen vorgeschichtlichen Funde, die von der jüngeren Steinzeit bis in die spätheidnischen und christlichen Zeiten reichen mit ihren zahllosen Gräberfeldern und Fundstätten, die in diesem uralten Grenzlande dereinst wichtige Schlüsse über die Kulturzustände, den Handel und den jeweiligen Machtbereich auch der nördlich wie östlich benachbarten Volksstämme liefern werden, ist namentlich seitens der Altertumsgesellschaft Prussia schon eingehend bearbeitet worden und hat bereits sehr wertvolle Ergebnisse gezeitigt.

Naturgemäß war schon seit langem die Vorgeschichte in einem so vielseitigen und schwierigen Gebiet bemüht, auch die geologischen Erkenntnisse nutzbringend zur Klärung der vorgeschichtlichen Verhältnisse anzuwenden. Diese scheinbare Unterstützung fand die Vorgeschichte zunächst in der nun seit 87 Jahren bestehenden „Krantas"-Theorie.

Unter dem litauischen Namen „Krantas" (zu deutsch: „Ufer) versteht man die Erscheinung im Kurischen Haff, daß vom Uferstrand aus der Boden des Haffes zunächst unter einer ganz geringen Wasserbedeckung, die von $^1/_3$ m bis $1^3/_4$ m ansteigt, sich ganz allmählich und fast unmerklich senkt und also

---

[1]) H. Heß v. Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung 1919. (Abhandlungen der Preuß. Geologischen Landesanstalt in Berlin, Neue Folge Heft 77.)

Digitized by Google

eine flache Randzone eine ziemlich weite Strecke lang in das Haff hinein besitzt, um dann plötzlich mit steiler Böschung um 1—3 m nach der etwas tieferen Haffmitte abzufallen. Dieser plötzliche Abfall ist allen Fischern wohl bekannt und führt den Namen „Krantas".

Der Krantas ist wohl zuerst[1]) von dem hier tätigen Oberfischmeister Beerbohm im Jahre 1833 eingehend beschrieben und schon als Beweis einer früheren Landsenkung aufgefaßt worden. Später hat 1864 der bekannte Naturforscher J. Schumann diese Angaben geprüft, die Untersuchungen weitergeführt und festgestellt, daß die gleiche Erscheinung auch im Frischen Haff vorhanden ist und dort von den Bewohnern der Küste „die Schaar" benannt wird. Auch er betrachtet den Steilabfall in den Haffen, der als fortlaufende Böschung zwischen dem flachen Haffgrund der Uferzone und dem tiefen Inneren des Haffes in vielen Teilen der Haffe nachweisbar ist, als Beweis einer Landsenkung, als eine ehemalige versunkene Kliffküste[2]). Schließlich hat der sonst so verdienstvolle Diluvialgeologe G. Berendt im Jahre 1869 das gesamte Material der Krantasfrage so bestimmt in gleichem Sinne ausgewertet und den Beweisen für die von ihm behaupteten mehrfachen Senkungen und Hebungen dieses Gebietes angegliedert, daß diese Theorie 50 Jahre lang unangefochten bestanden hat, ehe sie 1919 endgültig widerlegt wurde. In seiner Geologie des Kurischen Haffes[3]) und in einer späteren kleineren, aber ungemein überzeugend geschriebenen Schrift[4]) ist G. Berendt dann noch weiter gegangen; er sagt mit außerordentlicher Bestimmtheit: „Noch heute bezeichnet der anwohnende Litauer und namentlich die dortigen „Fischer, die nicht selten unaufgefordert ihre Meinung dahin aussprechen, „daß das Land früher einmal bis zu diesem Steilabfall im Haffboden gereicht „habe, denselben mit dem Namen Krantas (d. h. Ufer, Rand); und entweder „ist diese Bezeichnung aus unbewußtem richtigen Verständnisse „des oft überraschend scharf denkenden Litauers entstanden „oder wir haben es hier wirklich mit einer Überlieferung zu „tun und die ehemaligen Vorfahren jener Uferbewohner haben „das alte Ufer als solches noch wirklich gekannt." Mit dieser so sicher ausgesprochenen Behauptung hatte Berendt den Sprach- und Vorgeschichtsforschern die Möglichkeit einer geologischen Zeitbestimmung für das

---

[1]) Beerbohm, Nachricht über die Uferbefestigungsarbeiten des Försters Tanscheit. (Preußische Provinzialblätter, Band X, 1833, S. 112.)

[2]) Julius Schumann, Über Hebung und Senkung der südlichen Küste des Baltischen Meeres. Aufsatz erschienen 1864. (Abgedruckt in : J. Schumann, Geologische Wanderungen durch Altpreußen, Königsberg 1869, S. 160—171.)

[3]) G. Berendt, Geologie des Kurisches Haffes (Königsberg 1869, S. 62—63).

[4]) G. Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit 1871—1872. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holzendorff, VI. Serie, Heft 142, S. 32.)

Digitized by Google

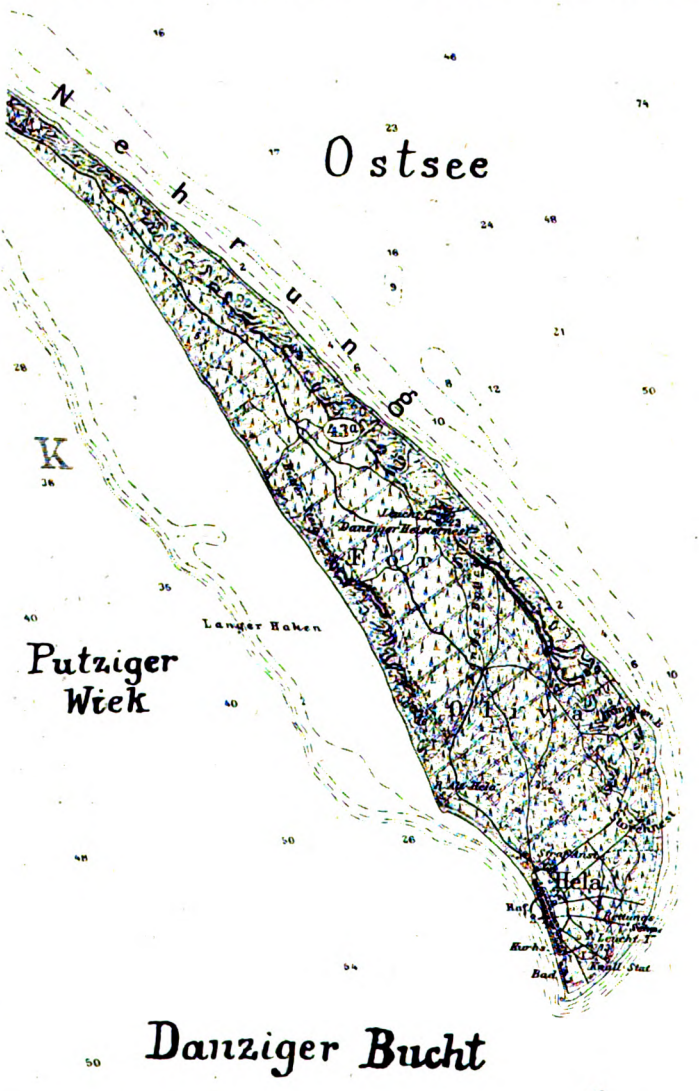
Alter des litauischen Volksstammes in diesen Gegenden nahegelegt. Auf die Autorität Berendts gestützt, hat dann der ausgezeichnete Königsberger Forscher Adalbert Bezzenberger diese Theorie für seine Sprach- und Vorgeschichtsforschungen übernommen und sie seitdem vertreten[1]). Über seine Gründe dafür spricht Bezzenberger in seinem Buche „Die kurische Nehrung und ihre Bewohner" (Stuttgart 1889 S. 178 [18]) sich folgendermaßen aus: „Man wird vielleicht tadeln, daß ich trotzdem ausführlich über sie (diese Theorie) „referiert habe und daß ich ihr nichts Selbständiges entgegenstelle. Ich würde „darauf erwidern, daß Selbständigkeit in geologischen Fragen von mir nicht „zu verlangen ist; daß Berendt der einzige ist, welcher die Gesamtentwicke„lung der kurischen Nehrung geologisch behandelt hat und daß jene Theorie „so geistvoll und bahnbrechend ist und so vieles von bleibendem Werte ent„hält, daß auch in Zukunft niemand über sie hinwegblicken darf." Es kann nicht die Rede davon sein, daß einem so bedeutenden und kritischen Gelehrten wie Bezzenberger aus dieser Stellungnahme ein Vorwurf erwachsen kann. Tatsächlich war sein Gewährsmann G. Berendt ein so tiefgründiger und ernster Diluvialgeologe, daß seine fruchtbare Tätigkeit im allgemeinen ungemein anerkennenswert bleiben wird. In der Krantas-Frage allerdings ist Berendt das Opfer eines schweren Irrtums geworden. Da zu seinen Zeiten die Seenforschung überhaupt noch nicht bekannt war, ist ihm die falsche geologische Deutung des „Krantas" als versunkene Kliffküste nicht besonders zur Last zu legen. Wohl aber hat er durch die Aufnahme des auffälligen litauischen Namens „Krantas" für eine, wie wir sehen werden, so alltägliche geologische Erscheinung ein halbes Jahrhundert lang die Gelehrten mehrerer Wissenschaften über die Bedeutungslosigkeit der Sache hinweggetäuscht und durch seine weit über die geologischen Grundlagen hinausgehenden allgemeinen Folgerungen benachbarte Wissenschaften in den Bann seiner Krantastheorie mit hineingezogen. Da noch in neuester Zeit gerade auf vorgeschichtlichem Gebiet die Krantasfrage dauernd eine Rolle spielt (z. B. in E. Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, 1918), erscheint es hier nötig, die geologisch nachgewiesene Unhaltbarkeit der Krantastheorie auch in vorgeschichtlichen Kreisen darzutun, damit dieser zu Mißdeutungen Anlaß gebende Ausdruck nunmehr ganz aus der deutschen Wissenschaft verschwindet.

Wie stellt sich nun die geologische Wissenschaft gegenwärtig zur „Krantas"-Frage? Zunächst findet sich die flache Uferzone mit dem steilen Abfall nach dem Haffinneren zu nicht nur auf das Kurische Haff beschränkt, sondern ist ebenso, worauf schon J. Schumann hingewiesen hat, im Frischen Haff vorhanden. Noch besser ist, worauf hier als vollkommen neue Beobachtung aufmerksam gemacht sei, diese Erscheinung in der Danziger Bucht an der Halb-

[1]) A. Bezzenberger, Bemerkungen zu dem Werke von A. Bielenstein über die ethnologische Geographie des Lettenlandes. (Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Neue Folge IV (36), 1895, S. 467—508.)

Digitized by Google

inſel Hela ausgeprägt, wo die flache Uferzone mit $^1/_3$—2 m Waſſertiefe in 1—$1^1/_2$ Kilometer Breite auf einer Strecke von 11 Kilometern (von Danziger Heiſternest bis zur Ruine Alt-Hela) in die Danziger Bucht vorſpringt, um



Uferſchar mit Steilabfall (Krantas) an der Halbinſel Hela. (Maßſtab 1 : 100000).

dann ganz plötzlich in einem außerordentlich ſteilen Abfall von 2 m auf 26 bis 40 m Tiefe abzuſinken (ſiehe Abb.). Hier ſtellt der bisher ſog. Krantas alſo einen 24—38 m hohen jähen kilometerweit zu verfolgenden Steilabfall

Digitized by Google

in der Danziger Bucht dar, gegen den der 1—3 m hohe Steilabfall des Krantas im Kurischen Haff und der Schaar im Frischen Haff ganz unbedeutend erscheinen.

Nun ist diese eigentümliche Bildung nicht nur auf die Haffe beschränkt, sie findet sich vielmehr ganz in derselben Ausbildung überall im Landesinneren bei allen Binnenseen sowohl bei großen wie bei kleinen Seen wieder. Jeder Binnensee besitzt entlang des Ufers eine bald mehr bald minder breite flache Zone, in der auch des Schwimmens Unkundige ohne Gefahr baden können. Dieser flache Badestrand ist bald sehr schmal bald bis mehrere hundert Meter breit, stellenweise fehlt er überhaupt ganz, erfahrungsgemäß meist dort, wo steile Uferberge unmittelbar an das Seeufer herantreten.

Die seit mehreren Dezennien eifrig tätige Seenforschung hat ergeben, daß diese flache Strandzone durch die Wellentätigkeit des Wassers und den natürlichen Auswurf des bei Sturm vom Grunde des Sees aufgewühlten Sandes als flach mit Wasser bedeckte Randbildung am Ufer eines jeden Sees sich ablagert und mit steiler Böschung nach den tieferen inneren Teilen des Sees abfällt. Man bezeichnet diese allgemeine Naturerscheinung in der Seenkunde als „Uferschar" und den steilen Abfall der Schar nach den tieferen Teilen des Sees als „Scharkante", welch' letzterer Ausdruck mithin dem Krantas entsprechen würde.

Eine solche flache Uferschar mit ihrer steilabfallenden Scharkante ist also eine allgemeine geologische Erscheinung, die sich in jedem geschlossenen See- und Wasserbecken von selbst bildet, und zwar stets unter Wasserbedeckung. Diese Bildung kann nie auf andere Weise entstehen. Insbesondere weist sie niemals darauf hin, daß der Wasserspiegel des betreffenden Seebeckens ursprünglich niedriger gewesen und das Land also inzwischen gesunken sei. Infolgedessen kann diese Scharkante auch niemals ein Steilufer an einem früheren flacheren See gewesen sein, wie Berendt annimmt. Wenn Berendt dann noch weitergehend andeutet, daß der litauische Name Krantas (Ufer, Rand) „entweder aus unbewußtem richtigen Verständnis des oft überraschend „scharf denkenden Litauers entstanden ist oder daß wir es hier wirklich mit „einer Überlieferung zu tun haben und die ehemaligen Vorfahren jener Ufer„bewohner das alte Ufer als solches noch wirklich gekannt haben," so ist diese zwar auf den ersten Blick recht bestechende und zum Nachdenken anregende Annahme aus der jetzigen geologischen Erkenntnis des Baues und der Vorgänge in unseren Binnenseen wie in unseren Haffen unbedingt abzulehnen, da selbst die geologische Grundlage sich als irrig erwiesen hat, auf der dann erst diese weitergehenden allgemeinen Folgerungen erwachsen waren.

Die moderne Seenkunde kennt nur einen Fall — und zwar den umgekehrten Fall —, wo diese flache Strandzone mit ihrer steilen Scharkante zum Nachweise der Niveauveränderung eines Wasserbeckens herangezogen werden kann. Wenn nämlich durch künstliche oder geologische Vorgänge eine Senkung des Wasserspiegels, also eine relative Hebung der Uferzone, stattfindet, dann

Digitized by Google

tritt die ehemalige flache Uferzone mit ihrem Steilabfall (der Scharkante) am trocken gelegten Ufer als Terrasse mit steilem Uferrand zutage. Das zeigen u. a. ausgezeichnet zwei masurische Binnenseen, deren Wasserspiegel man vor ungefähr 50 Jahren (in den Jahren 1867 und 1868) künstlich gesenkt hat, um ihre sumpfige Umgebung zu entwässern und urbar zu machen. Der damals durch einen Entwässerungskanal um 8 Fuß gesenkte Widminner-See wie besonders der gleichzeitig um 18 Fuß gesenkte Szonstag-See in Masuren zeigen heute an ihrem trocken gelegten Ufer die ehemalige flache Uferschar mit ihrem Steilabfall, der Scharkante, als deutliche Terrassen mit Steilufer am heutigen Uferrande emporragend. Auf dieses klassische Beispiel hat zuerst F. Kaunhowen treffend hingewiesen. Die norddeutsche Diluvialgeologie kennt übrigens diese Erscheinung nicht nur als künstliche, durch menschliche Eingriffe erzeugte Bildung. Vielmehr treten gerade in demselben masurischen Seengebiet die gleichen Erscheinungen auch als alte natürliche geologische Vorgänge auf. Große Seenbecken, wie z. B. der Goldapgarsee und die Seen des Mauerseegebiets weisen nicht nur eine, sondern mehrere modellartige Terrassen mit Steilgehängen an ihren hohen Uferrändern auf, welche sich deutlich als ehemalige Uferscharen mit ihren zugehörigen Scharkanten kennzeichnen. F. Kaunhowen und P. G. Krause haben zuerst diese alten Seenterrassen erkannt und beschrieben. Diese Seen waren in der letzten Phase der Eiszeit in der allgemeinen Abschmelzungsperiode auf großen Spalten und Klüften im Inlandeis entstanden und waren zuerst noch durch die starken Wassermengen des schmelzenden Eises, das sie noch rings umgab, angestaut, wobei sich allmählich Uferscharen bildeten. Dann sank mit zunehmender Abschmelzung des rings bestehenden Eismantels und Freiwerden von Abflußgelegenheit auf immer breiter werdenden und ausschmelzenden Spalten nach benachbarten niedrigeren Seenbecken der Wasserspiegel ruckweise unter Bildung neuer Uferscharen und Scharkanten, bis der See dann nach völligem Abschmelzen des Inlandeises etwa in heutiger Höhenlage zurückblieb. Übrigens sind gerade bei den erwähnten Seen jene Abflußtäler als heute trockene eingesenkte Talzüge noch erkennbar, welche den höher angestauten Wassern bei Freiwerden von Verbindungswegen nach niedriger gelegenen Seenbecken zum natürlichen Abfluß dienten und damit die bisherigen Uferscharen als trockene Terrassen aus dem Seebecken heraustreten ließen. Diese Vorgänge in den letzten Phasen der Eiszeit hat der Verfasser in einer umfangreichen Arbeit über das „Masurische Interstadial" im Jahre 1914 nach eingehenden jahrelangen Sonderstudien ausführlich dargelegt.

Aus diesen Auseinandersetzungen ergibt sich, daß die Uferschar und die Scharkante von geschlossenen Wasserbecken nur dann als Beweis von Niveauveränderungen eines Seebeckens geologisch sicher begründet ist, wenn durch Senkung des Wasserspiegels diese Uferschar mit ihrer Scharkante am trocken gelegten festen Ufer als Terrasse zutage tritt. Umgekehrt kann aber eine

Digitized by Google

unter Wasser befindliche Uferschar mit ihrer Uferkante niemals als eine versunkene Klippküste oder als Beweis für eine Landsenkung angesprochen werden.

Aber nicht nur der heutige Stand der Seenkunde läßt die Unhaltbarkeit der Krantastheorie klar erkennen. Gerade die umfangreichen geologischen Untersuchungen des Verfassers in den Jahren 1908—1914 haben ferner festgestellt, daß entgegen den bisherigen Annahmen die Kurische Nehrung unter den heute noch bestehenden Niveauverhältnissen der Ostsee entstanden ist und durch keinerlei Hebungen noch Senkungen bedingt ist, welche überhaupt im ganzen Gebiet des Kurischen Haffes nirgends nachweisbar sind. Danach ist die nahezu hundertjährige Krantas-Theorie geologisch in keiner Weise mehr aufrecht zu erhalten und die Vorgeschichte ist gezwungen; sie ebenfalls aufzugeben. Übrigens hat die Vorgeschichte um so mehr Grund, sich von dieser irrigen Lehre abzuwenden, als gerade der Hauptpunkt, auf den die Vorgeschichte Wert legt — das hohe Alter des Krantas — durch die neuesten geologischen Forschungen eine recht eigenartige Beleuchtung erfahren hat. Der Krantas ist nämlich keineswegs eine uralte, festliegende Linie, sondern eine durch die dauernden Absätze des Memelstromes im Haffe und das Wachstum des Memeldeltas nach dem Haffinneren zu sich langsam fortbewegende Scharkante, die in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen starke Lageveränderungen aufweist. Die Ufer des Kurischen Haffes zeigen in seinem ganzen Umfange, wie sorgfältige Kartenvergleiche der Meßtischblätter von 1869 und 1910 dargetan haben, in diesem halben Jahrhundert so auffällige und bedeutende Veränderungen, wie man sie nicht für möglich gehalten hätte. Nebeneinander treten starker Uferabbruch und an anderer Stelle bedeutende Anschwemmungen auf. So wurden in 50 Jahren z. B. südwestlich des Skielwieth-Hakens auf einer Strecke von 1 Kilometer rund 100—170 m Breite der Nehrung abgespült und am Skielwieth-Haken und Caspalege-Haken wieder angetrieben. Das Eintreiben von Flugsand aus den Wanderdünen in das Haff ist so bedeutend, daß die vorspringenden Landzungen am Haffe in 50 Jahren erheblich ins Haff vorgewachsen sind, und zwar der Bullwikhaken, der Preilsche Haken und der Ziegenhaken je 500 m, der Caspalege-Haken nördlich von Pillkoppen sogar 600 m in dieser Zeit in das Haff weiter vorgerückt sind. Da außer den Absätzen der ins Haff mündenden Flüsse noch eine Reihe weiterer geologischer Umstände an diesen Veränderungen mitwirken, wie z. B. die stellenweise sehr wechselnde Menge des in das Haff eingetriebenen Flugsandes, die übrigens im ganzen einen sehr bedeutenden Umfang erreicht, und die starken Fortbewegungen der abgelagerten Sandmengen infolge des eigentümlichen Naturvorgangs des Ein- und Ausstroms im Mündungsgebiet des Haffes bei Memel, so ist ein gleichmäßiges Gesetz für die Küstenveränderungen am Haff, die vor allem auch von dem Wechsel der Windverhältnisse und deren Stärke abhängen, unmöglich festzustellen. Die scheinbar völlig unregelmäßigen Veränderungen hängen natürlich von den örtlichen Umständen und dem

Digitized by Google

Vorwiegen des einen oder anderen geologischen Faktors ab, worauf z. B. zurückzuführen ist, daß der Neegelnsche Haken im Gegensatz zu den anderen Landzungen nahezu unverändert geblieben ist. Bei dem fortwährenden Uferabbruch, Anlagerung neuer Absätze und Wiederfortbewegung derselben ist eine dauernde Lageveränderung der Haffküste und namentlich auch des Krantas unvermeidlich. So ist z. B. das Haffufer an der Mündung des Nemonienflusses im Laufe der letzten 50 Jahre um 350—600 m[1]) je nach Entfernung von der Mündungsstelle vorgerückt und dementsprechend auch die Scharkante, der sog. Krantas. Damit ergibt sich, daß der Krantas im Gegensatz zu dem bisher angenommenen hohen Alter eine sich ewig umgestaltende, bald zerstörte, bald an anderer Stelle wieder abgelagerte ganz jugendliche Haffbildung ist.

Einen ganz gleichartigen Fall wie die Krantas-Theorie bildet die ebenfalls von dem Diluvialgeologen G. Berendt stammende Theorie vom Jurabecken. In seiner bereits oben zitierten Schrift „Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit", die, wie schon erwähnt, in glänzend beredtem Stil außerordentlich überzeugend geschrieben ist, aber in der Begeisterung über die wirklichen geologischen Tatsachen weit hinausgeht und schließlich wieder zu falschen Schlüssen auf sprachwissenschaftlichem und vorgeschichtlichem Gebiet führt, schildert Berendt das weite, seenartig erweiterte ebene Talsandbecken, welches sich am Memelstrom zwischen der russischen Grenze und dem Willkischker Höhenzug bei Obereyßeln ausdehnt. Es ist ein ziemlich ebenes Talsandgebiet in einer Höhenlage von nur 20—30 m über dem Meeresspiegel, fast in seiner ganzen Ausdehnung bewaldet (staatliche Forsten Trappönen, Wischwill, Jura und Schmalleningken), bald mit eingesenkten kleineren Mooren, bald von aufgesetzten höheren Parabeldünenketten durchzogen. Dieses weite abgeschlossene Talsandgebiet zwischen der russischen Stadt Georgenburg und dem Willkischker Höhenzuge, an dessen Ostfuß der Jurafluß entlangzieht, im Süden begrenzt von dem Flußlauf der Scheschuppe, ist ein typisches Staubecken aus der letzten Abschmelzperiode der Eiszeiten, welches sich an dem Endmoränenrücken der Willkischker Berge (zwischen Ober-Eyßeln und Ragnit) gebildet hat, genau wie dies in gleichen geologischen Fällen in der Regel geschieht. Das diluviale Staubecken, das man allgemein als Jura-Staubecken bezeichnen könnte nach dem Vorgange G. Berendts (ohne allerdings damit irgendwelche sprach- und vorgeschichtlichen Zusammenhänge zu konstruieren) hatte nach Süden zu, zunächst der Scheschuppe folgend, dann zwischen Juckstein und Lobellen in ein eigenes, immer schärfer ausgeprägtes Tal nach Kallwellen zu übergehend, ein Urstromtal als natürlichen Abfluß der angestauten Schmelzwässer des Inlandeises. Fast immer gleich breit bleibend, zieht dieses Urstromtal durch den ganzen Norden Ostpreußens, bald als

[1]) F. Kaunhowen, Die geologischen Verhältnisse der Gegend von Nemonien, Ostpreußen (Jahrb. d. Geolog. Landesanstalt in Berlin für 1911, Bd. 32, Teil II, S. 290).

Digitized by Google

Trockental, dann nacheinander die Inster, den Pregel, die Alle und Deime in sein großes Tal aufnehmend, über Kraupischken, Insterburg, Wehlau, Tapiau nach Königsberg, um am Frischen Haff wieder in ein ehemaliges Staubecken am Fuß der Samländischen Endmoräne zu münden. Mit Recht weist G. Berendt auf das in großen Teilen seines Laufes immer gleich breit bleibende, tief eingeschnittene Tal dieses Urstroms hin, in dem die verschiedenen eben genannten Flüsse „aus schmalen, unbedeutenden Seitentälern" kommend, „einer Maus im Zimmer" vergleichbar, herumirren, sich nur in dem Talbette, das sie nie selbst gegraben, „einst nur als Nebenflüßchen des uralten Stromes eingerichtet haben". Berendt nimmt nun an, daß der Memelstrom ursprünglich dieses ganze alte Urstromtal benutzt habe und also, wie heute der Pregel, bei Königsberg in das Frische Haff gemündet sei, ehe er die Barre der Willkischker Berge, zwischen Obereyssseln und Ragnit, das jetzige enge, tief in die Berge eingeschnittene Durchbruchstal, durchsägt hätte. Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß der Memelstrom ebenso wie alle die genannten heute in das alte Urstromtal fließenden Flüsse zeitlich bedeutend jünger ist als das Urstromtal, das lange Zeiten zweifellos trocken lag, nachdem sich die Schmelzwasser des Inlandeises endgültig verloren hatten. Andererseits sucht natürlich jeder Fluß, ehe er Berghindernisse durchbricht, bereits bestehende, tiefeingeschnittene Talzüge zu benützen, wie das Beispiel der Inster, des Pregels, der Deime und Alle ja ebenfalls deutlich erweisen. Es muß aber bis jetzt mangels jeden geologisch sicheren Beweises dahin gestellt bleiben, ob der zweifellos jüngere Memelstrom jemals dieses alte Urstromtal ganz oder teilweise benutzt hat. Eine solche Feststellung kann nur durch Sondererforschung des ganzen Talzuges des Urstromtales erfolgen. Durch das trocken liegende Jurastaubecken hat er sich allerdings seinen Weg gebahnt, den er noch heute verfolgt.

Wann der Durchbruch des Willkischker Höhenzuges erfolgt ist, ist geologisch bisher nicht festzustellen. Es ist aber ebenso auch nicht von der Hand zu weisen, daß der Memelstrom, als er in diese Gegend seinen Lauf nahm, gleich von Anfang an dieses Hindernis durchbrach und von jeher in die Meeresbucht mündete, an deren Stelle heute das Kurische Haff und das Memeldelta sich erstrecken, denn es steht geologisch fest, daß dieser Memeldurchbruch zwischen Obereyssseln und Ragnit bereits vor Entstehung der Kurischen Nehrung bestanden haben muß, ebenso wie vor Entstehung des Memeldeltas, das ja dem Flußschlick des Memelstroms sein Dasein verdankt. Mit dieser Feststellung rückt das Alter jenes Durchbruchs aber außerordentlich weit zurück, nicht nur in vorgeschichtliche Zeiten, sondern weit darüber hinaus in Zeiten, da der Mensch in diese Gegenden noch nicht vorgedrungen war. Die Parabeldünen, die bis 1763 (ehe die Wanderdünenbildung begann) in gewaltigen Zügen die einzige bergige Dünenform der Kurischen Nehrung bildeten, waren seit vorgeschichtlicher Zeit bis 1763 dauernd bewaldet. An

Digitized by Google

mehr denn 100 Fundstellen hat man oben auf dem alten Waldboden, der die Parabeldünen in zusammenhängender Decke bekleidet, zahllose charakteristische Funde aus der spätneolithischen Periode gemacht, wobei einwandfrei festzustellen ist, daß der spätneolithische Mensch in den Wäldern auf den Parabeldünen der Nehrung zweifellos dauernd ansässig war und seine Steinwerkzeuge an Ort und Stelle selbst herstellte, denn es fanden und finden sich noch zahlreiche Bohrkerne neben den durchbohrten Steinäxten. Mithin waren bereits vor mehr als 4000 Jahren die Parabeldünen in Jahrtausende lang unverändertem, bewaldeten Zustande vorhanden und wir wissen nicht, wie viel weitere Jahrtausende zurück sie bereits bestanden, ehe der spätneolithische Mensch sich hier ansiedelte. Die Parabeldünen aber hatten sich in langen Zeiträumen zuvor als aufgesetzte wandernde Dünenkuppen auf der Flugsandebene der Nehrung fortbewegt und angesammelt, ehe sie das endgültige End- und Ruhestadium der Parabeldünen erreichten. Vorher hatte sich ebenfalls im Laufe gewisser Zeiten die Flugsandebene gebildet; noch früher bedurfte es ebenfalls langer Zeiträume, ehe der Sockel der Nehrung bis zum Meeresspiegel sich emporbaute. Schließlich war sicherlich lange Zeit nötig gewesen, ehe die mächtigen abwechselnden Ablagerungen von Ostseesanden und andererseits Süßwasser-Haffabsätzen sich absetzten, welche durch die Wechselwirkung von See und den Sinkstoffen der ins Haff mündenden Flüsse (vor allem dem Memelstrom) zum Niederschlag gelangten. Alle diese verschiedenen Stadien, die gewiß lange Zeiträume beanspruchten, hatte die Nehrung bereits vor der spätneolithischen Zeit durchschritten. Die Summe dieser Jahrtausende, die nicht annähernd festzustellen ist, würde nun auch das Mindestalter des Memeldurchbruchs zwischen Obereyßeln und Ragnit bezeichnen; hieraus ergibt sich klar, wie bereits oben angedeutet, daß das Alter jenes Memeldurchbruchs, und damit des heutigen Laufes des Memelstromes, weit über vorgeschichtliche Zeiten hinausreicht und in Zeiten vor sich ging, in denen der Mensch in diesem Gebiet noch nicht vorhanden war. Das Jurastaubecken ist natürlich noch bedeutend älter, da es sich bildete, ehe der Memeldurchbruch vorhanden war. Dieses durch die neuen geologischen Untersuchungen auf der Kurischen Nehrung gewonnene Ergebnis steht nun in vollkommenem Gegensatz zu der Jurabecken-Theorie Berendts. Berendt sagt in dem Aufsatz: „Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit" auf die von ihm aufgeworfene Frage: „Wann „mögen wohl in diesem Jurabecken, anstatt dieser Forsten und der sie durch„ziehenden Wiesentäler, wohl die Wogen eines Sees hier geflutet haben?": „Das den westlichen Rand des alten Sees bezeichnende Flüßchen trägt den „Namen Jura oder, wie der dortige Litauer allgemein sagt, „die jur"; die „den Mittelpunkt des Beckens erfüllende Forst führt denselben Namen und „das am oberen Ende gelegene russische Städtchen die Benennung Jurbork, „die ich gleichfalls glaube von demselben Stamme herleiten zu dürfen, wenn „auch die jetzt gangbare Übersetzung des Städtenamens bei den Deutschen

Digitized by Google

„Georgenburg ist. Nun heißt aber preußisch jurian, litauisch júreo, lettisch „juhra: das Meer, das große Wasser und dient nur zur Bezeichnung der Ost„see. Hier aber trägt, um nur bei dem einen Eigennamen der Jur oder des „Jurafluſſes zu bleiben, ein verhältnismäßig ganz unscheinbares Flüßchen „diesen Namen, aber ein Flüßchen, das auf ein paar Meilen Länge genau an „der Stelle fließt, wo von Westen her der große alte Binnensee, das große „Wasser (juhra) begonnen haben muß. Der Schluß daraus dürfte schwerlich „zu kühn sein, daß die Ureinwohner des Landes das große Wasser (juhra) „hier noch gekannt haben. Noch interessanter gestaltet sich die Sache, wenn „man berücksichtigt, was von Sprachkundigen bereits ehe diese Verhältnisse „bekannt wurden, erörtert worden, daß das alte Wort juhra in der litauischen „Sprache nur eine Hinterlassenschaft des verdrängten finnischen Stammes „ist und sich nur in dem jakutischen Worte wiederfindet. Der demgemäße „Schluß wäre also, daß eben dieser verdrängte finnische Stamm die Urein„wohner gewesen, die den großen Jurasee noch gekannt."

Auch hier erkennen wir wieder, daß Berendt weitgehende Folgerungen auf völkerkundlichem und geschichtlichem Gebiet zieht, die durchaus in keinerlei Beziehungen zum tatsächlichen geologischen Befund stehen. Die Geologie muß diese Folgerungen als durchaus irrig bezeichnen, da

1. das Jurabecken ein typisches Staubecken aus der Abschmelzperiode der letzten Eiszeit darstellt, einer Zeit, in der das Auftreten des Menschen in jenen Gegenden weder erwiesen noch überhaupt wahrscheinlich ist.
2. die chronologische Aufeinanderfolge der geologischen Vorgänge auf der Kurischen Nehrung, die in ihrer ältesten Periode bereits das Vorhandensein des heutigen Memelstromes und seines Durchbruchs bei Obereyssseln-Ragnit bedingen, bereits für diesen Memeldurchbruch ein so hohes Alter ergibt, daß dieses unbedingt bereits vor die vorgeschichtliche Zeit Ostpreußens fällt. Das Jurabecken ist aber noch unendlich viel älter als dieser Durchbruch, infolgedessen es erst recht in die Zeit vor dem ersten Auftreten des Menschen in diesen Gegenden fällt.

So zeigt sich, daß sowohl die Krantas-Theorie wie das Jurabecken-Problem durchaus der ihnen bisher zugeschriebenen geologischen Beweiskraft ermangeln. Die völkerkundlichen und vorgeschichtlichen Folgerungen aus diesen veralteten, irrigen Anschauungen sind demnach ebensowenig stichhaltig und müssen daher ebenfalls aufgegeben werden.

Die einzige sichere geologisch-vorgeschichtliche Parallele in diesem Gebiet ist das bestimmt nachgewiesene Auftreten des spätneolithischen Menschen auf dem alten Waldboden, d. h. auf der alten Oberfläche der bewaldeten Parabeldünen auf der Kurischen Nehrung, über deren geologische Stellung oben und in der „Geologie der Kurischen Nehrung" das Wissenswerte mitgeteilt ist.

Digitized by Google

Hat man im Norden in der Steinzeit skalpiert?[1]

Von Otto Frödin, Stockholm, und Carl M. Fürst, Lund.

Mit 7 Abbildungen auf Tafel II u. III.

I.

Bei der seit dem Jahre 1909 stattfindenden, noch nicht abgeschlossenen Ausgrabung des steinzeitlichen Pfahlbaus, des „Sumpfdorfes", bei Alvastra[2]) sind unter vielen anderen Dingen auch eine ganze Reihe menschlicher Skelettreste zutage gekommen. Einer dieser Funde verdient in mehr als einer Hinsicht besondere Aufmerksamkeit.

Im Sommer 1917 fand die Untersuchung hauptsächlich auf dem südöstlichen Teil des Wohnplatzgebietes statt, unmittelbar außerhalb der Kante des großen Bodens aus Baumstämmen und östlich des Steges aus Rundholz, der hier von dem Boden ausgeht und zum festen Land in der Richtung auf Broby hinaufführt.

Ein paar Meter von dem Stege und ungefähr ebensoweit von der Bodenkante entfernt traf man dabei einen besonders gut erhaltenen Menschenschädel, zum größten Teil in den Kalkmoder eingesunken und nur mit seinem obersten Teil in die Kulturschicht hinaufreichend (Abb. 1). Der Unterkiefer war aus seiner Lage verrückt und lag um einen Winkel von ungefähr 90° gedreht mit dem linken Gelenkteil gerade nach oben zeigend[3]). Im übrigen befand sich der Schädel in seiner natürlichen Stellung, die Stirn nach oben. Unter Beobachtung der größten Vorsicht wurde er von meinem erprobten Mitarbeiter Ludvig Hedell freigelegt und gehoben.

Diese Ausgrabung geschah in der Erwartung, daß ein vollständiges Skelett zutage kommen würde. Aber daraus wurde nichts. Unter dem Schädel

---

[1]) Soeben gedruckt in „Rig" 1919, Organ der Gesellschaft für Schwedische Kulturgeschichte. Übersetzung von Albert Wincler.

[2]) O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau aus der Steinzeit, Mannus II (1910), S. 109 ff.

[3]) Der Unterkiefer fand sich zuerst und wurde gehoben, ehe der übrige Schädel bemerkt wurde. Die Photographie zeigt ihn wieder in seine Lage gebracht.

Digitized by Google

befand sich nur — in natürlicher Lage — der Atlas und der Zahnfortsatz des zweiten Halswirbels.

Nach Abschluß der Untersuchungen des Sommers wurde der Schädel nach dem historischen Staatsmuseum in Stockholm übergeführt, wo ich Gelegenheit fand ihn eingehender zu untersuchen. Ich bemerkte dabei auf dem Stirnbein eine Anzahl quer darüber verlaufende Einschnitte, die sehr fein, aber, wenn einmal die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, nichtsdestoweniger klar erkennbar waren. Daß sie nicht schon beim Heben des Schädels beobachtet wurden, dürfte übrigens darauf beruhen, daß er dabei nicht vollständig von dem daranhaftenden Kalkmoder gereinigt wurde. Auf alle Fälle dürfte es unnötig sein hier darzulegen, daß sie nicht nach der Hebung hinzugekommen sind, sondern aus derselben Zeit stammen, wie der Schädel selbst[1]).

Diese Einschnitte, die offenbar mittels eines scharfkantigen Flintspans zustande gekommen sind[2]), brachten mich sofort auf den Gedanken, daß hier möglicherweise ein Fall von Skalpierung vorläge. Der Schädel wurde nun an Herrn Prof. Dr. Carl M. Fürst übersandt, der ihn mit gewohnter Freundlichkeit einer eingehenden Untersuchung unterwarf und im folgenden selbst deren Ergebnis vorlegt. O. F.

II.

Voriges Jahr erhielt ich von Herrn Antiquar Dr. Otto Frödin eine Sendung Knochen zur Untersuchung, die beim Pfahlbau von Alvastra gehoben worden sind. Von ganz besonderem Interesse war unter ihnen ein ausgezeichnet gut erhaltener Schädel mit zugehörigem Unterkiefer, erstem Halswirbel (Atlas) und Zahnfortsatz des zweiten (Dens epistrophei). Über Fundort und Fundumstände erhielt ich die Erläuterungen, die Frödin im vorigen Kapitel mitgeteilt hat. Ich will indessen von ihnen hervorheben, daß der Schädel vorsichtig gehoben wurde von dem mit solchen Arbeiten besonders vertrauten Mitarbeiter Hedell, daß der Schädel zusammen mit seinem Unterkiefer und den beiden Halswirbeln lag, und daß er bei der Hebung die Einschnitte auf dem Stirnbein hatte, die ich unten näher besprechen und beschreiben werde. Im Zusammenhang mit der Überlassung des Schädels stellte Frödin an mich die Frage: „Deuten die Einschnitte in der Stirn darauf, daß der Mensch skalpiert ist?"

Abgesehen von der merkwürdigen, sozusagen „gerichtsmedizinischen" Aufgabe, die mir hier zur Lösung gestellt wurde, erbot der Schädel an und für sich in mehrfacher Hinsicht so großes Interesse, daß er eine eingehende Untersuchung wohl verdiente. Ein steinzeitlicher Schädel ist stets eine Seltenheit in unserem Lande, besonders wenn er ganz und so gut wie unbeschädigt ist,

[1]) Dies ist ja auch aus der Untersuchung Prof. Fürsts hervorgegangen.
[2]) Versuche an rezentem Knochen haben mich davon überzeugt.

Digitized by Google

was hier der Fall war. Dieser Schädel war außerdem ein Unikum, weil er unser erster bekannter Östgöta-Schädel aus der Steinzeit war, und gleichzeitig der einzige vollständige Schädel, der bei einem Pfahlbau in unserem Lande gefunden wurde.

Der Schädel hat als Torfmoorfund die für solche Knochen typische dunkelbraune, ins Grauviolette spielende Farbe. Die Farbe ist ungewöhnlich schön, erhöht durch den Glanz, den die Oberfläche des Knochens besitzt. Eine Eigentümlichkeit, die jedoch nicht einzig dasteht, ist, daß alle Stellen, die seiner Zeit mit Knorpel bekleidet waren, nämlich die Gelenkflächen am Hinterhauptbein, Schläfenbein und Unterkiefer, heller graugefärbt sind.

Der linke Jochbogen ist unvollständig, wahrscheinlich durch Vermoderung. Die Zähne sind alle gut erhalten und unbeschädigt, nur die Schneidezähne (Incisivi) und die ersten Backzähne (Mol. I) sind etwas abgenützt, ein großer Teil mit anhaftendem Zahnsteinbelag. Die Weisheitszähne im Unterkiefer haben im Leben gefehlt. Alle Knochennähte (Suturae) des Schädels sind offen, sogar die Sutura basalis. Die Warzenfortsätze (Processus mastoidei) sind sehr groß und die Muskelansätze für die Nackenmuskulatur sind gut markiert. Der Schädel hat sicher einem männlichen Individuum angehört, das bei seinem Tode ungefähr zwanzig Jahre alt war.

Ehe ich auf die anthropologische Untersuchung des Schädels weiter eingehe, will ich die Einschnitte auf dem Stirnbein kritisch untersuchen.

Auf dem Stirnbein, etwas über der Höhe der Stirnhöcker (Tubera frontalia) oder genau nach der Messung in der Mittellinie angegeben, mitten zwischen Nasion und Bregma, sieht man eine ganze Reihe seichter, linienförmiger Einschnitte, die im ganzen genommen in einer bestimmten Richtung quer über die Stirn bis zu den Schläfenlinien (Lineae temporales) in gleicher Höhe auf beiden Seiten gehen und diese Linien auf der linken Seite etwas überschreiten. Die allgemeine Richtung der Einschnitte geht im einfachen Bogen, d. h., nicht wellen- oder zickzackförmig. Die Einschnitte sind etwas verschieden tief an verschiedenen Stellen. Am tiefsten sind sie nach der linken Seite zu, wo sie den faszialen Knochenansatz des Schläfenmuskels (Linea temporalis) überschreiten. Hier wie an anderen Stellen tritt deutlich hervor, daß der Schnitt den Knochen nicht senkrecht zur Fläche getroffen hat, sondern daß er schief von unten eingeschnitten ist, so daß die untere Schnittfläche mehr in der Ebene der Knochenoberfläche liegt und die obere Knochenbegrenzung des Schnitts ein Lappen oder eine Knochenlippe bildet. Die Kanten oder Schneiden der Lappen sind scharf und geben somit an, daß der Schnitt mit einem scharfen, dünnschneidigen Messer gemacht ist, und daß er einen Knochen getroffen hat, der noch am Leben war oder mindestens nicht so lange nach dem Tode gelegen hatte, daß die Gewebe eingetrocknet waren. Ich gebe hier Abbildungen des Schädels von der Seite und von vorn (Abb. 2 und 3). Auf Abb. 3 sieht man eine Andeutung der Einschnitte auf dem Stirnbein. Um

Digitized by Google

jedoch den Schnitt besser beurteilen zu können, habe ich Mikrophotographien in dreifacher Vergrößerung von den Knochenteilen mit den Einschnitten aufgenommen. Abb. 5 ist am weitesten nach links an der Schläfenlinie, Abb. 6 ist in der Mitte und Abb. 7 rechts. Auf Abb. 5 und 6 sieht man am besten, wie die Einschnitte verlaufen sind, mit geradem Schnitt unten und Lappen oben. Die Schnitte sind sehr zahlreich und übereinander, besonders links und mitten auf der Stirn. Sie gehen jedoch alle in derselben Richtung. Lege ich in die allgemeine Richtung dieser Schnitte eine weiße Schnur und lasse diese in der Richtung, die die Einschnitte angeben, rund um den Schädel fortlaufen, so kommt sie so zu liegen, wie Abb. 4 zeigt. Die Schnur soll also zeigen, wie der Schnitt um den Kopf fortgesetzt worden wäre, falls der, der durch die Haut in das Stirnbein geschnitten hat, weiter durch die Haut in der Richtung geschnitten hätte, die die Einschnitte angeben.

Prüfen wir nun die Unterlage unter der Haut an einem Lebenden in der Linie, die die Schnur angibt, so finden wir, daß vorn auf dem Stirnbein bis zu den Schläfenlinien die Haut mehr unmittelbar auf dem Knochen liegt, aber gegen den Knochen verschiebbar ist. Hier trennt nur loses Bindegewebe und Knochenhaut Lederhaut und Knochen voneinander. Anders wird es hinter den Schläfenlinien. Hier beginnt der Schläfenmuskel, dahinter verläuft die Linie etwas über dem unebenen Warzenfortsatz und dann über der Nackenmuskulatur. Wir haben also kaum Einschnitte im Knochen hinter der Stirn zu erwarten, da der Knochen im großen ganzen tief liegt und die Haut gegen die dazwischenliegenden Muskeln verschiebbar ist. Man könnte vielleicht meinen, daß der Schnitt zur Lösung der Haut auf der Stirn auch hier nicht bis auf den Knochen zu gehen brauchte, aber es erfordert Übung und besondere Kunstfertigkeit, einen Einschnitt in den Knochen zu vermeiden, wenn nicht dickes Gewebe zwischen Schwarte und Knochen liegt, besonders beim Lösen des vordersten Hautteiles.

Da der Haaransatz gerade in der Linie zu liegen pflegt, in der die Einschnitte, angegeben durch die weiße Schnur in Abb. 4, verlaufen, oder ungefähr mitten zwischen Nasion und Bregma, so stimmt ein Schnitt, der durch die Haut gelegt ist, mit der gewöhnlichen Lage des Haaransatzes überein; und auch die Fortsetzungslinie der Schnur nach hinten grenzt den Teil des Schädels ab, wo der Kopf im Leben mit Haar bekleidet war, also den sog. „Skalp".

Daß die Einschnitte durchweg einen oberen Lappen zeigen, beweist deutlich, daß der Operateur gesessen oder auf den Knien gelegen und das Opfer, hier den jungen Mann, vor sich mit dessen Scheitel nach sich zu und dessen Beinen von sich fort hat liegen gehabt, als er seine Einschnitte gemacht hat. Daß diese gerade an der linken Schläfenlinie tiefer sind und gewissermaßen nach rechts auf die Stirn geführt sind, deutet an, daß das schneidende Gerät, das Flintmesser, vom Operateur mit der rechten Hand geführt ist.

Die vielen schiefen und seitlichen Schnitte brauchen nicht anzudeuten,

Digitized by Google

daß die Schnitte an einem unruhigen und widerstrebenden Opfer gemacht wurden, sondern mögen eher auf dem schlechten Werkzeug des Operateurs oder seiner Unsicherheit beruht haben. Die Operation ist also ebenso wahrscheinlich an einem Toten oder Betäubten, wie an einem Lebendigen vollzogen worden. Da der Schädel zusammen mit dem obersten Halswirbel und dem Teil des zweiten Wirbels, der den ersten umfaßt, gefunden wurde, beweist dies, daß diese Halswirbel mit Weichteilen mit dem Schädel verbunden waren, als der Kopf ins Moor gelegt wurde. Daß nicht mehr Knochen an der Stelle gefunden wurden, kann darauf deuten, daß der Kopf vom Körper getrennt war, als er niedergelegt wurde. In diesem Fall hat der Operateur seine Operation an dem enthaupteten Kopf verrichten können. Er muß indessen auch dann mit dem Scheitel des Schädels nach sich zu operiert haben, nach dem, was die Lage der Schnitte andeutet.

Meine Antwort auf die von Frödin an mich gestellte Frage lautet also, daß ich glaube, daß die Schnitte am Stirnbein des Pfahlbauschädels darauf hindeuten, daß hier eine absichtliche Loslösung der mit Haaren bekleideten Kopfschwarte oder des sog. Skalps vorgenommen worden ist. Es bleibt indessen die Aufgabe des Archäologen oder Ethnologen zu ermitteln zu suchen, unter welchen Verhältnissen und in welcher Absicht dies geschehen ist.

Der Schädel ist 182 mm lang, 139 mm breit und 144 mm hoch und hat eine Kapazität von 1315 ccm. Der Horizontalumfang ist 516 mm und der Sagittalbogen vom Nasion zum Opisthion 357 mm. Das Gesicht von der Nasenwurzel (Nasion) bis zum Kinn (Mentum) ist 122 mm und das Obergesicht (Nasion-Alveolon) 73 mm; die Jochbogenbreite ist infolge des zerstörten linken Jochbogens etwas unsicher, kann aber auf ungefähr 136 mm berechnet werden. Der Längenbreitenindex ergibt sich auf 76,3. Der Schädel ist also mesozephal nach dolichozephal hin. Der Längenhöhenindex ist 79,1, und der Breitenhöhenindex ist 103,6. Der Schädel ist also sehr hoch, verglichen mit unseren übrigen schwedischen Steinzeitschädeln. Die Kapazität ist eher niedrig als hoch. Der Gesichtsindex ist 90 und der Obergesichtsindex 54. Der Gesichtswinkel ist 79° und zeigt damit einen so starken Prognatismus, daß er um einen Grad den höchsten übertrifft, den ich bisher bei den 14 schwedischen Steinzeitschädeln, die ich daraufhin habe untersuchen können, beobachtet habe. Retzius hat indessen Prognatismus mit einem Gesichtswinkel von 76° bei einem Ganggräberschädel von Karleby in Vestergötland beobachtet. Die übrigen Maße und Formen des Schädels sind wohl vereinbar mit unserem nordischen Schädel.

In der Höhlung des Schädels lag ein harter, eingetrockneter dunkelbrauner Klumpen, der ziemlich schwer zu zerstücken und herauszunehmen war. Es zeigte sich, daß er aus einer äußeren, kompakten, ungefähr 1 cm dicken Schale und einem inneren, loseren Kern bestand. Dozent Dr. O. Gertz bestimmte den Kern als Pflanzenbestandteile.

Digitized by Google

Prof. Dr. Mats Weibull hat freundlicherweise seine erprobte Erfahrenheit zur Verfügung gestellt, und eine Analyse des kompakten Teils gemacht mit besonderer Hinsicht darauf, festzustellen, ob Hirnsubstanz darin enthalten wäre. Zum Vergleich überließ ich Weibull ein ähnliches Stück, das in einem der Schädel lag, die der Staatsgeologe L. v. Post mir zur Untersuchung eingesandt hatte, und welche in einem Moor bei Ö. Vemmerlöv in Schonen gefunden sind.

Prof. M. Weibull teilte folgende Analyse mit:

A. Gehirnsubstanz von Alvastra:

Die Probe besteht in der Hauptsache aus

Eiweißartigen Stoffen (N × 6,25)	46% (7,2% N)
Rohfett (Ätherextrakt)	10%
Anderen organischen Stoffen (humusartig)	33%
Asche	5%
Wasser	6%
	100%

Die eiweißähnlichen Stoffe enthalten etwa 0,3% Phosphorsäure, denn nach Extrahierung mit Äther wurde der Rückstand mit Salpetersäure behandelt (wobei die Knochensubstanz ausgelöst wurde). Der so von Knochen und Fett befreite Rückstand enthielt 1,1% Asche (meist Sand) und darin 0,18% Phosphorsäure.

Der Ätherextrakt wurde auf unverseifbare Stoffe (Cholesterin, Wachs, Kohlenwasserstoff usw.) untersucht, und es wurden 1,5% solcher erhalten mit einem Schmelzpunkt von etwas über 40° Celsius. Bei dem üblichen Verfahren konnte ich nach wiederholten Versuchen keine Cholesterin-Kristalle erhalten, wohl aber ergab das Unverseifbare sämtliche von mir erprobten Reaktionen auf Cholesterin. Ich schließe daraus, daß entweder Cholesterin vorhanden ist, aber reichlich gemischt mit Wachs oder Kohlenwasserstoff, oder daß sich Oxydations- oder andere Zersetzungsprodukte von Cholesterin (Oxycholesterin, Cholesterinsäure?) allmählich gebildet haben. Der Ätherextrakt enthielt auch Lezithin oder Verwandtes.

Die chemische Zusammensetzung spricht dafür, daß hier vermoderte Hirnsubstanz vorliegt.

B. Von Vemmerlöv:

Die Probe besteht in der Hauptsache aus

Eiweißartigen Stoffen (N × 6,25%) . .	10% (1,8% N)
Rohfett	1%
Anderen organischen Stoffen	48%
Asche (kohlensaurem Kalk, Sand usw.) .	34%
Wasser	7%
	100%

Digitized by Google

Es sind überwiegend Kalkmoder und torfartige Stoffe. Der geringe Gehalt von Rohfett und Stickstoff macht es wahrscheinlich, daß Hirnsubstanz nicht in nennenswerter Menge darin enthalten ist. M. Weibull.

Es geht also hieraus hervor, daß verschiedener Erdboden wie gewöhnlich ungleich konserviert. Es ist jedoch von ganz besonders großem Interesse, hier festzustellen, daß nach 4000—4500 Jahren Hirnsubstanz chemisch nachgewiesen werden kann. Strukturell war es ja undenkbar, aber der Verwesungsvorgang hat doch nicht die widerstandskräftigen Cholesterinderivate ganz bis zur Unkenntbarkeit zerstören können, und auch die Einwirkung der Feuchtigkeit oder andere Kräfte haben den tierischen Stickstoff aus der Hirnschale des jungen Steinzeitmannes nicht fortschaffen können.

C. M. F.

III.

Prof. Fürst hat somit als seine Meinung ausgesprochen, daß die Einschnitte auf dem Stirnbein des Schädels „darauf hindeuten, daß hier eine absichtliche Loslösung der mit Haaren bekleideten Kopfschwarte oder des sog. Skalps vorgenommen worden ist", somit dieselbe Prozedur, die mit dem Wort „skalpieren" bezeichnet zu werden pflegt. Da erhebt sich die Frage, ob auch die Vorstellung, die dem Gebrauch des Skalpierens zugrunde liegt, in diesem Fall wohl vorgelegen hat.

Die Sitte, den Körper des gefallenen Feindes oder Teile davon als Trophäen zu verwenden, ist zweifellos entstanden aus der für jedes niedrige Kulturstadium sehr natürlichen und daher auch sehr verbreiteten Sitte, das erlegte Wildpret oder Teile davon als Jagdtrophäen mit heimzuführen[1]).

Die auf Wohnplätzen und Gräbern aus unserer Steinzeit auftretenden durchbohrten oder mit Wurzelkerbe versehenen Tierzähne sind gewiß in erster Linie als solche Trophäen, nicht als reine Schmuckstücke zu betrachten[2]). Man kann im übrigen mit Recht in Frage stellen, ob nicht ein Teil der Tierschädel (und Hörner), die auf den Wohnplätzen gefunden werden und die als Mahlzeitreste betrachtet zu werden pflegen, in Wirklichkeit als Jagdtrophäen verwandt sind, wie gewisse Stämme, z. B. in Amerika, die Köpfe von Rentieren, Hirschen, Büffeln, Bären, Wildkatzen und Vögeln — auch Hörner der genannten

[1]) Meiner Darstellung im folgenden liegt im wesentlichen Georg Friedericis Arbeit „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika", Braunschweig 1906, zugrunde. Eine hiermit vergleichbare Behandlung entsprechender Erscheinungen in anderen Erdteilen dürfte es leider nicht geben.

[2]) Die Athapasken in Alaska hatten die Gewohnheit, einen Zahn von jedem erlegten Rentier zu verwahren, und sobald es einem Jäger geglückt war, eine hinreichende Zahl solcher Zähne zu sammeln, verfertigte er daraus einen Gürtel, der bei festlichen Gelegenheiten getragen wurde. Vgl. hiermit die Gürtelschmucke von 91 bzw. 106 durchbohrten Seehundszähnen, die man bei zweien der Skelette in der Wohnplatzschicht in Visby fand (O. D. Wennersten, Boplats från stenåldern i Visby, Fornvännen 1909, S. 202 und 210 f.).

Digitized by Google

Tierarten — als Trophäen verwahren, ja ihnen geradezu göttliche Verehrung widmen. In jedem Fall ist das oben angeführte Vorstadium der Kriegstrophäe auch bei uns vorhanden gewesen.

Der menschliche Körper als Kriegstrophäe ist wie alles andere den Gesetzen der Entwicklung unterworfen gewesen.

Ist der Weg zu lang und beschwerlich, als daß der Sieger den Körper des gefallenen Widersachers ganz und gar mitführen könnte, wird er zerstückelt, um leichter fortgetragen werden zu können, oder — wenn auch das zu beschwerlich wird — wird ein Teil des Körpers mitgenommen, der Kopf, ein Arm oder ein Bein. Findet man auch das schwer oder unmöglich, so begnügt man sich mit einer Hand, ja einem Finger[1]). Die Röhrenknochen der Extremitäten werden dann an vielen Stellen, z. B. bei den Araukanern in Chile, als Trophäen in der Weise benutzt, daß daraus Flöten und Pfeifen verfertigt werden, ein Ausdruck der bei Indianern und Negern weit verbreiteten Vorstellung, daß man die Seele seines Feindes nicht auf raffiniertere Weise peinigen kann, als dadurch, daß man auf seinen Knochen musiziert. Derselbe Gedanke lag offenbar der bei den Inkas vorkommenden Sitte zugrunde, Menschenhaut als Überzug für Trommeln und Pauken zu benutzen. Auch die von den Aztekenhäuptlingen persönlich gemachten Gefangenen wurden geschunden und die Haut in den Palästen und Tempeln aufgehängt[2]).

Daß ein Körperteil somit als Ersatz für den ganzen Körper gelten kann, daß dem Teil dieselbe Wirkung und Bedeutung wie dem Ganzen zuerkannt wird, ist ja eine Erscheinung, die uns oft im Gedankenleben der Naturvölker begegnet.

Daher ist es auch ganz natürlich, daß der vornehmste Teil des menschlichen Körpers, nämlich der Kopf, ganz besonders vom Sieger erstrebt wird[3]).

Über große Teile des amerikanischen Festlandes kommt die Kopftrophäe vor. Der Menge nach steht sie an erster Stelle im alten Mexiko; der große Tempel in dessen Hauptstadt konnte, nach dem, was ein paar der Konquistadoren zu erzählen wissen, mit einer Schädelsammlung von 136000 Exemplaren prunken.

---

[1]) Dem Brauch, die Finger des toten Feindes abzuschneiden, und zwar besonders den Daumen, den Zeigefinger und Mittelfinger, liegen außerdem vielfach Rachegefühl und die Vorstellung zugrunde, daß man ihm dadurch die Möglichkeit benimmt, weiter Schaden zu verursachen; diese Finger spielen ja beim Bogenschießen die bedeutungsvollste und für den Gegner gefährlichste Rolle.

[2]) Es kann hinzugefügt werden, daß man in Amerika manchmal auch das Herz und die Genitalien als Trophäen verwandt hat. Noch in den 1860er Jahren haben die Weißen in den Kämpfen mit den Indianern in den Vereinigten Staaten Gelegenheit gehabt, auf diese Weise mit gewissen afrikanischen Negerstämmen zu wetteifern.

[3]) Dieses Ansehen der Kopfpartie dürfte mit dem primitiven Glauben, daß sich alle Kraft im Gipfel sammelt, zusammenhängen.

Digitized by Google

Auch hinsichtlich dieses Körperteils macht sich der Pars-pro-toto-Begriff ebenso stark geltend: anstatt des ganzen Kopfes treten Ohren, Augen, Unterkiefer, Zähne und schließlich die mit Haaren bekleideten Partien, insbesondere die Kopfschwarte, der Skalp selbst, ja sogar nur der Haarschopf.

Was die Skalptrophäe anbelangt, so ist ja Amerika dessen Hauptstätte gewesen, und zwar dank dem kräftigen Einsatz der Europäer (vor allem mittels des Skalpprämiensystems[1]). Schon in vorkolumbischer Zeit wurde freilich skalpiert, aber den Weißen gebührt die zweifelhafte Ehre, daß der Brauch solchen Umfang annahm wie im 17. und 18. Jahrhundert in Nordamerika.

Die hier skizzierte Entwicklung des menschlichen Körpers als Trophäe findet sich in allen ihren verschiedenen Stadien auf dem amerikanischen Festland vertreten. Werfen wir nun den Blick auf die Alte Welt, so wird das Bild lückenhafter, aber alles deutet doch darauf hin, daß derselbe Entwicklungsgang sich auch hier gefunden hat. Hände, auch durch Räuchern konservierte, treten als Trophäen vor allem in Afrika auf, Genitalien und die abgezogene Haut — gleichfalls als Trommelfell benutzt — dort ebenso. Die letztere finden wir auch in Asien (sowie in Australien).

Der Kopf mit seinen verschiedenen Teilen ist ganz wie in Amerika mit besonderer Vorliebe als Trophäe erstrebt worden. Indessen zeigt es sich, daß, während die Entwicklung in der Neuen Welt dahin führt, daß der Skalp die kennzeichnende Trophäe wird, der Kopf in seiner Gesamtheit die herrschende Trophäe in der Alten Welt (und Australien) bleibt. Wir finden sie in Afrika, beispielsweise in Dahomey, aber besonders in Hinterindien, auf den ostindischen Inseln, Neu-Guinea und bis nach Melanesien; besonders die Dajaks auf Borneo sind ja bekannt als eifrige Kopfjäger. Doch findet man — und gerade in denselben Gegenden — auch das Skalpieren, in Dahomey ebenso (im 19. Jahrhundert), und auch bei den Hindus ist es offenbar einmal vorgekommen[2]). Hinzugefügt muß noch werden daß auch Zahntrophäen bisweilen nachgewiesen werden können, u. a. auf Madagaskar, während Ohren- und Nasentrophäen besonders bei Chinesen, Kalmücken, Japanern[3]) und anderen Mongolen[4]) beliebt gewesen zu sein scheinen.

Für die hier vorliegende Untersuchung ist es nun natürlich von besonderem Interesse die Frage zu beantworten, ob der menschliche Körper, be-

---

[1]) Noch im Jahre 1870 wurde in Sonora ein Skalp auf 300 mexikanische Silberdollar geschätzt.

[2]) Auch die Juden werden beschuldigt, diesen Brauch gekannt zu haben, doch mit Unrecht, wie Friederici a. a. O., S. 137, darlegt.

[3]) Japans Hauptstadt soll unter ihren Sehenswürdigkeiten eine Trophäensammlung, die aus 38700 chinesischen Nasen und 77400 chinesischen Ohren besteht, besitzen.

[4]) In der Schlacht bei Wahlstatt in Schlesien im Jahre 1241 sollen die Mongolen sackweise deutsche Ohren genommen haben.

Digitized by Google

sonders der Kopf und der Skalp, in vergangenen Zeiten auch bei den Völkern Europas eine Rolle als Trophäe gespielt hat.

Dies ist tatsächlich der Fall gewesen.

Bei Diodor (Buch 5, Kap. 29, vgl. Buch 14, Kap. 115) und Strabo (Buch 4, Kap. 4) lesen wir, daß die alten Gallier — und besonders die Belgier — von ihren Kämpfen die Köpfe der gefallenen Feinde als Siegestrophäen heimführten[1]). Ja noch im Jahre 1492 soll König Wladislaw von Ungarn in seiner Hauptstadt zwei Wagenlasten Trophäen, die aus Türkenköpfen bestanden, empfangen haben[2]).

Andrerseits erzählt Herodot (Buch 4, Kap. 65) von den Skythen folgendes: „Aus den Schädeln selber, aber nicht von allen Erschlagenen, sondern nur von den grimmigsten Feinden, machen sie Trinkschalen. Die Teile unterhalb der Augenbrauen werden abgesägt und der Schädel gereinigt. Wer arm ist, legt dann bloß außen ein Stück Rindsfell herum; der Reiche vergoldet außerdem das Innere des Schädels. Das tun sie sogar mit den Schädeln ihrer Angehörigen, wenn sie mit ihnen verfeindet waren und wenn einer den anderen vor dem Gericht des Königs besiegt hat. Kommt dann ein angesehener Gast zu dem Sieger, so stellt er ihm die Schädel hin und erzählt von seinen feindlichen Verwandten, deren er Herr geworden sei. Das gilt für heldenhaft und vornehm“[3]).

Diese Art, den Schädel als Trinkgefäß zu verwenden, ist keine alleinstehende Erscheinung. Wir begegnen hier einer besonderen Entwicklung der Kopftrophäe, die sich bei primitiven Völkern über die ganze Erde wiederfindet, nicht zum mindesten auf dem amerikanischen Festland. Und für Europa ist der Schädelbecher — wie die Kopftrophäe im allgemeinen — an mehreren Stellen erwähnt; die hier angeführten Angaben aus der Literatur können um viele vermehrt werden[4]).

Die Kopftrophäe und besonders der Schädelbecher dürfte auch archäologisch nachgewiesen sein. In einigen der Schweizer Pfahlbauten hat man nämlich Schädelkalotten gefunden, die Spuren absichtlicher Formgebung zeigen, und die Virchow, Groß u. a. gerade als Trinkgefäße gedeutet haben,

---

[1]) Diodors von Sizilien historische Bibliothek, übersetzt von Julius Friedrich Wurm, Band 4, S. 526f., und Band 10, S. 1290, Stuttgart 1829 und 1832. Strabos Geographie, übersetzt von Karl Kärcher, Band 3, S. 373f., Stuttgart 1830. (Aus „Griechische Prosaiker in neuen Übersetzungen“.)

[2]) Martin Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay, übersetzt von A. Kreil, Teil 2, Wien 1783, S. 550.

[3]) Herodots Historien, deutsch von August Horneffer (Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache, Band 15, Leipzig 1910, S. 359).

[4]) Siehe dazu Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Band I, Leipzig 1853 (2. Aufl.), S. 99ff., und Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 133ff.

Digitized by Google

wie sie zu einer Anzahl anderer Pfahlbauschädel Vergleiche mit beispielsweise den Kopftrophäen der Dajaks gezogen haben[1]).

Bei den Skythen hat auch die Menschenhaut eine Rolle als Trophäe gespielt. Es heißt nämlich bei Herodot (Buch 4, Kap. 64): „Viele häuten auch die rechte Hand ihrer Feinde ab mitsamt den Fingernägeln. Sie machen Deckel für ihre Köcher daraus. Manche häuten die ganze Leiche ab, spannen die Haut auf Holz und führen sie auf ihrem Pferde mit"[2]).

Gute Parallelen zu diesen barbarischen Bräuchen können aus Nordamerika angeführt werden, wo z. B. die Haut von Armen und Händen gegerbt und als Stoff für Kugel- und Tabak(!)-beutel, Köcher usw. verwandt worden ist; vgl. auch, was oben von den Hauttrophäen der Azteken gesagt worden ist.

Und schließlich der Skalp. Hat man in früheren Zeiten auch skalpiert in unserem Weltteil? Ja bei Herodot finden wir auch hierfür unumstößliche Beweise; der erste Teil des zuletzt angeführten Kapitels gibt folgende lebendige Schilderung: „Wenn ein Skythe seinen ersten Feind erlegt, trinkt er von dessen Blut. Die Köpfe aller, die er in der Schlacht tötet, bringt er dem König. Wenn er einen Kopf bringt, erhält er seinen Beuteanteil, sonst nicht. Sie ziehen den Schädeln die Haut ab, indem sie rings um die Ohren einen Schnitt machen, dann die Haare fassen und den Kopf herausschütteln. Mit einer Ochsenrippe wird das Fleisch abgeschabt, dann die Haut mit der Hand gegerbt und wenn sie weich ist, als Handtuch gebraucht. Der Reiter bindet die Haut an den Zügel seines Pferdes und prahlt damit. Wer die meisten hat, gilt für den tapfersten Helden. Vielfach macht man sogar Kleider aus diesen Kopfhäuten. Sie werden zusammengenäht wie die Hirtenpelze"[3]).

Hier liegt ja nicht nur offenbare Skalpierung vor, sondern auch dieselbe Art den Skalp zu bereiten und dieselbe Art, ihn am Zügel des Pferdes zu befestigen, die wir nach 2000 und mehr Jahren z. B. bei den Rothäuten Nordamerikas wiederfinden. Auch diese Erzählung von den „Handtüchern", die mehreren von den Auslegern Herodots soviel Kopfzerbrechen verursacht hat, macht die Darstellung nicht weniger wahrheitsgetreu. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Indianer auf ähnliche Weise ihr eigenes Haar und die Pelze ihrer Hunde, beispielsweise zum Abtrocknen ihrer Hände nach den Mahlzeiten, benutzt haben, und verwandten nun die Skythen die Haare ihrer Feinde auf dieselbe Weise, so lag sicherlich eine Absicht zugrunde, ihre Seelen zu verhöhnen und zu demütigen.

Sobald man nur vom wirklich ethnologischen Gesichtspunkt aus Herodots Angaben prüft, wird man, wie Friederici[4]) mit Recht hervorhebt,

[1]) Verh. d. Berl. Ges. für Anthr., Ethn. u. Urgeschichte 1877, S. 126ff., und 1885, S. 285ff. u. 548ff.

[2]) a. a. O., S. 359.

[3]) a. a. O., S. 358f.

[4]) a. a. O., S. 136.

Digitized by Google

finden, daß der „Vater der Geschichte" ein außerordentlicher Ethnograph ist.

Daß diese skalpierenden Skythen einen besonders starken Eindruck auf die Völker der Antike gemacht haben, kann man u. a. daraus ersehen, daß „skalpieren" auf griechisch „ἀποσκυθίζειν" hieß.

Einen weiteren Beleg dafür, daß der Brauch des Skalpierens während der klassischen Zeit in Europa vorkam, kann man vielleicht bei Orosius erhalten, der im Buch 5, Kap. 16, erzählt, daß die Römer in der Schlacht auf den Raudischen Feldern im Jahre 101 v. Chr. skalpierten[1]); die Angabe ist jedoch vielleicht nicht ganz zuverlässig[2]).

Es kann schließlich hinzugefügt werden, daß in den Fällen, wo das Skalpieren bei den Wandalen und anderen germanischen Völkern nachgewiesen werden kann, dies am ehesten als eine Art Strafe aufgefaßt werden darf, und daß der Trophäenbegriff somit hier nicht mehr vorliegt[3]).

Aus dem oben Gesagten dürfte somit hervorgehen, daß die Voraussetzung für das Aufkommen der Kriegstrophäe, nämlich die Jagdtrophäe, während der Steinzeit im Norden (wie im übrigen Europa) vorkommt, daß Kopf-, Haut- und Skalptrophäen in unserem Erdteil in geschichtlicher Zeit und schon ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung literarisch nachgewiesen werden können, sowie daß die erstgenannte für vorgeschichtliche Zeit archäologisch festgestellt sein dürfte. Unter diesen Umständen kann man mit Recht voraussetzen, daß die Skalptrophäe in vorgeschichtlicher Zeit eine größere Verbreitung in Europa hatte, als die literarischen Angaben aus späterer Zeit an die Hand geben.

Da nun die Einschnitte des Schädels von Alvastra eine absichtliche Loslösung des Skalps angeben, liegt es gewiß am nächsten anzunehmen, daß dieser Skalp als Trophäe genommen worden ist und daß hier somit ein Fall des Skalpierens in des Wortes allgemein üblicher Bedeutung vorliegt.

---

[1]) Pauli Orosii Historiarum adversum paganos libri VII, herausgegeben von Karl Zangemeister (in „Corpus script. eccl. latin."), Wien 1882, S. 317 („abscisis enim cum crine verticibus inhonesto satis vulnere turpes relinquebantur").

[2]) Aus einer viel späteren Zeit führt Friederici (a. a. O., S. 134) ein Beispiel an. Als Kaiser Friedrich I. im Jahre 1159 die Stadt Crema in der Lombardei belagern ließ, wurde der Anführer der Belagerungstruppen, Berthold von Urach, bei einer Gelegenheit von einem Cremenser skalpiert, der triumphierend den Skalp an seinem Helm befestigte. Friederici erzählt weiter, daß man auch bei der Belagerung von Wien i. J. 1683 skalpiert haben soll, und führt als Quelle die lateinische Originalauflage von Dobrizhoffers oben angeführter Arbeit an. Diese ist mir nicht zugänglich gewesen; in der Übersetzung (Teil 2, S. 552) heißt es, daß ein tatarischer Spion in die Hände der Deutschen geraten und „ausgehäutet" worden sein soll. Die zubereitete Haut soll D. selbst Gelegenheit gehabt haben zu sehen. Nach dieser Version würden wir hier einen späten Beleg für die Hauttrophäe in Europa haben.

[3]) Friederici, a. a. O., S. 133f.

Digitized by Google

Es liegt übrigens ein Umstand vor, der weiterhin in gewisser Weise hierfür spricht. Wie schon besprochen, fand sich der Schädel zusammen mit Atlas und Zahnfortsatz des zweiten Halswirbels, aber keinerlei andere Skelettteile waren zu entdecken. Das kann, wie Prof. Fürst dargelegt, darauf deuten, daß der Kopf vom Körper getrennt war, als er in den Schlamm kam, in welchem Fall das Skalpieren an dem enthaupteten Kopf vollzogen sein kann.

Man vergleiche hiermit die sowohl bei amerikanischen Stämmen als bei dem indochinesischen Nagavolk in Assam gewöhnliche Sitte erst den Kopf des Feindes abzuhauen und ihn dann zu skalpieren[1]), dasselbe Verfahren, das die Skythen nach dem zuletzt angeführten Zitat aus Herodot ausübten. Offenbar bezeichnet dies eine interessante Übergangsstufe in der „typologischen" Entwicklung der Kopfjagd zur Skalpjagd.

Auch wenn der Schädel von Alvastra uns nicht erlaubt, mit voller Gewißheit die Frage zu beantworten, ob man in der Steinzeit im Norden skalpiert hat, gibt er auf alle Fälle Anlaß, die Aufmerksamkeit auf diese Frage zu richten.

Aber der Fund kann außerdem Anlaß zur Begründung einer anderen Frage geben — dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß ein Skalpieren wirklich stattgefunden hat.

Auf den Wohnplätzen der Steinzeit findet man, wie bekannt, nicht selten Reste der Bewohner, bisweilen ganze Skelette, meist jedoch nur mehr oder weniger vereinzelte Skeletteile. Diese letzteren sind stets als von zerstörten Gräbern herrührend gedeutet worden und offenbar ist dies in den meisten Fällen die einzig natürliche und mögliche Erklärung.

Nun ist im vorhergehenden dargelegt worden, wie nicht nur der menschliche Körper in seiner Gesamtheit, sondern beinahe alle seine Teile bei Völkern auf primitiverer Kulturstufe als Trophäen begehrt sind. Die Möglichkeit ist vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, daß die Verhältnisse auch in unserer Steinzeit ähnliche waren, daß m. a. W. ein einzelner Schädel, ein Unterkiefer, eine Hand, ein Extremitätenknochen, ja ein Zahn, der auf einem Wohnplatz gefunden wird, nicht ohne weiteres als von einem zerstörten Grabe stammend betrachtet werden muß[2]).

Zum mindesten nicht von einem Grabe in gewöhnlichem Sinne mit vollständigem Skelett! Ich denke da an eine andere, bei vielen Naturvölkern vorkommende Sitte unter gewissen Verhältnissen einen Körperteil anstatt der ganzen Leiche zu begraben, auch dies natürlich ein Ausdruck für den

[1]) Friederici, a. a. O., S. 7, 14, 16, 30 und 136.

[2]) In diesem Zusammenhang mag auch an den Ahnenkult erinnert werden, der in dem Brauch zum Ausdruck kommt, vom Begräbnis verstorbener Angehöriger den Kopf oder andere Körperteile auszunehmen, um sie dann auf verschiedene Art anzubeten und zu verehren.

Digitized by Google

Pars-pro-toto-Begriff. Bei Negern und Indianern kommt es oft vor, daß wenn ein Kamerad fern von seinem Dorf gefallen ist, sein Kopf oder Skalp abgeschnitten wird, um ihm zu Hause ein ehrenvolles Begräbnis zu bereiten, und bei den Maronnegern in Surinam ist es sogar vorgekommen, daß man sich damit begnügen mußte, das Haar und die Nägel feierlich zu begraben, da mehr vom Körper nicht zugänglich war[1]).

Ähnliche Fälle sind natürlich auch bei uns denkbar, und dazu kommt, daß gewisse von unseren Wohnplätzen, nämlich die in Sümpfen und Seen angelegten, schon mit Hinblick auf die örtlichen Verhältnisse sich wenig als Begräbnisplätze für die Toten eigneten.

Die bei Maglemose gefundenen Skelettreste bestehen aus drei Knochen, die von mindestens zwei Individuen herrühren. Sarauw läßt die Frage offen, wie diese Knochen gedeutet werden sollen[2]). Und mit Recht. Sie als Reste von Skelettgräbern zu betrachten, dürfte auf sehr große Schwierigkeiten stoßen, denn wie sollte man sich in solchen Fällen die Gräber dieser Sloßmenschen denken?

Bei der Untersuchung des Dorfes von Alvastra sind fast jährlich Skeletteile an den verschiedensten Teilen des Wohnplatzgebietes zutage gekommen, aber niemals in diesen zehn Jahren größere zusammenhängende Teile, viel weniger ein ganzes Skelett. Dies ist wie gewöhnlich so gedeutet worden, daß die Bewohner hier im Gegensatz zu den Pfahlbauern der Alpenseen — und um ein Beispiel aus unserer Zeit zu nennen, zu denen des Bangweoloſumpfes[3]) — die ja ihre Toten oben auf festem Boden begruben, trotz der außergewöhnlichen Verhältnisse an der Dorf- oder Hüttenbestattung festhielten und somit ihre Angehörigen in der Kulturschicht draußen auf dem großen Baumstammboden begruben, sowie daß diese Gräber dann aus dem einen oder anderen Anlaß zerstört wurden. Möglich ist es, daß es sich in gewissen Fällen erweisen kann, daß es so gewesen ist. Bei näherem Nachdenken muß man jedoch finden, daß eine solche Bestattungsart, u. a. mit Rücksicht auf die verhältnismäßig geringe Mächtigkeit der Kulturschicht, bedeutende praktische Ungelegenheiten hätte mit sich bringen müssen. Wäre es nicht vielleicht denkbar, daß, wenigstens während einer Periode der Wohnplatzzeit, die Toten oben auf festem Boden beerdigt oder in den Schlamm des Sumpfes versenkt wurden, mit Ausnahme eines Teiles des Körpers, welcher sein Grab entweder in (unter Umständen neben) der Hütte fand, die der Betreffende bei Lebzeiten bewohnt hatte, oder in einem gewissen, hierfür bestimmten Teil des Dorfgebietes[4])? Die

[1]) Friederici, a. a. O., S. 16 und 118.

[2]) Prähistorische Zeitschrift 1911, S. 101f.; vgl. Stjerna in Antikv. Tidskr. f. Sverige Teil 19: 2, S. 127.

[3]) Eric von Rosen, Träskfolket, Stockholm 1916, S. 312.

[4]) Die Menschenknochen sind an ein paar begrenzteren Stellen besonders zahlreich aufgetreten.

Digitized by Google

Frage dürfte berechtigt sein, solange nicht ein ganz deutliches Skelettgrab hier festgestellt worden ist.

Der Versuch zur Erklärung der Einschnitte des Schädels von Alvastra, der hier gemacht ist, und die sich daran anschließenden Betrachtungen über das Auftreten von Skeletteilen auf unseren Wohnplätzen bauen sich auf dem bekannten Umstand auf, daß bei primitiven Völkern trotz des Abstandes in Zeit und Raum nicht nur die Hand, sondern auch das Hirn recht gleichartig arbeitet.

O. F.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Der Beckenton von Rabutz — I. Interglazial.

Von Joseph Bayer.

Gegen die Hauptgrundlage meines Chronologiesystems des Eiszeitalters — Zusammenfallen des Aurignacien mit der letzten Zwischeneiszeit und daher Nichtwiederkehr der Antiquus-Fauna nach dem Acheuléen (Ende des Mindel-Riß-Interglazials) — führten die norddeutschen Geologen bekanntlich bisher zwei Punkte ins Feld: Rixdorf mit einer letztinterglazialen Fauna, wie ich sie annehme, dabei aber auch angeblich Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, und Weimar-Taubach-Ehringsdorf mit einer einheitlichen, ausgesprochen warmen Interglazialfauna.

Über beide Orte habe ich mich bereits wiederholt geäußert und dargelegt, warum ich sie nicht für beweiskräftig halte.

Nun führt Gagel als „dritten und ebenso wie Rixdorf völlig einwandfreien und unwiderleglichen Beweis dafür, daß die Antiquusfauna im letzten Interglazial tatsächlich wiederkehrt" Rabutz bei Halle ins Treffen und ist nun „gespannt", wie ich mich „mit diesem, in jeder Hinsicht einwandfreien **letzten** Interglazial, das **doch** die Antiquus-Fauna" führt, „abfinden" werde [1]).

Wären die Lagerungsverhältnisse so, wie sie Gagel darstellt, wäre es allerdings unmöglich, seinen Behauptungen entgegenzutreten.

So entspricht aber die Darstellung Gagels keineswegs der tatsächlichen Lage, deren unvoreingenommene Untersuchung ergibt, daß diese bedeutungsvolle Fundstelle diluvialer Tier-, Pflanzen- und Kulturreste in keinem Widerspruche zu meiner Chronologie steht.

Sehen wir uns an, was Gagel bezüglich dieser Stelle behauptet, sodann wie die Verhältnisse tatsächlich liegen und welche Schlußfolgerungen aus ihnen zu ziehen sind.

[1]) C. Gagel, Über die angebliche Umstürzung der Diluvialchronologie durch J. Bayer, Zeitschr. d. deutsch. geol. Ges. Monatsber. Nr. 4—5, 1920, S. 112ff.

Digitized by Google

Gagels Behauptungen bezüglich des Rabutzer-Profils.

Gagel sagt über die Lagerungsverhältnisse folgendes [1]): „Der Rabutzer Beckenton liegt auf der Moräne der Haupteiszeit (unterer Geschiebemergel), der seinerseits das einwandfrei belegte, fossilführende, vorletzte Interglazial der Saale-Hauptterrasse überlagert, und wird von Ablagerungen der letzten Eiszeit bedeckt" [2]).

Als Beweis für die Interglazialnatur der Ablagerung gibt Gagel mit Recht die (von Engler untersuchte) Pflanzenwelt des Rabutzer Beckentons an, welche mit Eiche, Esche, Hasel, Linde usw. zweifellos auf ein gemäßigtes, echt interglaziales Klima deutet, welches auch durch die reiche Fauna mit Altelephanten und Merckschem Rhinoceros unzweifelhaft erwiesen wird.

Dann folgert er weiter: „Es ist mithin sowohl fauniſtisch als auch floriſtisch und stratigraphisch ein ganz wundervolles, eindeutiges Interglazial und zwar stratigraphisch ganz unzweifelhaft **letztes** Interglazial!"

Weiters verweist Gagel auf die „ganz sicher primäre Lagerstätte", welche eine Verschwemmung ausschließt und wiederholt schließlich, „daß hier bei Halle und Rabutz die „Antiquus-Fauna" in zwei Etagen sozusagen übereinander liegt, zu unterst in den erstinterglazialen Saalehauptterrassenschottern und dann, durch die Grundmoräne der Haupteiszeit davon getrennt, im Rabutzer Beckenton, eine Etage höher! Man braucht hier nur die Karten und die sehr ausführlichen Profile von Siegert und Weißermel zu studieren, um über den Sachverhalt durchaus aufgeklärt zu sein."

Gagel stützt sich mithin ganz auf die Interpretation von Rabutz durch Siegert und Weißermel.

Das tatsächliche Profil.

Von Gagels Behauptungen ist die eine, daß der Beckenton ein Interglazial repräsentiert, gewiß richtig.

Die zweite jedoch, auf die es ihm vor allem ankommt, daß letztes Interglazial vorliegt, ist ebenso sicher unrichtig, was eine kritische Beleuchtung der stratigraphischen Verhältnisse von Rabutz zeigt.

Aus ihr wird klar, daß Gagels Gewährsmänner Siegert und Weißermel die Rabutzer Ablagerungen ihrem Alter nach unrichtig interpretiert haben.

Sehen wir uns das Rabutzer Profil an.

---

[1]) A. a. O. S. 112f.

[2]) Hinweis auf Siegert und Weißermel, Das Diluvium zwischen Halle a. S. und Weißenfels (Abhandl. d. Preuß. Geol. Landesanstalt. H. 60, 1911).

Digitized by Google

Die Bohrung, welche im Rabutzer Beckenton in einer Meereshöhe von 118 m niedergebracht wurde, ergab nach Siegert und Weißermel[1]) folgendes, von den Genannten und mir nach beigefügter Legende interpretiertes Profil:

Tiefe in Metern		Deutung nach Siegert und Weißermel	Deutung nach Bayer
0— 0,5	Schwarzerde (Alluvium)		
0,5— 0,6	Gelber, kalkfreier, schwach lehmiger Sand	Ablagerung der dritten Eiszeit	Alter? (sicher nicht III. Eiszeit!)
0,6— 1,3	Nordischer Sand und Schotter		
1,3— 3,0	Grauer geflammter Ton	Rabutzer Beckenton zweites Interglazial	I. Interglazial
3,0— 3,5	Gelber, kalkfreier Ton		
3,5— 3,8	Gelber, kalkfreier Ton, etwas sandiger		
3,8— 5,5	Fetter, lichtgrauer bis gelblicher Ton, kalkhaltig		
5,5— 5,8	Stark sandiger, grundmoränenartiger Tonmergel, eingeschwemmt		
5,8— 5,9	Reiner, schwach sandiger Bänderton, kalkhaltig		
5,9— 6,2	Grauer, toniger, schwach sandiger, kalkhaltiger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit obere Bank	Ablagerungen der I. Eiszeit
6,2— 7,5	Grauer, stark kalkhaltiger sandig-toniger Geschiebemergel		
7,5— 8,9	Grauer, stark kalkhaltiger, sandig-toniger Geschiebemergel mit zahlreichen Geröllen und vereinzelten Sandschmitzen		
8,9—10,2	Grober nordischer Sand und Kies	Roddener Sand	
10,2—10,9	Gelbgrauer, stark sandiger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit mittlere Bank	
10,9—11,8	Fetter, stark kalkhaltiger Ton	Bruckdorfer Beckenton	
11,8—12,3	Feinsandiger, kalkhaltiger Schlepp		
12,3—14,2	Grauer, sandig-toniger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit, untere Bank	
14,2—14,4	Feinsandiger Mergel		
14,4—14,5	Stark toniger Geschiebemergel bis Ton		
14,5—16,7	Lichtgrauer, sandigtoniger Geschiebemergel		
16,7—16,8	Sand und Kies; südliches und nordisches Material zu gleichen Teilen	Basalschotter	

[1]) a. a. O., S. 274f.

Digitized by Google

Tiefe in Metern		Deutung nach Siegert und Weißermel	Deutung nach Bayer
16,8—17,5	Sand und Kies; südliches Material vorherrschend	Höhere Saaleterrasse. I. Interglazial	
17,5—19,0	Sand und Kies mit sehr viel nordischem Material	Glazialsand der I. Eiszeit	
19,0—19,9	Glazialsand		
19,9—20,8	Stark sandige, kalkige Grundmoräne, sehr dunkel	Grundmoräne der I. Eiszeit	
20,8—21,6	Nordischer Sand und Kies		
21,6—22,0	Kalkige, erdige dunkle Grundmoräne		
22,0—23,2	Reiner, fetter, kalkhaltiger, schwarzer Ton	Dehlitzer Bänderton	
23,2—26,7	Sand, frei von nordischem Material	Präglaziale Saaleschotter	
26,7—31,7	Schwarzer, schwach toniger, kalkfreier Feinsand (Oligocän)		
31,7—32,0	Braunkohle (Oligocän)		

Siegert und Weißermel sehen also in unserem Beckenton eine Ablagerung des II. Interglazials, welcher Ansicht sich in der Folge Soergel, Werth, Gagel und viele andere angeschlossen haben.

Wäre dem wirklich so, würde das Rabutzer Profil zwei wichtige Fragen des Diluviums beantworten, erstens daß die Antiquus-Fauna im letzten Interglazial wiedergekehrt sei, zweitens, daß die letzte Vereisung bis südlich von Halle gereicht habe, was eine der Süderstreckung der ersten und vorletzten Eiszeit nicht viel nachgebende Ausdehnung des letzten Inlandeises voraussetzen würde.

Daß beides hier nicht zu erweisen ist, ja daß der Fundplatz gerade zum Gegenbeweis wird, geht aus nachfolgendem hervor:

Zu ihrer Altersbestimmung des Beckentones kommen Siegert und Weißermel dadurch, daß sie den mächtigen Komplex von Ablagerungen in seinem Liegenden durch Interpretation des Horizontes „16,8—17,5 Sand und Kies" als I. Interglazial (= der höheren Saaleterrasse) auf 2 Eiszeiten aufteilen, so daß unser Beckenton unmittelbar von der Hauptgrundmoräne der II. Eiszeit unterlagert wäre und mit Rücksicht auf die angeblich glazialen Ablagerungen in seinem Hangenden aus dem letzten Interglazial stammen müßte.

Für diese Deutung des Profils führt Siegert vornehmlich zwei Gründe an: Das interglaziale Alter der genannten Sande und Kiese, welche der

Digitized by Google

I. interglazialen Saaleterrasse entsprechen sollen, und den Bruckdorfer Beckenton, welcher jünger als diese ist.

Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß eine solche Interpretation hier an und für sich möglich wäre, so stehen ihr doch so gewichtige, inner- und außerhalb des Profiles gelegene Gegengründe im Wege, daß sie nicht aufrecht zu erhalten ist.

Vor allem muß festgestellt werden, daß die stratigraphischen Verhältnisse im Profil selbst keineswegs in der Richtung zwingend sind, wie Siegert und Weißermel, noch mehr aber Gagel behaupten.

Die fraglichen Sande und Kiese.

Die 70 cm Sande und Kiese, welche in unserem Profil allein das I. Interglazial vertreten sollen, sind hier lediglich durch die Bohrung erschlossen. Daß man aber bei einer Bohrung in einem noch dazu außerhalb des Talzuges gelegenen Terrain und bei so geringer Mächtigkeit der Ablagerung nicht mit Sicherheit bestimmen kann, ob es sich um eine interglaziale oder glaziale (eventuell interstadiale) Ablagerung handelt, ist sicher. Dazu kommt, daß entscheidende Einschlüsse, welche die Interglazialnatur beweisen würden und welche man nach Gagels optimistischen Wendungen (s. oben) hier sicher erwartet hätte, zur Gänze fehlen. In der Saaleterrasse findet man die Einschlüsse, nicht aber in Rabutz.

Ich betrachte daher diese 70 cm Schotter als eine der im Ablagerungskomplex der 1. Eiszeit so häufig vorkommenden Kiesstraten, welche möglicherweise eine Oszillation der Mindeleiszeit anzeigt.

Der Bruckdorfer Beckenton.

Wenn Siegert als wichtigen, ja entscheidenden Beweis für das II. Glazial der Ablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentones den Bruckdorfer Beckenton hinstellt [1]), welcher sich in seinem Aufnahmsgebiete als jünger als die erstinterglaziale Saaleterrasse erwiesen hat und mit dem er im Rabutzer Profil die Ablagerungen zwischen 10,9 und 12,3 m identifiziert, so wäre eine solche Gleichstellung an und für sich wohl möglich, aber ein **Beweis läßt sich nicht beibringen.**

Solche Tone sind, ohne daß ein wesentlicher petrographischer Unterschied eine Unterscheidung gestatten würde, bekanntlich bei jeder Vereisung zur Ablagerung gelangt, so oft nur die hierzu erforderlichen bekannten Voraussetzungen zutrafen.

[1]) a. a. O., S. 276.

Digitized by Google

Im Liegenden des Rabutzer Beckentons nur 1 glazialer Horizont.

Da zur Aufteilung des im Liegenden des Rabutzer Beckentones gelegenen diluvialen Schichtenkomplexes auf zwei Eiszeiten somit kein Grund vorliegt, halte ich denselben für einheitlich glazial, so daß ich alle Ablagerungen zwischen den präglazialen Saaleschottern und dem Rabutzer Beckenton als der Mindel-Eiszeit angehörig betrachte.

Welchen Alters die Ablagerungen im Hangenden unseres Tones sind, wage ich nicht zu entscheiden, nur das eine kann man mit Bestimmtheit sagen, daß sie nicht der jüngsten Vereisung angehören. Gerade sie bieten ja von einem anderen Gesichtspunkte aus, nämlich dem der Ausdehnung der letzten Vereisung, einen sicheren Beweis, daß meine hier niedergelegte Auffassung richtig ist.

Diese glazialen, z. T. recht mächtigen Ablagerungen können nämlich nicht der letzten Vereisung angehören, da diese das Gebiet von Halle gar nicht erreicht hat. Das wird durch die ausgezeichneten Arbeiten von Th. Schmierer[1]) und E. Wunderlich [2]) mit so gewichtigen Gründen gestützt, daß man sich ihnen nicht gut entziehen kann [3]). Ich werde auf diese Tatsache später einmal noch in einem weiteren Betrachtungskreise zu sprechen kommen.

Somit liegt in keiner Hinsicht ein Grund vor, die Rabutzer Fauna in die letzte Zwischeneiszeit zu verlegen, und ist auch durch Rabutz nicht der Beweis einer Wiederkehr der Antiquus-Fauna erbracht.

Die paläolithischen Funde von Rabutz.

Von größter Wichtigkeit für die Ermittelung des Alters von Rabutz sind auch die dort gemachten paläolithischen Funde, über welche bisher leider nur eine spärliche Nachricht vorliegt [4]), welche bezüglich des Alters nichts oder wenig besagt. Nach Andeutungen von Soergel und Gagel scheinen aber dort in letzter Zeit weitere Funde zum Vorschein gekommen zu sein, was

[1]) Über fossilführende Interglazialablagerungen bei Oschersleben und Ummendorf (Prov. Sachsen) und über die Gliederung des Magdeburg-Braunschweigischen Diluviums im allgemeinen. Jahrb. d. Pr. geol. Landesanstalt für 1912, XXXIII, II. Teil, S. 400—417.

[2]) Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. I. Das Gebiet zwischen Elbe und Oder. Geogr. Abh. N. F. H. 3, 1917.

[3]) Umsomehr muß man sich über die Leichtigkeit wundern, mit der Soergel (Lösse, Eiszeiten und pal. Kulturen. Jena 1919) über diese Feststellungen (Zusammenfallen der Söllgrenze und der Südgrenze der letzten Vereisung, Zugehörigkeit der Moränen südlich der Elbe zur vorletzten Eiszeit usw.) hinweggleitet (S. 95).

[4]) F. Wiegers, Neue Funde paläolithischer Artefakte, Zeitschr. f. Ethn. XXXIX, 1907, S. 721. Nach den Fundangaben ist das von Wiegers abgebildete Artefakt jünger als die Knochen, da diese an der Basis, jenes aber im oberen Teile des Tons gefunden wurde. Es hat die breite Form, wie sie altpaläolithischen Absplissen eigen ist.

Digitized by Google

ich lebhafteſt begrüße, weil ich auch von dieſer Seite eine Beſtätigung meiner Altersanſetzung erwarte.

Ich mache, ohne die Funde zu kennen, getroſt mit der Archäologie die Probe auf meine Altersbeſtimmung und ſage Chelléen oder älteres Acheuléen voraus; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß Alt-Acheuléen vorliegt und wir uns im gleichen Niveau mit den Ilmtalſtationen Weimar-Taubach-Ehringsdorf befinden. Sicher iſt die Altersfrage von Rabutz mit dieſen Stationen aufs engſte verknüpft: Beide werden zweifellos in dem Sinne entſchieden werden, daß ſie älter als die benachbarte rißeiszeitliche Kultur von Markkleeberg ſind. Lägen die geräteführenden Schotter von Markkleeberg in unſerem Profil, würden ſie das unmittelbar Hangende unſeres Tones bilden.

Gagels neuer Fixpunkt hat mithin nicht nur nicht die von ihm erwartete vernichtende Wirkung für meine Aufſtellung gehabt, ſondern es hat ſich im Gegenteile gezeigt, daß auch im Falle Rabutz die altertümliche Antiquus-Fauna im gleichen Horizont des diluvialen Schichtenaufbaues erſcheint, wie die zahlreichen, von dieſer Fauna begleiteten altpaläolithiſchen Funde Weſteuropas.

Wien, 11. Januar 1921.

Nachſchrift.

Mehrere Wochen nach Fertigſtellung dieſer Arbeit teilte mir Herr Geheimrat Koſſinna mit, daß eine von K. Keilhack und einigen preußiſchen und ſächſiſchen Geologen vorgenommene Überprüfung der geologiſchen Verhältniſſe bei Rabutz für das Hangende des Beckentons eine ſehr weſentliche Änderung gegenüber der bisherigen Auffaſſung ergeben habe, inſofern, als nunmehr die bisher für glazial gehaltenen Einlagerungen im oberen Teile des Tones und in ſeinem Hangenden als von den ziemlich ſteilen Hängen der Rinne ſtammende Einſchwemmungen erkannt wurden. Auf eine diesbezügliche Anfrage bei Herrn Geh. Bergrat Keilhack hatte dieſer die Freundlichkeit, mir dieſe neue Deutung zu beſtätigen. Iſt ſie richtig, hätten wir es hier nur mit zeitlichen Äquivalenten der letzten Eiszeit zu tun, da die Südgrenze des letzten Inlandeiſes, wie auch Keilhack annimmt, wenigſtens 50 km nördlicher lag.

Sohin iſt das Ergebnis der neuen Unterſuchung: Es gibt keine dritte Eisbedeckung der Gegend von Halle. Der Beckenton bleibt aber II. Interglazial.

Es beſtätigt ſich mithin, was ich oben vertreten habe, daß die Würmeiszeit nicht mehr die Gegend von Halle erreicht hat; aber während ich die von Siegert und Weißermel als Zeugen einer dritten Vereiſung angeführten Ablagerungen der dortigen Gegend für rißeiszeitlich hielt, ſollen ſie nun Alluvium oder Verſchwemmung älteren glazialen Materiales ſein.

Digitized by Google

Diese Erklärung erscheint mir bei Rabutz selbst recht einleuchtend und möglich [1]), aber wenn man das Profil D C auf Taf. VII bei Siegert und Weißermel betrachtet, so findet man dort südlich vom Beckenton auf gleichem Tone glaziales Material von bedeutender Mächtigkeit lagern, besonders wenn die 2. Interpretation des Profiles D C richtig ist, und zwar eine glaziale Masse, welche sich meines Erachtens nicht auf die gleiche Weise (lediglich als Schwemmmaterial) erklären läßt. Hören wir L. Siegert [2]): „Unter einer etwa 4 m mächtigen Decke von echt glazialem, vielfach diagonal geschichtetem Sande [3]) liegt hier ein ... Band teils von Bänderton, teils von Schlepp, das wiederum von mehrere Meter mächtigen Glazialsanden unterteuft wird." Siegert beweist dann durch die gleiche Höhenlage für diesen Ton und ein ähnliches Vorkommen in einer Nachbargrube am Nordhange des Kabelskebaches bei Beuditz den Zusammenhang dieser Tone mit dem Rabutzer Ton, was schließlich durch eine Bohrung am Rabutz-Beuditzer-Kommunikationswege erhärtet wurde: „Es ist damit ein Zusammenhang zwischen dem Ton bei Rabutz und dem in den Beuditzer Gruben wohl ziemlich sicher gestellt. Diese Tatsache ist von besonderer Wichtigkeit, da wir bei Beuditz in einem absolut klaren und eindeutigen Profil den Ton von 4 m glazialem Sand überlagert sehen, wodurch unsere Deutung der unreinen Massen bei Rabutz als Grundmoräne eine neue Bestätigung erfährt und der Nachweis von glazialen Ablagerungen über dem Rabutzer Ton nochmals völlig sicher erbracht wird [4])".

Hier liegen also 4 m glaziale Sande dem Tone auf und wenn es meinen Gegnern nicht gelingt, auch für sie eine ähnliche Entstehungsweise wie für die glazial gehaltenen Schichten des Rabutzer Beckentones (Verschwemmung usw.) nachzuweisen, haben sie den Kampf um Rabutz verloren.

Denn dann liegen eben über Rabutzer Tonen primäre **glaziale** Ablagerungen, welche, nachdem sie von der dritten Eiszeit, deren Südgrenze nach Keilhack selbst mindestens 50 km nördlicher liegt, nicht herrühren können, nur der zweiten (Riß-)Eiszeit zugeschrieben werden könnten, so daß sich für den Beckenton von Rabutz die Stellung im ersten Interglazial unzweifelhaft ergeben würde.

Hier hat also die Untersuchung einzusetzen, und zwar wird es sich vor allem empfehlen, in der Linie Ziegelei Rabutz-Elsteraue zwischen Oberthau und Ermlitz, etwa in der Mitte zwischen der Eisenbahnlinie Leipzig-Halle und der Chaussee am Mühlgraben eine Bohrung vorzunehmen, um zu sehen,

[1]) Sie würde auch den bisherigen Widerspruch beseitigen, der in dem engen Nebeneinander von warmer Fauna und „glazialen Ablagerungen" bestand (vgl. R. R. Schmidt, bzw. Koken, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. S. 216).

[2]) A. a. O. S. 280.,

[3]) Bei Siegert und Weißermel nicht gesperrt!

[4]) A. a. O., S. 281.

Digitized by Google

ob der Rabutzer Ton tatsächlich, wie es das untere Profil D C darstellt, vom Kabelskebacheinschnitt bis zum Gehänge des Elstertales reicht, in welchem Falle dann die mächtigen Glazialablagerungen in einwandfreier Weise eine auf die Ablagerung des Rabutzer Tones folgende Eiszeit erweisen würden.

Dieses Ergebnis erwarte ich zuversichtlich. Es wird die strittige Altersfrage des Rabutzer Beckentones in meinem Sinne entscheiden und sein Liegendes als einheitlichen mindeleiszeitlichen Komplex erweisen.

Das eine aber kann man schon so kurze Zeit nach dem Vortrag des Herrn Gagel feststellen, daß sich eine seiner Behauptungen bezüglich Rabutz [1]) bereits als unrichtig herausgestellt hat, was für ihn nicht gerade sehr verheißungsvoll zu sein scheint.

Wien, 21. Februar 1921.

---

[1]) A. a. O., S. 112.

Digitized by Google

Der Mammutjägerhalt der Aurignaczeit bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling (Nied.-Öst.).

(Vorläufiger Bericht über die Grabungen 1919/1920).

Mit Tafel IV u. V.

Von J. Bayer.

Zu den klassischen Paläolithstationen Niederösterreichs, die sämtlich nördlich der Donau liegen, gesellt sich seit kurzem der südlich der Donau gelegene große Aurignacfundplatz im Löß von Lang-Mannersdorf an der Perschling, Ger.-Bez. Herzogenburg.

Reicht er bisher in bezug auf Fundreichtum und Schichtenanzahl auch nicht an Willendorf bzw. Krems heran, so scheint er an Flächenausdehnung diese Stationen weit zu übertreffen. Was aber Lang-Mannersdorf zu einer der wichtigsten Kulturstätten des Eiszeitalters überhaupt macht, sind die unvergleichlichen Lagerbilder, welche schon der kleine bisher durchgegrabene Teil gezeigt hat. Es entrollt sich da vor unseren Augen ein so lebendiges Bild vom Leben der Mammutjäger, wie es meines Wissens bisher noch von keiner Lößstation geboten worden ist.

Die Fundstelle ist das gegen Süden schauende linke Talgehänge östlich von Lang-Mannersdorf, die sog. „Strigelfurth", bestehend aus Tertiärsanden, welche hier von einer mehrere Meter mächtigen Lößdecke verhüllt sind. Ganz nahe fließt die Perschling vorbei.

Auf dem die „Strigelfurth" durchquerenden Feldwege, der an einer Stelle etwas in den Löß einschneidet, wurden schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts zahlreiche Mammutknochen gefunden, als das Regenwasser den Hohlweg bis zu einer gewissen Tiefe ausgewaschen hatte. Als dann A. Stummer [1]) bei den Knochen Spuren der Anwesenheit des Eiszeitmenschen feststellte, ließ das naturhistorische Hofmuseum durch H. Obermaier und ihn eine Versuchsgrabung vornehmen, wobei Aschenstellen mit einer größeren

[1]) Mitt. d. k. k. Zentr.-Komm. V, 1906, S. 1—3.

Digitized by Google

Anzahl von Steinwerkzeugen des Jung-Aurignacien (vorherrschend typische Bogenstichel), Rötel, Graphit usw., vor allem aber viele Tierknochen, in weitaus überwiegender Zahl vom Mammut, gefunden wurden [1]).

Das war im Jahre 1907.

Seitdem blieb der Platz unbeachtet, bis ich im Frühjahre 1919 die Fundgegend untersuchte und weitab östlich von dem Obermaier-Stummerschen Grabungsplatze einige oberflächlich gelegene Feuersteine fand. Weitere Funde im Gelände dazwischen ließen dann die gewaltige Erstreckung dieses Jägerhaltes erkennen, welcher nach den am weitesten entfernten Funden mehr als 300 Schritte West-Ost-Ausdehnung besitzt.

Wie die im Sommer 1919 begonnene Grabung wahrscheinlich machte, handelt es sich auf dieser weiten Strecke nicht um eine zusammenhängende Kulturschichte, sondern offenbar um eine Anzahl kleinerer Lagerplätze, welche hauptsächlich im mittleren, nicht mehr steil abfallenden Teile des Talhanges, der eine gute Aussicht über das ganze Tal gewährt, gelegen sein dürften, wie die beiden Lagerplätze bezeugen, auf die ich alsbald stieß.

Über ihre interessanten Einzelheiten gebe ich hier nur einen kurzen Bericht, eine eingehende Darstellung behalte ich mir für später vor.

Die beiden Lagerplätze wurden mit „A" und „B" bezeichnet.

Lagerplatz A.

Eine bis 0,3 m starke im Löß ziehende Kulturschichte von wechselnder Mächtigkeit bedeckte einen ziemlich kreisrunden Platz von etwa 10 m Durchmesser, in dessen Umgebung lediglich Streufunde das Niveau der ehemaligen Oberfläche kennzeichneten, welche nur 0,3 m unter der heutigen lag, wohl weil hier am Talgehänge im Laufe der Jahrtausende viel Löß abgetragen wurde. Wie die Funde zeigten, spielte sich das eigentliche Lagerleben im nördlichen Teile des Lagerplatzes ab. Hier war der Boden auf eine Ausdehnung von mehreren Metern mit Sandsteinplatten bedeckt, auf denen noch die Mahlzeitreste, Knochen vom Mammut, wollhaarigen Nashorn, Ren usw. zusammen mit Feuersteingeräten lagen. Hier war also der große Tranchierplatz, wo die Menschen dieser Jägersippe aßen und die Steinplatten dienten offenbar als Unterlagen beim Zerlegen der Tiere sowie als Teller bzw. Tische. Man kann nach der Zahl der Plätze auf etwa 8—10 Personen schließen. Bei einem der „Tische" lag noch ein Stößel aus einem Mammutstoßzahn. In der Nähe fanden sich Dentalien und Rötel. Eine große Menge Feuerstein-Abfallstücke deutete darauf hin, daß hier auch Steingeräte hergestellt wurden.

Vom Tranchier- und Speiseplatz konnte der Abkochplatz nicht weit entfernt sein und er fand sich denn auch kaum 2 m nordwestlich. Es war eine fast kreisrunde Feuerstelle in ganz flacher Vertiefung mit einer dicken Schichte

[1]) Die Veröffentlichung dieser Funde steht noch aus.

Digitized by Google

von Brandresten, und zwar hauptsächlich kleinen verkohlten Knochenstücken, die man ins Feuer geworfen hatte, um damit zu heizen. Auf dem Herde lagen noch einige große unverbrannte Knochen, welche wohl von der letzten Mahlzeit stammen mögen. Einen Meter östlich von diesem Herd und nördlich von der Speisestelle lag ein engbegrenzter Haufen unverbrannter Mammutknochen, und zwar Rippen und Kieferteile mit Molaren.

Wir gewinnen hier ein kleines aber klares Bild vom Lagerleben des Aurignac-Menschen.

Eine weitaus interessantere Szenerie bot aber der

Lagerplatz B,

dessen Ausgrabung ich im Spätsommer 1919 begann und im vorigen Jahre beendete.

Er lag etwa 60 m südlich von A und erstreckte sich auf eine Fläche von ungefähr 20 m West-Ost- und 14 m Nord-Süd-Ausdehnung, bildete aber nicht wie A einen geschlossenen runden Lagerplatz, sondern es gruppierten sich um eine große Abkochstelle eine Anzahl nur durch eine mehr weniger starke Kulturschichte verbundener Stellen, welche als Mahlzeitplätze, Ateliers von Feuersteinschlägern, Knochenabfallplätze usw. klar zu erkennen waren.

Die bemerkenswerteste Stelle ist eine regelrechte Wohngrube, wie wir sie bisher aus dem Paläolithikum meines Wissens noch nicht kennen.

Die seichte Lage der Aurignac-Oberfläche — stellenweise trat die Kulturschichte unmittelbar zutage — gestattete das Freilegen großer Flächen des Lagerplatzes, wobei auf die Aufdeckung ganzer Gruppen das Hauptgewicht gelegt wurde, um sie als abgeschlossenes Ganzes überblicken und im Lichtbild festhalten zu können.

Auf diese Weise war es auch möglich, einen genauen Lagerplan anzufertigen, der die ganze Anordnung aufs klarste veranschaulicht und so ohne besonderen Aufwand an Phantasie das Bild jenes Jägerlebens vor unser geistiges Auge zaubert.

Das Zentrum des ganzen Lagerplatzes bildete der große Abkochplatz, dessen nördlichen Teil wir im Bilde bringen (s. Taf. IV). Aschenschichten mit zahllosen angebrannten Knochenstückchen waren hier übersät mit ganzen oder zerschlagenen aber unverbrannten Knochen vom Mammut, Wolf, Fuchs und anderen Tieren.

Hier deuteten drei in den Löß gehende Pfahllöcher, welche mit Herdmaterial ausgefüllt waren und unten noch deutlich die ehemalige Verkeilung der Pfähle mit langen Knochen und Rengeweihstangen zeigten, auf Holzpflöcke hin, welche mit Rücksicht auf ihre Lage am Rande der großen Abkochstelle wohl als Träger des Bratspießes anzusehen sind, wenn es sich nicht um Stangen für ein Zelt handelt, welches man aufstellte, als auf dem Platze nicht mehr gekocht wurde.

Digitized by Google

Von den zahlreichen Funden dieses Feuerplatzes und seiner nächsten Umgebung nenne ich nur 18 kugelrunde Tertiär-Konkretionen, welche wie eine Traube auf einem Flecke noch beisammenlagen, so wie sie der Aurignac-Mensch aus seiner Handhöhlung vorsichtig, damit sie nicht auseinanderrollen, hingelegt hat. Das Beisammenliegen mehrerer solcher Kugeln, die zweifellos als Spielkugeln gedient haben, wurde übrigens mehrmals beobachtet.

Die Mahlzeitplätze lagen fast alle östlich der großen Abkochstelle und waren durch einzelne Steinplatten gekennzeichnet. Hier fanden sich auch mehrere kleine runde Feuerstellen, deren geringe Aschenreste auf nur kurze Benützung schließen lassen. Es macht den Eindruck, als ob man sich bei der großen Abkochstelle das Essen geholt und es dann abseits auf seinem Stein verzehrt habe.

An einer Stelle lagen in der Nähe eines kleinen Herdes mehrere große Nuklei aus verschiedenfarbigem Stein (Hornstein, roter Jaspis) und ein wahrscheinlich zum Absplissen benütztes Geschiebe von länglicher Gestalt so eng beisammen, daß sie sich berührten: Das kleine Atelier eines Feuersteinschlägers.

In einiger Entfernung östlich vom großen Abkochplatze lagen schon ziemlich abseits zwei bemerkenswerte Knochenhaufen: Der eine enthielt zwei vollständige Wolfskelette, einen Wolfschädel und andere Knochen dieses Tieres sowie eine Anzahl Mammutknochen, sämtlich ohne Brandspuren. Die Wolfschädel zeigen Spuren von alten Verletzungen.

Der andere Knochenhaufe bestand aus dem stark beschädigten Schädel eines jungen Mammuts mit beiden Stoßzähnen. Er lag mit dem Gaumen nach oben, die Molaren waren herausgerissen und mit dem ovalen Quarzgerölle, welches noch mitten auf dem Gaumen lag, hatte man alles Eßbare durch Einschlagen der Schädeldecke herausgeholt. Der Unterkiefer fehlte. (Taf. V.)

Sonst lagen hier noch einige Mammutknochen und ein ebenfalls mit dem Gaumen nach aufwärts liegender Wolfschädel, desgleichen ohne Unterkiefer.

Einige Schritte südlich des großen Abkochplatzes war die Wohnung: Eine Wohngrube von fast rundem Grundriß mit ungefähr 2,5 m Durchmesser, bis 1,7 m tief in den Löß gegraben.

Eine dicke Schichte aus zahlreichen Knochen und Feuersteinen bedeckte den Boden und ermöglichte es, die Größe und Form der Wohngrubenanlage genau festzustellen. Sie ließ aber auch den Winkel der Grubenwände erkennen, wobei sich ergab, daß gegen Nordwest und Norden senkrechte Wände vorhanden waren, während sie gegen Osten minder steil waren und gegen Süden eine schiefe Ebene aus der Grube an die Oberfläche führte.

Wir schließen daraus auf Vorherrschen von West- und Nordwinden.

Über dieser Bodenschichte lag eine Zone sterilen Lösses, dann folgte eine zweite „Kulturschichte" von ähnlicher Beschaffenheit wie die an der Basis.

Das lehrt, daß hier der Mensch zweimal Aufenthalt nahm: Das erstemal gleich nachdem er sich die Grube gegraben hatte; dann war er ab-

Digitized by Google

gezogen und es wurde ziemlich viel Löß eingeblasen. Bei seiner Rückkehr war die Grube schon ungefähr bis zur Hälfte zugeweht und er lebte nun in dieser seichteren Wohnung, ohne an Reinlichkeitssinn gewonnen zu haben, wie die den zweiten Aufenthalt kennzeichnende Unratschichte verrät.

Angesichts dieses Befundes fragt man sich unwillkürlich, ob hier nicht zwei Winteraufenthalte in der Grube und eine Sommerabwesenheit vorliegen. Lange kann die Abwesenheit keinesfalls gedauert haben, weil gar kein archäologischer oder fauniſtischer Unterschied wahrzunehmen ist, ja sogar die gleichen Gesteinsorten verwendet wurden, was darauf schließen läßt, daß es dieselben Menschen gewesen sind.

Diese Stelle wird bei Beurteilung der Raschheit der Lößbildung im Auge zu behalten sein [1]).

Bei seiner ersten Anwesenheit schuf sich der Mensch in der Wohngrube unten eine Sitzbank durch Stehenlassen eines länglichen Lößblockes beim Ausheben der Grube. Hier saß wohl manchen Tag ein Steinschläger, denn in nächster Nähe lag eine große Menge von Feuersteinabsplissen herum.

War wie gesagt die Fauna der unteren Kulturschichte dieselbe wie die der oberen und der mit letzterer zusammenhängenden Kulturschichte des Lagerplatzes, so fehlten doch in der Grube selbst die großen Knochen, die man wegen ihrer Größe hinausgeworfen hatte, während man die kleineren einfach zu Boden fallen ließ und eintrat. Auch ein Wolfschädel war unten liegen geblieben.

Wir haben hier die erste regelrechte Wohngrube aus der Eiszeit vor uns und können nunmehr die in den späteren prähistorischen Perioden so beliebte Wohnweise bis in die Aurignac-Periode zurückverfolgen.

Die Grube war wohl sicher mit einem Dach aus Reisig und Fellen bedeckt und Windschirme an der Nord- und Westseite mögen noch zum besonderen Schutze vor Kälte und vor dem lästigen Lößwehen aufgestellt worden sein. Die Ausgrabung der Wohngrube nahm mehrere Wochen in Anspruch. Eine große Anzahl guter Lichtbilder zeigt alle Phasen ihrer Erschließung, um die sich besonders Frl. Lotte Adametz verdient gemacht hat.

Schließlich noch ein Wort über die westlichste Fundstelle. Hier fand ich in unmittelbarer Nachbarschaft der Grabungsstelle Obermaiers und Stummers einen Lagerplatz von im allgemeinen ovaler Form (etwa 3:2 m).

Bemerkenswert war hier das reichliche Vorkommen von Rötel und Graphit, welch letzterer auf den östlichen Lagerplätzen A und B gar nicht gefunden wurde.

Ein mächtiger Mammutstoßzahn, der ohne den (altabgebrochenen) Spitzteil noch 2 m maß, war offenbar als Schlagbank benützt worden, denn

[1]) Diesbezüglich ließen sich sehr interessante Beobachtungen machen, die für rasche Lößbildung sprechen.

Digitized by Google

seine Oberfläche schien durch Hiebe gerauht und abgetragen und machte den Eindruck, als ob man darauf Knochen oder ähnliches zerschlagen hätte.

Westlich von dieser Lagergruppe ergaben Probegruben ein ausgedehntes Mammutknochenlager, das sich noch ein gutes Stück gegen Westen ausbreiten dürfte. Hier fanden sich fast gar keine Brandspuren oder Feuersteine, so daß es aussieht, als wäre da ein großer Ausschrotplatz für die benachbarten Lager gewesen.

Es besteht die Absicht, die Grabungen in den nächsten Jahren fortzusetzen und mit der Zeit diesen riesigen Lagerplatz des Eiszeitmenschen vollständig aufzudecken.

Digitized by Google

Gefäße mit Rädchenverzierung aus Polen.

Von Dr. Joſ. Koſtrzewski, Poſen.

Mit 10 Abbildungen im Text und auf Tafel VI.

In ſeiner Arbeit „Über verzierte Eiſenlanzenſpitzen als Kennzeichen der Oſtgermanen" hat Koſſinna bekanntlich auch eine Scheidung der kaiſerzeitlichen Mäandergefäße in oſt- und weſtgermaniſche durchgeführt[1]), und zwar auf Grund der verſchiedenen Technik, in der das Muſter in beiden Gebieten hergeſtellt wird —, nachdem vorher ſchon Olshauſen gelegentlich einer Beſprechung der Grabfunde von Grünchen, Kr. Liſſa, einige Andeutungen darüber gemacht hat[2]). Koſſinna hat gezeigt, daß während bei den Oſtgermanen der Mäander durch Bänder von vollausgezogenen Linien gebildet wird, er auf weſtgermaniſchem Gebiet aus Reihen von Punkten beſteht, die mit einem Gerät in Form eines gezahnten Rädchens eingedrückt werden, daß alſo hier eine Art maſchinelle Ausführung an Stelle der freihändigen Verzierung tritt. Daß dieſe Unterſcheidung von oſtgermaniſchen Strichlinienmäandern und weſtgermaniſchen Rädchenmäandern, die übrigens in ſpäteren Arbeiten[3]) noch weiter ausgebaut wurde, zu Recht beſteht, haben zahlreiche ſpätere Funde voll beſtätigt.

Natürlich iſt auch dieſe Regel nicht ohne Ausnahme. Abgeſehen von einigen Miſchformen aus dem Grenzgebiet, die ja hier beſonders leicht erklärlich ſind[4]), ſind auch weitab vom weſtgermaniſchen Gebiet einige Gefäße zum Vorſchein gekommen, deren Verzierung in der für dieſes Gebiet typiſchen Rädchentechnik ausgeführt iſt. Aus der Prov. Poſen ſind mir bisher insgeſamt vier ſolche kaiſerzeitlichen Gefäße bekannt geworden, von denen zwei Mäander-

[1]) Zeitſchr. f. Ethnol. 1905, S. 392—394.

[2]) Poſener Archäologiſche Mitteilungen, Heft 4, S. 45.

[3]) Koſſinna, Über germaniſche Mäander-Urnen (Korreſpondenzbl. d. deutſch. Geſellſch. f. Anthr., Ethnol. u. Urgeſch. 1907, S. 165 f.). — Derſelbe, Die deutſche Vorgeſchichte eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft, I. Aufl., S. 59, II. Aufl., S. 177.

[4]) Vgl. das Gefäß von Küſtrin, Kr. Königsberg i. N. (Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte, I. Aufl., S. 67 Abb. 141, II. Aufl. Taf. XXIX, Abb. 351.)

Digitized by Google

ornamente, das dritte ein geradliniges Muster aufweist. Dieselbe Anzahl von derartigen Gefäßen kenne ich aus Russisch-Polen; in drei Fällen handelt es sich um die für westgermanische Keramik typischen Stufenmäander, das vierte Gefäß ist mit einem schachbrettartigen Muster verziert[1]).

Von den Posener Mäandergefäßen ist eins (Abb. 1) schon seit längerer Zeit bekannt. Es stammt aus Gr. 44 des von Gräfin Szembek systematisch untersuchten und veröffentlichten, vorwiegend frühkaiserzeitlichen Gräberfeldes von Siemianice, Kr. Kempen[2]). Das Gefäß, von dem seinerzeit nur ein Scherben abgebildet war[3]), ist unterdessen aus den eingelieferten Bruchstücken, soweit es möglich war, neu aufgebaut worden. Es ist eine rundbäuchige, hochfüßige Terrine, deren Oberteil fehlt. Auf der größten Bauchweite hat sie ein breites Ornamentband zwischen zwei Doppellinien, das mit liegenden Kreuzen und senkrecht verlaufenden Zinnenmustern gefüllt ist. Das Zierband ist nach unten zu von einer Doppellinie umsäumt, oben verläuft anscheinend ein vollsymmetrischer Mäander. Alle diese Verzierungen sind punktiert und, wie aus ihrer Regelmäßigkeit, mehrfachen Überschneidungen usw. ohne weiteres ersichtlich ist, auf mechanischem Wege, mit Hilfe eines Rollstempels ausgeführt, der in diesem Falle nur eine Zahnreihe besaß. Bemerkenswert ist hier das teilweise Vorhandensein von vorgezeichneten Führungslinien, die auf westgermanischem Gebiet fast nur in der Spät-Latène-Zeit bei freihändig ausgeführten Punktverzierungen vorkommen.

Noch wichtiger ist ein Mäandergefäß (Abb. 2), das im Jahre 1915 bei Anlage von Schützengräben in Prusinów, Kr. Jarotschin, zusammen mit einer verbogenen römischen Bronzekanne mit kleeblattförmiger Mündung zum Vorschein gekommen ist. Leider ist von dem Tongefäß nur ein großer Scherben aufbewahrt worden, der in das Posener Museum der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" gelangt ist. Nach dem erhaltenen Bruchstück zu schließen, glich das Gefäß ungefähr dem vorher beschriebenen Stück von Siemianice. Es hatte einen hohen, stark verengten Fuß, einen rundlichen Bauch und einen weiten, deutlich abgesetzten Hals. Die Verzierung bildet hier ein zusammenhängendes Band von Hakenkreuzen und Stufenmustern; sie bestehen aus doppelten Strichlinien, deren Zwischenraum mit 2—3 Reihen von Punktlinien in Rädchentechnik ausgefüllt ist. Trotz der Anwendung der fremden Rädchentechnik ist die Verzierung doch vorwiegend dem ostgermanischen Geschmack angepaßt, was sowohl die angewandten Muster (Hakenkreuz!), als ihre Ausführung beweist, besonders die untergeordnete Rolle, die dem westgermanischen Rädchenornament zugewiesen ist, als bloße

[1]) Auch in Schlesien sind Scherben mit Rädchenmäander in 5 Fundorten zutage getreten (Jahn, „Schlesiens Vorzeit". N. F. Bd. VII, S. 96 Fußn. 1).

[2]) Vgl. Roczniki Tow. Przyj. Nauk Poznańskiego. Jahrg. XXIX, XXXI, XXXV und XLIII.

[3]) a. a. O. Jahrg. XXXV, S. 360, Abb. 48.

Digitized by Google

Füllung eines Linienbandes zu dienen. Auch bei diesem bemerkenswerten Mischerzeugnis, in dem Fremdes mit Eigenem so innig verschmolzen sind, wurde ein einreihiger Rollstempel benutzt. Die einzelnen Vertiefungen haben hier die Gestalt von kurzen, schräggestellten Strichen.

Das dritte hierhergehörige Gefäß (Abb. 3) ist eine fast vollständig erhaltene Schale, die schon vor einer Reihe von Jahren zusammen mit anderen kaiserzeitlichen Gegenständen in Grünchen (Grunówko), Kr. Lissa, gefunden und in den Posener Archäologischen Mitteilungen veröffentlicht worden ist[1]). Der halbkuglige Boden der Schale ist mit 7 radialen, von einer schwachen mittleren Einwölbung ausgehenden Punktlinien verziert, die mit einem dreireihigen Rollstempel ausgeführt sind. Auch der Rand des Bodens ist von drei solchen parallelen Punktlinien umsäumt. Die Zähne des Rädchens

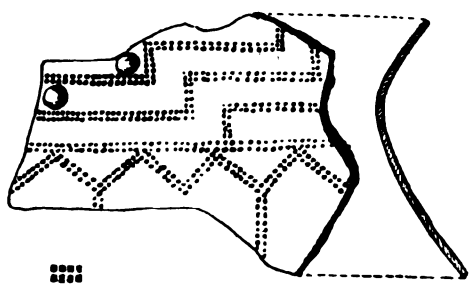


Abb. 4.

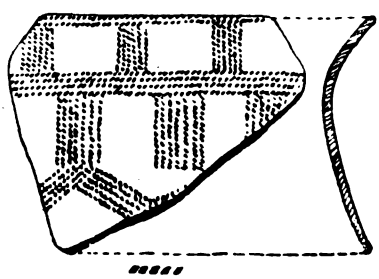


Abb. 5.

Abb. 4 u. 5. Łęgonice, Kr. Opoczno, Gouv. Radom (Polen). Nach den Originalen im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum (Kat.-Nr. 2).

waren sehr sorgfältig gearbeitet und regelmäßig quadratisch geformt. Die Verzierung entbehrt der Führungslinien und entspricht völlig den westgermanischen.

Schließlich wäre noch ein kleiner, einzeln gefundener Scherben mit schwarzer Oberfläche aus Siemianice, Kr. Kempen, zu erwähnen, der mit zwei unter einem rechten Winkel zusammenstoßenden Bändern von Punktlinien verziert ist. Diese sind anscheinend ebenfalls mit einem dreireihigen Rollstempel ausgeführt.

Von den vier rädchenverzierten Gefäßen aus Russisch-Polen stammen zwei aus dem bekannten kaiserzeitlichen Gräberfelde von Łęgonice, Kr. Opoczno (im Gouv. Radom); beide sind nur in Bruchstücken erhalten. Das erste dieser Gefäße (Abb. 4) war eine etwa doppelkonische Vase mit abgerundeter Schulter und mindestens einem Henkel, von dessen Vorhandensein noch zwei buckelartige Ansätze zeugen, wie sie häufig auf westgermanischen Gefäßen (meist in Dreiecksform angeordnet) unterhalb der Henkel vor-

[1]) Heft IV, Taf. XX, Abb. 1a—b. Die Schale stammt aus Grab 4.

Digitized by Google

kommen[1]). Der Oberteil des Gefäßes ist mit einem Stufenornament verziert, darunter verläuft eine Zickzacklinie, von der senkrechte Linien nach unten ausgehen. Diese typisch westgermanische Verzierung ist mit einem zweireihigen Rädchen ausgeführt, dessen Zähne eine quadratische Form hatten.

Das zweite Gefäß von Łęgonice (Abb. 5) weist ein schachbrettartiges Muster als Schulterverzierung auf, darunter verläuft, wie beim vorigen, eine Zickzacklinie. Der Rollstempel war hier bestimmt einreihig, die einzelnen Vertiefungen sind rautenförmig. Das Gefäß war anscheinend ebenfalls terrinenförmig, doch mehr abgerundet als das vorige. Beide Gefäße befinden sich im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum.

Ein drittes, vollständig erhaltenes Gefäß dieser Art (Abb. 6) ist in Wola, Kr. und Gouv. Kalisch, gefunden worden und befindet sich im Museum des „Towarzystwo Krajoznawcze" (Landeskundlicher Verein) in Warschau. Es ist terrinenförmig, ziemlich weitmündig, mit fast zylindrischem Hals und leicht ausladendem, verdicktem, fazettiertem Rand. Die Maße desselben sind folgende: Höhe 19,1 cm, größte Weite 28 cm, Mündung 22,9 cm, Boden 9,9 cm. Das Gefäß ist auf der Schulter mit einem Bande von fortlaufenden Stufenornamenten (aus doppelten Punktlinien), sowie mit einem Zickzackband aus vier punktierten Linien verziert. Der Rollstempel war hier wahrscheinlich zweireihig.

Ferner befinden sich im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum noch sechs Bruchstücke eines Gefäßes unbekannten Fundorts, wahrscheinlich aus Polen stammend, die sich zu einer tiefen Schale ergänzen lassen, mit abgesetztem Fuß und verdicktem Rand (Abb. 7). Die Verzierung bildet hier ein nach rechts gewandtes Stufenmuster zwischen wagerechten Linien, darunter eine Zickzacklinie, von der divergierende Linienbänder ausgehen. Die Ornamente sind mit einem zweireihigen Rädchen eingedrückt, die einzelnen Vertiefungen sind quadratisch.

Wenn wir die Posener Gefäße mit Rädchenverzierung mit denen aus Russisch-Polen vergleichen, so mutet es sonderbar an, daß die weiter nach Osten vorgeschobenen polnischen Exemplare in ihrer Verzierung den westgermanischen weit mehr ähneln als die näheren Posener Stücke. Alle diese so weit vom eigentlichen Verbreitungsgebiete gefundene Gefäße sind ein neuer Beweis für die regen Beziehungen, die zwischen Ost- und Westgermanen zur Kaiserzeit bestanden haben. Ihr versprengtes Vorkommen im Osten kann jedoch kaum durch Handelsverbindungen gedeutet werden, da Tongefäße wohl nur in den seltensten Fällen Gegenstand des Handels waren und unsere Stücke außerdem keinen rein westgermanischen Charakter haben,

[1]) Z. B. Píč: Starožitnosti země České II, 3 Taf. XCII, 14, Taf. XCIV, 16 usw. — Mitteil. a. d. Prov.-Museum d. Prov. Sachsen, Heft II, Taf. I, 10—12. — Hostmann, Darzau, Taf. III, 29 usw.

Digitized by Google

ſondern öſtliche Einſchläge aufweiſen. Wir werden hier, wie in ähnlichen Fällen, anzunehmen haben, daß unſere Gefäße Werke von weſtgermaniſchen Töpferinnen ſind, die Oſtgermanen geheiratet haben.

Obgleich die Rädchenverzierung im Oſten zur Kaiſerzeit wie etwas Fremdartiges anmutet, iſt dieſe Technik hier doch nicht unbekannt. Sie iſt hier ſogar weit früher erfunden worden, als bei den Weſtgermanen, da rädchenverzierte Gefäße hier bereits in der „Lauſitzer" Kultur der älteſten Eiſenzeit vorkommen[1]). Ich gebe hier die Abbildungen von drei ſolchen Gefäßen aus den Sammlungen der Poſener Geſellſchaft der Freunde der

Abb. 6. Wola, Kr. und Gouv. Kalſich. Nach Original im Muſeum des „Towarzyſtwo Krajoznawcze" in Warſchau (Kat.-Nr. 1758).

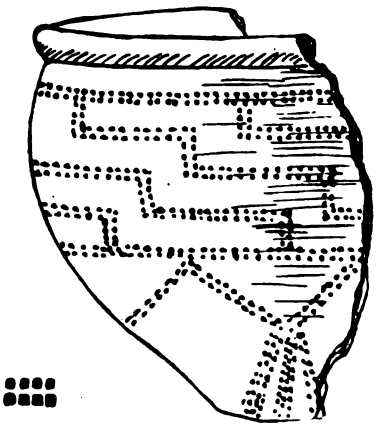


Abb. 7. Fundort unbekannt (vielleicht Kamocinek? Nach Original im Warſchauer Landwirtſchafts- u. Induſtriemuſeum (Kat.-Nr. 329).

Wiſſenſchaften wieder[2]) (Abb. 8—10). Die gleiche Größe der einzelnen Vertiefungen, die bei freihändiger Arbeit kaum erreichbar iſt, ferner mehrfach vorkommende Verſchiebungen und Verdopplungen des Ornaments (beſonders bei Abb. 8 gut zu ſehen), die ſich bei maſchineller Ausführung leicht erklären, ſprechen beſtimmt für die Anwendung eines gezähnten Rädchens. Da die einzelnen Zähne hier eine längliche Geſtalt hatten und ſchräggeſtellt

[1]) Von den ſteinzeitlichen Beiſpielen für Rädchentechnik (in der Stichreihenkeramik) ſehe ich hier natürlich ab.

[2]) Eins davon iſt bereits veröffentlicht (Album der prähiſt. Denkmäler des Großherz. Poſen, Heft II, Taf. XXVIII, 30). Ein viertes „Lauſitzer" Gefäß mit Rädchenverzierung ſtammt aus Schroda (Kaiſ.-Friedr.-Muſ. Poſen, H. G. 222). Auch aus der Mark Brandenburg ſind früheiſenzeitliche „Lauſitzer" Gefäße mit Ornamenten in dieſer Technik bekannt (Prähiſt. Zeitſchr. Jahrg. III, S. 334, Abb. 6 u. S. 335, Abb. 7). — Zeitſchr. f. Ethn. 1903, S. 177, Abb. 32b u. S. 192, Abb. 66. Hier hat ſchon Voß die Anwendung der Rädchentechnik feſtgeſtellt (a. a. O., S. 192). Vgl. auch einige neuerdings veröffentlichte Gefäße mit derartigen Verzierungen aus Polen („Swiatowit", Bd. XI, S. 52, Taf. IV, Nr. 22362 u. S. 53, Nr. 23572).

Digitized by Google

waren, so entstanden bei Anwendung des Rädchens Reihen von Schrägstrichen, die wie eine unechte Schnurverzierung aussehen.

Als Vorstufe der Rädchenverzierung kann man die Ornamente auffassen, die in der Weise zustande gekommen sind, daß man den quergerieften Kopf einer Bronzenadel zuerst senkrecht, dann wagerecht fortlaufend nebeneinander abdrückte. Gefäße mit derartigen Verzierungen sind sowohl aus der späten Lausitzer"[1]), als aus der Steinkistengräberkultur[2]) ziemlich zahlreich bekannt. Von diesen mit einem unbeweglichen Stempel ausgeführten Verzierungen ist es nur noch ein Schritt zur Erfindung des Rollstempels, der übrigens ebenfalls ein Nadelkopf gewesen sein dürfte. Man wird der gerade auf keramischem Gebiet so hervorragendes leistenden „Lausitzer" Kultur die selbständige Erfindung dieser Ziertechnik, die übrigens ziemlich gleichzeitig auch in Ostpreußen[3]) erscheint, wohl zutrauen dürfen.

Wegen des großen zeitlichen Abstandes, der diese früheisenzeitlichen Rädchenornamente von den verwandten westgermanischen Verzierungen der Kaiserzeit trennt, können wir das Auftreten der letzteren natürlich nicht durch ein Wiederaufleben der alten „Lausitzer" Rädchentechnik erklären, sondern müssen auch hier eine selbständige Entstehung der maschinellen Ziertechnik annehmen. Auf welchem Wege hier diese Errungenschaft zustande gekommen ist, hat Kossinna in überzeugender Weise gezeigt[4]).

---

[1]) Z. B. Jurkowo, Kr. Kosten, 2 Ex. (1 abgebildet im III. Heft des Albums der prähistor. Denkmäler des Großherz. Posen, Taf. LX, 33. Dort irrtümlich als kaiserzeitlich bezeichnet). Mus. d. Freunde d. Wiss. Posen.

[2]) Z. B. Dobieszewice, Kr. Mogilno. 2 Ex. Kais.-Friedr.-Mus. Posen 1897, 380 bis 381. — Eichenhain, Kr. Schubin, KZM. 06, 482.

[3]) Katalog des Prussia-Museums. Teil I (1906), Abb. 71—74 und 81—84. Auch in der Steinkistengräberkultur war übrigens die Rädchentechnik bekannt. Vgl. z. B. die Abbildung der Gesichtsurne von Liebenthal, Kr. Marienburg (Conwentz, Das Westpr. Prov.-Mus. Danzig, 1905, Taf. 61, 1). Außerdem sind mir hierher gehörige Gefäße aus 12 weiteren Fundorten in Polen bekannt geworden.

[4]) Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 1907, S. 166.

Digitized by Google

Die Kalenderdaten der Juppitergigantensäulen.

Von Friedrich Hertlein, Ludwigsburg.

Ich habe in meiner Schrift: Die Juppitergigantensäulen Stuttgart 1910 (abgekürzt JGS.) und in Nachträgen dazu (Kbl. des Gesamtv. 1916, S. 209 ff. und Germania 1917, S. 136 ff.) ausgeführt[1]), daß diese Juppitergigantensäulen unserer Mittelrheingegenden, die Gebiete der Nebenflüsse eingerechnet, ein Kennzeichen der mittelrheinischen Germanen des römischen Gebiets sind, daß sie nichts anderes sind als germanische Irminsäulen in römischer Formensprache, und daß die Götter, die den Hauptsockel zieren, soweit sie in der Normalreihe Juno, Merkur, Herkules, Minerva oder einer damit verwandten Diererreihe erscheinen, in dieser Reihenfolge als ins Römische übersetzte germanische Gottheiten die vier Jahreszeiten vom Frühjahr bis zum Winter vertreten, entsprechend dem gelegentlichen und späten Schmuck des Zwischensockels mit den unbezweifelten sieben Wochengöttern und der häufigen Verzierung des Kapitells mit den Köpfen der vier Tageszeitengenien; und ich habe einen besonderen Beweis für die Richtigkeit meiner Aufstellung darin gefunden, daß gerade im römischen Mainland, das schon wegen der Stammeszugehörigkeit der Mattiaker zu den Chatten — und von den Taunensern um Heddernheim wird wohl dasselbe gelten — engere Berührung mit den freien Germanen behalten mußte, daß hier statt der von den römischen Germanen unter dem Einfluß der römischen Gartenkultur meist schon angenommenen vier Jahreszeiten in ihren göttlichen Vertretern nur drei erscheinen, am häufigsten Juno, Herkules, Minerva, oder Merkur, Herkules, Minerva, entsprechend der von Müllenhoff fahrlässigerweise verworfenen Nachricht des Tacitus (Germ. 26) von den drei Jahreszeiten der Germanen, Frühling, Erntezeit (harbist) und Winter, von Tacitus naturgemäß mangelhaft übersetzt in die römischen Jahreszeitennamen ver, aestas und hiems, und entsprechend dem römischen Jahresanfang in der ungermanischen Reihenfolge hiems, ver, aestas gegeben.

[1]) Eine gedrängte Übersicht meiner Beweisführung habe ich gegeben in Hoops, Reallexikon des germanischen Altertums II, S. 619 unter Juppitersäulen.

Digitized by Google

Wissowa hat nun Germania 1917 S. 175f. für jene Viergötterreihe Juno, Merkur, Herkules, Minerva die Erklärung gegeben, sie seien die Vertreter der Ehe, des Handels, des Verkehrs, des Handwerks. Hiergegen ist nur das einzuwenden, daß damit nicht erklärt wird, was das merkwürdigste an diesen vier Göttern ist; es handelt sich nicht um eine Gruppe, die je nach ihrer Wichtigkeit für den einzelnen in verschiedener Folge aufgeführt werden kann, sondern um eine unveränderliche Reihenfolge. Gewiß hätte sich die Gewohnheit einbürgern können, gerade diese Gottheiten abzubilden, niemals aber die unfehlbare Sicherheit, die vier Bilder gerade in dieser Reihenfolge zu geben, die nicht beirrt wird dadurch, daß die Bilder statt rechtsläufig öfters auch linksläufig angeordnet werden, nicht beirrt dadurch, daß für den zweiten und vierten Gott jener Normalreihe gelegentlich ein anderer, für den zweiten auch Juppiter selbst erscheint; denn auch dann behalten die bleibenden unter jenen Göttern ihre Stelle. Diese mathematische Sicherheit der Reihenfolge wäre eine psychologische Unmöglichkeit, wenn sie nicht sachlich bedingt wäre, bedingt durch ein kosmisches Prinzip. Immerhin, wenn Wissowa das vollständige Fehlen einer göttlichen Vertretung der Landwirtschaft und der kriegerischen Interessen damit erklären will, daß der Ursprung jener Reihe bei der römischen Bevölkerung stadtähnlicher Niederlassungen gesucht werden müsse, so mutet er der Gedankenlosigkeit der vielen, vielen ländlichen und der mit drei inschriftlich bezeugten verhältnismäßig nicht wenigen militärischen Stifter unserer Denkmäler — Mars findet sich gelegentlich statt Merkur, ist aber auf keinem Stein eines militärischen Stifters nachweisbar — ein bißchen viel zu; wäre es doch ein mehr als fühlbarer Mangel an Parität, wenn dagegen Handel und Verkehr zusammen zwei Vertreter hätten. Und dann, der Eugenius von Bierstadt C XIII, 7567, der seine Säule ausdrücklich für das Wohl seiner Gattin Primitiva (und der Seinigen?) setzt, läßt Juno weg, stellt nur Apollo, Herkules und Diana dar; wo dagegen zwei Brüder miteinander eine Säule errichten, bilden sie Juno an erster Stelle ab, gleich als wären sie miteinander verheiratet (Zwischensockel von Iggelheim C XIII, 6098, Riese, Das rheinische Germanien in den Inschriften 2982: J. O. M. et Junoni Reginae Proclii Pollio et Fuscus, zugehörig Viergötterstein mit Juno, Mars, Vulkan, Viktoria; Dreigötterstein von Kastel C XIII, 7270, Riese 2221, denselben Göttern die Meloni Carantus et Jucundus mit Juno, Herkules, Viktoria), wogegen eben diese Brüder Melonii von Kastel, der Vorstadt des handelsreichen Mainz, den Merkur weglassen. Auch daß die Göttin der Ehe am Himmel hinfliegend mit ihrer Fackel dargestellt werde oder wenigstens rasch ausschreitend (Stein von Virton, Cumont Catalogue Cinquantenaire² Nr. 169, bei Haug, Wd. Zeitschr. 10, 1891, Nr. 155), ist nicht glaublich; so kann die würdige Matrone nicht den Hochzeitszug anführen. Für die Behauptung, daß Juno sich der Deutung als interpretatio Romana einer keltisch-germanischen Gottheit aufs entschiedenste entziehe, scheint

Digitized by Google

Wissowa neue Quellen zur keltisch-germanischen Mythologie gefunden zu haben, die er nicht nennt; der germanische Himmelsgott hat doch wohl schon damals eine Genossin gehabt und der Wahrscheinlichkeit nach wurde diese am ehesten mit Juno übersetzt.

Eine weitere und neue Bestätigung meiner Erklärung der Vier- und Dreigötterſockel in ihrer Mehrzahl als Jahreszeitenſockel und damit der Juppitergigantenſäulen als römisch-germanischer Irminſäulen [1]) finde ich nun in den Kalenderdaten der hierher gehörigen Denkmäler.

Es ist selbstverständlich und längst bekannt, daß Weihungen an Gottheiten gerne auf solche Tage gelegt werden, die mit dieser Gottheit irgendwie zusammenhängen, und zwar auch dann, wenn die Weihung aus Anlaß eines besonderen Erlebnisses erfolgt [2]). Wenn ich nun mit meiner Erklärung des

[1]) Haug hat die von mir JGS., S. 73ff. beigezogenen Stellen aus der mittelalterlichen Literatur in Germania 1918, S. 68ff. ebenfalls zusammengestellt mit dem Ergebnis, daß uns nur eine Irminſäule sicher bekannt sei. Man kann das gelten lassen; aber falsch wäre es, daraus zu schließen, daß es nur eine gegeben habe, und der Vergleich mit der von mir S. 78 anders erklärten Stelle aus Widukind und mit anderen Stellen von Kultsäulen der Germanen (Mogk in Hoops Reallexikon II, S. 600) macht es wahrscheinlich, daß die Irminsäule eine verbreitete Kulteinrichtung war. Bei Erklärung des Wortes irmin S. 72 verfällt Haug wieder in den ihm schon JGS., S. 80, Anm. nachgewiesenen Fehler nicht zu beachten, daß es sich bei dem Eigennamen Irmino um einstämmige Kürzung handelt; zu irminman vgl. Much in Hoops Reallexikon I, S. 58 unter Alemannen, der hier Grimms Deutung widerlegt. — Auch einige Einwände Haugs im Korr.-Bl. d. Gesamtv. 1918, S. 224ff. mögen hier ihre Erledigung finden. Zur letzten Rettung für seine historische Erklärung unserer Gigantensäulen (Denkmäler des Siegs des römischen Imperiums über die Barbaren) erklärt er den Gigantenreiter des Mannheimer Antiquariums (JGS., S. 5), der seine Schlangenbeine behaglich ineinander faltet, da das trotz seiner weitmaschigen Erklärungsart für einen besiegten Barbaren doch nicht geht, als eine Fälschung des Maurermeisters Kaufmann von Rheinzabern (um 1820). In welch plumper Weise dieser Maurer fälschte, zeigt die auch von Haug beigezogene Terrakottaplatte mit einem über eine Sirene weggaloppierenden Reiter, mit der er ein Bildwerk unseres Denkmälerkreises geben wollte; die Mannheimer Gruppe ist aber ein fragmentiertes, vom Zahn der Zeit wohl benagtes, und echt verwittertes Stück, dessen Echtheit noch kein Archäologe, auch Haug selber nicht in seinem Katalog des Antiquariums (1875/77) bezweifelt hat. Auch der Bauernreiter von Ehrang paßt Haug nicht; es sei das eben richtige Bauernarbeit. Um so beweisender doch für die Sache, weil volksmäßige Art Äußerlichkeiten naiv gibt. — Daß der Fund von mindestens 2 Juppitergigantenſäulen auf der merkurgeheiligten Hohen Donne im Wasgenwald jene historische Erklärung unmöglich macht, hebt Pöhlmann in Germania 1918, S. 93 richtig hervor.

[2]) Einen besonderen Fall haben wir bei dem Altar von Kastel C XIII 7317, dem Numen Augusti geweiht von den hastiferi sive pastores consistentes Castello Mattiacorum VIIII Kal. Apriles (224). Dieser 24. März, Tag der Frühjahrstagundnachtgleiche, ist der dies sanguis, ein für den Kybeledienst geheiligter Tag. Damit bringen diese hastiferi das Numen Augusti in engere Beziehung zu der von ihnen besonders verehrten Kybele, eine Verehrung, die auch aus 7281 hervorgeht, wo dasselbe Kollegium der dea Virtus Bellona einen Mons Vaticanus weiht, der mit der Kybelefeier der Taurobolien zusammenhängt, und zwar auf X Kal. Sept., 23. August, also römischen Herbstanfang nach isidorischer

Digitized by Google

reitenden, von einem Giganten getragenen Juppiter als germanischen Himmelsgottes und der Vier- und Dreigötterſteine als Jahreszeitenſockel! Recht habe, ſo leuchtet ein, daß für Weihungen an dieſen Himmelsgott beſonders in Betracht kommen müſſen die aſtronomiſchen Jahrpunkte und die Anfänge der Jahreszeiten, beſonders des das Jahr eröffnenden Frühlings; ja, wenn Jahrpunkte und Jahreszeitenanfänge auch für einen römiſchen Juppiter wichtige Tage ſind, ſo wird die Art, wie der Frühlings- und Jahresanfang beſtimmt wird, einen beſtimmten Schluß auf einen germaniſchen Himmelsgott zulaſſen. So klein allerdings die Statiſtik iſt, die ſich uns hier bietet, ſo bezeichnend iſt ſie; und wir können eine Hilfsſtatiſtik von verwandten Denkmälern beiziehen.

Wir haben nämlich unter der ganzen Zahl von Denkmälern, die ſicher oder ſehr wahrſcheinlich zu den Gigantenſäulen gehören, nur 4, die den Tag der Weihung angeben, nämlich einen Dreigötterſtein von Kaſtel mit dem Datum 23. Dezember 246, die Heddernheim-Wiesbadener Säule mit dem 7. November 239, die Heddernheim-Frankfurter Säule mit dem 13. März 240, und die Schierſteiner Säule mit dem 28. Februar 221.

Jener Dreigötterſtein von Kaſtel, mit den Bildern von Juno, Herkules und Minerva linksläufig, C XIII, 7272, Rieſe, 2984, Haug, Wd. Zeitſchr. 10, Nr. 50, trägt die Inſchrift: J. O. M. et Junoni Reg. X. Kal. Jan. Presente et Albino cos. (246) Serotinius Cupitus et Cupitius Providens filius in suo fecerunt l. l. m. Auf den 22./23. Dezember fiel nun in jener Zeit der kürzeſte Tag, der römiſche dies natalis Solis; denn er fiel nach dem cäſariſchen Kalender, alſo 46/45, auf den 25. Dezember und hatte ſich bis zum Konzil von Nikäa auf den 21./22. verſchoben; als genauen Zeitpunkt für die Winterſonnenwende gibt mir ein mathematiſcher Kollege, Dr. Betſch in Cannſtatt, für 325 den 21. Dezember 8 Uhr abends MEZ, für 246 den 22. Dezember 5 Uhr nachmittags. Und daß die Verſchiebung bemerkt und bekannt geworden war, beweiſt eben das Konzil von Nikäa mit ſeiner Oſterfeſtſetzung, die von dem damaligen Datum der Frühjahrstagundnachtgleiche ausging. Daß die volksmäßige Anſetzung um ein paar Stunden nachhinkte, iſt natürlich, und dasſelbe Datum des 23. Dezembers wird uns unten wieder begegnen. Übrigens iſt offenbar in dieſer Zeit eine Neigung vorhanden, die für den Sonnenlauf wichtigen Tage ſchematiſch auf X. Kal. anzuſetzen, ſo wie ſie in dem Kalender von Grand, C XIII, 5955, dem urſprünglichen julianiſchen Kalender entſprechend ſchematiſch auf VIII. Kal. angeſetzt ſind, vgl. unten S. 98.

Rechnung (JGS., S. 141). Die beiden Beiſpiele zeigen zugleich, daß man Jahreszeitenanfänge und aſtronomiſche Jahrpunkte gerne mit dem Kult der Götter in Zuſammenhang brachte, die Beziehung haben zum Kreislauf des Jahres; das gilt auch von Kybele. Ein anderes Beiſpiel dafür gibt Rieſe, Inſchriften 199 aus Revue Archéol. 1910, II, S. 442, eine Weihung zu Ehren des Sol Elagabal auf denſelben 23. Auguſt, des Jahrs 214.

Digitized by Google

Die Heddernheimer Säule, die jetzt im Museum Wiesbaden ist, und die Ritterling, Nassauische Heimatbl. 1917/18, S. 14ff. ohne genügenden Grund [1]) mit einer Gruppe des Götterpaares Juppiter und Juno krönen will, — die enge Verbindung mit den Juppitergigantensäulen wäre durch den Dreigötterstein, den Wochengötterzwischensockel und das Kopfkapitell ja doch gegeben —, bei Haug unter Nr. 61 der Diergötterstеine aufgeführt, hat die auf der vierten Seite des Dreigötterſockels angebrachte Inschrift C XIII, 7353, Riese, 2605: J. O. M. et Junoni Reginae Quadratius Victorinus decurio civitatis Auderiensium in suo ex voto a. d. VII Id. Nove. imperatore domino nostro M. Ant. Gordiano Aug. et Aviola cos., also 7. November 239. Das ist der römische Winteranfang nach varronischer Rechnung, die die Jahreszeiten nach den Lichtverhältnissen bemißt, den kürzesten Tag als Mitte des Winters ansieht (JGS. 141); denn rechnen wir von dem 22./23. Dezember 1 ½ Monate = 45 ½ Tage zurück, so kommen wir auf den 7. November. Wenn in jener Zeit, was nach dem eben gesagten und dem unten wiederkehrenden Datum des 23. Dezember wahrscheinlich ist, dieser Tag schematisch als der kürzeste Tag angesehen und abgerundet um 45 Tage zurückgerechnet wurde, so kann auch der Vortag des Winteranfangs mit jenem Datum gemeint sein.

Es liegt allerdings eine gewisse Inkonsequenz vor bei dem letztgenannten Denkmal; es rechnet mit dem römischen Winteranfang, trotzdem es einen Sockel mit 3 Jahreszeitengöttern, Apoll, Herkules und Minerva, hat, entsprechend der germanischen Dreiteilung des Jahres (vgl. Korr.-Bl. d. Ges. V. 1916, S. 225); bei dieser Dreiteilung sollte der Winter im Mittel 2 Monate, nicht 1 ½, vor dem kürzesten Tage beginnen. Aber es ist auch schon eine einzigartige Inkonsequenz, einen Sockel, der die Repräsentanten der echtgermanischen 3 Jahreszeiten darstellt, zu verbinden mit einem Wochengötterstein, also einem ganz ungermanischen Element. Ich muß meiner Feststellung (a. a. O., S. 230), daß Wochengötterstеine nur vorkommen in Verbindung mit Jahreszeitensockeln, nie mit andersartigen Sockeln, noch die hinzufügen, daß nur in

[1]) Meine Gegengründe sind: solange wir kein sicheres Beispiel einer solchen Bekrönung der Säule haben, genügt das Zusammenfinden in einem Brunnen und das ungefähre Passen nicht; Juppiterdenkmäler verschiedener Art sind wiederholt gerade in Brunnen zusammen gefunden worden. Der in dem alten Fundbericht erwähnte dritte Altar, den Ritterling, S. 15, Anm. 3 kurzerhand streicht, kann der Sockel für das Götterpaar gewesen sein. Der Dreigötterstein ist in Breite und Tiefe ziemlich verschieden, ausnahmsweise ist die schmale Seite Inschrift- und Vorderseite; beim Kapitell ist es ebenso, seine Schmalseite muß also auch Vorderseite gewesen sein, anders als bei der jetzigen Aufstellung durch Ritterling, nur daß das wegen des verstümmelten Zustandes des Kapitells nicht auffällt; es kann also nicht das in die Breite gehende Doppelsitzbild oben drauf gewesen sein, mit Rücksicht auf welches schon der Hauptsockel mit der Breitseite nach vorn gerichtet sein müßte. Aus der Weihung an Juppiter und Juno trotz Fehlens der Juno auf dem Dreigötterstein ist gewiß nichts zu schließen; die Statistik zeigt, daß diese Weiheformel nun eben einmal in der Hälfte der Fälle angewandt wurde, und die anderen auf dem Sockel dargestellten Götter kommen in der Weiheformel nie vor.

Digitized by Google

dieſem einen Fall ein Wochenſtein vorkommt mit einem Dreijahreszeitenſockel, ſonſt nur in Verbindung mit der Aufnahme der römiſchen 4 Jahreszeiten, die ſich unter dem Einfluß römiſcher Kultur im römiſchen Germanien einbürgern mußten. Die doppelte Inkonſequenz mag innerlich zuſammenhängen; eine eigentümliche Miſchung germaniſchen Denkens und römiſcher Form iſt ja doch in dieſen Gegenden anzunehmen und ſpiegelt ſich in allen dieſen Denkmälern wieder. Doch iſt bei dem blos einmaligen Vorkommen der Verbindung von Dreijahreszeitenſockel und Wochenſtein auch die Möglichkeit da, daß es ſich um einen älteren, wiederbenützten Sockel mit neuer Inſchrift handelt [1]).

Die Schierſteiner Säule, C XIII, 7609, Rieſe, 1191, bei Haug, Nr. 56, hat folgende Inſchrift: J. O. M. Vic. Seneca eques legionis XXII primigeniae Antoninianae piae fidelis ex voto in suo posuit Grato et Seleuco cos. pridie Kal. Mart., iſt alſo geweiht auf 28. Februar 221. Wir wiſſen von Franken, Alemannen und Langobarden, daß ſie in alter Zeit vor dem Durchdringen chriſtlicher Gewohnheiten das Jahr mit dem 1. März begannen (Korr.Bl. d. Geſ. V. 1916, S. 224). Es iſt das eine Ausgleichung zwiſchen der Übernahme der römiſchen Monate und der altgermaniſchen Art Frühling und Jahr zu beginnen; wie dieſer altgermaniſche Frühjahrsbeginn ſich näher beſtimmte, darüber werde ich gleich zu reden haben. Dieſe Ausgleichung mußte im römiſchen Germanien ſich ſchon früher herausbilden, ja ſie iſt ohne Zweifel ebenſo wie die Wochentage der ſiebentägigen Planetenwoche in der Völkerwanderungszeit von dem römiſchen Germanien aus zu den freien Germanen gekommen. Alſo iſt die Schierſteiner Säule geweiht auf den Vorabend des römiſch-germaniſchen Frühlings- und Jahresanfangs, was bei einem angeſeſſenen (in suo) Reiter der 22. Legion nicht verwunderlich, zumal er wohl aus der Gegend ſtammte. Er hat einen Dreijahreszeitenſockel angebracht mit Merkur, Herkules und Minerva, hat alſo jeder der drei germaniſchen Jahreszeiten vier römiſche Monate zugewieſen.

Rein rechneriſch ſollte das echtgermaniſche, dreigeteilte Jahr 2 Monate = 61 Tage nach dem kürzeſten Tag beginnen (JGS., S. 142). Aber ſoweit ich ſehe, regelt ſich der Jahresanfang bei allen Völkern, die die Mondmonate

[1]) Jetzige Tiefe dieſes Sockels 53 cm, — die urſprüngliche wäre dann auf 54 cm anzunehmen, da Abmeißelung einer Schicht von 1 cm genügte — gegen 48 cm Breite. Der Viergötterſtein der Melonii von Kaſtel, bei Haug, Nr. 55, hat eine Tiefe von 47 cm bei einer Breite von 55 cm, alſo 8 cm Unterſchied, hat aber der Regel entſprechend die ſtattlichere Seite als Vorderſeite; ein urſprünglicher Unterſchied von 6 cm bei jenem Stein hätte alſo nichts auf ſich. Die Ungleichheit der rechten und linken Randleiſten der Nebenſeiten jenes Steines mit Apollo und Minerva läßt keinen ſicheren Schluß zu, da die Kanten abgeſtoßen und ergänzt ſind, läßt aber meine Vermutung als wohl möglich erſcheinen. Wiederbenutzung von Teilen einer älteren Gigantenſäule iſt wiederholt nachgewieſen z. B. bei der Heddernheim-Frankfurter Säule.

Digitized by Google

mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen suchen — und das werden alle Völker sein, bei denen nicht priesterliche Kodifizierung unnatürliche Bestimmungen hereingebracht hat — nach dem Neumond. Das gilt also sicher auch von den Germanen, für die Tacitus Germ. 11 die Bedeutung von Neu- und Vollmond bezeugt. So wäre für das germanische Jahr der Anfang auf 2 vollendete Mondmonate d. h. den 3. Neumond nach Wintersonnenwende zu setzen, da die spätere Angleichung an die römischen Monate ihn auf den 1. März setzt, also etwas mehr als 2 Monate nach der Sonnenwende. Es gäbe das für die Zeit um 200 ein Schwanken zwischen 20. Februar und 22. März, wenn wir von dem 23. Dezember ausgehen als erstem möglichen Neumondstag.

Die Heddernheim-Frankfurter Gigantensäule, C XIII, 7352, Riese, 2245, Haug unter Nr. 62, trägt die Inschrift: J. O. M. Junoni Reginae C. Sedatius Stephanus, decurio civitatis Taunensium, et Caturigia Crescentina (uxor) eius cum Stephaniis Maximo decurione civitatis supra scriptae et Festa, Maximino, Maximina, Honorata filiis in suo restituerunt III. Idus Martias Sabino secundum et Venusto cos.; darunter Rest einer älteren Inschrift: in suo ex voto renovavit. Der Sockel mit der Inschrift ist ein Dreijahreszeitenstein mit Juno, Herkules, Minerva. Auf meine Vermutung hin, daß man es bei diesem 13. März 240 mit dem Frühjahrsneumond zu tun habe, berechnete mir Dr. Betsch, von der Gegenwart zurückgehend den astronomischen Neumond auf 11. März, 8 Uhr Vorm. MEZ. Der vorausgehende Neumond fiel nun, wie mir derselbe Kollege berechnet, auf 10. Februar, nachm. 4 Uhr MEZ; die Neumondsnacht ist also die vom 10./11. Februar, und da nach germanischer Rechnung die Nacht zum folgenden Tag gehört, so wird jener Mann bei eigener Beobachtung den 11. Februar als Neumondstag angesehen haben. Rechnet man nun in bürgerlicher Abrundung des Mondmonats auf 30 Tage den Beginn des nächsten Monats voraus, so kommt man auf den 13. März — wenn man nicht an den Schalttag denkt. Ein derartiger Rechenfehler liegt aber jedenfalls durchaus im Bereich der Möglichkeit für einen eingeborenen Gemeinderat des damaligen Heddernheim; und die Vorausberechnung war notwendig, wenn das fertige Denkmal auf den Tag geweiht werden sollte.

Wenn diese Inschrift ohne Fehler oder Ungenauigkeit den Frühjahrsneumond, d. h. den Neumond innerhalb des von mir bezeichneten Kalenderrahmens als Stiftungstag bezeichnen würde, so wäre mein Beweis der germanischen Natur unserer Juppitergigantensäulen zusammen mit dem früher von mir ausgeführten als vollständig und unwiderleglich anzusehen; es müßte ja dann zugegeben werden, daß mit dem Juppiter dieser Denkmäler und Inschriften nur der germanische Himmelsgott, mit Juppiter und Juno Regina dieser Inschriften nur das germanische Himmelsgötterpaar gemeint sein könne; denn für einen römischen Juppiter kann eine Beziehung zu diesem Frühjahrs-

Digitized by Google

neumond nicht gefunden werden, wohl auch nicht für einen keltischen jener Zeit, zumal ich beide schon aus anderen Gründen abgelehnt habe (JGS., S. 51ff., 70ff.). Der Beweis ist aber durch den Vergleich mit den drei anderen Daten gesichert: wenn diese als Stiftungstag eine Wintersonnenwende, einen Jahreszeitenanfang, wenn auch nach römischer Rechnung, einen Vorabend des römisch-germanischen Frühjahrsanfangs geben, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit auch in dem vierten Datum ein für den Kreislauf des Jahres wichtiger Tag zu suchen, und es bleibt nur die Deutung auf den ungenau bestimmten Frühjahrsneumond. Meine Beweisführung und insbesondere die Deutung dieses letzten Datums wird aber gestützt durch die Stiftungstage verwandter Denkmäler, da ich auf diesen nicht nur ähnliche jahreswichtige Tage, sondern auch mindestens einen genau gerechneten Frühjahrsneumond nachweisen kann.

Man wird bemerkt haben, daß 3 von den 4 aufgeführten Inschriften das Kultbild dem Juppiter und der Juno Regina weihen. Von den 50 Weihinschriften, die wahrscheinlich zu Juppitergigantensäulen gehören, also solchen auf Viergöttersteinen, Wochengöttersteinen, Beialtären, ist die Hälfte dem Juppiter allein, die Hälfte ihm mit Juno Regina gewidmet; nur einer dieser Steine, der außerhalb des Gigantensäulengebiets gefundene Wochengötterstein von Agnin, Dep. Isére (Haug, Wd. Zeitschr. 9, 1890, S. 35, Espérandieu Recueil I 412) ist dem J. O. M. et caeteris dis deabusque geweiht. Es legt sich dadurch der Schluß nahe, daß Regina in unseren Gegenden die Übersetzung eines germanischen Namens oder Beinamens sein muß, wie schon JGS., S. 81 unter Beifügung weiterer Gründe ausgeführt ist, und weiter, daß Altäre des geschlossenen Gebietes der Gigantensäulen, also im ganzen des obergermanischen Gebietes, die dem Juppiter und der Juno Regina ohne Beisatz anderer Götter geweiht sind, demselben germanischen Götterpaar zugehören wie die Gigantensäulen, die dieses nennen; sie sind jedenfalls zum Teil als Beialtäre zu solchen Säulen anzusehen. Und was von den Gigantensäulen nach dem eben Gesagten selbstverständlich ist, daß nie ein exotischer Gott auf diesen stets oder fast stets nur Juppiter oder das Götterpaar nennenden Denkmälern mitgenannt ist, das gilt beachtenswerterweise auch von den Altären unseres Gebiets, die das Götterpaar nennen, wiewohl auf ihnen verschiedene Götter mitgenannt sind [1]).

Gewiß ist Regina auch echt römischer Beiname und gern gebraucht, wo die kapitolinische Trias genannt wird; wo diese in germanischem Gebiet

---

[1]) Daß nun für den Jagsthauser Altar C XIII 6559, Riese, 1949, 8 die Wahrscheinlichkeit wächst, daß in J. O. M. Jun. Reg. Marti et Herculi diis patriis dis deabusque omnibus die Worte dis patriis nicht andere Götter einführen, sondern Apposition sind zu den zwei letztgenannten oder zu allen vier, mag nebenbei bemerkt werden. Vgl. Haug-Sixt, Römische Inschriften in Württemberg², Nr. 454.

Digitized by Google

zusammen genannt wird, werden wir eine Beziehung auf germanische Götter von vornherein für unwahrscheinlich halten. In der Mitte stehen Fälle, wo das Götterpaar mit anderen Gottheiten als Minerva zusammen genannt ist; hier ist im allgemeinen die Möglichkeit nach beiden Seiten hin gleich; spezifisch-römische Gottheiten, die mitgenannt werden, lassen eher an das kapitolinische Götterpaar denken, lokale Gottheiten eher an das germanische; auch der Fall ist denkbar, daß ein Stifter sich an J. O. M. und Juno Regina wendet dem lokalen Gebrauch äußerlich folgend, aber ohne Verständnis für das Wesen der Gottheiten. Ich zähle sämtliche Altäre der beiden Germanien auf — aus den gallischen Ländern und aus Rätien kommt keiner in Betracht —, die mit bestimmtem Datum dem Götterpaar allein oder mit anderen Göttern geweiht sind, und beginne mit denen, bei denen eine Beziehung zu den germanischen Gottheiten unwahrscheinlich ist.

Der Altar von Xanten C XIII, 8625, Riese, 1350, ist von einem signifer der 30. Legion geweiht der kapitolinischen Dreiheit Juppiter, Juno Regina und Minerva auf den 1. Juli 239. Die Kalenden finden sich ziemlich oft als Weihetage für alle möglichen Götter (vgl. die Anm. S. 90), der erste jedes Kalendervierteljahrs mag allgemein als besonders wichtiger Tag erschienen sein; der Ort liegt, wie im allgemeinen ganz Untergermanien, außerhalb des Gigantensäulengebiets.

Der nur halb erhaltene Altar, in Ladenburg eingemauert gewesen, von Mainz stammend, C XIII, 6727, Riese, 294, ist geweiht an irgendwelchen Kalenden zwischen 292 und 305: In h. d. d. J. O. M. Junoni Reginae Minervae dis deabusque immortalibus pro salute et incolumitate dominorum nostrorum Diocletiani et Maximiani invictorum Augustorum et Constanti et Maximiani nobilium Caesarum civitas Mogontiacensis dedicante Aurelio Lau.. (viro clarissimo praeside) Germaniae superioris Kalendis..... Das ist eine hochoffizielle Weihung, in der wir kaum germanischen Einfluß suchen dürfen; leider fehlt der Monat.

Wieder den Ersten eines Kalendervierteljahrs gibt die Altarinschrift [1]) von Kastel C XIII 7266, Riese 2222: J. O. M. Junoni Reginae Aquilinius Paternus decurio civitalis Mattiacorum ex voto posuit l. l. m. Dedicata K(alendis) Oct. ter et bis cos, von Borghesi auf Philippus Vater und Sohn und das Jahr 248 bezogen; nichts Charakteristisches besagend; doch mag bemerkt werden, daß uns hier zum zweitenmal dieser Erste eines Kalendervierteljahrs begegnet.

Ein Altar von Altrip im Museum Speyer C XIII 6129, Riese 2983, ist auf 22. September 239 datiert: J. O. M. Jun. Reg. Reginius Potens votum

[1]) Schon nach den Maßen, Höhe 72, Breite 39, Tiefe 21 cm nach Becker, Katalog der Mainzer Inschriften 1875, Nr. 12 sicher ein Altar, nicht eine Basis; oben Ornamentreste, die den Altar sichern. Mitteilung von Herrn P. T. Keßler, Mainz.

Digitized by Google

solvit X. K. Oct. Gordiano Aug. et Aviola cos [1]). Die Herbsttagundnachtgleiche fiel in jener Zeit auf 23./24. September, im Jahre 239 genau auf die Nacht 23./24. September 4 Uhr morgens. Die Datierung führt entweder auf den Vorabend des wichtigen Tages, so wie die der Säule von Schierstein, oder, wenn wir es mit der schematischen Ansetzung auf X. Kal. zu tun haben, auf den Tag der Tagundnachtgleiche selber.

Auffallend häufig ist die Nennung von J. O. M. und Juno Regina auf obergermanischen Altären der aus der 8. und 22. Legion — die Legion ist nicht immer genannt — hervorgegangenen Beneficiarier, freilich meist zusammen mit anderen Göttern; wo das Götterpaar allein genannt ist, liegt eine Beziehung auf germanischen Kult um so näher. So bei dem Mainzer Altar C XIII 6716, Riese 1182: J. O. M. Junoni Reginae Aulus Mucatralis bf. legati legionis XXII p. p. f. Alexandrianae v. s. l. l. m. X. K. D(ecembres) Albino et Maximo cos, also vom 22. November 227. Das ist der Winterbeginn nach dem isidorischen System (JGS., S. 141), offenbar wieder mit jener schematischen Ansetzung. Jene Legionen wurden damals im allgemeinen in der obergermanischen Provinz selber ausgehoben, und ein Angehöriger der 22. Legion ist auch in den Inschriften der Gigantensäulen vertreten (Säule von Schierstein).

Ziemlich viele von diesen Beneficiarieraltären sind jenem Götterpaar geweiht, zusammen mit dem Genius loci allein oder mit noch anderen Göttern, darunter einige wenige mit bestimmtem Datum. Lehner, Führer durch die antike Abteilung des Museums Bonn 1915, S. 160, glaubt, im Rheinland stets einen einheimischen, dem Glauben der Einheimischen angehörigen Schutzgott unter diesem Genius vermuten zu dürfen. Für unsere Beneficiarieraltäre finde ich dafür eine Bestätigung in dem Umstand, daß er nie mit einem exotischen Gott — auch die Beneficiarier dieser Legionen sind nicht unberührt geblieben von orientalischen Religionseinflüssen, zumal sicher auch einzelne Nichtgermanen unter ihnen waren, siehe C XIII 6383 von Köngen [2]), 6623 von Obernburg, 6638 von Stockstadt — zusammen genannt wird, wohl aber mit dem gallischen oder gallogermanischen Mars Caturix (C XIII 6474 von Böckingen) und recht häufig mit Juno Regina.

[1]) Wahrscheinlich Beialtar einer Gigantensäule: 98 cm hoch, 48 cm breit, s. Steinsaal Speyer 1911, Nr. 158; nach Mitteilung von H. Dr. Sprater unten an der Basis 34 cm tief, Rückseite eine Ebene bildend ohne Vorspringen der Basis und des oberen Gesimses, also offenbar an eine Wand gestellt gewesen, wohl an die einer maceries (s. JGS., S. 85), nach Material und Fundort vielleicht zusammengehörig mit der Gigantengruppe JGS., S. 16.

[2]) Dieser Köngener Altar ist dem Juppiter Dolichenus geweiht; auch hier ist der Stiftungstag gegeben, aber vor IVL ist eine Lücke; es könnte das Denkmal des syrischen Himmelsgottes ganz wohl auf den längsten Tag, X. Kal. Jul., geweiht gewesen sein, wozu der Raum passen würde. Auf dem Dolichenusaltar von Mainz, C XIII 11812, Riese, 2150, ist als Tag der Weihung genannt X. K. Jun., ein Tag, mit dem die Sonne in ein neues Zeichen des Tierkreises tritt; vgl. das gleich nachher zu C XIII 6696 und dem Kalender von Grand Gesagte.

Digitized by Google

Keinerlei Zusammenhang mit dem Jahreslauf zeigt der Altar von Stockstadt C XIII 6635, Riese 1948, 20, jenen drei Gottheiten gestiftet von C. Julius Peregrinus bf. cos. pro se et suis, und zwar Mamertino et Rufo cos. VII. Kal. Augustas, also 26. Juli 182. Dem Geschlechtsnamen Julius nach handelt es sich wohl nicht um einen Mann, der aus dem eigentlich germanischen Rekrutierungsgebiet stammt, die Legion, aus der er hervorgegangen, gibt er nicht an; das Datum mag also mit der Ablösung von seiner Station zusammenhängen, eine Erklärung, die man all diesen Daten schon geben wollte.

Ähnlich liegt die Sache bei der nicht erhaltenen Mainzer Inschrift C XIII 6696, Riese 1180: (J. O. M.) Junoni Reg. et Genio loci L. Crescentinius Gratinus bf. legati v. s. l. l. m. dedic. X. Kal. Aug. Imp. domino nostro Antonino cos., also gesetzt auf den 23. Juli 218. Auf dem merkwürdigen Bronzekalender von Grand, C XIII 5955, der nach der ursprünglichen Bestimmung Cäsars (Plinius N. H. 18, 221, 246ff.) sämtliche Jahrpunkte auf a. d. VIII. Kal. setzt, sind die Tage a. d. VIII. Kal. sämtlicher Monate als die Tage, an denen die Sonne in ein neues Zeichen des Tierkreises tritt, hervorgehoben, und so mögen diese Tage, nach dem jeweiligen Sonnenstand schematisch rektifiziert, als wichtige Jahrtage angesehen worden sein. Etwas für unsere germanischen Götter Charakteristisches ist damit nur insofern gegeben, als sie mit dem Kreislauf der Sonne in Beziehung gesetzt werden.

Aber die Wintersonnenwende, der 23. Dezember 231, ist wieder gegeben auf der Inschrift von Amorbach C XIII 11771, Riese 773, Hock, Korr.-Bl. des Gesamtv. 1913, S. 112ff., wohl Bruchstück eines Altars: (J. O. M.) et Junoni Reginae Genio loci Concordiae beneficiariorum Germaniae superioris pro salute sua et suorum.... Petronius Senilis miles leg. VIII. Aug. bf. consularis v. s. l. l. m. X. Kal. Jan. Pompeiano et Peli(gniano cos.)[1].

Das wichtigste Denkmal ist der Altar von Stockstadt C XIII 6637, Riese 775: J. O. M. Junoni Reginae et Genio loci L. Nobilius L.. us bf. cos. miles leg. VIII. Aug. statione prima pro se et suis omnibus v. s. l. m. Mamertino et Rufo cos. X. Kal. Mart. Das ist der 20. Februar 182, und auf diesen Tag, nachmittags 4 Uhr MEZ., fällt der Frühjahrsneumond, gerade

[1]) Auf dem Beneficiarieraltar von Stockstadt C XIII 6633, Riese 1948, 6: J. O. M. Junoni Reg. et Genio loci C. A.... Justus bf. cos. pro se et suis mil... m.. imp. Commodo tertium et Burro cos.... Oct., von 181, dürfte zu ergänzen sein: X Kal., also herbsttagundnachtgleiche, wozu der Raum paßt. — Eine unmittelbare Parallele zu dem Datum von Amorbach gibt vielleicht die Inschrift von Petriana (?) C VII 882, Weihinschrift für J. O. M. und das Numen Augusti von der cohors II Tungrorum auf X. Kal. J... des Jahres 241; Domaszewski, Religion des römischen Heeres, S. 28, Anm. 119 meint, es sei das Datum der Entlassung der Veteranen und wahrscheinlich X. Kal. Jan. zu lesen. Ich kenne die Gründe nicht, warum Domaszewski den kürzesten Tag als Entlassungstag ansieht; ich möchte an das zähe Festhalten eben dieser Tungrer an ihrem heimischen Kult erinnern s. Domaszewski, a. a. O., S. 46 und es offen lassen, ob Jan. oder Jul. zu lesen ist, also das Datum der Winter- oder Sommersonnenwende.

Digitized by Google

noch innerhalb des von mir vermuteten Rahmens. Ich denke, dieser Stifter hat gut gemacht, was der Heddernheimer Gemeinderat vom Jahr 240 durch Ungenauigkeit gesündigt hat. Diese Genauigkeit kann Zufall sein; die Schwankungen in der Länge des synodischen Monats sind beträchtlich und bei ungefährer Vorausberechnung kann die folgende, germanisch zum folgenden Tag gehörige Nacht als Neumondsnacht, jener 20. Februar also als Vortag des Neujahrstags angesehen worden sein, so wie der Stifter der Schiersteiner Säule den Vortag feierte.

Halb als Anmerkung, halb als Stütze meines Beweises gebe ich hier noch zwei Inschriften mit merkwürdigen Daten. Die eine ist die eines Jagsthausser Beneficiariersaltars C XIII 11762 (6556), Riese 1949, 8 Anm. (mit der falschen Lesung von 6556), Haug-Sixt² Nr. 455; seine Hauptinschrift lautet: J. O. M. Junoni Reg. Genio loci L. Flavius Paternus bf. cos. v. s. l. l. m.; quer über die linke Nebenseite ist roh eingeritzt: III. Id. Mar. Damit haben wir jedenfalls ein Datum in dem oben bezeichneten Rahmen des Frühjahrsneumonds, und da wir nun mit Ausnahme eines einzigen Falles lauter mehr oder weniger wichtige Tage des Jahreslaufs auf diesen Altären des Götterpaars gefunden haben, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß wir auch hier einen solchen Tag haben, eben den Frühjahrsneumond. Haug, a. a. O. vermutet wegen eines ähnlichen Altars desselben Stifters C XIII 6634, mit der Inschrift: J. O. M. Junoni Reginae Mercurio et Genio loci L. Fl. Paternus bf. cos. v. s. l. l. m. imp. Vero tertium et Quadrato cos., daß die Weihung jenes Altars um dieses Jahr 167, eher vorher, fällt; es wäre dann jener Frühjahrsneumond zu setzen auf 13. März 161 (9 Uhr abends MEZ.), nicht etwa 13. März 180; der 16. März (10 Uhr vormittags) des Jahres 169 und der 12. März (7 Uhr vormittags) des Jahres 172 kommen um so weniger in Betracht, als die eingeritzelte Inschrift offenbar nachträglich, also genau nach dem beobachteten Neumond angebracht wurde; hat er in germanischer Art die Nacht der Beobachtung zum folgenden Tag (14. März) gerechnet, so wollte er mit dem 13. März ebenfalls den Jahresschluß bezeichnen.

Eine genau datierte Inschrift gibt der Steinpfeiler vom Heiligenberg bei Heidelberg C XIII 6405, Riese 1780, Haug in: Fundstätten Badens II, S. 283f., deren Anfang fehlt: ...Ostiarius Stellatinianus, quem Q. Vei... Vetus (?) consularis pro sua benivolentia et sullicitudine probavit, commiliton(ibus) German(is) num(eri?) fecit; votum solvit l. l. m. VII. K(alendas) Marti(as) Fusco et Dextro cos. (nach Haug). Zangemeister Wd. Korr.-Bl. 1889, S. 86 denkt ihn dem Merkur gewidmet, wegen der sonstigen Merkurfunde dort; ich mache aufmerksam, daß das Objekt, vielleicht eine Kapelle, jedenfalls germanischen Kameraden gewidmet war, und der bezeichnete Tag, der 23. Februar 225, ist nach römischer Rechnung der Vortag vor dem Frühjahrsneumond, der auf 24. Februar abends 10 Uhr MEZ. fiel. Das schließt einen germanischen Merkur — mit dem Beinamen Cimbrius und

Digitized by Google

Cimbrianus wurde dort oben Merkur verehrt, C XIII 6402, Rieſe 3338, und Germania 1920, S. 83 — nicht aus, ich möchte aber eher an J. O. M. und Juno Regina denken[1]). Die Vereinigung von einheimiſchem Merkurkult mit dem Kult des Gigantenjuppiters iſt uns ja geſichert durch die Funde auf der ebenfalls mit Ringwall verſehenen Hohen Donne ſ. Germania 1918, S. 89ff.; vgl. JGS. S. 9, A.

Die Grenzen der germaniſchen Stämme im römiſchen Reich, vor allem einmal gegen die Kelten, zu beſtimmen iſt nicht leicht; die Freiheit der Auswanderung und Einwanderung war groß und wurde benützt, das erweiſen die Inſchriften, und Zugewanderte machen ſich gern um die Einheimiſchen verdient durch Stiftung von Denkmälern. Man muß alſo von ſolchen Überbleibſeln, Denkmälern im weiteſten Sinn, ausgehen, die als Volksgewohnheit erſcheinen. Derart ſind die Juppitergigantenſäulen, die überwiegend einer ländlichen Bevölkerung zugehören; ſie kommen alſo für ſolche Abgrenzung in Betracht.

Ich will das an zwei Beiſpielen zeigen. Daß man ſich bei der Helvetiereinöde des Ptolemäus nicht mit der Vorſtellung beruhigen darf, es wäre das heutige Württemberg nach Abzug der Helvetier um 75 vor Chr. (Fundber. aus Schwaben 12, 1904, S. 101) eine Einöde geblieben bis zur Koloniſation durch die Römer, habe ich JGS. S. 55, Anm. 3 gezeigt; es iſt darunter vielmehr, durch das Kartenzeichen des Tannenwalds auf der zugehörigen Karte deutlich gemacht, die Keuperwaldgegend zu verſtehen, die der Alb nördlich vorgelagert

[1]) Gegenbeiſpiele, mit Kalendertag datierte Juppiteraltäre, auf denen Juno Regina fehlt, ſind verhältnismäßig nicht häufig. Der Beneficiarieraltar von Cannſtatt C XIII 6442 iſt dem J. O. M., Genio loci et Fortunae, dis deabusque geweiht auf die Iden des Januars 223, alſo auf einen bemerkenswerten Tag, aber nicht einen für den Sonnenlauf bezeichnenden. Auf die Iden des Auguſt 178 iſt J. O. M., Apollini et Dianae, dis deabusque omnibus geweiht der Altar 6630 von Obernburg. Der Altar eines Ziviliſten in Dijon, 5473, dem J. O. M. allein geweiht auf XV. Kal. eines in der Inſchrift fehlenden Monats des Jahres 249 (der Frühjahrsneumond würde etwa auf den 1. März fallen). Auf dem Beneficiarieraltar von Stockſtadt, 11791, fehlt der Anfang, der mindeſtens noch Juppiter nannte: dis deabusque omnibus et Genio loci geweiht an den Iden eines fehlenden Monats des Jahres 186; auf dem von ebenda, 11792, fehlt der ganze Eingang, Juppiter mag wohl genannt geweſen ſein, Weihung an den Iden eines fehlenden Monats des Jahres 183 (der Frühjahrsneumond würde 186 etwa auf 7. März, 183 auf 11. März fallen). Aus Untergermanien: von Bonn 8015, dem J. O. M. et Genio loci dis deabusque omnibus von einem Beneficiarier geweiht auf 1. Sept. 252; 8016 Jovi O. M. Herculi, Silvano, Genio domus auf 1. Okt. 190; 8014 Jovi Conservatori auf 30. Okt. 201; bei Köln 8207, J. O. M. et Genio loci auf 31. Juli. Auf den Juppiter Dolichenus iſt oben S. 97, Anm. 1 hingewieſen. — Bei Weihungen an andere Gottheiten finden ſich des öfteren die Kalenden (7742 1. Nov., 6544 und 6549, bei welchen beiden die Gottheiten fehlen, ohne daß ein Grund vorhanden wäre an Juppiter zu denken, 1. Sept. und 1. Nov.), die Nonen (6385), die Iden (6437, 6592, 6629 mit dem eben genannten 6630 zuſammengehörig, 6665, 11774), endlich andere Monatstage (5170, 6681, 6752, 6738, 6780 und 6785, auf welch beiden die Gottheiten wieder fehlen).

Digitized by Google

ist; die fruchtbaren Gebiete der Neckargegend mußten immer wieder bald Siedler anlocken. Wir haben aber bei Strabo, 4, 6, 9, S. 207 eine ausdrückliche Angabe über die Bevölkerung dieser Gegend: Zuerst kommt (nördlich der Alpen) jenseits des Rheins und jenes Sees (Bodensee?) ein mäßig hoher Bergzug, wo die Quellen des Ister sind, nahe den Sueben und dem Herkynischen Waldgebirge. Der Anfang des § 9 zeigt, daß die Stelle im Jahre 18 nach Chr. geschrieben ist, so daß man sie nicht ohne Gewalt auf die Markomannen beziehen kann, deren Auswanderung nach Böhmen Strabo kennt (7, 1, 3, S. 290). Nach Strabo 7, 1, 5, S. 292 sah Tiberius, nachdem er vom Bodensee aus eine Tagereise vorgedrungen war, die Quellen des Ister, d. h. offenbar seine bei Donaueschingen zusammenkommenden Quellflüsse und wohl auch die Quelle im Schloßgarten zu Donaueschingen, die heute als Donauquelle bezeichnet wird; dieser Scherz ist alt, wie Plinius N. H. 31, 25 zeigt. Wenn Tiberius diese Entfernung in einem Tag zurücklegt — es sind der Luftlinie nach 35 km —, so weist das auf gesicherte Verhältnisse; von Helvetien aus und durch Helvetier war offenbar dieses Gebiet unter dem Schutz der römischen Herrschaft wieder besiedelt worden, wie denn Juliomagus = Schleitheim auf eine Gründung schon zu Cäsars Zeit hinweist und Einzelfunde der Gegend der frühesten Kaiserzeit angehören. Bis zur Anlegung der Kinzigtalstraße um 73 nach Chr., die Straßburg mit Rätien verbinden sollte, ist offenbar die ganze Vorschiebung der römischen Grenzen in diesem Gebiet von Helvetien ausgegangen. Aber jenseits dieser Linie, also nördlich von Arae Flaviae = Rottweil, müssen wir an jene Sueben denken [1]). Denn es ist nicht römische Art gewesen Germanen zu vertreiben, wenn die Möglichkeit war, sie zu unterwerfen. Des Tacitus Angabe, Germ. 29, daß levissimus quisque Gallorum das Dekumatland besetzt habe, mag sich in erster Linie auf jenen südlichen, von Helvetien aus besetzten Teil beziehen; und daß auch weiter nördlich einzelne Gallier sich ansiedelten, ist durch Inschriften gesichert (Haug-Sixt, Nr. 127, 128, 359). Aber der Kern der Bevölkerung dürfte hier germanisch gewesen sein, wie denn auch der Ausdruck jenen Tacitusstelle: non numeraverim inter Germaniae populos nicht heißen kann, es hätten hier blos Gallier gewohnt, sondern nur besagt, es gehöre diese Bevölkerung im ganzen nicht so recht zu den Germanen. Und wirklich beginnt nicht eben weit nördlich von Donaueschingen, nicht schon mit Rottweil, wo nur ein stehender Juppiter mit Gigant gefunden wurde (Germania 1917, S. 102), wohl aber mit Rottenburg das geschlossene Fundgebiet der Juppitergigantensäulen.

Wie genau sich die Grenze zwischen den gallischen Raurakern und den germanischen Tribokern mit der Grenze des Juppitergigantengebiets deckt, habe ich JGS., S. 53f. gezeigt. Dagegen wissen wir nichts Bestimmtes über die

[1]) Die Bezeichnung Helvetiereinöde kann also nicht erst in dieser Zeit des Wiedervorrückens der Helvetier entstanden sein.

Digitized by Google

Germanengrenze im Westen der Triboker. Es findet sich hier auf den Sandsteinhöhen des Wasgenwaldes rings um Zabern und Dagsburg herum eine offenbar eigenartige Bevölkerung. Urmediomatrisch, d. h. von alten mediomatrischen Zeiten her hier sitzen geblieben, kann sie nicht sein; denn es findet sich nur die für die Gallier neumodische Brandbestattung. Diese Bevölkerung kann also, wenn sie keltisch ist, erst eingewandert sein in der späteren Latènezeit, oder sie ist germanischen Ursprungs. Die steinernen Hausgrabmäler, die sich hier so zahlreich finden, erweisen einen Kulturzusammenhang mit den Mediomatrikern; denn auch in und bei Metz wurden solche gefunden. Dieser Kulturzusammenhang gehört aber erst der römischen Zeit an und ist römischen Ursprungs; denn gerade die Funde von Metz und Sablon zeigen alle möglichen Übergangsformen zwischen der römischen reliefartigen Ädikula (Keune, Lothr. Jahrb. 18, 1906, S. 491ff.) und dem Haus mit langgestrecktem First (S. 498, besonders Abb. 21), und diese letztere Form ist dann in jenen Waldgegenden besonders beliebt geworden (S. 398ff.; weitere Literatur s. bei Schumacher, Besiedlungskatalog, S. 49, Behn, Präh. Zeitschr. 1919/20, S. 94ff.) und zwar in scheinbar recht primitiven Formen, die nachträglich wieder eine Verbindung mit der aufrecht stehenden Platte eingehen (Anzeiger f. els. Altertumsk. 1909, S. 69, Fig. 2 u. 6). Bei Herleitung von altererbter Volksgewohnheit müßte man annehmen, daß in älterer Zeit Holzblöcke in Form von Grabhäusern auf das Brandgrab gesetzt wurden (so Behn, a. a. O. S. 94), die ein Windstoß hätte mitreißen können, eine üble Sicherung des Grabes. In anderen Gegenden hat die Entwicklung des Grabsteines mehr oder weniger selbständig zu ähnlichen Formen geführt, vgl. Behn, S. 98f.; ich erinnere noch an die Grabhäuser von Rottenburg, die in einem Unterstock, bestimmt in den Boden eingelassen zu werden, die Asche enthielten (Haug-Sixt, Nr. 152 u. 152a). Und der mediomatrische Bürger Mogetius, Sohn des Meddilus, von Leimen, Amt Heidelberg (Fundstätten Badens II, S. 304), hat nicht das langfirstige Grabhaus, sondern die hausförmige stehende Platte als nationale Eigentümlichkeit, eine deutlich aus römischen Formen abgeleitete Übergangsform, die sich auch bei Metz findet. Gegen mediomatrische und für germanische Bevölkerung in jenem Waldgebiet spricht aber sehr lebhaft das häufige Vorkommen von Waffen als Grabbeigaben, ähnlich wie bei den ebenfalls Gigantensäulen errichtenden Treverern[1]), Lanzenspitzen, Hieb- und anderen Messern, Beilen, s. Keune, Lothr. Jahrb. 1906, S. 410f.; spricht ferner das Fehlen des

[1]) Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania S. 375 A. 1. macht auf Tacitus hist. 3,35 aufmerksam, wo zum Zweck von Verhandlungen zu den Galliern ein Häduer, also ein Gallier geschickt wird, zu den Germanen ein Treverer, also augenscheinlich ein Germane im Sinne des Tacitus-Plinius. Die Treverer sind auch die einzigen aus den tres Galliae, die unter den equites singulares vorkommen s. Pauly-Wissowa s. v.

Digitized by Google

für die Mediomatriker geradezu charakteristischen Eponakults, ebenda S. 411; und spricht vor allem der Umstand, daß ein neues Vordringen der Mediomatriker in diese Waldgegenden nach Osten hin in augusteischer Zeit — auf ältere weisen keine Funde — recht unwahrscheinlich ist, da wir in einer Periode des Vordringens der Germanen gegen Westen stehen. Und wenn sich diese Bevölkerung nach den Funden auch von den Tribokern absondert, so ist eher an einen kleinen germanischen Stamm zu denken, der hier in diesem Waldgebiet — die Siedlungen sind heute vielfach wieder vom Wald bedeckt — in früher römischer Zeit mit römischer Bewilligung angesiedelt wurde [1]). Aus den Namen der Grabinschriften einen Gegenbeweis zu entnehmen, geht nach unserem heutigen Vermögen, zwischen germanischen und gallischen latinisierten Namen zu unterscheiden, nicht an; rein keltische Personennamen finden sich bei den germanischen Grenzvölkern schon recht früh als offenbare Entlehnungen s. Kossinna, Der Ursprung des Germanennamens in: Beitr. zur Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 20, 1895, S. 278; Drexel zeigt Germania 1920, S. 83, daß die überwiegende Zahl der Dedikanten des Heiligenbergs bei Heidelberg mit seinem Kult des Mercurius Cimbrius oder Cimbrianus dem Namen nach romanisierte Kelten zu sein scheinen, und doch handelt es sich offenbar um eine germanische Gottheit und um das Stammesheiligtum der Suebi Nicretes. Dazu kommt, daß in Siedlungen städtischen Charakters wie Zabern sich handeltreibende gallische Elemente einmischen. Jene selbe Gegend hat nun eine Reihe von Juppitergigantensäulen oder Teilen von solchen geliefert, und bei diesen ist es ganz deutlich, daß sie, an der südöstlichen wie der nordöstlichen Peripherie des Mediomatrikergebiets sich findend, den Kern desselben vollständig umgehen, JGS. S. 58 u. 161.

Es gilt also weiterzusuchen, wieweit sich das Gebiet germanischer, besonders mittelrheinisch-germanischer Eigentümlichkeiten mit dem Gebiet der Juppitergigantensäulen deckt.

[1]) Man kann an die Caeracates denken, die Tacitus hist. 4, 70 als Bundesgenossen der Treverer zweimal nennt, zusammen mit Vangionen und Tribokern, das einemal zwischen den beiden, das andere Mal hinter beiden. Es müssen diese ein kleines, keine eigene civitas bildendes Volk irgendwo am Rand jener bekannten Germanenstämme sein; eine civitas — die Gründung neuer, verhältnismäßig kleiner civitates in den germanischen Provinzen gehört späterer Zeit an — würde Tacitus in der Germania und wohl auch Ptolemäus nennen. Schumacher, Mainzer Zeitschr. VIII/IX, 1913/14, S. 110 sucht sie weiter nördlich in Gegenden, die keine so ausgeprägte Sonderkultur zeigen.

Digitized by Google

Das Haus zu Tösta.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des nordischen Hauses.

Von Nils Åberg, Upsala.

Mit 5 Textabbildungen.

Auf dem Hofe Gryt unter Tösta, Ksp. Hölö, Södermanland, Schweden, wurden im Sommer 1919 vorgeschichtliche Hausüberreste von ganz sonderbarer Art angetroffen. Die Fundstätte liegt in einer sattelförmigen Senkung zwischen zwei Anhöhen. Gegen Norden wird sie begrenzt von einer waldigen Berghöhe, die in einen ausgedehnten Wald übergeht. Südlich liegt eine Klippe, die etwa 100 m in das offene kultivierte Feld hinausragt. Der Kamm der Fundstätte läuft nord-südlich, ungefähr der Linie 21 der Plankarte Abb. 1 entlang. Von da aus fällt das Gelände östlich und westlich, anfangs sanft, danach steiler. Nach beiden Richtungen ist offenes und kultiviertes Feld in einer Entfernung von etwa 100 m vorhanden.

Die fraglichen Altertümer, die von der Bevölkerung nicht beachtet zu sein scheinen, wurden durch einen Zufall entdeckt. Der Boden der Fundstätte war mit Wald und Dickicht bewachsen und sehr moosig. Aus einem Gebüsch von jungen Fichten blickte indessen die westliche Spitze der schiffförmigen Steinsetzung hervor, und dieser Umstand führte zur Entdeckung der fraglichen Altertümer. Nachdem der Boden von Gebüsch und Bäumen gesäubert worden war, konnte man die schiffförmige Steinsetzung sowie die Steinsetzung nördlich davon und den größeren Teil der moosigen Hausüberreste unterscheiden. Ganz unter der Erde versteckt waren noch die nordöstlichen Grundmauern, die beiden Steinkisten, sowie die runde Steinsetzung in Südwest.

Die Ausgrabung nahm sofort ihren Anfang, und durch Wegschaffen von Moos, Humus und einem Netz von Wurzeln wurden allmählich die in der Abb. 1 wiedergegebenen Altertümer, die unmittelbar auf der Moräne ruhten, bloßgelegt [1]). Die Altertümer bestehen aus zwei dicht aneinander liegenden

[1]) Auf dem Plane sind einige Baumstümpfe durch konzentrische Kreise mit Radien angegeben.

Digitized by Google

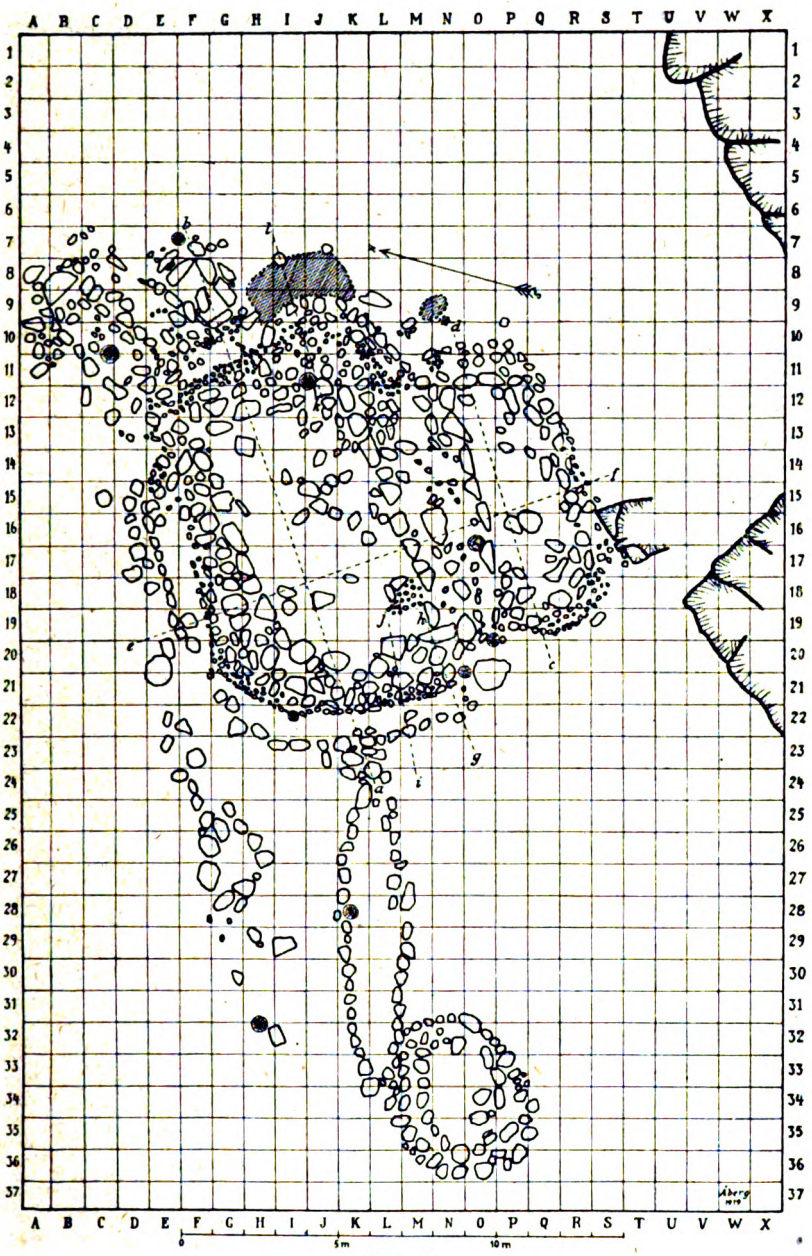


Abb. 1.

Hausüberresten, zwei rechteckigen Steinkisten im Nordosten sowie im Südwesten, einer schiffförmigen Steinsetzung, einer runden Steinsetzung und einer unregelmäßigeren Steinsetzung, welche gegen Südwesten hin mit dem Bauta-

Digitized by Google

steine HJ 32 endet. Wir wollen mit der Beschreibung der eigentlichen Hausüberreste anfangen.

Die Grundmauern der Häuser sind nicht kalt gemauert, sondern bestehen nur aus einer Steinschicht, die auf der Moräne ruht. Das größere Haus besitzt einen annähernd ovalen Umkreis — Maße: 12,5 × 8,5 m — mit einem Zimmer in Größe von 8 × 4,5 m. Die Grundmauern sind von erheblicher Dicke, etwa 2 m, und senken sich im allgemeinen etwas nach außen. Die größten Steine liegen nach dem Zimmer zu und sind mit flachen Innenseiten versehen. Nach außen werden die Steine kleiner, und ganz zu äußerst liegt eine Packung von kleinen Steinen. Diese Steinpackung ist auf der südwestlichen Kurzseite, von N 21 um die Ecke bis G 20, am sorgfältigsten ausgeformt. Von da ab wird sie der Längsseite entlang etwas undeutlicher, tritt indessen auf der nordöstlichen Kurzseite und der Ecke K 10 L 11—12 herum wieder gut hervor.

Außerhalb der Steinpackung und parallel mit derselben läuft in einer Entfernung von etwa 0,5 m eine Reihe mittelgroßer und dicht aneinander liegender Steine. Die Steinreihe tritt auf der südwestlichen Kurzseite und der nordwestlichen Längsseite am deutlichsten hervor. Auf der nordöstlichen Kurzseite kommt sie nicht zum Vorschein. wohl wegen des dortigen Auftretens der beiden Steinkisten, wird aber längs der östlichen Ecke von J 19 bis M 11 wieder deutlich. Bei M 11 ist festgestellt worden. daß der Schlußstein dieser Reihe unter einem dem kleineren Hause angehörenden Steine lag.

Das kleinere Haus ist von derselben Form, obwohl etwas schmäler als das größere; die Länge beträgt kaum 10 m, die Breite etwa 4 m. Auch die Grundmauern sind von derselben Beschaffenheit obwohl etwas einfacher. Nach innen liegen die großen Steine mit der flachen Seite gegen das Zimmer zu. nach außen geht die Mauer in eine Packung von kleinen Steinen über. Die äußere Steinreihe tritt indessen hier nicht auf. Das eigentliche Zimmer ist durch Entstellung etwas unregelmäßig geworden und die Kurzseiten sind abgerundet. Die gegen das Zimmer gerichteten flachen Steinseiten treten am deutlichsten auf der nordwestlichen Längsseite und der nordöstlichen Kurzseite hervor.

In dem kleineren Zimmer kamen einige unregelmäßig verteilte Steine von zum Teil ansehnlicher Größe vor. Auch in dem größeren Zimmer fanden sich planlos zerstreute Steine [1]), hauptsächlich in der östlichen Ecke. Außerdem bemerkt man hier eine das Zimmer schief durchkreuzende Steinreihe, von G 13 bis K 16. Beim ersten Anblick machte diese den Eindruck, als sei sie absichtlich gelegt, um eine Aufteilung des Zimmers in zwei Stuben zu ermöglichen. Eine solche querlaufende Wand erscheint indessen sehr unangebracht, und des-

[1]) Der runde Stein IJ 20 liegt mit seiner Oberfläche unbedeutend höher als der Fußboden.

Digitized by Google

halb ist vielleicht wahrscheinlicher, daß die reihenähnliche Gruppierung der Steine nur einem Zufall zuzuschreiben ist.

Bei der Bloßlegung des Fußbodens der beiden Zimmer wurde zuerst das Moos, der Humus und etwas Kies weggeschafft. Darunter ruhte eine ziemlich feste Schicht von Moränenkies mit zahlreichen kleineren Steinen gemischt. Ob diese Steine mit Absicht dort gelegt waren, um den Fußboden fester zu machen, oder ob sie als natürliche Bestandteile der Moräne zu betrachten seien, konnte nicht mit Sicherheit entschieden werden. Auf jeden Fall dürfte die bloßgelegte Fläche den Fußboden oder die natürliche Unterlage desselben gebildet haben. Mit Ausnahme einer Anzahl kleinerer Probelöcher, wurde die Abdeckung nur bis zu diesem Fußboden ausgedehnt. Die Profile Abb. 2 sind erst nach der Abdeckung gezogen worden.

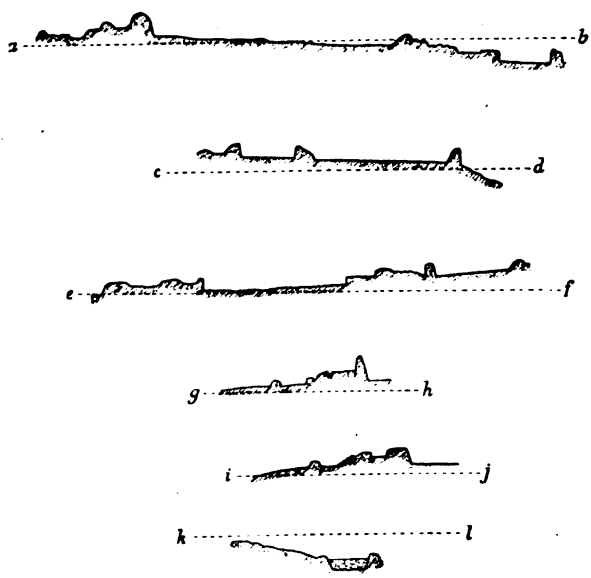


Abb. 2. Profile (Größe wie bei Abb. 1).

Aus den Profilen a—b und c—d geht hervor, daß der Fußboden der beiden Zimmer gegen Nordosten schwach abfällt, dabei der natürlichen Neigung des Geländes folgend. Das Profil e—f zeigt auch, daß das kleinere Zimmer etwas höher liegt als das größere.

Bei der Bloßlegung der beiden Zimmer wurden übrigens keine besonderen Beobachtungen gemacht. Es wurden keine Pfostenlöcher oder dgl. angetroffen, auch keine Kulturüberreste, keine Spur von Kohlen, keine Andeutungen von Herden. Während der ganzen Ausgrabung des Fundplatzes fanden sich keine Kulturüberreste, weder alte noch moderne, also nicht einmal ein eiserner Nagel, eine Glasscherbe oder ein Stückchen Ziegelstein.

Obwohl also die beiden Zimmer weder Kohlen noch Überreste von Herden enthielten, haben beide indessen Feuerherde besitzen müssen, da sich zwei Gruben mit Herdschutt und zerbrannten Steinen außerhalb der nordöstlichen Giebel befanden. Die Aschengrube des größeren Hauses liegt unmittelbar außerhalb der äußeren Steinreihe zwischen H 9 und K 8; sie enthielt blauschwarzen Schutt mit zahlreichen zerbrannten Steinchen gemischt, dagegen

Digitized by Google

keine Kulturüberreste. Der Schutt, dessen Mächtigkeit sich in der Mitte auf 40, an den Seiten auf 20 bis 25 cm belief, ruhte auf einer unberührten Schicht von weißgelbem, feinem und festem, etwas tonigem Sand. Nach den Seiten zu war der Schutt scharf begrenzt, woraus deutlich erhellt, daß er in eine zu diesem Zwecke gegrabene Grube geworfen worden ist. Die zum kleineren Hause gehörende Aschengrube MN 9 war weniger umfangreich und der Schutt war von geringerer Mächtigkeit.

Unmittelbar an dem nordöstlichen Giebel des größeren Hauses fanden sich zwei ungefähr rechteckige Kisten, gebildet von Steinplatten mit den flachen

Abb. 3. Die Fundstätte von Westen aus gesehen. Thordemann, Photo.

Seiten nach innen. Am besten bewahrt ist die kleinere Kiste F 8—9 G 9, deren innere Ausmaße 1,60 × 1 m betrugen. Sie enthielt Kies bis zu einer Tiefe von 40 cm; darunter fand sich derselbe weißgelbe Sand wie in der nahgelegenen Aschengrube. Die Höhe der Steinplatte FG 8 beträgt 60 cm. Die größere Kiste B 9 C 10 E 11 besteht aus kleineren Steinen, welche durch Baumwurzeln zum Teil aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben worden sind. Die inneren Maße betragen etwa 3,75 × 1,20 m. Der äußere Giebel besteht aus einem bodenfesten Steine mit der flachen Seite nach innen. Die Kiste wurde bloßgelegt, der zahlreichen Baumwurzeln wegen jedoch nicht ausgegraben. — In dem Profile a—b erscheint die kleinere Kiste ganz rechts.

Digitized by Google

An der entgegengesetzten Kurzseite des größeren Hauses fanden sich Steinsetzungen anderer Art. Von dem Punkte KL 23 in der äußeren Steinreihe geht in südwestlicher Richtung eine gut ausgebildete schiffförmige Steinsetzung von einer Länge von 10,5 m, Breite von 2 m an der Mitte. Am südwestlichen Ende wird die schiffförmige Steinsetzung durch eine runde Steinsetzung von etwa 5 m Breiten-Durchmesser berührt. Beide Steinsetzungen ruhen unmittelbar auf der Moräne. Die Ausgrabung derselben war ohne Erfolg.

Unmittelbar außerhalb der äußeren Steinreihe bei D 15 fängt eine Steinsetzung an, die mit gewissen Unterbrechungen in südwestlicher Richtung sich

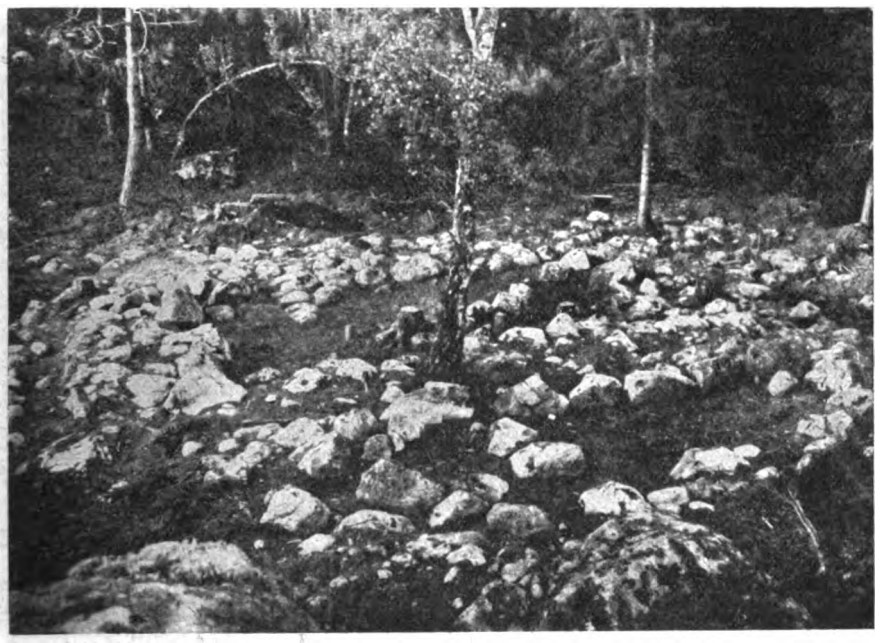


Abb. 4. Die Fundstätte von der Klippe im Süden aus gesehen. Thordemann, Photo.

verfolgen läßt. Bei E 22 verzweigen sich die Steine; die größte Breite findet sich in den Vierecken G 27 und H 26; danach scheint die stark beschädigte Steinsetzung wieder schmäler zu werden und keilt gegen den Stein HJ 32 aus. Vielleicht (?) dürften wir es hier mit den fragmentarischen Überresten einer schiffförmigen Steinsetzung von ungefähr derselben Größe und Gestalt wie die naheliegende zu tun haben. Auf jeden Fall indessen ist der Stein HJ 32 ein errichteter Bautastein von annähernd parallelepipedischer Form und den Maßen 1,15 × 0,69 × 0,43 m. Der Stein ist von einer Kiefer halb umgestürzt, die an der nördlichen Seite desselben emporgewachsen ist. Die oberirdische Höhe des Steines beträgt 0,75 m.

* * *

Digitized by Google

Die oben beschriebenen Altertümer sind so eigenartig, daß man erst nach neuen Funden ähnlicher Art sie in ihre richtige Kulturumgebung einzupassen vermögen wird. Wir wollen uns deshalb nicht auf allzu weitschweifige Vermutungen einlassen, sondern uns darauf beschränken, einige allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben.

Die schiffförmige sowie die runde Steinsetzung sind unzweifelhaft als Gräber zu betrachten; ob wirkliche oder Kenotafe, mag dahingestellt bleiben. Dasselbe dürfte wohl auch der Fall mit den Steinkisten im Nordosten sein. Diese Gräber sind mit den Grundmauern der Häuser so innig verbunden, daß sie unmöglich früher als diese haben angelegt worden sein können. Sie müssen also zu einer Zeit entstanden sein, wo die Häuser schon standen oder nachdem sie zerstört worden waren. Aus diesem Grunde, sowie dem Aussehen der Grundmauern nach zu urteilen, sind die fraglichen Altertümer vorgeschichtlich. Ob sie der Wikingerzeit oder einer noch älteren Zeit angehört haben, ist indessen schwer zu entscheiden, da keine chronologisch verwertbaren Funde gemacht worden sind.

Die Grundmauern des größeren Hauses besitzen im Verhältnis zu dem von ihnen eingeschlossenen Raume eine außerordentliche Dicke. In dieser Hinsicht können sie mit dem Hause von Håga [1]) oder den gotländischen „Kämpagrafvar" [2]) verglichen werden. In anderen Hinsichten dagegen weichen sie von dieser ab. Die Grundmauern der „Kämpagrafvar" bestehen aus Erdwällen, die entweder mit Feldsteinen und Kalksteinplatten gemischt sind oder auch eine kalt gemauerte Kalksteinmauer einschließen. Das Haus von Håga ist aus steingemischten Erdwällen gebildet Hier tritt indessen, wenigstens auf gewissen Punkten, eine Art Steinpackung in der Oberschicht des Walles auf, wodurch eine gewisse Ähnlichkeit mit den hier beschriebenen Altertümern entsteht.

Wie bei Håga fehlt den Grundmauern der beiden Häuser jede Spur von Eingangsöffnung. Diese hat also ganz oberhalb der Grundmauern liegen müssen. Dasselbe ist der Fall bei einigen der gotländischen „Kämpagrafvar".

Gräber aus der unmittelbaren Nähe von Hausüberresten sind auf Gotland nicht unbekannt. Bei Mattsarfve, Ksp. Hörsne wurden in einer Entfernung von etwa 10—20 m von einem „Kämpagraf" mehrere Grabhügel sowie eine undeutliche schiffförmige Steinsetzung angetroffen [3]). Zwei kleine Steinkisten fanden sich dicht an der Grundmauer zweier „Kämpagrafvar" von Rings, Ksp. Hejnum [4]). Eine so innige Verbindung vorgeschichtlicher Gräber und

[1]) Almgren, Kung Björns hög och andra fornlämningar vid Håga, Stockholm 1905.

[2]) Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Månadsblad 1886, S. 97, 145; 1888, S. 49, 97.

[3]) Månadsbladet 1886, S. 97.

[4]) Månadsbladet 1888, S. 50 und 109.

Digitized by Google

Hausüberreste wie die bei Tösta ist indessen aus anderen Plätzen, sei es auf Gotland oder auf dem schwedischen Festlande, unbekannt.

Über das Aussehen der fraglichen Häuser ist es sehr schwer eine klare Vorstellung zu bekommen. Möglich ist indessen, daß die Kurzseiten steile oder etwas nach innen geneigte Giebel aus stehendem Holz mit Flechtwerk von Reisig oder dgl. bildeten und daß das Dach fast oder ganz bis zum Boden hinablief, wobei es unmittelbar auf den Grundmauern der Längsseiten oder möglicherweise auf einem niedrigen Bette von liegendem Holz ruhte. Ein derartiges fast oder ganz bis zu den Grundmauern hinablaufendes Dach nimmt Almgren für das Haus von Håga an. Dieselbe Dachbauart findet sich in dem Schiffe von Gokstad [1]), in dem der frühen Bronzezeit angehörenden Grabhügel von Leubingen [2]) und bis zu unseren Tagen ist sie auf Island, in der schonischen Badstube oder „Brydestua" (Abb. 5) [3]) und auch anderswo in Skandinavien bewahrt.

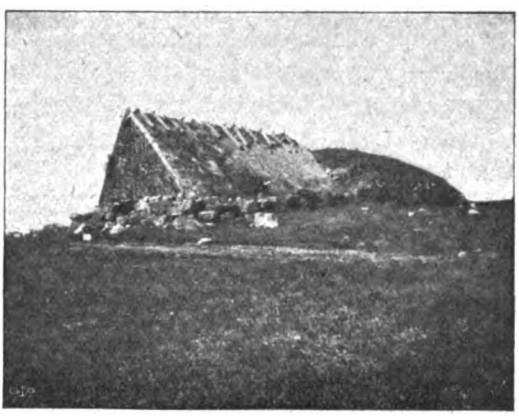


Abb. 5. Schonische Badstube aus Ksp. Eljaröd.

Gegen die Annahme von wirklichen Giebeln spricht indessen der Umstand, daß die Ecken der Grundmauern stark abgerundet sind, und daß die äußere Steinreihe der Rundung folgt und auch auf der Kurzseite erscheint. Denn hätte die Steinreihe dem äußeren Rande des Daches entlang gelegen — und dies ist wohl anzunehmen —, hätte sie auf den Kurzseiten fehlen müssen, wenn senkrechte Giebel vorhanden gewesen wären. Wahrscheinlicher ist deshalb ein von Thordeman ausgesprochener Gedanke, daß das Dach ein Walmdach gewesen sei.

Eine andere wichtige Frage, die sich an die fraglichen Altertümer anknüpft, ist die Entstehung der Stubeneinteilung des Hauses. Stubeneinteilung entsteht, teils wie in den „Kämpagrafvar" durch Abbalkungen in dem von den Grundmauern umschlossenen Zimmer, teils auch dadurch, daß zwei Häuser mit je einem Zimmer aneinander gelegt werden einer Längs- oder Kurzseite entlang. Diese schmelzen somit allmählich zusammen und werden zu einem Hause mit zwei Stuben. Die fragliche Entwicklung ist von mehreren Forschern hervorgehoben worden. Wir können zum Beispiel den folgenden Ausspruch

[1]) Gustafson, Norges oldtid, Kristiania 1906, Abb. 569.

[2]) Jahrsschr. f. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. V, 1906, Taf. 1.

[3]) Lithberg, Den skånska gården (Svenska Turistföreningens Årsskrift 1919).

Digitized by Google

von Lithberg [1]) anführen: „In Skandinavien hat die Entwicklung eigene Wege eingeschlagen. Wie hinsichtlich des mittelschwedischen Bauernhauses wiederholt betont worden ist, hat dieses sein jetziges Aussehen dadurch bekommen, daß mehrere kleine Häuser aneinander gereiht worden sind, wobei sie allmählich zu einem zusammenhängenden Ganzen verwachsen sind. Die gewöhnliche schwedische Bauernhütte mit einer Vorstube in der Mitte, einer Wohnstube an der einen Seite derselben und einer Gaststube an der anderen, ist dadurch entstanden, daß zwei kleinere Häuser mit je einem Zimmer zu einem größeren mit mehreren Stuben verwachsen sind. Dieses Zusammenbauen kleinerer Häuser zu größeren Komplexen ist im Norden einzigartig [2]). Aber auch hier hat man in den westlichen und östlichen Teilen Skandinaviens verschiedene Bahnen eingeschlagen. Innerhalb des ersteren Gebietes hat man regelmäßig die Häuser den Längsseiten entlang zusammengefügt. Dies ist der Fall auf Island, und diese Bauweise hat man, wie Funde aus alten Zeiten zeigen, bei der Auswanderung aus Norwegen mitgebracht. In den östlichen Teilen Skandinaviens wurden die Häuser den Kurzseiten entlang zusammengefügt."

Wenn also die beiden Häuser von Tösta dieselbe Dachbauart gehabt haben, die oben geschildert worden ist, haben sie offenbar nicht die unmittelbare Vorstufe des Hauses mit Stubeneinteilung darstellen können. Denn jenes fordert Wand gegen Wand, in diesem Falle aber wäre der Berührungspunkt nur der äußere Rand der Dächer oder möglicherweise die niedrigen Holzbetten, auf denen die Dächer ruhten. Eine Vorstufe fraglicher Art ist also hier nicht vorhanden. Dagegen haben die Hausüberreste wohl einer solchen Übergangszeit angehören können, wo die Entwicklung vorwärts tastete und man ein bißchen hin und her versuchte. Dabei fehlte — was leicht verständlich ist — gewissen Kombinationen größere Entwicklungsfähigkeit, weshalb sie von selbst abstarben, während dagegen andere, die eine solche besaßen, weiter fortlebten. Gehören nun die Hausüberreste von Tösta einer solchen Gärungszeit an, wird man sie schwerlich als älter denn die Wikingerzeit ansehen können.

Die beiden Häuser von Tösta sind mit den Längsseiten gegeneinander zusammengeführt, und gewähren in dieser Hinsicht gewisse Ähnlichkeit mit den Verhältnissen auf Island [3]). Die westnordische Hauskombination ist also auch in den östlichen Teilen Skandinaviens vertreten gewesen. Dies ist auch, wie unten gezeigt wird, nicht unverständlich.

Die verschiedenartige Entwicklung der Haustypen im östlichen und westlichen Skandinavien scheint Lithberg, nach dem obigen Zitate zu urteilen, als Parallelerscheinungen aufzufassen. Es scheint mir aber, als seien die Ver-

[1]) a. a. O., S. 67.

[2]) Gegen diese Auffassung spricht sich Thordeman (a. a. O., S. 280, Anm. 2) aus.

[3]) Bruun, Fortidsminder og nutidshjem paa Island, Kopenhagen 1897.

Digitized by Google

hältniſſe etwas andersartig geweſen. Bei der Kombination zweier oder mehrerer Häuſer des Typus von Töfta lag es am nächſten, die Häuſer den Längsſeiten entlang zuſammenzuführen. Die Eingänge verlegte man da in die aneinander ſtoßenden Giebel, wodurch man den leichteſten Verkehr zwiſchen den Häuſern erhielt. Zwei ſolche Häuſer mit den Giebeln aneinander zu legen wäre aber ſinnlos, da man ja das eine Haus von unbegrenzter Länge machen konnte. Weder das Material noch die Bauweiſe hinderte dies.

Ganz anders geſtaltete ſich indeſſen das Verhältnis bei den gezimmerten Blockhäuſern, denn bei dieſen war die Länge des Hauſes von der Länge des Holzes bedingt. Bei dieſen lag es deshalb am nächſten, die Häuſer ſo zu vereinigen, daß die Eingangsgiebel gegeneinander kamen und zwar ſo dicht aneinander, daß ſie nur durch einen ſchmalen Gang getrennt blieben. Dadurch wurde der Verkehr zwiſchen den beiden Häuſern am einfachſten. Und darauf konnte man den Gang überbauen, wodurch die Häuſer allmählich verwuchſen, ſo daß ein Haus mit zwei Stuben und mit Eingang auf der Längsſeite, wo der ehemalige Gang ausmündete, entſtand.

Nun ſoll eben, nach Thordemans Anſicht[1]), das gezimmerte Blockhaus urſprünglich in den ausgedehnten Nadelholzgegenden Oſteuropas entſtanden ſein, und von hier aus ſoll es ſich gegen Weſten verbreitet haben und in Skandinavien eingezogen ſein. Hierdurch ſcheint mir die Entwicklung deutlicher hervorzutreten als mit der bloßen Annahme von Parallelerſcheinungen. Das Verhältnis würde demnach folgendes ſein: Die weſtnordiſche Hausvereinigung herrſchte anfangs in allen Teilen Skandinaviens, wo überhaupt Hausvereinigungen zu der fraglichen Zeit ſtattfanden. Der Fund von Töfta zeigt uns, daß ſie auch an der Oſtſeeküſte vorgekommen iſt. Seitdem hat die fragliche Hausvereinigung in Weſtſkandinavien weitergelebt und bis auf unſere Tage auf dem baumloſen Island. In dem öſtlichen Skandinavien dagegen wurde der alte Haustypus von dem von Oſten kommenden Blockhauſe verdrängt, und damit ſiegte ein ganz neues Konſtruktionsprinzip.

Wann dieſes neue Prinzip zuerſt anfing ſich geltend zu machen, iſt ſchwer feſtzuſtellen. Seit uralten Zeiten dürften Hütten oder Häuſer aus ſtehendem Holz, wie es die Hausurnen[2]) zeigen, und ſolche mit Dachkonſtruktion, wie in dem Schiffe von Gokſtad oder dem Grabe von Leubingen, Seite bei Seite fortgelebt haben. Die Vorbilder der Hausurnen waren Hütten mit leichter Dachbedeckung und im allgemeinen von ſchlanker Bauart. Vielleicht bot ihr Konſtruktionsprinzip gewiſſe Schwierigkeiten bei einer Entwicklung zu größeren und gegen die Witterung gutgeſchützten Häuſern, und vielleicht mußten ſie deshalb dem anderen Haustypus weichen, der die Möglichkeit zum Wachſen hatte und gleichzeitig mit Leichtigkeit die ſteigende

[1]) Thordeman, Förhiſtoriska hustyper i Norden (in Studier tillägnade Oscar Almgren 9. 11. 1919, Stockholm 1919).

[2]) Vgl. Thordeman, a. a. O., S. 271.

Digitized by Google

Schwere tragen konnte, ohne daß Konstruktionsveränderungen nötig waren. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß gerade dieser Haustypus, der leicht wachsen konnte, ohne seine Standfestigkeit und seine gegen kalte und rauhe Witterung schützenden Eigenschaften zu verlieren, allmählich der herrschende im Norden wurde.

Zu diesem Grundtypus scheinen mir die gotländischen „Kämpagrafvar" gezählt werden zu müssen, sowie auch die Häuser von Håga und Tösta, die schonischen Badstuben und das isländische Haus. Es ist mir schwer verständlich, daß die gotländischen „Kämpagrafvar" auf das gezimmerte Blockhaus zurückgehen könnten [1]), da sie solchenfalls so gut wie alle die besonderen Eigenschaften ihres Vorbildes verloren haben müßten, um auf einheimische und uralte Konstruktionsprinzipien zurückzugreifen. Die Ausdehnung des „Kämpagrafs" in der Längsrichtung liegt nicht im Prinzipe des Blockhauses, auch nicht die Dachkonstruktion; das einzige wären vielleicht die Giebel und die Bedeckung des Eingangsgiebels („svale"). Wir dürften also wenigstens sagen können, daß die „Kämpagrafvar", falls sie überhaupt von dem osteuropäischen Blockhause beeinflußt worden sind, nicht imstande waren, diese neuen Anregungen fruchtbringend zu machen.

Die Einflüsse, welche möglicherweise durch die Vermittlung der „Kämpagrafvar" Skandinavien erreicht haben, haben also nicht die große Verschiedenheiten der Entwicklung im Osten und Westen hervorrufen können. Der Siegeszug des Blockhauses in Ostskandinavien ist wahrscheinlich jüngeren Datums. Und das Neue hat sich sicherlich nicht gleich bei den Prachtbauten durchgesetzt, sondern ist auf einer mehr bescheidenen Stufe geblieben. Es entwickelten sich kleine, einfach gezimmerte Holzhäuser; diese schlossen sich in kleinen Bauernhofanlagen zusammen; so wurden zwei solche kleine Häuser mit den Eingangsgiebeln gegeneinander zusammengeführt; diese verwuchsen allmählich und auf solche Weise entstand die erste Bauernhütte eines moderneren Typus.

Das Haus von Tösta aber gehört der in Ostskandinavien ausgestorbenen Bauart an.

[1]) Vgl. Thordeman, a. a. O., S. 273.

Digitized by Google

Ein Burgwall bei Polzin Kr. Belgard, Pommern.

Von Paul Schumacher, Präparandenlehrer in Weißenfels a. Saale.

Mit 1 Textabbildung.

Bericht über die Untersuchung des Burgwalls im Polziner Stadtforst am Mittwoch, den 12. Juni 1918.

Der Burgwall liegt 3,5 km Luftlinie südlich der Stadt im gemischten Bestande des Stadtwaldes, 158 m über N. N. Er ist in einstündigem Fußmarsch auf der Chaussee Polzin-Falkenburg und später abzweigend davon auf einem malerischen, schluchtenreichen Waldwege bequem zu erreichen.

Da der Polziner Stadtforst in früheren Zeiten bis an die Stadt heranreichte, so ist die heute noch sehr versteckte Lage des Burgwalles einstmals noch verborgener gewesen. Dieser Umstand allein läßt schon vermuten, daß wir es mit einer „Fliehburg" im Sinne von K. Schumacher-Mainz[1]) zu tun haben. Zudem ist der Ringwall von Norden, Westen und Osten her unzugänglich, weil er auf einer halbinselartigen Höhe gelegen ist, die sich 63 m über die Talsole des „Kleinen Kunterbaches" erhebt. Dieser landzungenartige Vorsprung kommt zustande durch die Vereinigung des eben genannten Baches mit einem ihm von links zufließenden anderen Wasserlaufe. Dadurch ist der Ringwall nur von Süden her leicht zugänglich.

Die Wallanlage ist ganz andersartig als die der sonstigen in Pommern und dem übrigen Ostdeutschland bekannten Ringwälle. Um einen ovalen inneren Ring, dessen lange Achse[2]) von Westen nach Osten 17 m mißt, und dessen kurze Achse 14,5 m lang ist, schließt sich ein größerer äußerer Ring, der sich in seiner Form nach W, N, O an die Umrisse der Landzunge anschmiegt. Der südliche Teil des äußeren Walles bildet die etwas geschwungene Grundlinie des so entstandenen Dreiecks, dessen Spitze nicht genau nach N

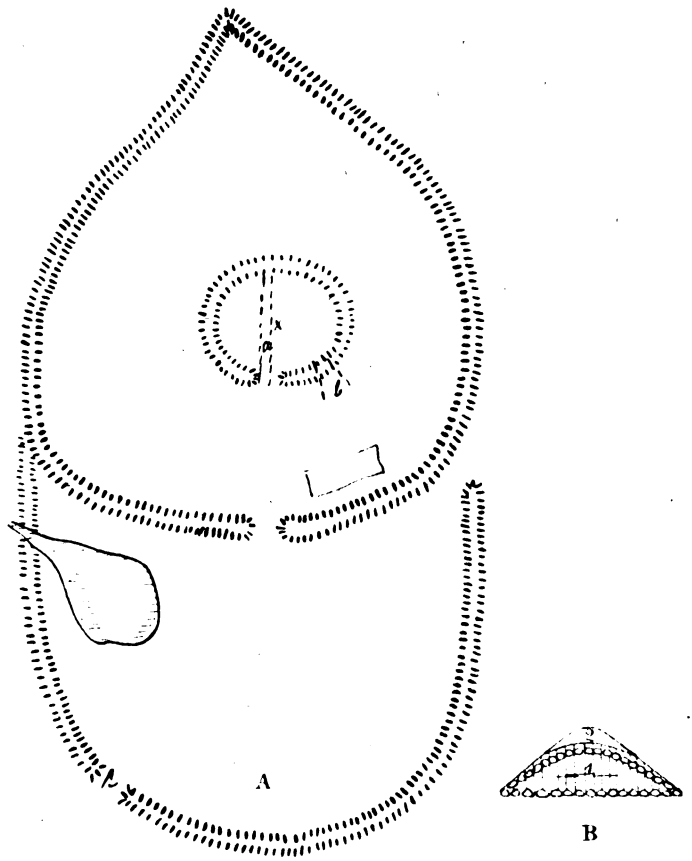
usw.

[1]) K. Schumacher-Mainz, Beiträge zur Besiedelungsgeschichte des Hunsrücks Prähist. Zeitschr. VIII. Bd., S. 125/132.

[2]) Messungen von Wallkrone zu Wallkrone.

Digitized by Google

zeigt, sondern nach NNW abweicht[1]). Diese Spitze ist vom inneren Ring 34 m entfernt. Im N beträgt die Entfernung der beiden Wallkronen voneinander 27 m und im W noch 24 m. Den geringsten Abstand haben die Ringe im O. Hier beträgt der Wallkronenabstand nur 17 m, während er im



A. Burgwall im Polziner Stadtforst. Gesamtanlage. Maßstab 1 : 1000. B. Profil des inneren Ringes. Maßstab 1 : 200.
× Eiche, ☐ Schutzhütte, a Untersuchungsgraben, b Anschnitt im SO, c Wegeinschnitt, ○○○ Pflasterung, 1 und 2 Kulturschichten.

S noch 19 m groß ist. Für die Umfänge ergeben sich folgende, auf der Wallkrone ermittelte Maße: innerer Ring 70 m, äußerer Ring 135 m.

Im Laufe der Zeit sind beide Ringwälle sehr stark beschädigt und abgetragen worden. Namentlich der äußere Wall hat besonders gelitten. Er ist stellenweise bis auf den Grund zerstört. Nur an einzelnen Punkten ist noch die ursprüngliche Form und Höhe der Wälle zu erkennen. Die Messungen an diesen

[1]) Siehe Zeichnung.

Digitized by Google

Stellen ergaben für beide Wälle eine schräge Höhe von durchschnittlich 3 m. Der innere Ring geht an zwei Punkten mit 4 m und 5 m über diesen Durchschnitt hinaus. Der Böschungswinkel ist bei beiden Wällen gleich und beträgt 35°. Dies ist ein Mittelmaß, wie ich es auch an den meisten der von mir gemessenen Ringwälle in der Provinz Posen feststellen konnte. Die Breite der Wallsohle wurde beim inneren Ring mit 4,5 m, beim äußeren Ring mit 7 m festgestellt. Im S haben beide Wälle einen Eingang von je 2½ m Breite. Sie sind aber wohl neuerdings angelegt, denn die vorgenommenen Ausgrabungen ergaben am inneren Ring, daß das Steinpflaster, auf dem der Wall aufgebaut ist, auch im Eingang etwa 1½ m breit unberührt lag. Das nach O hin fehlende eine Meter ist wohl bei der Herstellung des Eingangs beseitigt worden.

Der ovale innere Ring ist mit einem Graben umgeben, der heute zum Teil eingeebnet ist durch die Aufforstung, Anlage einer Schutzhütte usw. Auch der äußere Ring hat an seiner zugänglichen Südseite einen Wallgraben. An den übrigen Seiten liegt er fest am Steilhang. An ihn legt sich, an den Ecken im SO und SW beginnend, ein Vorwall an, der halbmondförmig nach S vorschwingt[1]). Er ist durch mehrmalige Aufforstung (heute ist er mit Jungholz bestanden) an seinen Ansatzstellen und weiterhin fast ganz eingeebnet, so daß sein Verlauf nur durch genaueste Beobachtung festzustellen war. Nur in der Mitte, genau südlich der Hauptwälle, erhebt er sich noch zu seiner ursprünglichen, ganz beträchtlichen Höhe. Seine Wallkrone liegt hier etwa 1½ m höher als die Kronen der Hauptwälle und so hoch, daß man von ihm einen guten Einblick in die Hauptwallanlage hat. Auf der Wallkrone gemessen hat der Vorwall einen Umfang von 145 m, sein senkrechter Abstand vom äußeren Hauptwall beträgt im S 42 m. Böschungswinkel und schräge Höhe lassen sich nicht genau mehr feststellen, da auch an der höchsten Stelle der Wall durch Anlage von Fußsteigen in seiner Form verändert wurde. An der SW-Ecke umschließt der Vorwall eine kleine Wasserkaule, die vom Grundwasser gespeist wird und sich neuerdings durch den hier nur mehr sehr niedrigen Vorwall einen Abfluß geschaffen hat. An der SO-Ecke ist die Anschlußstelle des Vorwalls an den Hauptwall durch einen angelegten Fußsteig ganz beseitigt. Die Sohlenbreite des Vorwalles beträgt an der breitesten Stelle etwa 16 m.

Zur besonderen Durchforschung der Wallanlage ließ ich durch den Kessel im inneren Hauptwall in N-S-Richtung einen 1 m breiten Graben ziehen. Dieser führte hart an einer neuerdings gepflanzten Eiche in der Mitte des Kessels vorbei in den Eingang im S des Walles. Dabei wurde im Eingang das schon erwähnte Steinpflaster bloßgelegt. Es besteht, wie die später im Kessel aufgedeckte Pflasterung, zumeist aus kopfgroßen unbehauenen Feldsteinen. Ein senkrechter Anschnitt der Wallenden am Eingang, sowie ein zu

[1]) Siehe Zeichnung.

Digitized by Google

Dreiviertel ausgeführter Durchschnitt im SO des inneren Ringes erzielten das überraschende Ergebnis einer weiteren Steinpflasterung, die sich bogenförmig durch den ganzen Wall hinzieht[1]). Eine Bepflasterung der Wallberme ist bisher von ostdeutschen Ringwällen noch nicht bekannt geworden. Der Polziner Burgwall steht damit vorläufig noch vereinzelt da. In dem SO-Einschnitt trat auch das Pflaster auf der Wallsohle wieder zutage. Daher ist anzunehmen, daß der ganze innere Wall auf einem solchen Pflaster ruht. Da der äußere Ring ebenfalls Steinpflasterung auf der Berme hat (ob er auch Pflasterung unter der Sohle aufweist, habe ich bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit durch Grabung nicht feststellen können), so ist anzunehmen, daß beide Wälle zur selben Zeit von demselben Erbauer aufgeführt wurden.

Der innere Ringwall besteht aus lockerem Sand, der aus der nächsten Umgebung genommen worden ist, so daß bei der Aufhöhung des Walles gleichzeitig der umgebende Graben entstand. Innerhalb der Steinpflasterung liegt eine etwa 2 cm dicke Kulturschicht, aus schwarzer Buchenholzkohle bestehend. Scherben waren in ihr, wie auch im Sande des Walles nirgends zu finden; überhaupt wurden die zur richtigen Datierung der Anlage so nötigen Scherben nirgends aufgegraben.

Über der Pflasterung der Berme liegt an den unbeschädigten Stellen noch eine Sandschicht von etwa 35—40 cm Dicke. In ihr findet sich eine weitere Kulturschicht, wiederum schwarze Holzkohle, etwa 20 cm über der Pflasterung liegend und an einigen Stellen auf der Wallkrone zutage tretend, sonst aber noch 10—15 cm unter ihr verlaufend.

Auch im Kessel wurden bei der Aushebung des Grabens zwei Kulturschichten ohne Scherben gefunden. Die obere liegt nur 20 cm unter der heutigen Oberfläche des Kessels in tonigem, eisenhaltigen Sand. Die zweite Brandschicht liegt 65 cm tief. Beide sind annähernd von der gleichen Mächtigkeit, etwa 2—2½ cm dick. In der Tiefe dieser unteren Kulturschicht wurde, 4,50 m vom nördlichen Innenrande des Walles entfernt, ein Steinpflaster aufgedeckt, das sich 1,80 m weit nach O und 1,15 m nach S erstreckt. Die Ecken an der Ostseite sind abgestumpft. Trotzdem die Steine oberflächlich in der Höhe der Kulturschicht liegen, zeigen sie doch wenig harte Brandspuren. Auch fanden sich in der Umgebung keine Knochenreste, obgleich diese Pflasterung doch wohl eine Herdstelle gewesen ist, die allerdings, dem Charakter der ganzen Anlage als „Fliehburg" entsprechend, nur selten und wenig benutzt wurde. Unter der unteren Kulturschicht liegt stark eisengängiger grauer Ton.

Das Vorhandensein einer oberen Kulturschicht bedeutet eine zweimalige Besiedelung. Wie lang der Zeitabschnitt ist, der zwischen beiden Besiedelungen lag, ist bei dem Mangel an Scherbenfunden nicht festzustellen.

[1]) Siehe Profilzeichnung.

Digitized by Google

Doch vermute ich, daß die obere Kulturschicht im Kessel und im inneren Wall identisch ist mit einer ebensolchen schwarzen Buchenholz-Kohlenschicht in der gleichen Dicke, die sich im Vorwall findet und die im SO desselben an einem Wegeinschnitt bloßgelegt wurde. Sie ist die einzige Kulturschicht in diesem Vorwall, der sich sonsthin von den Hauptwällen dadurch unterscheidet, daß er nicht auf einem Steinpflaster ruht, auch nicht von einem solchen bedeckt wird, sondern eine einfache Sandaufschüttung ist, wie sie von den vielen Ringwällen slawischen Ursprungs bekannt ist. An der Innenseite des Vorwalles liegt auf der schwarzen Brandschicht eine unten 110 cm breite und 60 cm dicke rotbraune Aschenschicht. Der Umstand, daß auf dem bedeckenden Steinpflaster der Hauptringe eine 35—40 cm dicke Sandschicht aufgelagert ist, legt die Vermutung nahe, daß die Erbauer des Vorwalles, als sie die vorgefundenen Ringwallanlagen durch diesen vergrößerten, die Hauptwälle mit Sand erhöhen als auch im Ansehen dem Vorwall angleichen wollten. Durch die Anlage des Vorwalles wurde die ursprüngliche „Fliehburg" um ein gutes Stück vergrößert. Diese Vergrößerung, die klugerweise eine Wasserstelle in den Wall einbezog, konnte nur von einem Volke vorgenommen werden, das beabsichtigte, den Ringwall als dauernde Wohnstätte zu benutzen. Die Mächtigkeit der rotbraunen Aschenschicht an der Innenseite des Vorwalles, sowie die Ähnlichkeit dieses Vorwalles mit den bekannten slawischen Ringen läßt den Schluß zu, daß die letzten Benutzer des Polziner Ringwalles die volkreichen Slawen waren, die eine Vergrößerung der Anlage wohl nötig hatten. Vielleicht finden sich im Zwischenraum zwischen Vor- und Hauptwall die bisher vermißten Scherben, die allein Aufschluß geben können über Zeit, Dauer und Volk der Besiedelungen.

Zu erwähnen ist noch, daß die ausgegrabenen Stellen wieder zugeworfen und in den früheren Zustand versetzt wurden.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Am 11. Dezember 1920 veranstaltete die Berliner Zweiggesellschaft im Universitätsgebäude einen Sitzungsabend, bei dem zwei größere Vorträge stattfanden.

Zunächst sprach Bergrat Dr. Heß von Wichdorff über das Thema, mit dem er bei der Hauptversammlung im April d. J. wegen der Fülle der damaligen Vorträge nicht mehr hatte zu Wort kommen können: Krantas und Jurabecken in Ostpreußen; veraltete Anschauungen der Geologie und Vorgeschichte. Der Vortrag ist in diesem Hefte (oben S. 41ff.) abgedruckt worden.

Dann hielt der Vorsitzende Geheimrat Kossinna einen sehr fesselnden Vortrag über den Namen „Germanen". Er ging aus von dem 2. Kapitel der Germania des Tacitus über die Entstehung der Germanen-Namens und übersetzte diese berühmte Stelle mit kleinen verdeutlichenden Ergänzungen in folgender Weise: „Einige Schriftsteller versichern folgendes: Der Name Germanen sei jung und erst neuerdings (den alten einheimischen Namen) hinzugefügt worden, da anfangs nur diejenigen, die zuerst den Rhein überschritten und (dort) die Gallier vertrieben hätten, nämlich die jetzigen Tungern, damals Germanen hießen. Auf diese Weise habe ein Name, der bloß Stammesname, nicht Volksname gewesen sei, allmählich seine Geltung derart erweitert, daß das (rechtsrheinische) Gesamtvolk zuerst nach dem Sieger (nämlich dem kleinen linksrheinischen Germanenstamm) aus banger Furcht (der besiegten Gallier und nur von diesen), späterhin auch von sich selbst (d. h. von dem Gesamtvolk) mit dem ihm von außen beigelegten Namen „Germanen" benannt wurde." Tacitus selber ist nie in Germanien gewesen, er hat seine Nachrichten aus dem Werk „Germanische Kriege" des älteren Plinius, daneben aus Livius' römischer Geschichte entlehnt, deren Nachrichten wieder auf den griechischen Geschichtsschreiber Timagenes (20 vor Chr.) zurückgehen.

Zu Timagenes' Zeiten war die Übertragung des Stammnamens Germanen auf das Gesamtvolk erst „neu". Aber in dem Berichte Caesars über seine gallischen Kriege vom Jahre 58 und in einer Nachricht des Kimbernhistorikers Poseidonios um 80 vor Chr. haben wir den Beweis, daß diese Übertragung bereits zu deren Zeit vollzogen war. Bei Tacitus um 100 nach Chr. heißt der linksrheinische Germanenstamm bereits Tungern, nicht mehr Germanen. Aber bei Caesar 160 Jahre vor Tacitus heißt er noch linksrheinische Germanen. Diese saßen von Köln bis Namur an der Maas und noch darüber hinaus. Der Name Tungern ist keltisch, ein Beweis, daß sich die Germanen nur als oberste Herrenschicht über die Kelten gelegt hatten. Der Name Germanen für die belgischen Maasgermanen war nach Caesars Unterjochung derselben allmählich verschwunden. Die Übertragung des Germanennamens auf das rechtsrheinische Gesamtvolk hatte im Munde der keltischen Belgier wohl bald nach der Eroberung des linksrheinischen Gebietes durch die Maasgermanen eingesetzt, überdauerte als römische Bezeichnung des Gesamtvolkes der Germanen viele Jahrhunderte und verliert sich in der Literatur erst, um den Namen der Alamannen, Franken usw. Platz zu machen.

Digitized by Google

Nun vermag die Archäologie uns Antwort zu geben, wann etwa jener kleine Germanenstamm zuerst den Rhein überschritten hat. Am Ende der Bronzezeit (um 750 vor Chr.) reichte die Westgrenze der Germanen bis an die untere Lippe. Im 7. und 6. Jahrhundert vor Chr. strecken die Germanen ihre ersten Fühler an den Niederrhein aus, erreichen die Wuppermündung und überschreiten den Rhein.

Was bedeutet nun aber der Name Germanen? Die neuzeitlichen Humanisten zum größten Teil erklärten ihn für römisch, denn es gebe ja ein lateinisches Wort germanus, das „sproßhaft", „stammhaft", „echt" bedeutet, doch ist diese Annahme Torheit nach allem, was wir über den geschichtlichen Ursprung des Germanennamens wissen. Die „Keltomanen" unter den Erforschern des Germanennamens, wie Caspar Zeuß, Jakob Grimm, Karl Müllenhoff usw., halten nicht bloß den Namen Germanen für keltisch, sondern auch den kleinen Stamm der Maasgermanen selbst. Zeuß übersetzt den Namen nach keltisch ger (nahe) als Nachbarn, Grimm nach keltisch garm (Geschrei) als Schreier, Henning nach einem thrakisch-phrygischen Wort germ mit warm, da er denselben Wortstamm auch den Kelten zuteilt; doch lautet das entsprechende keltische Wort für „warm" nicht germ, sondern borm, das in Bormio, in Worms und in Wurmbach bei Aachen (heiße Quellen) noch heute fortlebt. Alle diese Deutungen sind abzulehnen. Ebenso die früheren laienhaften Deutungen aus dem Germanischen: Germanen = Ger-Männer, was aber im Altertum Gaisomani gelautet haben müßte; desgleichen Germanen = Wehr-Männer, was vielmehr Variomani hätte heißen müssen. Noch törichter ist, Germanen als gehrende Männer zu deuten. Dagegen hat W. Wackernagel schon vor 70 Jahren formal den richtigen Weg gefunden, indem er den Namen entstehen ließ aus einer Zusammensetzung von ga und irman, nur hat er irman falsch als Volk übersetzt, also ga-irmans als Volksgenossen. Das Richtige hat erst im letzten Jahre R. Much gesehen: german ist tatsächlich Zusammenziehung von ga-erman, aber erman bedeutet nicht Volk, sondern, wie Karl Müllenhoff erwiesen hat, „hoch", „erhaben", griechisch ὄρμενος (Partizip), dann gewaltig, allgemein, gesamt. Unter germanischen Personennamen erscheint erman in Ermanrich, Ermenwalt, Erminhildis, Erminberga, Ermingabis. Dieselben Zusammensetzungen finden sich nun mit Germen, Germening, Germenhildis, Girminburg. Es gibt auch eine germanische Göttin Garmangabis, bezeugt auf der Inschrift eines Altars, den friesische Reiter aus Twenthe (in Holland) 240 nach Chr. in England errichtet haben. Diese Garmangabis ist die Allgeberin.

Die Silbe Ga (= lat. con) hat in Zusammensetzungen den Vokal oft eingebüßt, nicht nur vor Konsonanten, wie in Gleis, Glück, gleich, Glauben, Gnade, Graf, sondern auch vor Vokalen, wie in Gau und Gunst. Germanos, woraus die Römer Germani machten, bedeutet also die Gesamten, wie die Alamannen.

Wie die Wissenschaft kämpfen muß, um dem Deutschtum diesen Namen als geistiges Eigentum sicherzustellen!

Prof. Dr. Conrad Paape.

Die **erste Sitzung im dreizehnten Vereinsjahre** fand am **31. Mai 1921** im Universitätsgebäude statt. An die außerordentlich zahlreich erschienene Versammlung richtete der Vorsitzende Geheimrat Kossinna etwa folgende Ansprache:

„Ich eröffne die Sitzung, indem ich die so zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste begrüße, an erster Stelle und besonders herzlich den Redner des heutigen Abends Herrn Universitätsprofessor Dr. Pedro Bosch-Gimpera, das in Europa am weitesten entfernt von uns wohnende unserer Mitglieder. Herr Professor Bosch weilt jetzt nicht zum ersten Male in Deutschland: schon 1913 und 1914 war er als junger Doktor in Berlin, um deutsche Wissenschaft nicht nur aus Büchern, sondern an ihrem Herde in mündlicher Mitteilung kennen zu lernen. Als Teilnehmer auch für den Winter 1914/15 hatte er sich zu meinen archäologischen Übungen angemeldet. Der Ausbruch des Krieges hielt ihn dann von noch-

Digitized by Google

maliger Rückkehr hierher ab. Doch hatte ich persönlich die Freude, auch während der letzten sieben schweren Jahre ständig mit meinem katalonischen Freunde in brieflichem Verkehr zu bleiben. Die Einrichtung des Professorenaustausches, die sich Amerika gegenüber als eine vollkommene Verfehlung erwiesen hat, ist jetzt mit den uns befreundeten Völkern Europas, im Verein mit einem Studentenaustausch, wieder aufgenommen worden und verspricht hier bessere Erfolge. Und diese Einrichtung hat uns das Glück verschafft, unseren alten Freund, der mittlerweile in Barcelona längst ordentlicher Professor, dem Namen nach für alte Geschichte, tatsächlich aber für Vorgeschichte, geworden ist, wieder unter uns begrüßen zu können. Die Freude unserer Gesellschaft ist um so größer, als wir damit Gelegenheit haben, unsere Dankbarkeit und unsere Gegenliebe für die so freundschaftliche Gesinnung des gesamten spanischen Volkes zu bekunden."

„Manches unserer Mitglieder denkt vielleicht: die iberische Halbinsel sei heute zwar nicht schwer erreichbar für uns, in der grauen Zeit der Vorgeschichte wäre sie aber doch für Mitteleuropa sicher so abgelegen gewesen, daß damals nicht der geringste kulturelle Verbindungsfaden zwischen beiden Gebieten bestanden habe, und da könne die spanische Vorgeschichte doch nicht viel Wichtiges für unsere eigene Vorgeschichte bieten. Eine solche Anschauung wäre völlig verfehlt. In der gesamten Vorgeschichte ist Mittel- und Westeuropa ein untrennbar zusammengehöriges Ganzes. Nicht nur während der Eiszeiten, sondern auch während der jüngeren Perioden, so in der Völkerwanderungszeit, in der Latènezeit und besonders auch in der jüngeren Steinzeit. Hier kann allein die westeuropäische Vorgeschichte, wenn sie erst so klar daliegen wird, wie unsere schon so tief erforschte mittel- und nordeuropäische, das Rätsel lösen, aus welchem Herde sich in frühneolithischer Zeit jene Stammesgruppe ablöste, die dann an der Ostsee zum indogermanischen Urvolk erwuchs. Nur die iberische und französische Vorgeschichte kann uns über die Westnachbarn der Indogermanen aufklären, wie wir über ihre Nord- und Ostnachbarn, nämlich die Vorfinnen und Urfinnen, bereits durch die deutsch-nordische Forschung aufgeklärt worden sind. Nur die iberische Forschung kann uns darüber aufklären, woher die Iberer gekommen und wie weit sie einst nach Norden vorgedrungen sind; ferner was für ein Volk sich hinter den Leuten der Glockenbecherzivilisation verbirgt, die von Mittelspanien einst durch Südostfrankreich über das Oberrheingebiet nach Mitteleuropa sich ausbreiteten. Doch über die kulturellen Fernwirkungen von Spanien her soll schon in nächster Woche ein anderer ausländischer Forscher uns einen Vortrag halten. Professor Bosch will heute nur die vor- und frühgeschichtlichen Zivilisationen der iberischen Halbinsel selbst schildern, wahrlich an sich schon ein gewaltiger Stoff."

„Lange war die Erforschung dieser Zivilisationen auf Portugal beschränkt, allmählich griff auch Spanien ein und 1886 taten dasselbe die Franzosen, zuerst Cartailhac in Toulouse: sind doch die Provenzalen den Katalanen so nah verwandt, daß man sie als ein und dasselbe Volk betrachten muß, weit näher als den staatlich mit ihnen verbundenen Nordfranzosen. Dann kamen die wallonischen Gebrüder Siret mit ihren berühmten Ausgrabungen in der südostspanischen Provinz Almeria; dann Pierre Paris, endlich Déchelette."

„Unter diesen Portugiesen, Spaniern, Südfranzosen, Wallonen stand der deutsche Forscher Emil Hübner, der bekannte Berliner Gelehrte, ganz vereinsamt da mit seiner Arqueologia en España (Barcelona 1883). Ebenso unser Vorstandsmitglied Bezzenberger mit seiner Erforschung der Balearen. Die Scheidewand zwischen spanischer und deutscher Forschung wurde eigentlich erst entfernt durch unser Vorstandsmitglied Georg Wilke, der in seinem Buche über „Südwesteuropäische Megalithkultur" (Würzburg 1912, Mannusbibliothek) zum ersten Male die Methoden der neueren deutsch-nordischen Forschung auf die Steinzeit der iberischen Halbinsel anwandte. Dann kam das Werk des Erlanger Professors Schulten über seine von 1905—1913 sich erstreckenden Ausgrabungen von Numantia, die für die frühesten geschichtlichen Zeiten Spaniens besonders aufklärend wirkten. Und nun

Digitized by Google

war die unmittelbare Drahtleitung zwischen spanischer und deutscher vorgeschichtlicher Archäologie ein für allemal hergestellt."

Nach diesen Begrüßungsworten an Professor Bosch machte der Vorsitzende noch einige geschäftliche Mitteilungen, so über die Mannusbibliothek, die einen unerhörten Aufschwung nimmt, da sie nicht wie bisher jährlich 1—2 Bände liefert, sondern in diesem Jahre es auf mindestens 7, vielleicht sogar auf 10 Bände bringen wird, von denen bisher Bd. 21 (Jahn, Der Reitersporn), Bd. 25 (Lienau, Vor- und Frühgeschichte von Frankfurt a. d. Oder) und Bd. 26 (Kossinna, Die Indogermanen I) erschienen sind, ungerechnet die neue, 3. Aufl. von Bd. 9 (Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte). Über das Wachstum der Hauptgesellschaft konnte der Vorsitzende ebenfalls erfreuliche Mitteilungen machen, da die Mitgliederzahl neuerdings auf annähernd **470** gestiegen ist.

Es folgte nunmehr der Vortrag des Dr. Pedro Bosch-Gimpera, Professor der Vorgeschichte an der Universität Barcelona: Die Folge der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen auf der iberischen Halbinsel. Wir bringen keine Inhaltsangabe darüber, da der Vortrag im nächsten Mannusheft im Wortlaut mitgeteilt werden wird.

Die 2. Sitzung des 13. Vereinsjahres, die am **11. Juni 1921** im Universitätsgebäude stattfand, wurde vom Vorsitzenden Geheimrat Kossinna mit etwa folgender Ansprache eröffnet:

„Unser Gruß gilt zuvorderst dem Redner des heutigen Abends, unserem schwedischen Mitgliede Herrn Dozenten Dr. Åberg aus Upsala. Was ich in voriger Woche von Professor Bosch-Gimpera bemerkte, trifft ebenso auf Dozent Åberg zu: auch er hat sich an der altberühmten heimischen Schulung, zu Upsala und Stockholm, nicht genug sein lassen, sondern fand schon vor mehr als einem Jahrzehnt den Weg zu deutscher Wissenschaft und kam, damals noch Student, zum Studium nach Berlin. Seitdem haben wir oft die Freude gehabt, ihn wiederzusehen, wenn er auf seinen so zahlreichen Museumsreisen durch Mittel- und Westeuropa hier Halt machte. Dozent Åberg hat unsere Wissenschaft schon mit einer großen Zahl trefflicher Werke beschenkt, die für uns um so schwerer wiegen, als sie sich zum großen Teil auch mit deutscher Vorgeschichte beschäftigen. Zweien Perioden hat Åberg sein eingehendstes Studium zugewandt, der neolithischen und der Völkerwanderungs- nebst Merowingerzeit, ohne aber andere Perioden, wie die Bronzezeit (vgl. Kalmar Läns Bronzezeit, Kalmar 1915), darüber zu vernachlässigen. Der Zeit der germanischen Völkerwanderungen gewidmet ist eine vortreffliche, ganz neuen Stoff verarbeitende Studie „Ostpreußen zur Völkerwanderungszeit" (Upsala 1919), eine andere handelt über „Das germanische Sternornament" auf Silberarbeiten des 4. und 5. Jahrh. nach Chr. (Antikv. Tidskr. f. Sverige 21, 3, 1918). — Und auch jetzt wieder befindet sich Dozent Åberg auf dem Wege nach Süddeutschland und der Schweiz, um die Eigenheit der merowingischen Kultur der Franken und Westgoten in Frankreich durch Aufdeckung ihrer Gegensätze zu den Kulturen der oberrheinischen Stämme, Franken wie Alemannen und Baiern, schärfer und klarer bestimmen zu können."

„Aber heute werden wir es mehr mit der Steinzeit zu tun haben. Und auf diesem Gebiete hat Åberg bahnbrechend gewirkt zunächst durch sein eindringendes Studium der westeuropäischen Kulturen, wie es schon seine vorzügliche Dissertation „Studien über die jüngere Steinzeit im Norden und in Westeuropa" (Norrköping 1912) zeigte, worin er die verschwommenen Verhältnisse in Belgien, Frankreich, in der Schweiz und in England ungemein klärte. Bahnbrechend war aber auch seine großzügige Behandlung der durchlochten Streitäxte aus Felsgestein über ganz Europa hin, ein Stoff, der vorher vernachlässigt worden war gegenüber dem Studium der Feuersteingeräte. Hierher gehört nicht nur seine Arbeit über die Steinzeit des Läns Kalmar (Kalmar 1912), sondern auch seine Schrift „Die Typologie der nordischen Streitäxte" (Mannusbibl. 17) und namentlich sein prächtiges, zwei-

Digitized by Google

bändiges Werk „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit" (Upsala 1918). Mit diesem Werke hat sich Åberg angeschlossen an die Reihe jener schwedischen Meister, die wir ebenso in Deutschland als unsere Forscher anerkennen und verehren: Hans Hildebrand, Oscar Montelius, Oscar Almgren, Bernhard Salin. An dies Werk schließt sich nach Westen hin sein Buch über „Die Steinzeit in den Niederlanden" (Upsala 1916), endlich seine soeben genannte Dissertation über die Steinzeit Westeuropas. Nun fehlte ihm in Westeuropa nur noch Spanien. Dieses bereiste Åberg in der ersten Hälfte des Jahres 1920 und sein Werk hierüber befindet sich in Halle bereits unter der Presse."

„Professor Bosch hat uns in voriger Woche auf Grund der neuen und reichen Ergebnisse seiner tiefdringenden Forschungen ein geradezu glänzend volles Bild der gesamten Entwicklung der vor- und frühgeschichtlichen Zivilisationen der iberischen Halbinsel entworfen. Das Schönste darin war wohl die scharfe Abgrenzung der Kulturgebiete, wie sie sich schon in paläolithischer Zeit bildet und dann in den späteren Perioden immer wieder in gleicher oder ähnlicher Weise hindurchleuchtet und schließlich ausmündet in die verschiedenen schriftlich bezeugten frühgeschichtlichen Völker Spaniens.

Heute sollen wir nun hören, wie diese spanischen Kulturen auswärts hin wirkten, nach Italien einerseits und besonders nach Norden anderseits, d. h. über Frankreich nach Mitteleuropa und England, vielleicht sogar nach Skandinavien: das Schlußkapitel aus Åbergs im Druck befindlichen Werke. In dieser Frage sind ja im letzten Jahrzehnt sehr übertriebene, ja phantastische Meinungen geäußert worden und zwar von Sophus Müller in Kopenhagen, dem ausgezeichneten Erforscher Dänemarks, der leider stets einer blühenden Phantastik verfällt, sobald er seine Blicke südwärts über die Grenzen Dänemarks hinauslenkt, nach Deutschland, Westeuropa oder gar Südeuropa. Diese Gegenden kennt Sophus Müller nämlich nur aus Büchern, nicht aus Museumsstudien, und so kommt es, daß er sich hier von seiner Neigung, dem Trugbild des Südens sich hinzugeben, in geradezu unrettbarer Weise hat gefangen nehmen lassen."

„Demgegenüber werden wir heute einen wirklichen Kenner der spanischen Vorgeschichte hören, der alle Funde selbst gesehen hat und der berufen ist, uns auf sicheren Wegen zum Ziele klarer Erkenntnis zu leiten."

Darauf hielt Dozent Dr. Nils Åberg von der Universität Upsala einen Vortrag über „die Einflüsse der vorgeschichtlichen Kulturen der iberischen Halbinsel auf Europa", worin er folgendes ausführte:

Die Palmella-Los Millares-Zivilisation der iberischen Halbinsel, die durch Glockenbecher gekennzeichnet wird, gehört der frühesten südeuropäischen Kupferzeit an und ist gleichzeitig mit den mittleren oder jüngeren Ganggräbern Skandinaviens. Etwas jünger sind die portugiesischen Steinkisten, die mit den skandinavischen Steinkisten gleichzeitig sind. Am Ende der Palmellazeit erfährt die iberische Zivilisation eine auffallende Abmattung infolge großer Auswanderungen der sie tragenden Bevölkerung. Die Richtung dieser Auswanderungen geht einmal über Südfrankreich oder über See nach der Bretagne, Irland und England und zweitens über Südfrankreich oder über See nach Sizilien, Sardinien und der Poebene.

Von Oberitalien oder wahrscheinlich unmittelbar von Spanien über Südostfrankreich gehen dann Wellen iberischer Zivilisation nach Mitteleuropa, wo diese sich in der Glockenbecherzivilisation reich entwickelt.

Südfrankreich, die Bretagne und teilweise England gehören kulturell in gewissen Beziehungen zusammen. So ist ein Schnurbecher nach Südfrankreich aus der Bretagne gekommen, ebenso weitmundige Näpfe mit steilem Hals, die in der Bretagne wie in England den Glockenbechern gesellt sind. In der Bretagne gibt es gegenüber Südfrankreich eine ältere Zivilisation, die in Dolmen erscheint und viel Beile aus Felsgestein enthält, aber selten Feuersteinpfeilspitzen und nie Metall oder Glockenbecher. Erst später folgen hier in

Digitized by Google

Ganggräbern oder mehr steinkistenartigen Dolmen Feuersteinpfeilspitzen, Glockenbecher, z. T. auch Schnurbecher (diese von England oder vom Rheine her) und viel durchlochte Streitäxte aus Felsgestein. Englands Glockenbecherzivilisation ist teils unmittelbar von Spanien (Metopenmuster, Marmoridole, tubenartige Glasperlen, Elfenbein), teils vom Rhein und namentlich von Sachsen-Thüringen her beeinflußt (Wolfszahn- und Winkelbandmuster, Schnurverzierung). In England überdauern die Glockenbecher bis in die Zeit des Leichenbrands hinein. Die italische Glockenbecherzivilisation ist etwas älter als die bekannte Remedellostufe, die der Periode der skandinavischen Steinkisten entspricht. Zu den Glockenbechern gesellen sich auch in Italien Kupfersachen (Pfriemen, Nadeln, Messerchen, z. T. auch Beile). Die deutsche Glockenbecherzivilisation ist von Einwanderern aus der iberischen Halbinsel getragen. In Deutschland sind die Glockenbecher breiter als in Spanien, besitzen dabei eine mannigfaltigere Verzierung (Rauten, Quadranten usw.), wie sie wohl die iberischen Schieferamulette zeigen, aber nicht die dortigen Glockenbecher. Iberische Glockenschalen, die auch in Sardinien erscheinen, kommen in Süddeutschland nur einmal an der oberen Donau vor, häufiger in Mähren. Der bekannte Kupferdolch von Eisleben und die gleichen Stücke aus Mähren sind dieselben, wie der Dolch von Ciempozuelos. Die sächsisch-thüringische Winkelband- und Kreuzverzierung des Bodens ähneln sehr der iberischen Art. Wenn die jütländische Obergrabkeramik sächsisch-thüringische Einflüsse aufweist, so sind diese letzten Endes vielleicht auch iberischer Herkunft. Ganz deutliche iberische Einflüsse zeigt die Frühstufe der Schönfelder Keramik mit ihrer radialen Verzierung der flachen Standfläche und ihren Dreieckstempelungen; ebenso die schwedische Bootaxtkeramik, die sich ähnlich wie die Schönfelder Keramik entwickelt: Wandverzierung mit iberischem Winkelband (Kreisquadranten-Muster), Boden zuerst flach mit Sonderverzierung, später gewölbt mit Kreisabschneidung. Da sich in Mitteleuropa keine den Bootaxtnäpfen (oder -schalen) ähnliche Gefäße finden, so sind wohl die englischen Schalenbecher (entstanden aus den dortigen hochgebauten Zonenbechern) die Zwischenglieder zwischen Schweden und Spanien. Die englischen rundbauchigen Schalen haben entweder radiale oder sternförmige Bodenverzierung oder eine solche mit Kreisquadranten und Winkelfüllung: alles das iberische Art. Wahrscheinlich stammt dieser englisch-iberische Verzierungseinfluß aber nicht unmittelbar aus Spanien, sondern aus dem Saalegebiet. Durch Vermittelung der Bootaxtkeramik kommt der iberische Einfluß schließlich zu der finnländischen Kammkeramik und breitet sich mit dieser ins innere Rußland hinein fort. G. K.

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

H. Heß von Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung. Abhandlungen der Preuß. Geol. Landesanstalt N. F. Heft 77. Berlin 1919.

Der Verfasser kommt nach jahrelangen, sorgfältigen Untersuchungen zu neuen Ergebnissen, die Berendts Ansicht über die Entstehung der Kurischen Nehrung als überholten Standpunkt erscheinen lassen. Nicht Hebungen und Senkungen verdankt die Kurische Nehrung ihre Entstehung, wie es Berendt angenommen hatte, sondern sie ist nach diesen neuen Forschungen unter den jetzt noch herrschenden Wasserstandsbedingungen entstanden. Nach Heß von Wichdorff brach in altalluvialer Zeit die Ostsee in den niedrig gelegenen aus Geschiebemergel bestehenden Strandbezirk zwischen samländischer Steilküste und Memeler Höhenzug ein. Das Gebiet des Memeldeltas und der heutigen Kurischen Nehrung wurde eine Meeresbucht. Die einmündenden Süßwasserflüsse begannen den Meeresteil nach und nach durch Absatz von Haffsanden, Haffmergeln und Faulschlammschichten zu verflachen. Die Ostsee setzte entlang der alten Strandlinie infolge ihrer Strand- und Uferströmungen mächtige Schichten von Meeressand gleichzeitig ab. So entstand nach und nach der Unterbau der Kurischen Nehrung, der durch immer erneuten Seesandabsatz schließlich aus dem Wasser herausragte. Der trocknende Seesand wurde zum Flugsand. Es bildete sich eine Flugsandebene heraus, die zur heutigen Nehrungsplatte wurde. Einzelne Vegetationszonen in ihr verraten, daß schon Vegetation Fuß zu fassen suchte. Dünen entstanden, die hin und her wanderten, aber schließlich als Parabeldünen festen Fuß faßten. Kaum war mit der Bildung dieser Parabeldünen die Dünenbildung zur Ruhe gekommen, da überzog sich die ganze Nehrungsoberfläche mit einem einheitlichen Wald. Wichtig ist es, daß der alte Nehrungswald sich auch heute noch überall unter den Wanderdünen nachweisen läßt. Er bedeckte nicht nur die oberen Teile der Nehrung, sondern gedieh auch auf den steilen Hängen der alten Parabeldünen, die heute zum größten Teil von den Wanderdünen bedeckt sind. An schiefen Abwehungsflächen von Wanderdünen bietet sich oft ein Bild über- (oder besser hinter-) einander liegender Waldstreifen, die alle dann einem einheitlichen Waldboden angehören und nur durch das schiefe Abwehen scheinbar übereinanderstehend sichtbar werden. In dem alten Waldboden mit seinen erhaltenen schwarzen Rohhumus- bzw. Trockentorfschichten ist ein wichtiger Leithorizont für die Geschichte der Kurischen Nehrung gegeben. Der Mensch der jüngeren Steinzeit bewohnte den alten Waldboden, wie es aus Tausenden von Funden erwiesen ist. Urnenscherben großer Gefäße, Seestrandgerölle mit Brandspuren, Getreidemahlsteine, Steinäxte, Steinbeile, Steinmeißel aus Amphibolit, seltener aus Granit oder Feuerstein fanden sich, die Steinäxte zeigten oft noch unfertige Löcher für den Stiel. Feuersteinpfeilspitzen, Messer und zahlreiche Bohrkerne vom Durchbohren der Steinäxte verraten, daß die Gegenstände an Ort und Stelle gemacht wurden. Aus Bernstein fand man Ringe, Röhren, Anhänger und menschliche Figuren gefertigt. Der

Digitized by Google

alte Nehrungswald muß nach diesen Funden über 4000 Jahre alt sein. Da ging man zur Zeit des Siebenjährigen Krieges daran, einen Teil des Nehrungswaldes abzuholzen. Sofort waren die Wanderdünen am Werke, große Teile der Nehrung und die alten Parabeldünen zu überschütten, damals verschwanden sieben Dörfer unter dem Dünensand. Erst von 1810 ab versuchte man, die Dünen festzulegen. Heute sind über die Hälfte der Wanderdünen wieder neu befestigt worden.

Auf Tafel 1 werden die schon oben erwähnten steinzeitlichen Funde abgebildet, die sich bei Rossitten, Kunzen, Pillkoppen, Karkelbeck und Schwarzort fanden. Das treffliche Werk ist also nicht nur mittelbar, sondern auch unmittelbar für den norddeutschen Steinzeitforscher von Bedeutung.

Rudolf Hundt.

Wolfgang La Baume. Vorgeschichte von Westpreußen in ihren Grundzügen allgemeinverständlich dargestellt. Danzig 1920. 102 Seiten, 84 Textabbildungen, 18 Tafeln.

Der Verfasser hat mit seiner Erstlingsarbeit auf vorgeschichtlichem Gebiet eine lang empfundene Lücke in glücklicher Weise geschlossen. Westpreußen, das zu Lissauers Zeiten neben Ostpreußen an der Spitze der ostdeutschen Forschung stand und in Lissauers, Denkmälern der Provinz Westpreußen (1887) eine für damalige Zeit vorbildliche Bearbeitung der westpreußischen Funde erhalten hatte, ist seitdem leider immer mehr ins Hintertreffen der Vorgeschichtsforschung geraten. Außer den guten vorgeschichtlichen Wandtafeln der Provinz (1897) und dem textlosen Tafelwerke zur Feier des 25jährigen Bestehens des westpreußischen Provinzialmuseums (1905) sind keine Arbeiten allgemeineren Inhalts mehr vom Danziger Museum herausgekommen. Auch die Zuwachsverzeichnisse in den amtlichen Berichten des Museums sind leider von Jahr zu Jahr kärglicher geworden. Dabei hat die Sammeltätigkeit der Anstalt keineswegs nachgelassen. Die reichen noch unveröffentlichten Schätze des Museums sind in den letzten Jahren fast nur noch in Arbeiten von Kossinna, Blume, Kostrzewski u. a. herangezogen und verwertet worden. Desto erfreulicher ist es, wenn nun von Danzig aus eine Übersicht über die Vorgeschichte der Provinz gegeben wird, die Westpreußen als einziger ostdeutschen Provinz noch fehlte. Der Verfasser hat die Ergebnisse der neueren Forschung, soweit sie Westpreußen berühren, zusammengetragen und führt sie in allgemeinverständlicher Form vor, indem er seine Ausführungen mit einer reichen Zahl guter Abbildungen trefflich unterstützt.

Die Fortschritte der Wissenschaft seit 1887 kommen beim Vergleich mit Lissauers Werk gut zur Geltung. Am meisten springt ein Grundunterschied in der Behandlung des Stoffes in die Augen. Lissauer schildert die Kulturzustände der einzelnen Vorzeitepochen, ohne über die volkliche Zugehörigkeit der Bewohner Westpreußens auf Grund der Kulturzusammenhänge Schlußfolgerungen zu wagen. La Baumes Arbeit zieht geflissentlich die Stammesgeschichte, hauptsächlich den Forschungen Kossinnas folgend, so stark heran, daß der geschichtliche Grundton der Betrachtungsweise den früher allein herrschenden naturwissenschaftlichen stark zurückdrängt. So erfreulich dieser Fortschritt ist, scheint mir der Verfasser hierin im Verhältnis zum Rahmen der Arbeit des Guten etwas zu viel getan zu haben, besonders bei der ausführlichen Aufzählung aller Anschauungen über die Träger der Lausitzer Kultur (S. 27—29) oder bei der Behandlung der überaus verwickelten germanischen Stammesgeschichte (S. 77—87). Die Einzelheiten dieses brodelnden Völkergewoges, mit dessen Aufhellung die Forschung noch vollauf beschäftigt ist, belasten die Darstellung und die Aufnahmefähigkeit eines dem Stoffe fernerstehenden Lesers zu sehr. Dem Verfasser selbst unterläuft dabei ein Widerspruch. Wenn er mit Kossinna und Blume die westpreußische Kultur der Spätlatènezeit den Burgundern und Rugiern zuschreibt (S. 82 bis 84), darf er nicht Beziehungen dieser burgundischen und rugischen Kultur mit Ostschweden,

Digitized by Google

für die gewisse Waffenformen sprechen, als Beweise für die gotische Einwanderung ausgeben (S. 85), zumal die gotische Kultur in Westpreußen erst durch kaiserzeitliche Funde gekennzeichnet wird (S. 84—85). In der Beurteilung der Völkerwanderungskultur Ostpreußens und des anschließenden Teiles von Westpreußen, die den Esten zugesprochen wird (S. 86, 89), unterschätzt der Verfasser meiner Meinung nach ihr germanisches Gepräge. Die Auffassung Abergs, die von dem Verfasser nicht mehr verwertet werden konnte, wird den Tatsachen offenbar mehr gerecht.

Bei der Art der Anlage der Arbeit ist es natürlich unvermeidlich, daß die Kulturen, für die Vorarbeiten so gut wie fehlen, die daher den Fachmann am meisten anziehen, etwas kurz weggekommen sind. So ist es zu bedauern, daß von der Keramik der „Lausitzer Kultur", die auf S. 25 und 30 behandelt wird, keine Abbildungen gegeben worden sind. Die auf S. 54f. erwähnten Gräberfelder dieser Kultur scheinen mir keinesfalls ausschließlich früheisenzeitlich zu sein. So sind die beiden einzigen abgebildeten Gefäße dieser Gruppe (Taf. IX, 2, 3) ihrer Form nach echt bronzezeitlich. Eine gründliche Bearbeitung der Entwicklung der Gesichtsurnenkultur ist seit langem und bleibt weiterhin ein dringendes Bedürfnis. Die vom Verfasser auf S. 54 gegebene Karte der Verbreitung gibt dieser frühgermanischen Kultur viel zu enge Grenzen (vgl. die soeben veröffentlichte Karte Kossinnas in der 2. Auflage der Herkunft der Germanen).

Kurz hinweisen möchte ich auf einige kleine Unstimmigkeiten. Die längst überwundene Erklärung der bekannten Bronzehängegefäße als Lampen (S. 37) sollte nicht mehr ausgegraben werden. In den Literaturübersichten wird nur die ältere Arbeit von Montelius über die Kultur Schwedens (1885) aufgeführt, die doch seit 1906 durch desselben Forschers Kulturgeschichte Schwedens ersetzt worden ist. Daß der Verfasser auf S. 40 nur eine geringe Entwicklung von Handel und Verkehr in der jüngsten Bronzezeit annimmt, widerspricht aller unser Kenntnis. Bietet doch gerade Westpreußen von der Steinzeit an äußerst zahlreiche, oft geradezu überraschende Beweise von regem Güteraustausch.

Diese Ausstellungen sollen aber nicht den Wert der Arbeit verdunkeln, die ihrer im Vorwort umschriebenen Aufgabe voll gerecht geworden ist. Besonders zu begrüßen ist es, daß es dem Verfasser und den ihm wirtschaftlich zur Seite stehenden Danziger Körperschaften gelungen ist, die Arbeit trotz unserer Teuerungsnöte mit einer so schönen und reichen Reihe von Abbildungen auszustatten. Der Fachmann wird diesen Führer durch Westpreußens Vorgeschichte gern einsehen. Vor allem wünschen wir ihm aber eine weite Verbreitung in allen Kreisen Westpreußens, damit er neben den westpreußischen Wandtafeln das Verständnis für die Vorzeit der Heimatprovinz immer mehr erweckt und erweitert.

Breslau, Dezember 1920. **M. Jahn.**

E. Amende, 5 Einzelabhandlungen in Mitt. d. Gesch.- u. Altertumsforsch. Gesellsch. des Osterlandes. Bd. 13, Heft 1. Altenburg 1919.

Derselbe, Vorgeschichte des Altenburger Landes. Mit 25 Tafeln. Sonderabdruck aus „Mitteilungen des Osterlandes" N. F. Bd. 16. Altenburg 1919.

In beiden Schriften gibt der um die vorgeschichtliche Durchforschung seines Heimatlandes hochverdiente Verfasser eine Übersicht und Beschreibung aller in den Altenburgischen Landen bisher aufgefundenen vorgeschichtlichen Altertümer. Aus paläolithischer Zeit sind bisher nur zwei Funde bekannt geworden, eine Moustierspitze aus sekundärer Lagerstätte bei Altenburg, die wahrscheinlich aus einer Kiesgrube von Wilchwitz stammt, und ein Faustkeil mit der Hälfte eines Schabers von Schmölln (im Besitze des Finders). Doch erscheint mir mit Rücksicht auf die Darlegungen Rademachers (Pr. Zeitschr. IV, 235ff.) die Zugehörigkeit der Schmöllner Stücke zum Paläolithikum nicht hinreichend gesichert

Digitized by Google

und der Fund könnte recht wohl auch dem Campignien angehören[1]). Aus der mittleren Steinzeit (Asylien, Tardenoisien, Campignien) fehlen bisher Belege, falls nicht doch der soeben genannte Fund von Schmölln hinzuzuzählen ist. Ein ziemlich großes Material liegt dagegen aus der jüngeren Steinzeit vor, aus der nicht nur eine Reihe bandkeramischer Siedelungen mit Spiral-, Mäander-, Stichband- und Rössener Verzierung, sondern auch Gräber mit Schnurkeramik und mit Kugelflaschen und außerdem noch zahlreiche Einzelfunde bekannt geworden sind.

Der frühesten Bronzezeit gehört eine wohl einem Grabe entstammende Aunjetitzer Henkeltasse von Hainchen bei Eisenberg und ein größerer Depotfund von Kriebitsch an, der außer 12 Ösenhalsringen und einem sächsischen Randbeil zwei ostdeutsche ovale Armringe, darunter einen von thüringer Form enthielt. Die Periode II ist wie im benachbarten Königreich Sachsen, wenn überhaupt, nur ganz spärlich vertreten. Reichlicher Periode III, aus der mehrere Brandgräber mit typischem lausitzer keramischem und Bronzeinventar, darunter ein gedrehter Armring älterer Form mit Stempelenden (So. u.), eine Nadel mit geripptem Keulenkopf von Lohma a. d. Leina und mehrere Schmuckköpfe unbekannter Herkunft vorliegen. Sehr zahlreich ist das Material aus den folgenden Perioden, und namentlich ist Periode IV (= Hallstatt A Reinicke) durch eine größere Reihe von Funden aus Flach-, zum Teil auch noch Hügelgräbern mit Leichenbrand sehr gut belegt. Auch aus den folgenden Abschnitten, Hallstatt B und zum Teil auch noch C, liegen noch eine Anzahl Funde vor, so eine jüngere Vasenkopfnadel unbekannten Fundortes, ein Möriger Schwert von Hermstorf, mehrere Tongefäße vom Billendorfer Typus (Bosengröba), ein Tüllenbeil von Langenleuba u. a. m. In den Schlußabschnitt dieser Zeit (Hallstatt C) gehört der vom Verf. ausführlich beschriebene Schlöbener Fund aus der Wölmisse, der neuerdings auch von Kossinna (Mannus VII, S. 87ff.) eingehend besprochen worden ist. In der Hallstattstufe D erhält, wie das übrige Thüringen, so auch Altenburg eine keltische Bevölkerung, bezeugt durch mehrere typische Steigbügelringe und „Totenkränze" unbekannten Fundortes. Doch dringen schon in der LTA-Stufe die ersten germanischen Stämme ein (Brandgräber vom Weißen Berge bei Altenburg mit charakteristischen Früh-LT-Gefäßen). Aus LTD fehlen Funde bisher vollständig, wie dies auch für den größten Teil des benachbarten Kgr. Sachsen und die nördlich rechtssaalischen anstoßenden Gebiete gilt. Offenbar weil damals die mittelelbische Bevölkerung teils nach Westen abgewandert war (Swebenzug), zum guten Teil aber auch dem zunächst gegen das keltische Böhmen gerichteten Zuge der Kimbern sich angeschlossen hatte. (Vgl. Wilke, Deutsche Geschichtsblätter, Bd. VII, H. 11/12.)

Die Römische Kaiserzeit ist außer durch einige Münz- und andere Funde durch einen schönen Grabfund des 1. Jahrh. von Bornitz bei Zeitz vertreten, der außer Teilen vom Schildbuckel, Stuhlsporen, Schildbeschlagresten, einem zusammengebogenen Schwert westgermanischer Form, Trinkhornbeschlägen usf. einen typischen Bronzeeimer enthielt. Aus der Völkerwanderungszeit fehlen bisher Funde. Dagegen findet sich die slawische Zeit recht reichlich belegt, und zwar nicht nur durch Wall- und Siedelungsfunde, sondern auch durch mehrere Gruppen von Skelettgräbern mit den charakteristischen Schläfenringen, Perlen usw. (Dobraschütz; Rauschwitz; Röbschütz; Engerda, Geunitz, Kahla, Naschhausen). Im Irrtum befindet sich Verf., wenn er sagt (S. 37), slawische Brandgräber seine „in ganz Deutschland noch nirgends aufgefunden worden". (Vgl. hierzu den von mir in der Zeitschr. f. Ethn. 1902 veröffentlichten Fund von Lößnig bei Strehla und die weiteren dort angeführten Funde. Ferner Beltz, Die vorgesch. Altertümer von Mecklenburg-Schwerin, S. 375; Lissauer, Vorgesch. Denkmäler der Prov. Westpreußen, S. 175, und die in jeder Hinsicht empfehlenswerte „Vorgesch. von Westpreußen" von Wolfgang La Baume, S. 95.)

Beide Schriften sind klar und auch für den Laien leicht verständlich geschrieben. Für den Fachmann aber bilden sie wegen der sorgfältigen knappen Beschreibung der Funde,

[1]) Ich habe ihn leider noch nicht gesehen.

Digitized by Google

der beigefügten zahlreichen vorzüglichen Abbildungen, der übersichtlichen Stoffanordnung und der wohlerwogenen zeitlichen Eingliederung der Funde eine willkommene und wertvolle Quelle für weitere Forschungen. Die Wissenschaft hat daher allen Grund, dem Verf. für seine mustergültigen Veröffentlichungen aufrichtig zu danken. **Georg Wilke.**

Dosformiga spännen från vikingatiden. Akademisk avhandling av Hanna Rydh. Stockholm 1919, Ivar Haeggströms boktryckeri A. B.

Während die nordische Tierornamentik der Völkerwanderungszeit durch die Arbeit von Salin ihre endgültige Bearbeitung gefunden hat, herrscht in bezug auf die spätere Tierornamentik, die der nordischen Wikingerzeit, bis jetzt eine ziemliche Unklarheit betreffs der Einzelheiten ihrer typologischen und chronologischen Entwicklung.

Die einzige Behandlung des ganzen Themas hat Sophus Müller in seiner Arbeit „Dyrornamentiken i Norden" (Aarböger 1880) gebracht. In Zusammenhang mit einer Gesamtdarstellung der ganzen nordischen Tierornamentik behandelt er hier auch die späteren Stilarten derselben, die sog. irischen und karolingischen Stile, die das 9. bis 11. Jahrhundert beherrschen. (Eine kürzere Darstellung findet sich auch in „Nordische Altertumskunde II", S. 269ff.) Sophus Müller geht jedoch nicht näher auf die typologischen Einzelheiten ein, sondern beschränkt sich hauptsächlich darauf, die Voraussetzungen und Wurzeln des Stilmotives sowie seine Herkunft festzustellen. Mit der letzteren Frage haben auch spätere Forscher sich beschäftigt, z. B. Hj. Appelgren-Kivalo „Om den karolingiska stilens ursprung" in der Montelius-Festschrift von 1913, S. 359—374. Sophus Müller sieht den Ursprung dieser Stilrichtung in den kämpfenden Löwenfiguren römischer Ornamentsmotive Westeuropas; Appelgren-Kivalo sucht sein Heimatland in südlichem und östlichem Rußland. Auf welcher Seite die Richtigkeit liegt, ist noch nicht entschieden. An Sophus Müller schließt sich zum Teil Schetelig an, der diese Frage in dem Aufsatz „Drottning Aasas Kunstnere" (Kunst og Kultur 1918, H. 2, S. 108) berührt; aber er hebt hervor, daß, wenn auch die nordischen Künstler ihre erste Anregung von der westeuropäischen, auf klassischem Erbe ruhenden Kunstwelt empfangen, sie doch ihren Stil in rein nordischem Geist entwickelt haben.

In der hier vorliegenden Arbeit wird keine Stellung zu den erwähnten Fragen genommen. Das bisherige Material genügt noch kaum, um eine endgültige Antwort zu geben. Man muß abwarten, bis weitere Funde, besonders der reiche Osebergfund, veröffentlicht werden. Wahrscheinlich ist es eben die Holzschnitzerkunst, auf welche die nordische Metallkunst der Wikingerzeit zum großen Teil zurückgeht.

Die Verfasserin, Dr. Hanna Rydh, hat zur Behandlung eine besondere Schmuckform herausgegriffen, die dosenförmigen Spangen. An der Hand der Formentwicklung dieser wird auch die Entwicklung der Ornamentik und besonders die des karolingischen Stiles verfolgt, soweit dieser auf den Spangen vorkommt. Nach dem Vorwort ist diese Abhandlung als ein Glied der Untersuchungen der gesamten Ornamentik der nordischen Wikingerzeit zu betrachten, die die Verfasserin durchzuführen beabsichtigt.

Die dosenförmigen Spangen bilden einen Sondertypus, der auf die Insel Gotland beschränkt ist; auf dem schwedischen Festlande fehlt er vollständig. Sie gehen zurück auf kleine, runde Spangen, die von der Zeit um 600 ab oder vielleicht etwas früher eine lange Entwicklung durchmachen bis zum Ende des 8. Jahrh., wo die Dosenform fertiggebildet vorliegt. Bei diesem Zeitpunkt fängt die Untersuchung an.

Die Entwicklung vollzieht sich in drei großen Hauptreihen, die in den drei Hauptabschnitten der Arbeit behandelt werden. An diese schließen sich dann kleinere Abschnitte an, welche die absolute Chronologie, die Verwendung und die Verbreitung der Spangen behandeln. Als Abschluß wird auf die Beziehungen zu anderen vorgeschichtlichen Formen eingegangen.

Digitized by Google

Die erste, die Hauptreihe, geht unmittelbar auf die Spangen des 8. Jahrhunderts zurück, während die beiden anderen erst dann abzweigen, und zwar gleichzeitig, als jene typologisch wie zeitlich schon eine beträchtliche Entwicklung zurückgelegt hat. Die Ursprungsform ist ziemlich klein und niedrig, jedoch so hoch, daß auch die Kante Raum für Verzierung hat (siehe Salin, Tierornamentik S. 287, Abb. 627). Die Verzierung gehört noch dem Stil III der Völkerwanderungszeit an. Aber allmählich lösen sich die Tierschlingen dieses Stiles auf und die Verzierungsflächen werden von dem sog. karolingischen Tiere erobert. Diese Anfangsstufe gehört der Zeit um 800 an. Im Laufe der Entwicklung kommen solche Prachtformen wie z. B. die Spange bei Montelius, Kulturgeschichte Schwedens S. 305, Abb. 501 zustande.

Die ganze Kunstfertigkeit der Wikingerzeit mit ihrer oft protzigen und wenig geschmackvollen Überladung und Vorliebe für das Prunkhafte auf Kosten eines in mäßigen Grenzen gehaltenen reinen Stilgefühls spiegelt sich auf diesen Spangen wieder. Die Kunsterzeugnisse dieser Periode stehen in schroffem Gegensatz zu dem Geschmack der Völkerwanderungszeit, der trotz Auflösung und Entartung der einzelnen Ornamentmotive immer ein gewisses Gefühl für das Ornamentale beizubehalten verstand.

Durch die musterhafte Untersuchung der Verfasserin wird das Durcheinander von Tierfiguren und aufgelösten Ornamentmotiven, das die späteren Entwicklungsstadien der dosenförmigen Spangen kennzeichnet, geklärt, und das anfangs scheinbar Sinnlose bekommt seinen Sinn wieder.

In einem besonderen Abschnitt wird die absolute Chronologie behandelt. Im ganzen umfassen diese Spangen einen Zeitraum von etwas mehr als drei Jahrhunderten, vom Anfang der Wikingerzeit um 800 bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts. Innerhalb dieser Periode können kleinere Zeitabschnitte abgetrennt werden, so daß man für jeden einzelnen Spangentypus ziemlich genau den Zeitpunkt seiner Entstehung bestimmen kann.

Durch einige, hauptsächlich von der Verfasserin selbst ausgeführte Ausgrabungen ist die Verwendung auch festgestellt worden. Sie sind Frauenschmuck und wurden auf der Brust, etwa in der Halsgegend, getragen, entweder allein oder zusammen mit zwei tierkopfförmigen Spangen, die dann an jeder Seite der Brust ihren Platz hatten.

Der Wert des Buches wird durch zahlreiche, gute Abbildungen erhöht, die das Verständnis für den Entwicklungsgang der Ornamente erleichtern.

Es ist zu wünschen, daß es der Verfasserin vergönnt sein möge, der übrigen Wikingerzeitornamentik eine gleiche Untersuchung widmen zu können.

Halle a. S. Nils Nilsson.

Theodor Lindner, Weltgeschichte in zehn Bänden. Stuttgart und Berlin 1920, Cotta. 10 Bände. 8°.

Diese zehnbändige Weltgeschichte war ursprünglich nur als eine neunbändige „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" bis zu den Kriegserklärungen 1914 geplant. Die Geschichte des römischen Imperiums bis zur Völkerwanderung bildete das einleitende Buch hierzu. Erst spät hat sich Theodor Lindner entschlossen, dieser Einleitung seines Werkes noch eine weitere Ausdehnung nach vorn zu geben und seiner neunbändigen Weltgeschichte noch einen zehnten Band: Altertum, voraufzuschicken. Leider war es dem Verfasser nicht mehr vergönnt, die dadurch etwas in Unordnung geratene Harmonie seines Werkes wiederherzustellen. Theodor Lindner hat das Erscheinen des Bandes Altertum nicht mehr erlebt und der Band wird uns als posthumes Werk vorgelegt. Nicht gerade zufriedenstellend. Denn der Herausgeber hat es für nötig gehalten, die nach seiner Ansicht nicht ausreichenden Literaturangaben Lindners zu unterdrücken. Man muß das tadeln. Denn gerade bei dem großen Gewicht, das Lindner von vornherein auf die Literaturangaben als Wegweiser

Digitized by Google

für die, die vom Allgemeinen ins Besondere zu gehen wünschen, gelegt hat, muß solch Vorgehen doppelt als empfindlicher Mangel, um nicht zu sagen als Pietätlosigkeit gegen den Verfasser, erscheinen. Der Prähistoriker wird das am allermeisten empfinden, da sich gerade auf seinem Gebiete die Anschauungen noch am meisten zu klären haben, die einzelnen Ansichten vielfach noch am schroffsten gegenüberstehen. Da wäre ein Fingerzeig, auf wessen Forschungen sich Lindner in erster Linie stützt, besonders am Platze gewesen.

Wie sie nunmehr vorliegt, muß Theodor Lindners Weltgeschichte in zehn Bänden als der erste Versuch bezeichnet werden, eine Gesamtgeschichte der Menschheit von den ersten Spuren des Menschen überhaupt bis zur Gegenwart in chronologischer Folge zu geben. Inwieweit das dem genialen Hallischen Ordinarius im ganzen gelungen ist, das zu beurteilen ist hier nicht unsere Sache. Den Prähistoriker als solchen interessiert nur der erste Band des Werkes. Er ist in vier Bücher geteilt: Die Frühzeit, Asien und Ägypten, Die Griechen, Rom, die im ganzen in 30 Abschnitte gegliedert sind. Für uns kommt hauptsächlich das erste Buch, die Frühzeit, ein kurzer Abschnitt von knapp 39 Seiten, aber überaus inhaltreich, in Betracht. „Die übliche Bezeichnung Prähistorie", sagt Lindner (S. 4), „ist nicht ganz zutreffend, denn über wirkliche Geschichte handelt auch sie; besser ist sie Frühzeit zu nennen. Ihr Forschungsgebiet ist der Erdboden." Lindner handelt dann von der Entstehung des Menschen überhaupt. Keiner der jetzt vorhandenen menschenähnlichen Affen ist sein Ahnherr. (Das betrifft natürlich auch den von Charles Sealsfield in seinem Buch: Süden und Norden, besonders im zweiten Bande S. 55ff., so außerordentlich eindringlich geschilderten geschwänzten Menschenaffen Amerikas, der nach seinen Angaben noch vor hundert Jahren in Oaxaka, Yukatan und Guatemala anzutreffen war.) Entscheidend ist der Übergang zum aufrechten Gang, der nicht bloß eine körperliche, sondern auch eine geistige Umgestaltung zur Folge hatte. Große Zeiträume vergingen. „Streitig bleibt, in welchem Umfange die Menschwerdung erfolgte. Doch muß sich anfänglich mindestens eine größere Gruppe emporgearbeitet haben. Schon den ersten Menschen scheint der Wandertrieb innegewohnt zu haben. Die Weiterentwicklung kann nur in Gemeinschaften erfolgt sein; der Mensch war zum Gesellschaftstier geboren." Alter und Urheimat sind ganz unsicher, vielleicht war sein Ursprungsgebiet Europa; vielleicht die südliche Küste des Mittelmeers, Nordafrika oder das östlich davon liegende Asien. Im Tertiär liegt seine Vorentwicklung, ein zuverlässiger Beweis, daß er hier bereits vorhanden gewesen sei, ist nicht erbracht worden. „Erst im Quartär, während der Dauer der Eiszeit, des sogenannten Diluvium, wird der Mensch mit Sicherheit nachweisbar." Die erste Spur ist das 1856 im Neandertal gefundene Schädelbruchstück, dem sich mehrere andere Funde „in Belgien, in der Pfalz, Kroatien, Mähren und anderwärts" anreihen. Am wichtigsten sind die Funde im immer eisfrei gebliebenen Tale der Dézère, wo Otto Hauser 1908 den Homo primigenius von Moustier, einen Neandertaltypus, und später den jüngeren von Aurignac, den Stammherrn des heutigen Europäers, ausgrub. „Andere Funde, namentlich in Cro-Magnon und bei Mentone haben weitere Zeugnisse über diesen Homo recens gebracht".

Lindner läßt sich dann über die Zeitangaben aus, die „ganz unsicher" sind, kommt auf die Umgebung des Menschen, die Fauna seiner Zeit, zu sprechen, und wendet sich schließlich der Kultur dieser Zeit, die man als die diluviale oder paläolithische Zeit bezeichnet, zu. Er bespricht die Feuersteintechnik und die Industrie „mit Werkstätten", die sie im Gefolge hatte, die Malereien von Altamira und im Dézèretal. „Die Entstehungszeit mag in das zwölfte Jahrtausend fallen". Diese Kunst fand keine Fortsetzung.

„Diese paläolithischen Menschen lebten hauptsächlich von der Jagd." Ackerbau und Töpferei waren noch unbekannt, ebenso Haustiere, wohl aber gab es eine Hausindustrie, die Kleider aus Fellen und Schmuck herstellte. „Von einem Volke kann man noch nicht reden, höchstens von Gruppen, Sprachen waren jedenfalls bereits im Gange. Am wenigsten können wir uns über das geistige Leben dieser Menschen eine Vorstellung machen." Aber

Digitized by Google

„man darf sich diese Urzustände wenigstens in den späteren Perioden nicht allzu niedrig stehend denken". Hauptsächlich Europa gibt uns hier Kunde. Keine Entstehungsgebiete des Menschen sind Amerika und Australien, wohin die Menschen erst eingewandert sind.

Im zweiten Abschnitt dieses Buches bespricht Lindner die neolithische Periode und den Übergang zur Bronze- und Eisenzeit. Wir sind jetzt aus dem Diluvium, so überschreibt Lindner auch den ersten Abschnitt, in unsere Zeit, das Alluvium gelangt. Der Mensch hat Mittel- und Nordeuropa besiedelt. Es entsteht die Keramik mit ihrer gar nicht genügend zu beschreibenden Bedeutung. Die Kjökkenmöddinger im fünften Jahrtausend und die Megalithgräber, zwei Jahrtausende später, erscheinen. Man lernt Bronze herzustellen und kunstmäßig zu verarbeiten, und errichtet die Pfahlbauten; „man kennt im Alpengebiet über dreihundert Pfahlbaudörfer." Die Pfahlbauten beginnen in der rein neolithischen Zeit und hören erst mit dem Beginn der Eisenzeit auf, „so daß man ihren Bestand für die Zeit von 5000 oder 4000 bis ins 8. Jahrhundert berechnet hat. Die gefundenen Schädel weisen darauf hin, daß einer älteren Rasse eine andere folgte". Jetzt erscheinen auch die Landwirtschaft, der Körnerbau, Wohnhäuser, rund oder rechteckig, an Stelle von Zelten und Höhlen, Einbäume (Kähne), gut gefügte Schiffe aus Planken mit scharfem Kiel, Handel, Seefahrt, auch Seeraub, von denen die Anfänge des Handels aber schon in die paläolithische Zeit zu setzen sind. Diese „Kultur des Nordens" wurde allerdings weit überholt durch den Orient. Aber diese nördlichen Gegenden, wohin nie wieder eine Einwanderung erfolgte, waren der Ausgang gewaltiger Wanderungen gewesen. Jene Völker gehörten der Gruppe an, welche schließlich die alte Welt bestimmte, der der Indogermanen.

Lindner setzt also die Heimat der Indogermanen nach Nordeuropa. Von ihnen und ihren Wanderungen handelt der letzte (dritte) Abschnitt des ersten Buches. Einleitend beschäftigt sich Lindner hier mit der Rassenfrage. 3 bis 60 Rassen hat man unterschieden. Charakteristisch sind die schwarze in Afrika, die gelbe in Mittel- und Ostasien, und die weiße im ganzen Europa, in Nordafrika und Westasien. Heute sind die Sprachen das Entscheidende. Hat es eine Ursprache gegeben? Die Erkenntnis der sprachlichen Einheit der indogermanischen Völker erfolgte 1816 durch Franz Bopp. Wo lag die Urheimat der Indogermanen? „Jenes Neuland im Norden an der Ostsee und sein Umkreis sollen die erste Heimat der Indogermanen gewesen sein." Der Rätsel liegt allerdings eine Fülle vor. „Wir können daher nur sagen, daß von diesen Gegenden aus die Grundlagen der indogermanischen Sprachen ausgegangen sind." „Einen Anhalt geben die späteren germanischen Völker, die als echte Erben der Urzeit zu betrachten sind." Von hier wanderten die Indogermanen, vielleicht die Weichsel hinauf, schon früh südwärts.

„Ausgrabungen haben gelehrt, daß das Gebiet am Dniestr, Dniepr und südlich an der unteren Donau, das heutige Gouvernement Kiew, der angrenzende Chersones, ganz Podolien und der nördliche Teil Bessarabiens, von einer Bevölkerung besetzt war, deren Kultur im ganzen der damaligen auf germanischem Boden entsprach. Auch im Norden des Balkans, in Galizien, Ungarn, in der Bukowina und in Ostrumelien bis nach Thessalien ist eine entsprechende Kultur greifbar." „Alle Kennzeichen gestatten den Schluß, daß die Bevölkerung schon im dritten Jahrtausend hier wohnte." „Diese nicht geringe Kultur bricht jäh ab und ihr Gebiet verödete. Es bleibt keine andere Vermutung, als daß das Volk seine Wohnsitze verlassen hat." „Manche der Eigenarten, auch der Verzierung, finden sich bei den Griechen wieder, und so darf man auch aus anderen Gründen annehmen, daß die Vorfahren der Griechen von hier gekommen sind." — —

„Wir suchten den Weg zu erkennen, den wahrscheinlich die Indogermanen auf langwährenden Wanderungen von Südrußland aus nach dem Süden einschlugen und der einen Teil nach Indien führte, einen anderen nach Iran. Bei beiden hat sich die indogermanische Art in eigener Weise entwickelt."

Digitized by Google

„Die Vorfahren der Inder kamen aus dem östlichen Europa, begleitet von Roß und Rind. Sie waren Hirten..... Neben der Weidewirtschaft trieben sie auch einigen Ackerbau. Doch zugleich waren sie Krieger.“ — —

Ich habe es für nötig gehalten, einige Abschnitte zusammenhängend zu zitieren. Es erhellt daraus, daß Lindner auf dem Boden der von Gustaf Kossinna begründeten Siedlungsarchäologie steht. Das wird noch deutlicher, wenn man Lindners ganze Ausführungen, von denen ich nur einige willkürlich herausgegriffene besonders charakteristische Züge bringen konnte, im Zusammenhange liest. Wer Kossinnas Indogermanenkolleg gehört hat, wird hier alte Bekannte begrüßen.

Lindner hat, wie er selbst sagt, seine Weltgeschichte in erster Stelle als Entwicklungsgeschichte gedacht. Um so glücklicher war der Gedanke, sie schließlich nach vorn hin zu erweitern. Besitzen wir in ihr doch nunmehr ein Werk, das nicht nur, wie es Lindner wollte, auf einer einheitlichen Anschauung, gegründet auf einer geschlossenen Persönlichkeit von unbestechlichem Urteil (s. seine Ausführungen über die Ultramontanen 1870 und über den Ursprung des Weltkriegs!), sondern auch auf einer Fülle und Freiheit des Wissens beruht, wie sie so bald nicht wieder gefunden werden dürften. Dem Deutschen wird diese Weltgeschichte „die“ Weltgeschichte schlechtweg sein. Für den Prähistoriker aber bedeutet sie die Anerkennung seiner langen Forschertätigkeit und den Beweis, daß seine Wissenschaft aufgehört hat, von den Sachhistorikern als eine Art Kuriosität betrachtet zu werden, und diejenigen, die immer noch zögernd und bereit stehen, der prähistorischen Forschung die Anerkennung als selbständige Wissenschaft vorzuenthalten, werden ehestens daran gehen müssen, ihre Ansichten zu revidieren, wenn sie nicht eines Tages ins Hintertreffen geraten wollen. Denn so gut wie Kunstarchäologie und Kunstgeschichte ist auch sie längst eine Wissenschaft für sich geworden.

Berlin. Theodor Abeling.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

Wir haben diesmal eine Reihe Jubiläen verdienter und hervorragender Mitglieder zu erwähnen, denen unser Vorstand auf schriftlichem oder telegraphischem Wege seine herzlichsten Glückwünsche übermittelt hat:

Rittergutsbesitzer Joachim Otto von der Hagen auf Schmiedeberg bei Greiffenberg in der Uckermark, unser fleißiger Mitarbeiter durch gediegene Veröffentlichung seiner eigenen, durch streng wissenschaftliche Ausgrabungen erworbenen Sammlung, beging am 22. Dezmber 1920 seinen sechzigsten Geburtstag.

Schriftsteller Dr. Otto Schmidt-Gibichenfels, der verdiente und emsig tätige Herausgeber der „Politisch-anthropologischen Monatsschrift", dieser hervorragenden nationalen Zeitschrift, die er auf anerkennenswerte Höhe gebracht hat, feierte am 16. Januar 1921 seinen sechzigsten Geburtstag.

Geheimer Studienrat Professor Dr. Emil Walter, der unermüdliche Erforscher pommerscher Vorgeschichte, beging am 18. Januar 1921 seinen siebzigsten Geburtstag und ist zu Ostern in den Ruhestand getreten, der ihm hoffentlich gestatten wird, der heimischen Vorgeschichte nunmehr seine ganze Kraft zuzuwenden.

Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Adalbert Bezzenberger in Königsberg, Ehrenpräsident der Altertumsgesellschaft Prussia, unser stellvertretender Vorsitzender, feierte am 14. April 1921 seinen siebzigsten Geburtstag, nachdem er das dritte Mal das Rektorat der Albertina bekleidet hatte und dann in Emeritierung getreten war. „Dem berühmten Sprachforscher und tiefgründigen Kenner baltischen Volkstums in Geschichte und Vorgeschichte, ihrem hochverehrten zweiten Vorsitzenden" sendete unsere Gesellschaft besonders herzliche Glückwünsche. Unser Vorsitzender hat sein neuestes Werk: „Die Indogermanen. I. Das indogermanische Urvolk". Leipzig 1921 (Mannusbibl. Bd. 26) dem Jubilare zu seinem Ehrentage gewidmet, wie unsere Gesellschaft es mit diesem Doppelhefte nachträglich tut. Hoffentlich sind wir beim nächsten Hefte in der Lage, Ausführlicheres über Adalbert Bezzenberger zu bringen.

Ernst Snethlage, Sekretär am Statistischen Reichsamt, der hochverdiente Schatzmeister und Schriftführer unserer Hauptgesellschaft wie der Berliner Zweiggesellschaft, feierte am 23. April 1921 seinen sechzigsten Geburtstag. Die Berliner Zweiggesellschaft hatte es sich nicht nehmen lassen, diesen Tag durch ein abendliches Essen festlich zu gestalten. Unser Vorsitzender feierte hierbei den Jubilar mit etwa folgender Ansprache:

„Wissenschaften, die alt und grau geworden sind, wie die griechische und römische Philologie, oder die wenigstens im vollen Mannesalter stehen, wie etwa die germanische Philologie, haben meist keine eigenen größeren Gesellschaften, die ihrem besonderen Betriebe gewidmet sind. Sie haben ihre alten und neuen Zeitschriften und darin spiegelt sich ihr sachliches Leben ab; das Persönliche derjenigen Männer, die den Fortschritt dieses Lebens bewirken oder leiten, tritt hingegen kaum hervor. Anders bei jungen Wissenschaften wie die

Digitized by Google

unsrige, die einerseits sowohl bei ihrer sachlichen wie bei ihrer persönlichen Organisation noch in den Kinderschuhen stecken, andererseits über unermeßliche Felder noch unbeackerten Neulandes verfügen, die nach Arbeitern förmlich lechzen. Wegen der mangelnden Organisation kommen in der Hauptsache nur freiwillige, wenn auch nicht ungeschulte Arbeiter in Betracht. Um so wichtiger ist dabei die Persönlichkeit der Führenden für solche freiwillige Arbeiter. Das persönliche Verhältnis der Mitarbeiter, ihr Zusammenhalt ist daher bei solchen noch unfertigen Wissenschaften wie die unserige von allergrößter Bedeutung, von ungeheuer viel größerer Bedeutung als bei den altgesättigten Wissenschaften. Bei der heimischen Archäologie wird aber für alle Zeiten das Persönliche eine größere Rolle spielen, weil ihr Fortschritt, insofern als er mit der Vermehrung des Stoffes verbunden ist, nie ohne die Mitwirkung breiterer Schichten unseres Volkes möglich sein wird.

Soviel zur Erklärung des Umstandes, daß das Persönliche in unserer Gesellschaft und in unserem „Mannus" eine größere Rolle spielt, sehr mit Recht spielt, als in den Zeitschriften anderer Gesellschaften. Es spiegelt sich darin ein gut Stück Geschichte unserer Wissenschaft ab und ein künftiger Geschichtschreiber unserer Wissenschaft wird an dieser Fundgrube nicht vorübergehen dürfen.

Das ist der Grund, weshalb ich auch immer darauf bedacht gewesen bin, das Lebensalter der älteren führenden Persönlichkeiten in unserer Gesellschaft festzustellen, damit ihnen nicht etwa erst nach ihrem Tode, wo das oft sehr schwer zu machen ist, sondern schon bei Lebzeiten, bei Eintritt ihres 60. oder 70. Lebensjahres, eine Art Denkmal gesetzt werde. An dem Bau dieses Denkmals können die Jubilare dann als beste Kenner ihres Lebens und ihrer Leistungen noch selbst mitbauen.

Wir haben unter diesen älteren führenden Leuten unserer Gesellschaft solche, die sich durch wissenschaftlich-literarische Leistungen oder durch Museumsorganisation oder durch reiche Stoffzuführung mittels Ausgrabungen hervortun, endlich solche, die ihre Mühe, Arbeit und Zeit der Verwaltung unserer Gesellschaft widmen. Zu den letzteren gehört in erster Linie das verehrte Mitglied, dessen Jubiläum als Sechzigjähriger wir heute feiern, unser Schatzmeister und erster Schriftführer, der mit mir, wie Geheimrat Bezzenberger einmal schrieb, den Geschäfteführenden Ausschuß des Vorstandes bildet. Herr Snethlage kann heute zugleich den Tag feiern, an dem er 10 Jahre Schatzmeister unserer Gesellschaft ist, und im nächsten Jahre wird es ein Jahrzehnt, daß er zugleich ihr erster Schriftführer ist. Ja nicht genug damit: ebenso lange ist er auch Schriftführer des Groß-Berliner Zweiges unserer Gesellschaft. Sie sehen, daß unser Jubilar in beispielloser Selbstlosigkeit seine volle freie Zeit — und er hat keinen leichten Beruf am Statistischen Reichsamt, ein Beruf, der jedesfalls die besten Stunden täglicher Arbeitszeit und Arbeitskraft in Anspruch nimmt — ich sage, daß er seine volle freie Zeit unserer Gesellschaft opfert. Wer es weiß, was das bedeutet (ich weiß es nur zu gut, da ich in derselben Lage bin, wie unser Jubilar) wird nicht Worte genug des Dankes finden für dieses Tun. Das bringt nur jemand fertig, der erfüllt ist vom Scheitel bis zur Sohle mit idealer Gesinnung. In dieser idealen Gesinnung, wie auch in allem anderen Denken, Empfinden und Handeln kenne ich unseren Snethlage als Urbild eines Deutschen; wenn er auch vom äußerlich anthropologischen Standpunkte aus manchem vielleicht nicht als blonder, blauäugiger, langschädeliger, hochgewachsener urgermanischer Musterknabe erscheinen mag. Aber das Geistige, das Seelische gehört mindestens ebenso zum Wesen der Rasse wie das Körperliche; die selbstlose Hingabe an das Ideal und die nie wankende Treue in dieser Hingabe, in diesem Falle an die Wissenschaft unserer Vorgeschichte, das gehört zum Wesen des Germanen. Aber es spielt noch eine andere Treue hier hinein, eine persönliche: der Germane bewahrte unerschütterliche Treue dem frei gewählten Führer. Ohne mich überheben zu wollen, kann ich es aussprechen, daß Herr Snethlage mit seiner rein sachlichen Treue zu unserer Wissenschaft eine mich stets von neuem rührende Treue zu meiner Person, d. h. zu meinen persönlichen wissenschaftlichen

Digitized by Google

Überzeugungen und zu meinen geschäftlichen Entscheidungen verbindet. Nicht daß er etwa des Selbstdenkens sich dabei entschlüge. Im Gegenteil! Aber die langen Jahre unserer Bekanntschaft — Herr Snethlage hat von 1904—1908 meine Vorlesungen gehört und an meinen Übungen teilgenommen — haben ihn zu der Überzeugung geführt, daß ich auch die äußeren Dinge unserer Wissenschaft nach allen Seiten am besten übersehe. Er hat mir einmal einen langen Brief geschrieben, der mich besonders gerührt hat, worin er mir lebhaft schildert, wie er durch meinen Unterricht zu einer ganz neuen geschichtlichen Lebens- und Weltanschauung gekommen wäre, und daß dies der Grund sei, daß er mir so große Dankbarkeit bewahrt und sein ideales Streben fortan in den Dienst seiner nunmehrigen Weltanschauung gestellt hat.

Herr Snethlage hat ja einen bewegten, anfangs nicht glücklichen Lebenslauf hinter sich: erst Student, wurde er so schwer nervös leidend, daß er das Studium aufgeben mußte. Dann als Landwirt traf ihn durch Ungunst der Verhältnisse unverschuldetes Unglück: er mußte sein Gut und die ganze Landwirtschaft daran geben, war aber nunmehr wenigstens körperlich gesundet. So wandte er sich in schon späten Jahren der Beamtenlaufbahn zu. Aber sein Hochstreben hatte inzwischen nicht gelitten: neben den schweren Arbeiten, um das höhere Examen für seinen neuen Beruf abzulegen, warf er sich rein aus Durst nach höherer Beschäftigung, als sie sein Amt ihm bot, dem Studium der Geschichte und bald auch der Vorgeschichte in die Arme. Das Wintersemester 1904/05 führte mir in den Übungen unter anderen Schülern die drei Namen zu: Erich Blume, meinen unvergeßlichen 1. Amanuensis, Hans Hahne und Ernst Snethlage. Herr Snethlage studierte bei mir volle vier Jahre bis Herbst 1908 und im Januar 1909 half er dann unsere Gesellschaft mitbegründen und bald mitleiten.

Damit will ich meine Ansprache schließen und nur noch einmal den wärmsten Dank unserer ganzen Gesellschaft wiederholen und der Hoffnung Ausdruck geben, Herr Snethlage möge noch recht lange leben, um noch mindestens ein Jahrzehnt unserer Gesellschaft in derselben Weise zu dienen wie bisher. Was sollten wir ohne ihn anfangen? Sein Verlust wäre eine Katastrophe für unsere Gesellschaft, da Herr Snethlage leider gar keine Schule gemacht hat und keinen ebenbürtigen Nachfolger finden könnte. Die Gesellschaft hat es sich nicht nehmen lassen, dem Jubilar als äußerlichen Dank eine kleine Ehrengabe zu widmen, auf einstimmigen Beschluß des Vorstandes. Sie ist den traurigen Zeitläuften entsprechend, unter denen ja auch die Gesellschaft schwer leidet, nur bescheiden. Aber auf die Höhe des Wertes kommt es nicht so an, als auf die Gesinnung, in der die Gabe geboten wird: sie soll nur ein Sinnbild unseres Dankes und unserer Verehrung für den Jubilar sein."

Unser finnländisches Mitglied Herr Dr. A. M. Tallgren vom Nationalmuseum in Helsingfors, der hervorragende Kenner der russischen Vorgeschichte und besonders fruchtbare Schriftsteller auf diesem Gebiete (eine größere Anzahl seiner einschlägigen Schriften sind in meinem neuen Buche über „Die Indogermanen" besprochen worden) ist zum ordentlichen Professor der Vorgeschichte an der neugeschaffenen estnischen Universität Dorpat berufen worden.

Digitized by Google

Todesfälle.

Als verstorben haben wir zu melden unsere kernigen niedersächsischen Mitglieder: Fabrikbesitzer Carl H. Meyer und Präzeptor Römstedt, beide zu Bergen bei Celle, Prov. Hannover.

Ludwig Pfeiffer †.

Im Mai 1921 verschied im 79. Lebensjahre unser Mitglied der Geheime Medizinalrat Dr. med. Ludwig Pfeiffer in Weimar, ehemaliger Leibarzt des Großherzogs Karl Alexander und seiner Gemahlin Sophie. Pfeiffer stammte aus Eisenach und praktizierte in Weimar seit 1866. In der Ärztewelt ist der Verstorbene als Mitbegründer des „Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen" bekannt. Seine Lieblingsbeschäftigung war die vorgeschichtliche Forschung und hierin wiederum besonders die primitive Technik. Vielfach hat er mit literarischen Arbeiten auf diesem Gebiet das Korrespondenzblatt der Allg. ärztl. Ver. v. Thür. bedacht, so 1900 (Medizinisch interessante Funde aus dem merowingischen Gräberfeld in Weimar), 1901 (ein neuer medizinischer interessanter Fund aus Gräbern [Hocker mit Trepanationsnarbe], 1909 (Die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Knochen aus der Diluvialzeit Thüringens), 1910 (Das Zerlegen der Jagdtiere der Steinzeit) usw. Größere Werke sind: Die steinzeitliche Technik. Jena 1912; Die steinzeitliche Muscheltechnik. Jena 1914; Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen. Jena 1920. Sein Hauptverdienst liegt in dem, was er für das städtische Museum in Weimar getan hat, insonderheit für die reiche Sammlung zur vorgeschichtlichen Technik, durch die es so außerordentlich lehrreich wirkt. G. K.

Felix Peiser †.

Durch den kürzlich erfolgten Tod unseres Mitgliedes Professor Peisers in Königsberg i. P. hat die Altertumsgesellschaft Prussia ihren Vorsitzenden und zugleich einen ihrer erfolgreichsten Mitarbeiter verloren.

Was Peiser in beiden Eigenschaften war, ist bei der Trauerfeier im Königsberger Krematorium von berufenster Stelle aus in großen Zügen gewürdigt worden. Im folgenden soll etwas eingehender jener Tätigkeit gedacht werden, die Professor Peiser als ostpreußischer Vorgeschichtsforscher entfaltet hat. Daß Peiser, der eigentlich Orientalist war, sich der ostpreußischen Vorgeschichte überhaupt widmete, verdanken wir wohl in erster Linie Geheimrat Bezzenberger, der, wie vor ihm Tischler, zur Aufhellung der älteren Perioden unserer Vorgeschichte und der darin wahrnehmbaren Beziehungen zu den alten Kulturländern des Mittelmeeres seinen Blick oft auf den vorderen Orient gerichtet hat. Wenn Peiser nun auch nicht oft Gelegenheit gehabt hat, seine orientalistischen Kenntnisse unserer Vorgeschichte dienstbar zu machen, so hat ihn doch auch dieses Forschungsgebiet so angezogen, daß er ihm einen großen Teil seiner kostbaren Zeit geopfert hat und auch seinerseits sowohl mit der Feder wie auch dem Spaten lange Jahre hindurch rastlos dafür tätig gewesen ist.

Schon im Jahre 1896 ist Peiser Mitglied der Prussia geworden und 1902 trat er auch in den Vorstand ein, wo er zunächst Schriftführer und später stellvertretender Vorsitzender wurde, bis er 1916 an Stelle Geheimrat Bezzenbergers selber zum Vorsitz und damit zur Leitung des Prussiamuseums berufen wurde.

Als Leiter des Prussiamuseums hat Peiser sich besonders bemüht, dessen reiche Bestände trotz des immer steigenden Raummangels sowohl für den Fachmann wie für den Besucher noch übersichtlicher zu gestalten. Die Gegenstände aus neuerer Zeit wurden in

Digitized by Google

die unteren Räume verlegt, für die ethnographische Abteilung eine Baracke angebaut. Die oberen Säle des Museums wurden ganz und gar der vorgeschichtlichen Abteilung zugewiesen, die den wertvollsten Teil des Museums bildet und ein außerordentlich reiches, weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus bekanntes Fundmaterial aus allen Perioden der Vorgeschichte und aus allen Teilen der Provinz enthält und in welchem sich seit 1906 auch die prähistorische Sammlung des damals aufgelösten Provinzialmuseums der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft befindet. Die Neuordnung dieser großen Abteilung des Prussiamuseums ist besonders den reichen Gräberfeldfunden zugute gekommen, die alle Besucher am meisten zu fesseln pflegen. Peiser hat sie zu 6 größeren landschaftlichen Gruppen zusammengefaßt, die er wie folgt bezeichnet hat: I. Das Neide-Soldau-Gebiet. II. Das Passargegebiet. III. Das Pregelgebiet. IV. Das Samland. V. Die masurische Seenplatte. VI. Das Memelgebiet. Wie man sieht, ist das eine rein geographische Anordnung. Sie ist besonders zweckmäßig, weil sie historischen Abgrenzungen, die vorläufig noch nicht mit genügender Schärfe herausgearbeitet werden konnten, nicht hinderlich in den Weg tritt. Sie hat außerdem den Vorzug, den Besucher aus der Provinz schnell an diejenige Stelle zu führen, die er jeweilig im Museum besonders sucht. Das Interesse der Landbevölkerung für die Vorgeschichte der engeren Heimat zu fördern und dauernd wach zu erhalten, ist aber ein Gesichtspunkt, den die Leitung eines Heimatmuseums nichts aus den Augen verlieren darf, und auch Prof. Peiser hat den Wert dieses Gesichtspunktes nie verkannt. hat er dadurch doch auch selber oft die Anregung zu neuen Grabungen empfangen, alte Beziehungen auffrischen, neue einleiten und antnüpfen können. Aber nicht allein für die sichere Aufbewahrung und gute Aufstellung der Funde hat Prof. Peiser sich nach Kräften eingesetzt, ihm hat stets auch ihre Vermehrung und wissenschaftliche Verwertung am Herzen gelegen. Durch Geheimrat Bezzenberger dazu vorbereitet, hat er viele Jahre hindurch selber den Spaten des Forschers gehandhabt und dem Museum dadurch eine Fülle des schönsten und wertvollsten Fundmaterials auch seinerseits zugeführt. Von 1904—1915 verging kaum ein Jahr, in dem er nicht eine oder mehrere größere Ausgrabungen in verschiedenen Teilen der Provinz unternommen hat. Wir werden gleich näher darauf zurückkommen. Im Jahre 1916 hatte Prof. Peiser das Unglück, sich eine Entzündung der Regenbogenhaut zuzuziehen, die ihn an weiteren Ausgrabungen verhinderte. Und in den folgenden Jahren stellten sich neue körperliche Beschwerden ein, die ihm auch sonst die Freude an seinen Arbeiten empfindlich beeinträchtigten und ihn oft sehr quälten. In diesem Jahre gedachte er Kissingen aufzusuchen, von wo er völlig geheilt zurückzukehren hoffte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Am 25. April machte in den frühen Morgenstunden ein Herzschlag seinem so unermüdlichen und arbeitsfrohen Leben ein Ende. Das geschah in der Nacht von Sonntag zu Montag. Noch am Freitag vorher hatte Peiser mit gewohnter Umsicht und Energie eine Vorstandssitzung und daran anschließend die laufende allgemeine Sitzung der Prussia geleitet, an deren Schluß er von dem bevorstehenden Antritt seiner Reise sprach und sich dazu von den Anwesenden verabschiedete. Wir haben ihn nur im Sarge wiedergesehen.

Doch wir kehren zur Betrachtung der Peiserschen Ausgrabungen zurück, von denen wir, um ihre Fülle zu zeigen, hier eine größere Anzahl derselben namhaft machen. So hat Peiser im Regierungsbezirk Königsberg beispielsweise in den Kreisen Braunsberg, Fischhausen, Friedland, Königsberg, Labiau, Mohrungen, Pr. Eylau und Rastenburg gegraben, im Regierungsbezirk Gumbinnen in den Kreisen Angerburg, Oletzko und Tilsit, im Regierungsbezirk Allenstein, den er besonders liebte, im Gebiet der masurischen Seenplatte, in den Kreisen Johannisburg, Lötzen, Neidenburg, Ortelsburg, Rössel und Sensburg. Dabei kommen die Ländereien folgender Orte in Betracht: Augusthof, Allmoyen, Alt-Keykuth, Alt-Muntowen, Alt-Kossewen, Aweyden, Abbau Cobjeiten, Abbau Rössel, Biescobnicken, Bischofsburg, Bludau, Blöcken, Bartlickshof, Babienten, Cruttinnen, Doliwen,

Digitized by Google

Dietrichswalde, Frauenburg Gonschor, Grunden, Groß-Schläfken, Grzybowen, Huntenberg, Haaszen, Jaskowskasee, Imulzen, Käbers, Kirtigehnen, Klein-Puppen, Kamien, Kelbonken, Lawken, Littfinken, Legden, Medenau, Mingfen, Meistersfelde, Mertinsdorf, Moythienen, Naunienen, Nikutowen, Onufrigowen, Perkau, Pruschinowen-Wolka, Piassutten, Ringels, Selbongen, Sußnick, Splitter, Salza, Sorgenau, Scharnigk, Siegesdicken, Scheufelsdorf, Schulstein, Trentitten, Wigrinnen, Wilmsdorf, Warengen, Walderfee, Waplitz, Wawrochen, Waldhaus Görlitz, Woplauken.

Chronologisch verteilen sich diese Ausgrabungen auf die Hügelgräber unserer jüngsten Bronze- und Latènezeit, d. h. auf die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt, auf die Gräberfelder der römischen Kaiserzeit und der daran anschließenden sog. Völkerwanderungszeit (das 1.—8. Jahrh. nach Chr.) und auf die Friedhöfe der jüngsten heidnischen Zeit, die in Ostpreußen bis tief in die Zeit des deutschen Ordens hineinreicht.

Bei allen seinen Ausgrabungen hat Peiser stets sehr sorgfältige Aufzeichnungen über die Art und Lagerung der Funde und den Inhalt der einzelnen Gräber gemacht. Eine größere Anzahl seiner Fundberichte ist bereits in den Sitzungsberichten der Prussia veröffentlicht, andere stehen noch aus, doch werden auch sie auf Grund der Tagebücher nach und nach herausgegeben werden können. Besonders wichtig und wissenschaftlich äußerst wertvoll sind die von Peiser ausgegrabenen masurischen Gräberfelder, speziell diejenigen aus den Kreisen Sensburg und Ortelsburg, die zum Teil der römischen Kaiserzeit, zum Teil der Völkerwanderungszeit angehören. Eins derselben, das Grabfeld von Moythienen, hat Peiser im Beginn seiner Tätigkeit zusammen mit Hollack ausgegraben. Der Bericht darüber ist im Jahre 1904 als Festgabe zum 60jährigen Jubiläum der Prussia im Druck erschienen. Für die Veröffentlichung zweier anderer kaiserzeitlicher Gräberfelder, aus Onufrigowen und vom Jaskowskasee, beide im Kreise Sensburg, hatte Peiser bereits je elf große photographische Tafeln anfertigen lassen, zu deren Verwertung er aber nicht mehr gekommen ist. Sie sollten mit mehreren anderen Tafeln zusammen das von ihm geplante zusammenfassende große Werk über seine masurischen Ausgrabungen erläutern, in welchem er nicht nur die dortigen Gräberfelder der römischen Kaiserzeit, sondern auch diejenigen der Völkerwanderungszeit ausführlich behandeln wollte, die für die ostpreußische Vorgeschichte von besonderer Wichtigkeit sind. Es kommen darin nämlich Formen vor, die davon zeugen, daß im 6. und 7. Jahrh. nach Chr. in Masuren und besonders in den Kreisen Sensburg und Ortelsburg Germanen ansässig gewesen sind und zwar hat man es dabei einerseits mit Goten, andererseits mit einem noch nicht näher bestimmbaren anderen germanischen Stamme zu tun. Dieses letztere überaus wichtige Fundmaterial ist inzwischen übrigens bereits von anderer Seite bearbeitet worden, von dem schwedischen Prähistoriker Dr. Åberg in seinem Buch über „Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit", das 1919 in Upsala erschien und in welchem auch die Peiserschen Funde ausführlich behandelt sind, Peiser selbst hatte sie Åberg zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt. Auch sonst hat Peiser die Forschung, wo immer es ihm möglich war, nach Kräften unterstützt und gefördert.

Peisers letzte größere Ausgrabung im Jahre 1915 zeigt ihn als Kriegsarchäologen. Er hat damals auf Anregung und mit weitestgehender Unterstützung der dafür zuständigen höchsten militärischen Dienststellen ein durch Kriegshandlungen angeschnittenes Gräberfeld der römischen Kaiserzeit in Pajki bei Prassnysch in Polen untersucht und seine Ergebnisse in einer reich ausgestatteten Sonderschrift veröffentlicht, deren Widmung Generalfeldmarschall v. Hindenburg anzunehmen geruhte.

Peisers umfangreiche Tätigkeit mit dem Spaten hat ihm, der im Hauptberuf einer anderen Wissenschaft verpflichtet war, wie er selbst an einer Stelle in seinem Buch über Pajki sagt, wenig Zeit gelassen, für die Vorgeschichte auch literarisch tätig zu sein. Seine vorerwähnten Fundberichte zeugen indessen davon, daß er sich auch in literarischer Hinsicht auf dem Gebiete der ostpreußischen Vorgeschichte und in deren Nachbarschaft gründlich um-

Digitized by Google

gesehen hat. Auch eine Reihe meist kleinerer Aufsätze legt dafür Zeugnis ab. In der Festschrift zum 70. Geburtstage Geheimrat Bezzenbergers ist Peiser ebenfalls mit einem literarischen Beitrag vertreten. Nicht unerwähnt darf bleiben, und damit knüpfen wir das Ende unserer Betrachtungen an ihren Anfang an, daß Peiser tatsächlich einmal auch als Orientalist der ostpreußischen Vorgeschichtsforschung einen wichtigen Dienst geleistet hat. Wir verdanken ihm die Bestimmung und Datierung der sogen. „Bronzefigur von Schernen", einer im Kreise Memel gefundenen vorderasiatischen Götterfigur aus dem Ende des zweiten Jahrtausends vor Christus, also aus unserer älteren Bronzezeit.

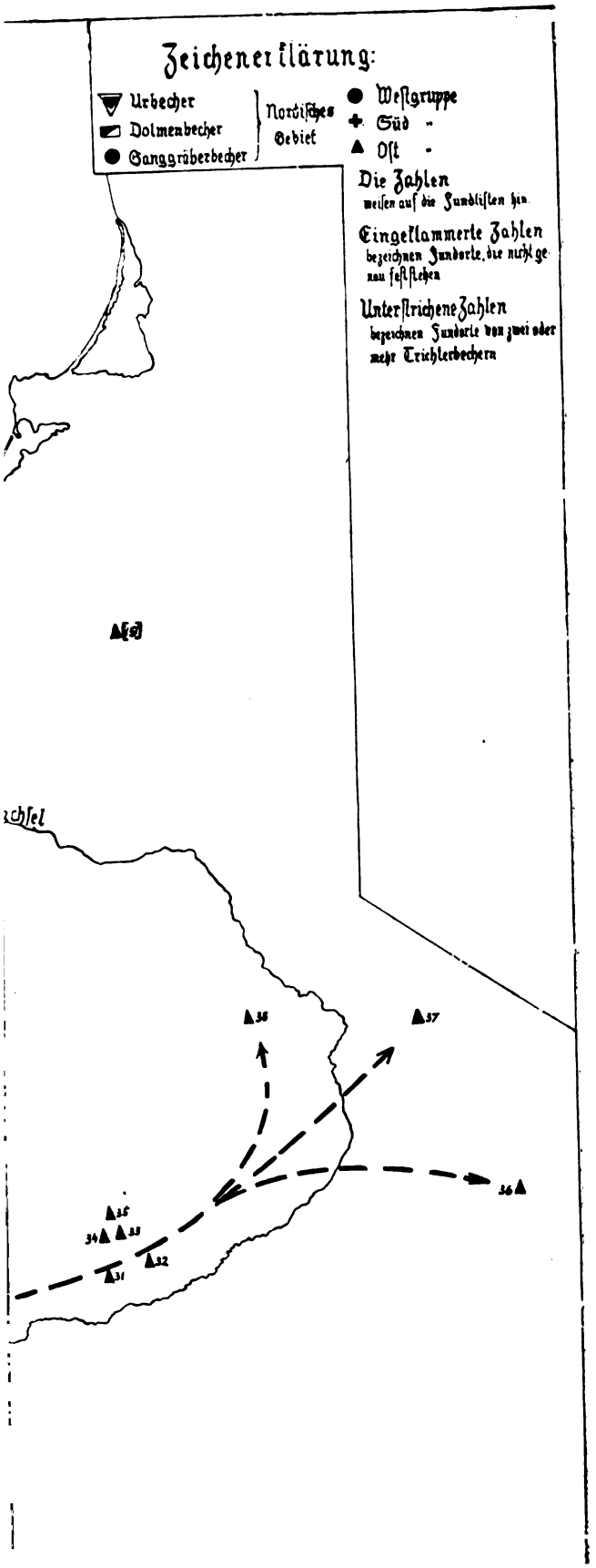
Heinrich Kemke.

Buch-Angebot.

Die Danziger Naturforschende Gesellschaft ist bereit, das Buch von **W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen,** Danzig 1920 (182 S. mit 84 Textabb. u. 18 Tafeln) (vgl. oben Bücherbesprechungen S. 127 f.) an die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zum Vorzugspreise von 6,50 Mk. abzugeben. Porto 0,60 Mk., Nachnahme 1,00 Mk. Bestellungen sind zu richten an Dr. La Baume, Danzig, Langemarkt 24.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

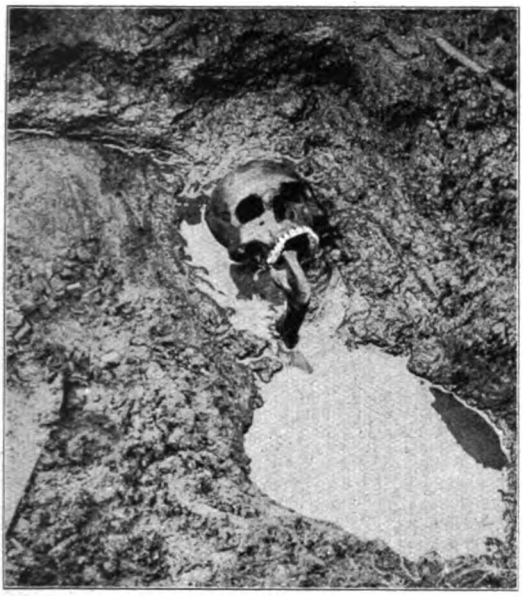


Abb. 1. Schädel vom Pfahlbau bei Alvastra. In situ. Phot. von O. Frödin.

Abb. 2. Der Schädel Abb. 1. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

Abb. 3. Der Schädel Abb. 1. Auf dem oberen Teil des Stirnbeins sieht man quergehende Einschnitte. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

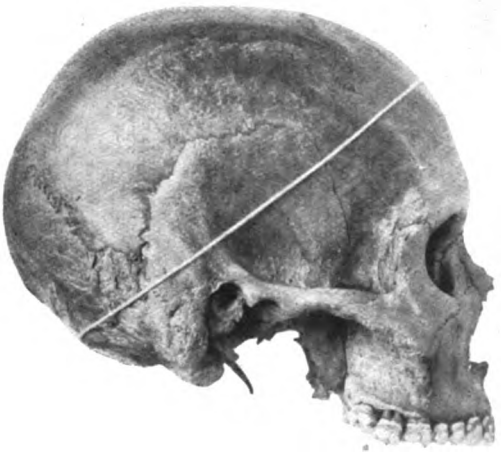


Abb. 4. Der Schädel Abb. 1 mit einer in der Richtung der Einschnitte rings um den Schädel gebundenen weißen Schnur. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

Digitized by Google

Digitized by Google

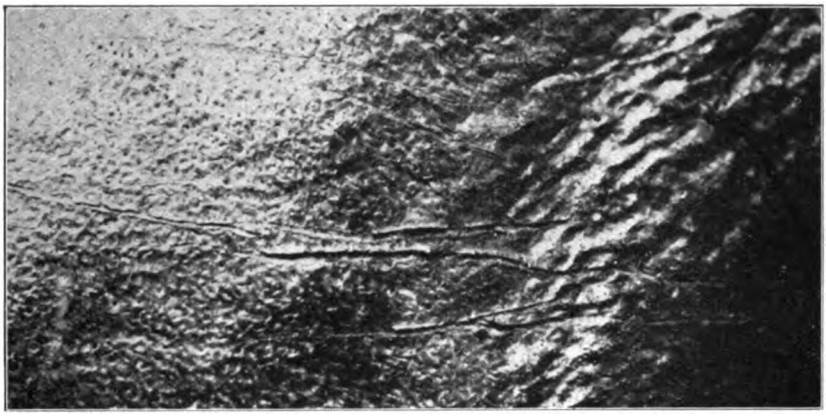


Abb. 5. Am weitesten links an der Linea temporalis sinistra.

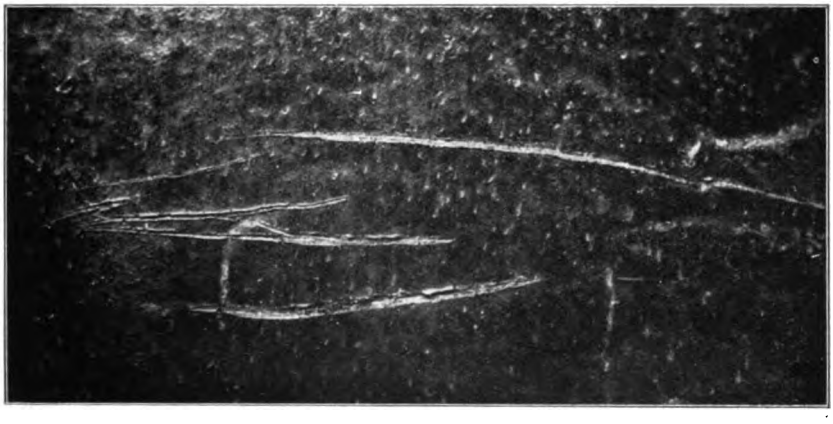


Abb. 6. Mittelteil.

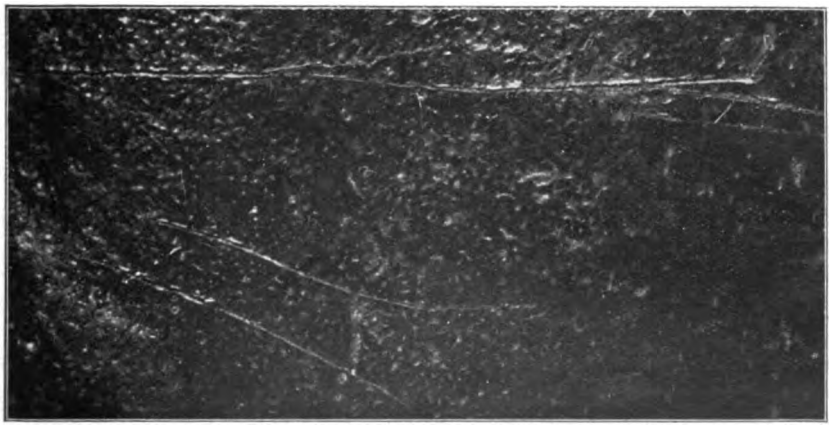


Abb. 7. Am weitesten rechts.

Abb. 5—7. Mikrophotographierte Abbildungen der Einschnitte auf dem Stirnbein. $^3/_1$. Phot. von C. M. Fürst.

Digitized by Google

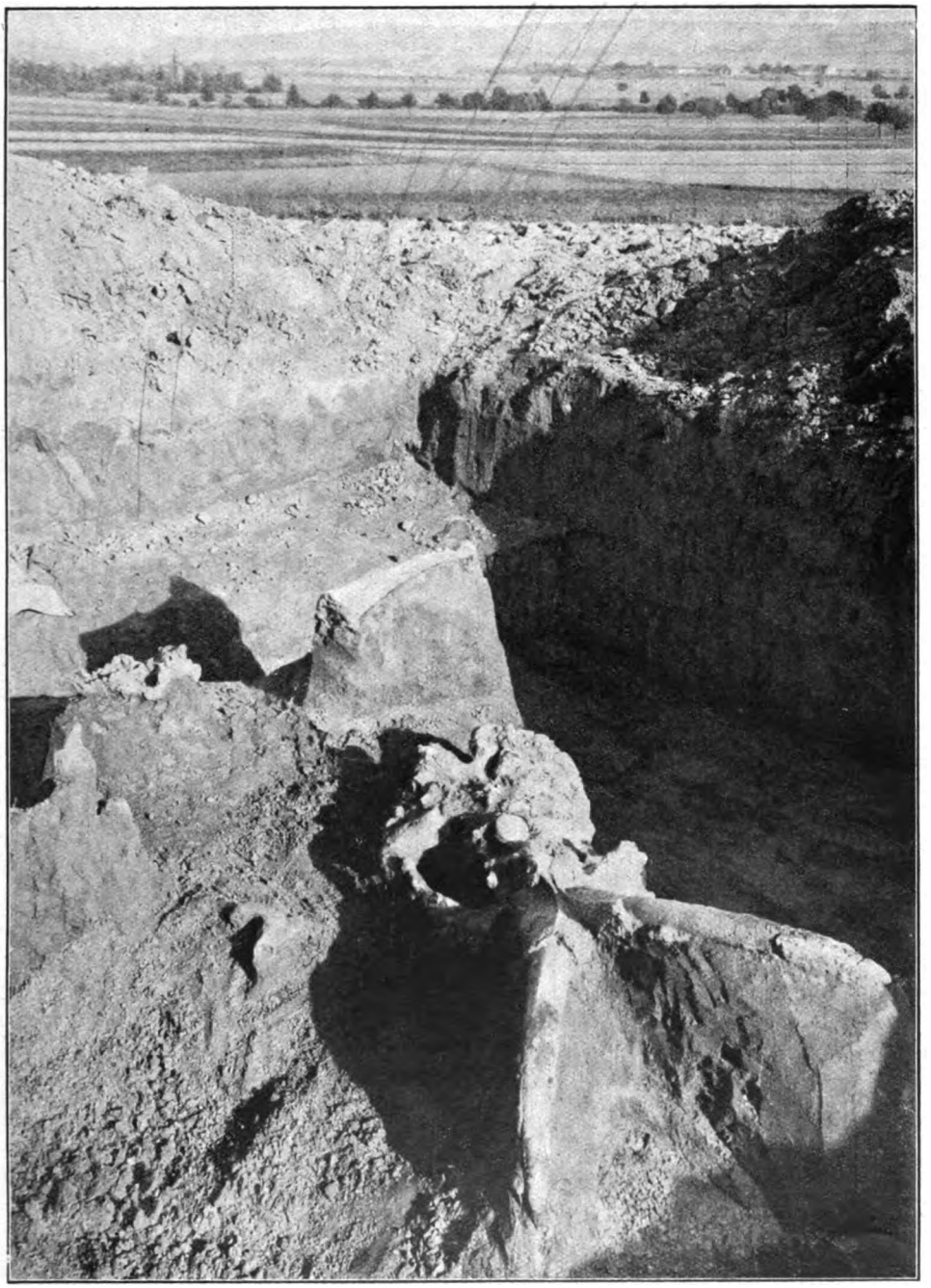
Digitized by Google

Der nördliche Teil der großen Abschlachtstelle auf Lagerplatz B.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Knochengruppe mit dem stark beschädigten Mammutschädel, Wolfsschädel usw. (Lagerplatz B).

Digitized by Google

Digitized by Google

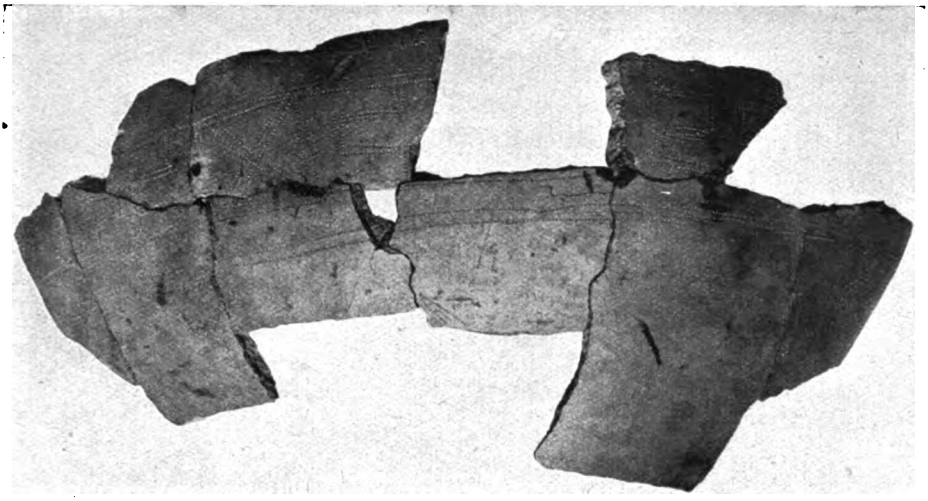


Abb. 1. Siemianice, Kr. Kempen.

Abb. 2. Prusinów, Kr. Jarotschin. 2/5.

Abb. 3. Grünchen, Kr. Lissa. 2/5.

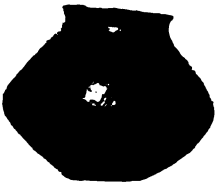


Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 8 u. 10. Prov. Posen (So. u.) Abb. 9. Nadziejewo, Kr. Schroda. Alles 2/5.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Gustaf Kossinna.

Mit Textabbildungen und 3 Karten.

II. Kragenfläschchen.

Mit 18 Textabbildungen und 1 Karte (Tafel VII).

Nordgruppe.

Eine Untersuchung der Kragenfläschchen zeigt, daß sie wie die Trichterbecher in Dänemark ihren Ursprung haben, und zwar vermutlich in Jütland, wo sie am stärksten auftreten und auch eine, wenn gleich recht kurze, Entwicklung erleben. Denn sie sind im Ursprungsland streng gebannt in die Zeit der ältesten Megalithform, der Dolmen, während ihre Genossen, die Trichterbecher, wie wir gesehen haben, einerseits in ihren Vorstufen bis in die Zeit der Muschelhaufen zurückgehen, anderseits nach Ablauf der Dolmenzeit noch in den Ganggräbern Dänemarks erscheinen. Doch finden sich die ältesten Kragenfläschchen nicht ausschließlich in den Dolmen Dänemarks und Schleswig-Holsteins, sondern wie die Trichterbecher in vereinzelten Fällen auch in jenen Erdhügelgräbern Nord- und Westjütlands, die sich durch ihren Inhalt als vollkommen gleichzeitig mit den Dolmen erweisen. Viermal erscheinen sie in diesen Erdgräbern, und zwar dreimal in Jütland: Nr. 12 Lomborg, Nr. 16 Aarlev — hier im Verein mit einem Dolmentrichterbecher, siehe oben S. 15, Nr. 5 —, Nr. 17 Sorum, und einmal auf der Insel Langeland: Nr. 22 Lohals. Daß ich die Dolmen den Urindogermanen, die jütländischen Erdhügelgräber der Dolmenzeit aber den Vorfinnen zuschreibe, habe ich kürzlich in meinem Buche „Die Indogermanen I." S. 73f. mitgeteilt.

Außerhalb der kimbrischen Halbinsel und der dänischen Inseln kommen die Kragenfläschchen in Dolmen kaum vor. Vielmehr sind es hier jüngere Megalithgräber (Ganggräber, „Hünenbetten", sogar noch Steinkisten) oder Gräber anderer Art mit oder ohne Steinschutz, die jene Tongefäßchen be-

Digitized by Google

herbergen. Und zwar treffen wir die Kragenfläſchchen überall in jenen Landſchaften, wo auch die Trichterbecher verbreitet ſind, wenn auch beide Gefäßarten oft auch nicht an denſelben Orten auftreten. Zuweilen finden ſie ſich aber in ein und demſelben Grabe vereint. Es iſt alſo von vornherein anzu-

Abb. 40. 1/3. Weibüll, Kr. Hadersleben, Schleswig.

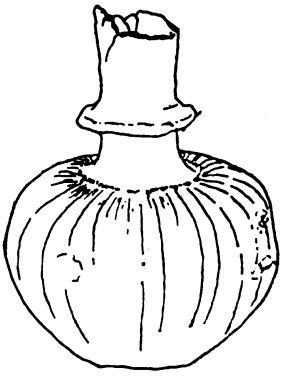


Abb. 41. 1/3. Schleswig-Holſtein. Muſ. Kiel, ohne Nr.

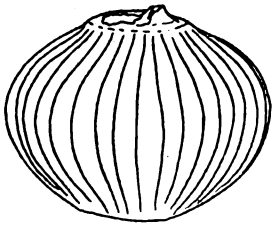


Abb. 42. 1/3. Schleswig-Holſtein. Muſ. Kiel, H. S. 1456.

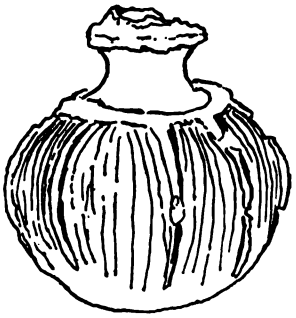


Abb. 43. 1/3. Sillehoel, Kſp. Loit, Kr. Apenrade, Schleswig. Muſ. Kiel.

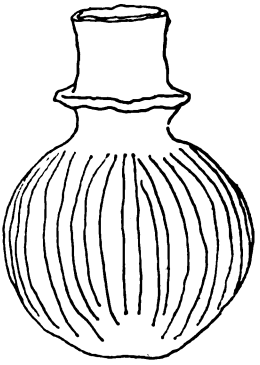


Abb. 44. 1/3. Ohlsdorf, Kſp. Eppendorf, Holſtein. Muſ. Hamburg.

Die Vorlagen für Abb. 41—44 werden dem Kieler Muſeum verdankt.

nehmen, daß beide Formen zu gleicher Zeit durch die nämlichen Völker- oder Stammesbewegungen ihre Wanderungen vollführt haben.

Dafür ſpricht auch die Typologie der Kragenfläſchchen.

In Dänemark haben ſie offenſichtlich ihre vollkommenſte, urſprünglichſte Form, während ſie in den nord- und mitteldeutſchen Gebieten ebenſo augenſcheinliche Entartungen zeigen.

Die däniſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Kragenfläſchchen beſitzen

Digitized by Google

eine Höhe, die sich zwischen 12 und 15 cm bewegt, kennen also die Zwergenhaftigkeit nicht, die vielen deutschen Kragenfläschchen eigen ist; sie besitzen ferner einen langen engen zylindrischen Hals (Abb. 40—41); in allen anderen Gegenden ist der Hals fast durchweg kurz, oft sogar sehr kurz. Im ersteren Falle ist er vielfach nach außen geschweift, besonders bei der Ost- und Südgruppe (vgl. Abb. 49, 50, 53, 57 II).

Der Bauch ist wie bei den Trichterbechern ursprünglich und gewöhnlich kugelig (Abb. 40—44). Seine Verzierung besteht aus dichtgestellten senkrechten Furchen, die teils über den ganzen Bauch sich erstrecken (Abb. 41, 42, 44), teils nur seine Oberhälfte bedecken (Nr. 15, 19, 25, 29, 30, 34, 35) und schließlich zu einzelnen Gruppen auseinandertreten (Nr. 11, 16, 17, 20a, 21, 27). An Stelle der Furchen treten öfters plastisch aufgelegte Rippen, teils in weiteren

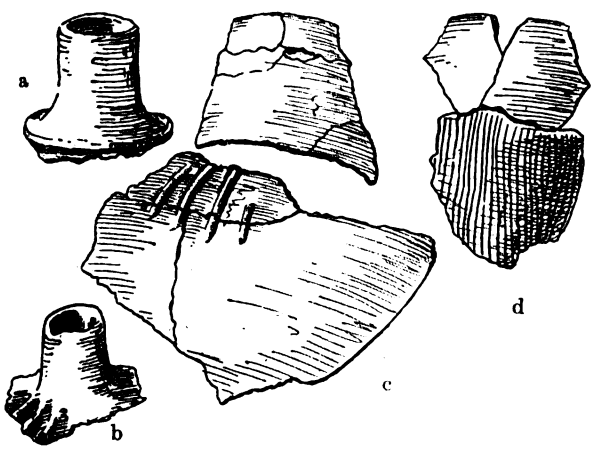


Abb. 45. 1/2. Zarrenthin, Kr. Demmin, Pommern.

Abb. 46. 1/4. Jütland.

Abständen (Nr. 1, 23), teils zu Gruppen vereinigt (Nr. 22) oder auch mit den senkrechten Furchen abwechselnd (Nr. 31, 32; Abb. 40, 43).

Der Kragen ist außerhalb Jütlands, d. h. auf den dänischen Inseln und in Schleswig-Holstein, überwiegend unverziert und zwar bei allen Arten der Bauchverzierung (Nr. 1, 19, 20a, 21, 23, 25, 29, 30, 32, 37b, 38). Verzierte Kragen sind, soweit ich aus Bild oder Beschreibung feststellen konnte, nur 7 vorhanden. Radiallinien, voll gezogen oder punktiert ausgeführt, zeigt die Kragenoberseite von Nr. 22 (Langeland), Nr. 27 (Mön), Nr. 28 (Bogö), Nr. 31 (Hadersleben, Abb. 40), Nr. 34 (Lübeck), Nr. 35 (Hamburg: bei der Abb. 44 nicht sichtbar), während Nr. 37b (Zarrenthin in Vorpommern) plastische Radialrippen zu haben scheint (Abb. 45b). In Jütland dagegen kommen unverzierte Kragen mit einer gleich zu besprechenden Ausnahme (Nr. 4) nicht vor, wobei ich allerdings bemerken muß, daß von den 9 einschlägigen Funden 3 mir nicht näher bekannt sind, da ich von ihnen nur

Digitized by Google

durch Petersens Anführungen weiß (Nr. 5, 8, 14), und daß das Stück unter Nr. 3 seinen Kragen eingebüßt hat. Die jütländischen Fundstücke unter Nr. 11, 12?, 15, 17 haben Radialverzierung der Kragenoberseite, Nr. 16 aber (Aarslev) hat statt dessen eine Zähnung des Kragenrandes. Damit kommen wir nun zu einer etwas jüngeren, immerhin noch der Dolmenzeit angehörigen Abart von Kragenfläschchen, die nicht kugelige, sondern kantig geknickte Bauchwandung aufweisen (Abb. 46). Von den 6 hier einschlägigen jütländischen Funden haben fünf (Nr. 6, 7, 9, 10, 13) denselben gezähnten Kragenrand wie Nr. 16, und nur Nr. 4 hat einen unverzierten Kragen. Außerdem ist kennzeichnend für die Abart mit geknickter Bauchwandung, daß der Oberteil des Bauches nicht mit dichtgestellten Linien oder mit einzelnen Liniengruppen, sondern mit weitgestellten gefüllten Bändern bedeckt ist, wobei wiederum Nr. 4 eine Ausnahme macht, wo unverzierter Kragen und Liniengruppen auf dem Oberbauche vereinigt sind. Außerhalb Jütlands erscheint nur noch in dem ihm benachbarten Fünen ein Stück (Nr. 18) mit Bauchknick, jedoch entbehrt es die kennzeichnende jütländische Verzierung dieser Abart, hat vielmehr statt dessen nach älterer Art dichtgestellte senkrechte Furchenlinien.

Westgruppe.

Wie schon bemerkt, kommen Kragenfläschchen außerhalb Dänemarks und Schleswig-Holsteins, also auch in Nordwestdeutschland und Nordostholland, nicht in Dolmen, sondern in Hünenbetten und Ganggräbern vor.

Ihr Hals ist hier kurz, der Kragen unansehnlich und nur selten verziert, der Bauch nur selten noch einmal vollkommen kugelig, d. h. so daß Wandung und Boden gleichmäßig gerundet ist. Meist ist der Bauch kantig geknickt, wie bei der jüngeren jütländischen Abart, und fast stets der Boden flach, letzteres zuweilen auch dann, wenn der Bauch noch kugelig ist. Im Oldenburger Museum befinden sich nur 3 Stücke mit kugeligem Bauch, dabei flachem Boden (Nr. 2, 5b, 8), dagegen 11 Stücke mit kantigem Bauch, darunter 1 mit rundem Boden (Nr. 1). Die beiden Dechtaer Stücke der Detmolder Sammlung haben ebenfalls Bauchknick und flachen Boden und sind gänzlich unverziert. Das eine derselben zeichnet sich aus durch seine besonders stark entartete Form, sowohl was Hals und Kragen, die wie miteinander verschmolzen aussehen, als was den breiten, wie plattgedrückten Bauch angeht (Abb. 47).

Von den 23 für die Beurteilung der Form genügend erhaltenen Stücken des Provinzialmuseums zu Hannover haben nur noch 4 kugeligen Bauch (Nr. 13, I, 15, 31 Seeste Nr. 3294, 3308) und 4 noch abgerundeten Bauch (Nr. 15, 17, 31 Seeste Nr. 3294, 3204).

Was die Verzierung anlangt, so ist die Kragenverzierung fast völlig verschwunden. Von den 14 Stücken des Oldenburger Museums besitzt nur eines der 7 Wildeshäuser einen auf der Oberseite mit radialen Strichen ver-

Digitized by Google

zierten Kragen, doch ohne Randzähnung, wie sie die jütländischen Stücke mit Bauchknick aufweisen, und von den 23 Stücken des Provinzialmuseums zu Hannover haben nur 2 dieselbe Radialverzierung: Börger 3391 und Thiene 3440. Ebenso haben die Dechtaer Stücke des Detmolder Museums unverzierten Kragen.

Auch die Oberbauchverzierung hat sehr merklich nachgelassen. Von den 14 im Oldenburger Museum befindlichen Stücken zeigen nur 5 noch ein solches Merkmal (Nr. 1, Nr. 4 Wildeshausen 1709, 1736, 1737, Nr. 9). Überall erscheinen dort radial angeordnete Strichgruppen, darunter an 2 Stücken je 5 kurze Tannenzweigornamente; dicht über dem Bauchknick zuweilen horizontale Umlauflinien. Auch im Hannöverschen sind Radiallinien, teilweise punktiert (Nr. 12b Börger 3391, Nr. 13 Sögel 3378, Nr. 20 Thiene 3441,

Abb. 47. 2/5. Dechta, Oldenburg. Mus. Detmold.

Abb. 48. 1/2. Lohne, Kr. Lingen, Hannover. Mus. Hildesheim.

3446, Nr. 22a Osnabrück 10835), teilweise in Winkeln (Nr. 20 Thiene 10524), teilweise in Tannenzweigmuster ausgeführt (Nr. 22 Osnabrück, Nr. 23 Seeste 3306) üblich, ebenso aber auch wagrechte Umlauflinien, teilweise aus Grübchen hergestellt (Nr. 12b Börger 3390, Nr. 20 Thiene 3436, 3440, Nr. 18a Lohne: Abb. 48). Wagrechte und senkrechte Verzierung vereinigt bieten Nr. 13 Sögel 3379, Nr. 31 Seeste 3305, 12997.

Für die Form des scharfen Bauchumbruchs muß man wohl auf die Bauchknickfläschchen Jütlands zurückgehen. Allein die Anknüpfung der Verzierung des Oberbauchs wird man am ehesten in Schleswig-Holstein suchen müssen, da ja die bandförmigen Radien der jütländischen Bauchknickgefäße in Nordwestdeutschland ganz fehlen. Auch das Fehlen der Kragenverzierung weist eher auf Schleswig-Holstein hin, als auf Jütland.

Wie bei den Trichterbechern erschließen wir also bei den Kragenfläschchen eine Einwanderung der Bevölkerung nach Nordwestdeutschland eher aus Schleswig-Holstein als aus Jütland.

Digitized by Google

Oſtgruppe.

Anders bei der Oſtgruppe. Hier fehlen zwiſchen Schleswig und der Weichſelmündung ſüdlich der Oſtſee die Verbindungsglieder vollſtändig, während der für den Oſten allein in Frage kommenden Ganggrabzeit.

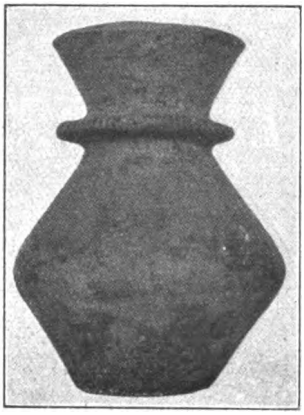


Abb. 49. 2/5. Kreis Ohlau, Schleſien.

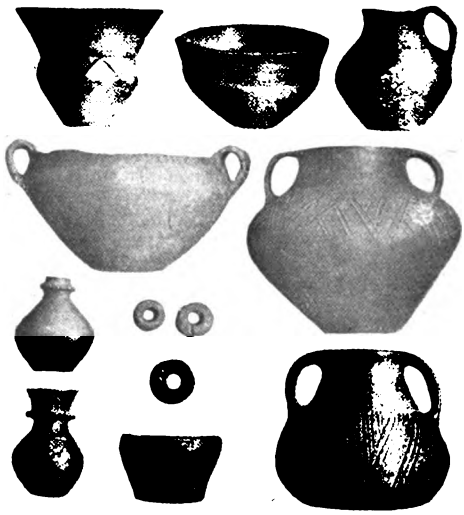


Abb. 50. 1/9. Jordansmühl, Kr. Nimptſch, Schleſien.

Noch viel weiter vom Oſten liegt Nordweſtdeutſchland ab. Die Typologie ſcheint zunächſt auch keinen Wegweiſer abzugeben. Denn die oſtdeutſchen Kragenfläſchchen ſind ſo gut wie ganz unverziert und in der Form ſind ſie in mehr als einer Beziehung entartet. Sie ſind klein, der Kragen iſt beſonders klein (eine Ausnahme macht hier nur Nr. 13 aus Miezynice bei Przemyſl) und unverziert. Doch findet ſich öfters eine Eigenheit bei Kragen, mitunter auch bei Halsmündung: ſie ſind am Rande gezähnt, ſo bei Nr. 8, 9, 15 (Ohlau, Jordansmühl,

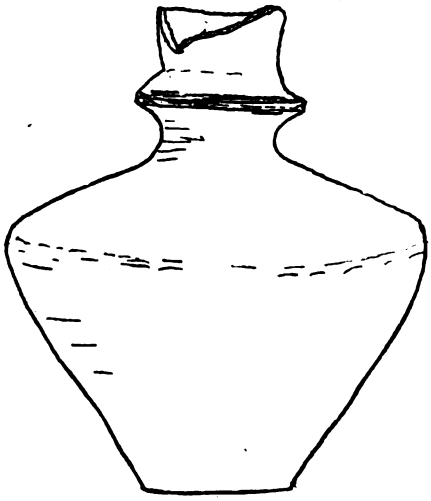


Abb. 51. 1/2. Alt-Kleppen, Kr. Sagan. Schleſien.

Abb. 52. Zaſtow bei Krakau.

Digitized by Google

Nalenczow). Und dies ist ein Zug, der die Ostgruppe unmittelbar mit der jütländischen Abart mit Bauchknick in Verbindung bringt. Sonst ist noch zu bemerken, daß der sehr kurze Hals teils steil aufragt, teils schräg ausladet und in letzterem Falle ein klein wenig höher wird: so bei den Gefäßen von Ohlau (Abb. 49), Jordansmühl (Abb. 50), Badewitz, Katharein (Nr. 8—11). Wichtig ist ein anderer Punkt, daß nämlich in Polen mehrfach eine Abart auftritt, bei der vom Kragen aus ein längerer Henkel abwärts läuft (Nr. 14, 14a, 15; Abb. 53), weil dieses Merkmal die Ostgruppe mit der von ihr, wie wir gleich sehen werden, abzuleitenden Südgruppe verbindet. Wie bei den schlesischen Trichterbechern allgemein das Bestreben besteht, den Absatz zwischen Hals und Bauch aufzuheben und die Wandung in stets gleicher Neigung

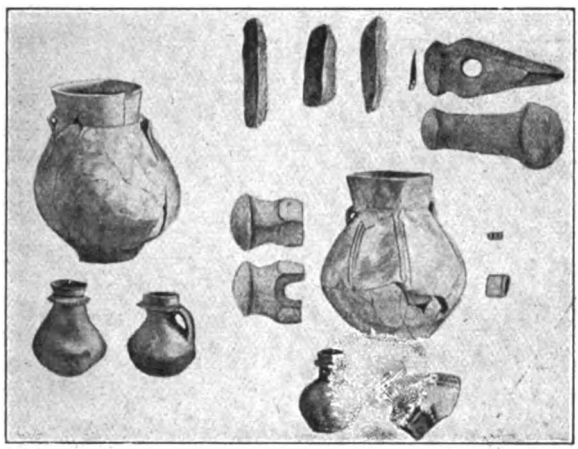


Abb. 53. Nalenczow, Gouv. Lublin.

emporzuführen, so haben wir diesen Zug einmal auch bei den schlesischen Kragenfläschchen: ein Stück von Noßwitz (Nr. 6) zeigt geradezu schlauchartigen Körper. Eine besondere Eigentümlichkeit des Kragenfläschchens von Zastow bei Krakow (Nr. 12) besteht darin, daß es auf vier Füßchen steht (Abb. 52), was sonst innerhalb der Steinzeit nur bei Schalen und Wannen vorkommt.

Südgruppe.

Die Südgruppe hat dieselben drei Typen wie die Ostgruppe: ganz kurzen steilen Hals oder ein wenig längeren schräg ausladenden Hals oder steilen Hals mit Henkel (Abb. 18, I—III). Stark abweichend ist nur die völlig erhaltene der beiden Fläschchen aus der Züscher Steinkiste (Nr. 5), deren steiler Hals recht lang ist, während der dünne unverzierte Kragen fast unmittelbar dem Bauche aufsitzt, der eine in die Breite abgeflachte Kugelform besitzt. Das andere Züscher Fläschchen, aus dem Vorraum der Steinkiste stammend,

Digitized by Google

gehört zu dem gehenkelten Typus III und einem gleichen Stücke begegnen wir in Leitmeritz (Nr. 7).

Diese Beziehung nach Osten zeigt, daß die Südgruppe nicht mit der Nordwestgruppe zusammenhängen kann. Wer aber nun noch eine Wanderung der Gefäßform aus dem Saale-Elbgebiet ins Odergebiet als möglich erwägen wollte, für den möchte das Züscher Grab durch seine Form ein meines Erachtens genügendes Hindernis bilden, dem Gedanken weiter Raum zu geben. Denn es ist eine Steinkiste mit Giebelloch, eine Grabart, die anerkanntermaßen ganz an den Schluß der Steinzeit gehört. Daß eine in Dänemark auf die Dolmenzeit beschränkte Gefäßform in Hessen zu noch so später Zeit erscheint, werden wir nur erklären können, wenn wir nachweisen oder wahrscheinlich

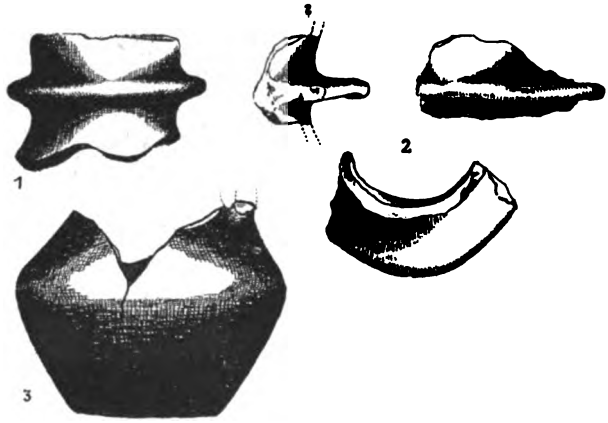


Abb. 54. Leitmeritz, Böhmen.

Abb. 55. Etwa 1/3. Lann-Blaen, Dep. Morbihan.

machen, daß die Gefäßform von Dänemark nach Hessen auf einen sehr weiten Wege gelangt ist. Das ist bei unserer Annahme der Fall, da wir die Wanderung von Dänemark nach der Weichselmündung und die Weichsel aufwärts über Posen, Schlesien, Böhmen, Thüringen nach Hessen gehen lassen [1]). Bei einer Wanderung von Dänemark sogleich nach der Saale und weiter nach Hessen wäre der große Zeitabstand des Vorkommens kaum erklärlich. Bestätigend tritt hinzu, daß die einschlägigen Gräber in Schlesien und Polen tatsächlich in die Zeit der Ganggräber gehören, also auch zeitlich einen Übergang von den Dolmen zu den Steinkisten darstellen. Wir erkennen in diesem Zusammenhange, daß die Form der Steinkisten, insonderheit derer mit Giebelloch, nach

[1]) Wie bei der Aufzählung der Trichterbecher, so konnte auch bei der Aufzählung der Kragenfläschchen die Anordnung der Landschaften innerhalb der Südgruppe meiner veränderten neuen Ansicht nicht angepaßt werden, da die Nummern der Karte nun einmal festgelegt waren.

Digitized by Google

Hessen und weiter nach Südwestfalen (Warburg) nur von Thüringen hergekommen sein kann, nicht etwa von Frankreich her, wo es in derselben Spätzeit zwar Dolmen mit Giebelloch sehr zahlreich gibt, nicht aber Steinkisten nach mitteldeutscher Art. Entartete Steingräber, von denen aus Oberhessen und Nassau berichtet worden ist, dürften vielleicht ebenfalls in diesen Zusammenhang gehören.

Das südwestlichste aller deutschen Kragenfläschchen, das von der Eyersheimer Mühle in der Rheinpfalz, hat eine Mündung, die genau derjenigen des schlauchförmigen Gefäßchens von Lann-Blaen in der Bretagne (Abb. 55)

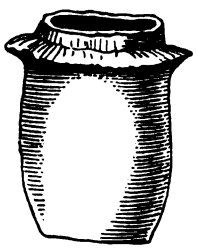


Abb. 56. Kérandrèze, Dep. Finistère.

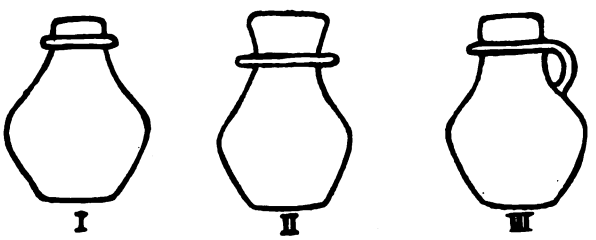


Abb. 57. Typen aus Leitmeritz.

entspricht, d. h. den Kragen bildet ein ganz niedriger umlaufender Wulst, der an der Öffnung des Gefäßes wiederholt wird. Aus dieser Ähnlichkeit schließen zu wollen, daß die Kragenfläschchen der Bretagne nicht auf dem Seewege von Holland oder Nordwestdeutschland, sondern auf dem Landwege vom Mittelrhein hergekommen wären, scheint mir zu weit zu gehen. Das andere der beiden Kragenfläschchen aus der Bretagne (Abb. 56) ist vollkommen zylindrisch und hat einen dünnen scharf auslaufenden Kragen.

Nachtrag zu den Trichterbechern.

Ich benutze die Gelegenheit, einen mir seit Jahren bekannten Trichterbecher, den ich in dem Verzeichnis aufzuführen leider vergessen habe, hier bekannt zu machen. Es ist ein Stück aus Mellenthin auf der Insel Usedom in Vorpommern, das sich in dem schmucken Museum der Stadt Swinemünde befindet, wo ich es kürzlich wieder gesehen habe. Der Rand ist ganz unverziert, der Bauch mit senkrechten Furchen dicht bedeckt. Der Becher entspricht also genau dem auch sonst in Mecklenburg, Vorpommern und in der Uckermark beobachteten Typus, der ein Abkömmling der schleswig-holsteinischen, nicht der jütländischen, Dolmenart ist (s. oben S. 36).

Digitized by Google

2. Kragenfläschchen: Tafel VII.

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen 6 922	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 5 a
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen Nr. ?	Petersen, Aarb., 1881, S. 345
				Jütland.			
3	1	?	?	?	?	Aarhus 2 916	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 6, Taf. II, 2
4	1	?	?	?	?	Kopenhagen 3 168	Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 5
							Petersen, Aarb., 1881, S. 345
5	1	?	?	?	?	Kopenhagen 18 564	Petersen, Aarb., 1881, S. 345
6	1	?	?	?	?	Kopenhagen 22 733	Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 6
7	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 26 653	Hansen, Ä. M., S. 2, Nr. 1
8	1	?	?	?	A. Hjörring	Hjörring	Nordmann, Aarb., 1917, S. 274
9	1	Dronninglund	Dronninglund	Dronninglund	Hjörring	Kopenhagen 18 452	Petersen, Aarb., 1881, S. 344 u. 345
							Hansen, Ä. M., S. 3 Nr. 3, S. 13 Nr. 8.

Digitized by Google

10	1	Jersley	Jersley	Flestum	Aalborg	Kopenhagen 15 299	Hansen, Å. M., S. 2, Nr. 2, Taf. I,1 u. S. 14 Nordmann, Aarb., 1917, S. 271 Petersen, Aarb. 1881, S.345 Madsen, Afbildn. St., Taf. 45, 21
11	1	Stenstrup Hede, Skilmose Hoj	Rostrup	Hindsted	Aalborg	Kopenhagen A 2 226	Hansen, Å. M., S. 5, Nr. 3a Petersen, Aarb. 1881, S.345
12	1	Lomborg	Lomborg	Skodborg	Ringkjöbing	Kopenhagen A 12 162	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 143 Hansen, Å. M., S. 15
13	1	Skjern Hovedgaard	Skjerne	Middelsom	Viborg	Kopenhagen 21 290	S. Müller, Kunst, Abb. 74 u. S. 13 Hansen, Å. M., S. 3, Nr. 4 Petersen, Aarb. 1881,S.345
14	1	Skaervad	Ginnerup	Nørre Hd.	Randers	Kopenhagen A 4 092—4 100	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
15	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringkjöbing	Kopenhagen A 5 488	Hansen, Å. M., S. 5, Nr. 1, b u. S. 14
16	1	Aarslev	Aarslev	Hasle?	Aarhus	Aarhus 4 080 b	hansen, Å. M., S. 5, Nr. 3b, Taf. I, 5 u. S. 15 Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143
17	1	Jorum	Brøndum	Skad	Ribe	Kopenhagen	Friis Johannsen, Aarb. 1917 S. 134, Abb. 3 S. Müller, Kunst, Abb. 71 Hansen, Å. M., S. 15

Digitized by Google

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung	Literatur
			Fünen.				
18	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 10 566	S. Müller, Kunst, Abb. 73 Hansen, Ä. M., S. 3 u. 4, Nr. 7, Taf. I, 3
19	1	?	?	?	Nordfünen	Odense	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 1a, Taf. I, 4
20a	1	Frörup	Frörup	Vinding	Svendborg	Kopenhagen Z 51	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 4b
20b	1	Kajbjerg Skov	Vinding	Vinding	Svendborg	Kopenhagen (Red. Zincks Smlg.)	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
21	1, identisch?	a) Lindeskov b) Hestehaveskoven, Lykkesholm	Ellested	Vinding	Svendborg	Kopenhagen A 27 579	Hansen, Ä. M., S. 5 u. 6 Nr. 4a Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
			Langeland.				
22	1	Lohals	Hov	Nord Hd.	Svendborg	Langelands Mus. in Rudköbing	Hansen, Fornv. 1917, S. 85 ff. Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 7, S. 14 Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 145
			Ärö.				
23	1	—	Bregninge	Ärö	Svendborg	Odense 5088	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 5b, Taf. I, 6

Digitized by Google

				Seeland.			
24	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 3 201	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
25	1	Olstykke	Olstykke	Olstykke	Fredriksborg	Kopenhagen 9 681	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 1c, S. 13
26	1	Dyrehavegaard	Lyngby	Sokkelund	Kopenhagen	?	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Moen.			
27a	identisch? 1	?	?	?	Praestö	Kopenhagen ohne Nr.	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 4c
27b		?	?	?	Praestö?	Kopenhagen 53	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Bogö.			
28	1	Bogö	Bogö	Møenbo	Praestö	Kopenhagen A 4 306—4 310	Madsen, Gravh. XXXXI, 64, m Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Schleswig-Holstein.			
29	1	?	?	?	Schleswig	Kiel ohne Nr.	Abb. 41 oben
30	1	?	?	?	Schleswig	Kiel Sg. S. 1 456	Abb. 42 oben
31	1	Weibüll	Wittstedt	Hadersleben	Schleswig	Hadersleben	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 2, Taf. II, 1 S. Müller, Aarb. 1913, S. 263, Abb. 23 S. Müller, Kunst, Abb. 76
32	1	Sillehoel	Loit	Apenrade	Schleswig	Kiel K. S. 13 134	Abb. 43 oben
33	1	Gjenner	Osterlügum	Apenrade	Schleswig	Privatbesitz	Mitt. v. Lund, Hadersleben

Digitized by Google

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Oldenburg.			
34	1	Seeretz	West-Ratekau	Fürst. Lübeck	Oldenburg	Lübeck	Lübecker Festschrift 1897, Abt. II, S. 9, Taf. IV, 6
				Hamburg			
35	1	Ohlsdorf	Eppendorf	Hamburg	Hamburg	Hamburg (M. f. V. 1893: 237)	Abb. 44 oben
				Preußen.			
36	1	Tosterglope	—	Bleckede	Lüneburg	Berlin M. f. V. I I 698 b	Kossinna
37	2	Zarrenthin b. Jarmen	—	Demmin	Stettin	Stettin (J. Nr. 2 098)	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 61 f. Åberg, Nord. Kult., S. 201 Abb. 45 oben
38	—	—	—	—	Stralsund	Stralsund	Åberg, Nord. Kult., S. 201, Abb. 303
				Schweden.			
39	1	Siretorp	Mjällby	—	Blekinge	Stockholm St. Hist. Mus.	Hansen, A. M., S. 11 u 12, Anm. 1
40	1	Räbelöffee	Fjälkestad	Villand	Kristianstad Schonen	Stockholm St. Hist. Mus.	Hansen, A. M., S. 11 u. 12, Anm. 1

Digitized by Google

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
			Oldenburg.				
1	1	?	?	—	—	Oldenburg 1 725	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
2	1	Grüppenbühren	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 720	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
3	1	Almsloh	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 3 256	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
4	7	Wildeshausen	Wildeshausen	—	—	Oldenburg 1 709, 1 733—1 738	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
5	a) 3 b) 1	Vechta Vechta	Vechta Vechta	— —	— —	Detmold Oldenburg 1 879	Kossinna, Abb. 47 oben Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
6	1	?	Vechta	—	—	Oldenburg 1 884	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
7	2	Cloppenburg	Cloppenburg	—	—	Hzl. M. Braunschweig	Åberg, Nord. Kult., S. 139
8	1	Hägeler Steine bei Lindern	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 3 216	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
9	1	Westerstede	Westerstede	—	—	Oldenburg 2 727	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
			Preußen.				
10	2	Tannenhausen	Aurich	Aurich	Hannover	Emden 245	Kossinna
11	1	?	Leer	Aurich	Hannover	Emden 42	Åberg, Nord. Kult., S. 139
12a	1	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I,885	Kossinna

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
12b	2 (nicht 3!)	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3390, 3391	Åberg, Nord. Kult., S. 139 Mitt. d. Pr. Mus. Hannover Müller-Reimers, Taf. IV, Abb. 29
13	2	Sögel	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3378, 3379	Åberg, Nord. Kult., S. 139
14	1	Stavern	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 513	Kossinna
15	1	Gr. Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3371	Åberg, Nord. Kult., S. 139
16	2	—	—	sicher Emsgebiet	—	Smlg. Klemenswerth b. Sögel I, C, 13, 15	Kossinna
17	1	Haselünne	Meppen	Osnabrück	Hannover	Hannover 3187	Åberg, Nord. Kult., S. 139
18	2 a)	Lohne	Lingen	Osnabrück	Hannover	Hildesheim	Kossinna, d. dtsch. Vorgesch.[1], Abb. 3, [2], Abb. 10
	b)	Lohne	Lingen	Osnabrück	Hannover	Sml. Klemenswerth	Kossinna
19	1	Mehringer Stücke b. Emsbühren	Lingen	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 308 ff.	Kossinna
20	6	Thiene (nicht Thuine Kr. Lingen)	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 3436—7, 3440—1, 3446, 10524	Mitt. d. Pr. Mus. Hannover Tewes, Uns. Vorzeit, Abb. 3
21	1	Üffeln (oder Driehausen)	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 3178	Åberg, Nord. Kult., S. 139
22	1	Osnabrück	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I 148	Henne am Rhyn, Kulturgesch. d. dsch. Volkes [2], I, S. 7, Abb. 40
22a	5	?	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 10687, 10851—4, 10857	Mitt. d. Mus. Hannover
23–27	5	?	?	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
28	1	Haaren bei Osterkappeln	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
28a	2	Driehausen	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Hannover	Mitt. d. Mus. Hannover

Digitized by Google

29	1	Amt Wittlage	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
30	1	?	?	Hannover	Hannover	Berlin M. f. D. IV, 365	Kossinna
31	8	Seeste	Tecklenburg	Münster	Westfalen	Hannover 3293—4, 3304—8, 12997	Müller-Reimers, Taf. IV, Abb. 26
							Hannöversche Wandtafel, Abb. 20
							Åberg, Nord. Kult., S. 139
32	1	Reken	Borken	Münster	Westfalen	Münster 61	Åberg, Nord. Kult., S. 139
				Niederlande.			
33	(2?) 1	Dries	—	—	Drenthe	Assen 2	Åberg, Stz. Niederl., Nr. 22
34	1	Zeijen b. Dries	—	—	Drenthe	Assen 1	Pleyte, Taf. LXIII, 2
							Åberg, Stz. Niederl., Nr. 21, Abb. 8
35	1	Assen	—	—	Drenthe	Assen 2	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 35
36	1	Rolde	—	—	Drenthe	Assen 12	Åberg, Stz. Niederl., Nr.25
37	1	Eexl	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. XLIX, 2
							Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 40
38	7	Drouwen	—	—	Drenthe	—	Holwerda, Meded., Bd. VII; Präs. Zsch. V. 1913, S. 442f. Abb. 7; Intern. Arch. f. Ethnogr. 23, Suppl. S. 191 Taf. XVII, 59—61
							Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 9
39	1	?	—	—	Drenthe	Leiden III, 503	Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 6 (?)
							Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 4

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
40	1	Emmen	—	—	Drenthe	—	Holwerda, Präh. Zsch. 1914, S. 67 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 10, Abb. 5
41	1	Angelslo	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. X, 1 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 7
42	1	Emmen	—	—	Drenthe	Assen 14	Pleyte, Taf. XV, 10 Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 15, Abb. 9
43	—	Gegend von Emmen	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. V, 1 Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 39
				Frankreich.			
44	1	Kérandrèze, Moëlan	Dép. Finistère	—	Bretagne	Schloß Kernuz	Du Chatellier, Taf. II, 10 Kossinna, Mannus II (1910), S. 61 u. 62, Abb. 2
45	1	Lann-Blaen	Dép. Morbihan	—	Bretagne	Sml. Le Pontois	Du Chatellier, Taf. XII, 10 Kossinna, Mannus II (1910), S. 61 u. 62, Abb. 3

Kragenfläschchen (Ostgruppe). ▲

Preußen.

1	2	Nikolaiken	Stuhm	Marienwerder	Westpreußen	Prussia, Königsberg (ehemals Prov. Mus. 17 581, 17 592)	Mitt. v. H. Kemke, Königsberg

Digitized by Google

2	1	Rentschkau	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	St. Mus. Thorn	Kossinna, Mannus IX, S. 142 La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Abb. 8
3	1	Gramtschen	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	St. Mus. Thorn	Kossinna, Mannus IX, S. 142
3a	1	Tannhofen	Hohensalza	Posen	Posen	Bromberg	M. Schultze, histor. Monatsbl. f. d. Pr. Posen 1916, S. 57 ff.
4	1	Helldorf	Kolmar	Bromberg	Posen	Samotschin	Kossinna, Mannus II, S. 62, Anm., Abb. 4, S. 84 Åberg, Nord. Kult., S. 202
5	1	Lutynia	Pleschen	Posen	Posen	Poln. Mus. Posen	Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 84 Åberg, Nord. Kult., S. 202 Posen. Album III, 1914, Taf. 45, Nr. 29
6a	1	Alt Kleppen b. Naumburg a. Bober	Sagan	Liegnitz	Schlesien	1882 in die Gubener Gymnasialsammlg. gekommen, laut Bemerkung von H. Jentsch auf einer Photographie des Mus. f. D. Berlin; jetzt nicht im Städt. Mus. Guben	Kossinna Abb. 51 oben
6	7	Noßwitz	Glogau	Liegnitz	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 62, 67, 85 Seger, Schl. Vorz., N. F. VII, S. 38, Abb. 138
7	1 (?)	?	?	?	Schlesien	?	Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Ostgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
8	1	?	Ohlau	Breslau	Schlesien	R.-G. Zentr.-Mus. Mainz	Kossinna, Mannus II, S. 62 f., Abb. 5 u. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202
9	2	Jordansmühl	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Arch. f. Anthr., N. F. V, S. 129 ff., Taf. VI, VIII Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202
10	1	Badewitz	Leobschütz	Oppeln	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 51, Abb. 203 Seger, Arch. f. Anthr., N. F. V, S. 131, Abb. 27
			Österreich.				
11	1	Katharein	Troppau	—	Schlesien	—	Hörnes, Mitt. d. präh. Kommission, Wien I, S. 408, Abb. 11 Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202
12	1 mit Füßchen	Zastow b. Krakau	—	—	Galizien	Univ. Mus. Krakau	Kossinna, Mannus II, S. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202
13	1	Miezynice b. Przemysl	—	—	Galizien	Univ. Mus. Lemberg	Åberg, Nord. Kult., S. 202

Digitized by Google

13a	1	Borki Kr. Lubnica	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 11 514	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13b	1	Gora Kr. Lubnica	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 9 793	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13c	1	Zalencni	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 2 994	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13d	1	Lyczba	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 14 788	E. Majewski, Wiadomosci archeolog. V, 1/2, S. 41 Abb. 2
14	1 gehenkelt	Bochotnica	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Smlg. Majewski, Warschau	Åberg, Nord. Kult., S. 203
14a	1 gehenkelt	Gutanow	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Smlg. Majewski, Warschau ohne Nr.	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
14b	4	Antopol	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Privatbesitz	Mater. antr. arch. Krakau XII, S. 42 f.
15	3 (1 gehenkelt)	Nalenczow Kr. Wamwolnica	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	—	Kossinna, Mannus II, S. 63 Abb. 8, S. 86 Åberg, Nord. Kult., S. 203 Mater. antr. arch. Krakau XII, Taf. XIV b
16	1, aus Steinkiste (1862)	Piantnica am Narew	—	Gouv. Lomscha	Polen	Rapperswyl b. Zürich	Demetrykiewicz, Sprawozdaniaz. Akad. Krakau, Juni—Oktober 1916
17	1 (unsicher, nur Unterteil erhalten)	Piasti	Lenczyca	Gouv. Kalisch	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 18 730	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
18	1	Dziwle	Petrikau	Gouv. Petrikau (Piotrkow)	Polen	Mus. f. Landw. u. Industrie, Warschau 1 085	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Südgruppe). +

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Preußen.			
1	3	Bocksberg b. Derenburg	Halberstadt	Magdeburg	Sachsen	Wernigerode u. Halberstadt	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
2	1	Weißenfels (Schlachthofkiesgrube)	Weißenfels	Merseburg	Sachsen	Halle	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
3	1	Thierschneck?	Grafschaft Camburg	Sachsen-Meiningen	Sachsen-Meiningen	Privatbesitz	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
4	2	Nägelstedt	Langensalza	Erfurt	Sachsen	Halle	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 167 Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kern, Mannus IX, S. 218
5	2 (1 gehenkelt)	Nahe bei Züschen in Waldeck, aber auf hessischem Boden	Fritzlar	Kassel	Hessen-Nassau	Kassel	Böhlau u. v. Gilsa, Neolithische Denkmäler aus Hessen, Kassel 1898, S. 8, Abb. 8, 9 Åberg, Nord. Kult., S. 144
				Rheinpfalz.			
6	4	Eyersheimer Mühle, Gem. Weisenheim a. Sand	Dürkheim	—	—	Speyer	Sprater, D. Urgesch. d. Pfalz, 1911, S. 10, Abb. 1915, S. 26, Abb. 21 Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus, II S. 61 Kern, Mannus, IX S. 218

Digitized by Google

				Böhmen.			
7	3 (1 gehenkelt)	Leitmeritz	—	—	—	Leitmeritz	Kern, Mannus IX, S. 216 u. 218
8	Bruchstücke	Berzkowitz b. Melnik	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
9	Bruchstücke	Elbe-Kosteletz	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
9a	1	Strak b. Nimburg a. Elbe	—	—	—	Podebrad	Cervinka, Moravska Starozitnosti II, S. 171 Cervinka, Pravěk 1911, S. 24
9b	4	Časlau	—	—	—	Časlau	Cervinka, a. a. O.
10	Bruchstücke	Rivnač b. Kostok	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
11	Bruchstücke	a) Scharka	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
		b) Scharka, Kosakenhöble	—	—	—	Smlg. Jira, Dejwitz b. Prag	Cervinka, a. a. O.
11a	1	Kbel b. Prag	—	—	—	Prag, Arch. Kab. d. Univ.	Cervinka, a. a. O.
				Mähren.			
12	1	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Zsch. I (1914), S. 273 Kern, Mannus IX, S. 218

Digitized by Google

Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L.

Von H. Heck jun., Diez.

Mit 4 Textabbildungen.

Etwa 5 km südöstlich der Kreisstadt Limburg a. d. Lahn liegt in der Gemarkung Lindenholzhausen in einer zum Emsbachtale abfallenden Senke ein kleiner Säuerling, der sog. Lubentiusbrunnen. Die Quelle wurde im Jahre 1913 einer ausgedehnten Neufassung unterworfen. Bei der Ausschachtung der Baugrube, die wegen steten Nachrutschens der Erdmassen, stark erweitert werden mußte (größte Ausdehnung: oberer Rand 28,66 m, unterer Rand 5,65 m Durchmesser), stießen die Arbeiter Anfang Juli 1913 in einer Tiefe von 4,30—4,65 m auf eine Anzahl Knochen, unter denen sich auch zwei Stücke befanden, die ganz unverkennbare Spuren menschlicher Bearbeitung trugen.

Durch die Umsicht des mit der Bauleitung beauftragten Vertreters der Firma Gebr. Baltzer in Diez a. L., Architekt Paul Baltzer, gelang es, wenigstens einen großen Teil der Knochen, darunter auch das eine der bearbeiteten Stücke, vor sicherer Verschleppung zu bewahren. Die Fundstücke gelangten vor kurzem durch Schenkung in den Besitz des ortsgeschichtlichen Museums der Stadt Diez und wurden anläßlich der Neuordnung der vorgeschichtlichen Sammlung einer eingehenden Untersuchung unterzogen.

Die Knochen sind stark fossiliſiert, tief dunkelbraun und zeigen deutliche Spuren früherer Rollung. Es handelt sich um mehrere Extremitätenknochen, nach der Bestimmung durch Setzer von **Bos priscus** (Bison), und zwar eine Tibia dextra (rechtes Schienbein), Metacarpus dextra (zwei rechte Mittelhandknochen von jungen Tieren) und **Equus caballus** (Wildpferd) ein Metatarsus (Mittelfußknochen).

Das bearbeitete Stück, ein aus der Tibia von Bos priscus zugeschnittener Schaber, ist 12 cm lang und 4 cm breit. Das vordere (Schaber-)Ende ist gut abgerundet und zeigt deutliche Schnittspuren; das hintere Ende ist unter ge-

Digitized by Google

schickter Benutzung eines Teiles des Gelenkansatzes zu einem handlichen Griff ausgearbeitet (Abb. 1 und 2).

Über die Fundschicht gibt ein Gutachten des mit der quellentechnischen Überwachung beauftragten Bergrevierbeamten, Bergrat K. Huhn-Diez,

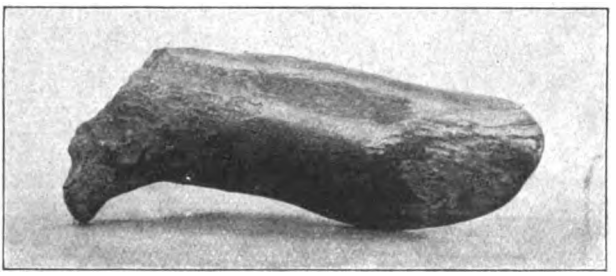


Abb. 1. Knochenschaber (Vorderansicht).

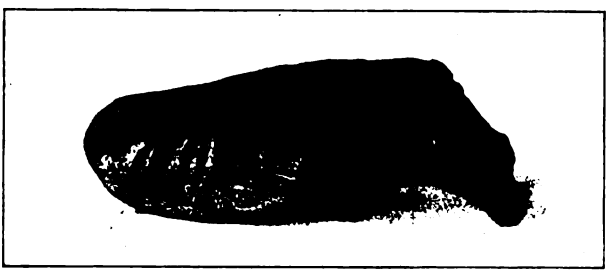


Abb. 2. Knochenschaber (Rückansicht).

guten Aufschluß. Dem Bericht ließ sich nachstehende Schichtenfolge entnehmen:

0,60 m lehmige Ackerkrume,
0,40 m Lehm mit Geröll,
0,65 m Lehm ohne Geröll,
0,25 m grüne Letten mit Pflanzenresten,
0,60 m grober Kies mit quarzigen Eisensteingeröllen,
0,55 m mittelgroßer Kies,
0,55 m grüne Letten,
0,20 m lettiger Torf,
0,50 m graue Letten,
0,35 m graue Letten mit Kiesschichten[1]), Fundschicht

4,65 m.

Die Schichten wurden von einem gelben lettigen Ton unterlagert, in dessen tieferen Lagen sich nach unten mehr und mehr zunehmende Geschiebe-

[1]) „In den Kiesschichten fanden sich Knochenreste und Pflanzenreste, auch waren einzelne Quarzgerölle von einer Schwefelkieshaut umhüllt". (Anmerkung Huhn.)

Digitized by Google

stücke, „anscheinend aus dem devonischen Quarzit des Untergrundes stammend", vorfanden. Das Grundgebirge wurde zwar nicht erreicht, da die Ausschachtungsarbeiten in einer Tiefe von 11 m eingestellt wurden, doch ließen die stark zunehmenden Quarzitbrocken auf eine allmähliche Annäherung schließen, so daß in etwa 12 m Tiefe das anstehende Gestein (Taunusquarzit) erwartet werden konnte.

Über das geologische Alter der Ablagerung gibt eine Anmerkung bei Ahlburg: „Über das Tertiär und das Diluvium im Flußgebiet der Lahn" [1]) Aufschluß. Die in der angeführten Schrift auf Tafel 11, Abb. 2 befindliche Abbildung (Ausschachtung der Baugrube) hat folgende Unterschrift: „Bei der Neufassung der Quelle wurde unter dem Tallehm das in der Nachbarschaft des Säuerlings völlig vertonte Grundgebirge — Taunusquarzit — freigelegt" (vgl. Abb. 3).

Wir hätten also nach Ahlburg in der gelben lettigen Schicht das vertonte Grundgebirge und in den darüberliegenden Schichten in der Hauptsache eine in ihrer Entstehungszeit der Niederterrasse gleich zu setzende, fluviatile Ablagerung zu sehen.

Diese Feststellung eröffnet einige Ausblicke auf das ungefähre Alter der Fundstücke. Daß die Knochen sich in der Ablagerung noch in primärer Lage befanden, ist nach der Entstehungsart der Fundschicht so gut wie ausgeschlossen, auch sprechen die deutlich erkennbaren Spuren ehemaliger Rollung für eine erfolgte Umlagerung. Diese Umlagerung muß jedoch in einer sehr frühen Periode der Aufschüttung erfolgt sein, da sich die Knochen in durchaus ungestörter Schicht im untersten Teile der Ablagerung vorfanden. Ihr Alter dürfte also ohne Zweifel noch in einen der Bildung der Niederterrasse (letzte Eiszeit) vorausgehenden Zeitabschnitt zu versetzen sein, wofür auch der stark fossile Zustand zu sprechen scheint.

Nach der Quartärchronologie von Jos. Bayer [2]), die, gestützt auf die gesicherten geologischen Feststellungen bei Markkleeberg, allmählich die meiste Aussicht auf Anerkennung haben dürfte, fällt in das der letzten Eiszeit vorausgehende Interglazial das sog. Mittel- oder Hochaurignacien. Die gleiche Kulturstufe finden wir in den nur 6 km von unserem Lindenholzhäuser Fundplatze entfernten Höhlenablagerungen der „Wildscheuer" bei Steeden a. d. Lahn [3]).

[1]) Jahrb. d. Preuß. Geol. Landesanst. für 1915, Bd. 36, Teil 1, Heft 2. (Den Hinweis auf die Schrift und die geologischen Belehrungen verdanke ich den Herren Dr. Mordziol und A. Günther-Koblenz-L., denen hierfür auch an dieser Stelle gedankt sein soll.)

[2]) Jos. Bayer, „Die Chronologie des jüngeren Quartärs". Wien 1913, in Kommission bei Alfred Hölder und Mannus Bd. 11/12, Heft 1 und 2, S. 214. (Besprechung von Sörgel, „Lösse, Eiszeiten und paläolithische Kulturen".)

[3]) R. R. Schmidt, „Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland usw.". Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr. 39, Nr. 9/12, S. 76—79. Ferner in „Die Diluviale Vorzeit Deutschlands", S. 78—85 (mit ausführlichem Literaturnachweis).

Digitized by Google

Hier hat R. R. Schmidt außer einem typischen Frühmagdalénieninventar ein Spät- und ein Hochaurignacien-Niveau festgestellt [1]).

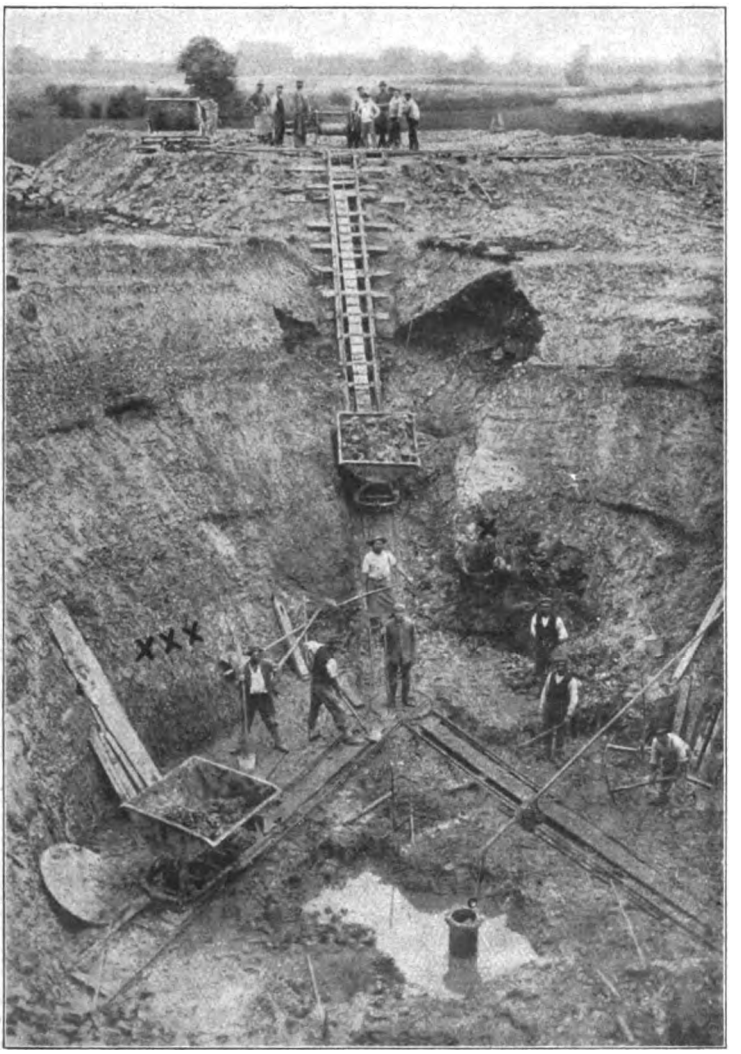


Abb. 3. Blick in die Baugrube. ××× Fundschicht.

Das von Schmidt konstruierte Spätaurignacien erscheint allerdings

[1]) Die Feststellungen Schmidts sind seinerzeit nicht unwidersprochen geblieben (H. Behlen, Die Steedener Höhle Wildscheuer, Ann. d. Ver. f. Nass. Altertumsk. Bd. 39, 1909, S. 218—351). Erneute Nachgrabungen haben nun ergeben, daß Schmidts Beobachtung der Schichtenfolge sich wahrscheinlich insofern als ungenau erwiesen haben dürfte, als die

Digitized by Google

nach den kürzlich erfolgten Feststellungen F. Kutschs[1]) in Frage gestellt, doch lassen die in größerer Zahl im Wiesbadener Museum und in der Sammlung Schmidt (Urgeschichtliche Sammlung, Tübingen) vorhandenen Leittypen keinen Zweifel über den Gesamt-Aurignaciencharakter der unter dem Magdalénienniveau liegenden Steedener Ablagerung, wenn auch eine Scheidung innerhalb des Aurignacien von Steeden typologisch anscheinend nicht mehr aufrecht zu erhalten sein dürfte.

Was bei dem Ergebnis der Schmidtschen Ausgrabung in Steeden für uns aber am wichtigsten ist, ist das Auffinden eines als Schaber zugeschliffenen

Abb. 4. a und b die beiden Knochenschaber.

Röhrenknochens[2]), den Schmidt seinem Spätaurignacien zugewiesen hat, und der der Steedener Schicht II (gelbe, lehmige) entstammt. Dieser Steedener Knochenschaber hat eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit dem zweiten in Lindenholzhausen gefundenen Stück (Abb. 4 (b)), dessen Verbleib leider bisher nicht ermittelt werden konnte.

---

von Schmidt als „gelbe, lehmige Schicht" angeführte Schicht neuerdings als Löß festgelegt werden konnte, der sich lediglich in der Färbung etwas von der aufliegenden „lößhaltigen" Schicht unterscheidet. Auch die von Schmidt festgestellten Nagetierhorizonte scheinen in Frage gestellt, jedoch steht das genaue Ergebnis der Untersuchung hier noch aus. (Mitteilung von H. Behlen und F. Kutsch.)

[1]) F. Kutsch, Zur paläolithischen Typologie. Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr. 51, Jahrg. 1920, Nr. 1/4, S. 11—12.

[2]) R. R. Schmidt, Die Diluviale Vorzeit Deutschlands. Taf. XXXV, 4a und b, Text S. 82.

Digitized by Google

Daß das Steedener Stück dem Aurignacien (wenn anscheinend auch nicht erwiesenermaßen dem Spätaurignacien) entstammt, steht außer Zweifel. Wir dürften also kaum fehlgehen, wenn wir den Lindenholzhäuser Knochenschaber ebenfalls dem Aurignacien zuteilen, zumal nicht nur die Typologie dafür spricht, sondern auch die geologischen Feststellungen eine solche Einreihung durchaus als zulässig erscheinen lassen.

Nachtrag.

Als sich die vorstehenden Zeilen bereits bei der Leitung des Mannus befanden, erhielt ich von Lindenholzhausen die Nachricht, daß die bisher als verschollen angesehenen Fundstücke sich inzwischen wiedergefunden hätten. Eine Besichtigung an Ort und Stelle ergab die Richtigkeit dieser Angabe. Leider hatte der Erhaltungszustand der Knochen bei der Aufbewahrung auf dem Dachboden, wohin die Stücke verschlagen worden waren, etwas gelitten, jedoch war eine Konservierung noch gut möglich. Die Besitzerin des Lubentiusbrunnens Frau Geheimrat Dr. Rosenthal, Berlin, hatte auf unsere Bitte hin die große Liebenswürdigkeit, unserer Sammlung die Fundstücke zu überweisen, so daß nunmehr der ganze Fund im Ortsgeschichtlichen Museum der Stadt Diez a. L. vereinigt ist.

Außer dem in Abb. 4 (b) abgebildeten Schaber fanden sich an sicher bearbeiteten Gegenständen vor: ein spitz zugeschnittener Röhrenknochen (Bohrer?) und zwei Knochenmeißel. Die Knochenreste stammen in der Mehrzahl von Equus und Bos (Bison).

Digitized by Google

Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens.

Von Studienassessor Ernst Lehmann, Erfurt.

Mit 3 Textabbildungen.

Im Erfurter Museum befinden sich ein Bronzeschwert aus dem Forstrevier Tonna bei Döllstedt (Sachsen-Gotha) und eine bronzene Lanzenspitze von Badra (Schwarzburg-Sondershausen).

Nähere Fundumstände sind nicht bekannt; jedenfalls handelt es sich in beiden Fällen um Einzelfunde. Die gut erhaltenen und schön verzierten Stücke sind in den „Altertümern Thüringens" von Götze, Höfer, Zschiesche nur flüchtig behandelt, so daß eine genauere Veröffentlichung geboten erscheint.

Das Bronzeschwert hat folgende Maße: Ganze Länge 67,5 cm, Länge des Griffs einschließlich Knauf und Griffflügel 10 cm, Länge der Klinge einschließlich des von den Griffflügeln umfaßten Teils 59,5 cm, größte Breite der Klinge 3,7 cm. Das Gewicht beträgt 0,740 kg.

Das Schwert ist aus 3 Teilen, der Klinge, dem Griff und der Knaufplatte zusammengefügt. Die lanzettförmige Klinge hat eine graugrüne Patina, muß also aus einer anderen Legierung bestehen als der grünpatinierte Griff und die ebenso gefärbte Knaufplatte. Der Klingenoberteil ist beiderseits von den Griffflügeln an bis auf eine Länge von 4 cm schwach eingezogen und durch eine Riffelung abgestumpft. An seinen Rändern ziehen sich außerdem je vier Gruppen konzentrischer Halbkreise entlang. Die Klinge ist ferner mit zahlreichen eingeschliffenen Linien verziert, die den Rändern parallel laufen, zum Teil am oberen Klingenende beginnen und im zweiten, besonders aber im letzten Drittel der Klinge so zahlreich werden, daß sie die Ränder und die Spitze ganz bedecken und nur ein etwas erhabenes lanzettförmiges Mittelfeld freilassen, dessen größte Breite 14 mm beträgt. Leider zeigen die Schneiden eine große Anzahl Ausplitterungen, die dem Schwerte in neuerer Zeit vor der Abgabe an das Museum beigebracht worden sind; einige Stellen sind sogar mit einer Feile nachträglich geschärft. Soweit sich aber erkennen läßt, sind die

Digitized by Google

Schneiden ursprünglich mäßig scharf und außerdem frei von Verletzungen gewesen. Überhaupt fehlen irgendwelche Anzeichen dafür, daß die Klinge einmal im Kampfe geführt worden ist. Eine geringe seitliche Verbiegung ist anscheinend auch erst in neuerer Zeit entstanden.

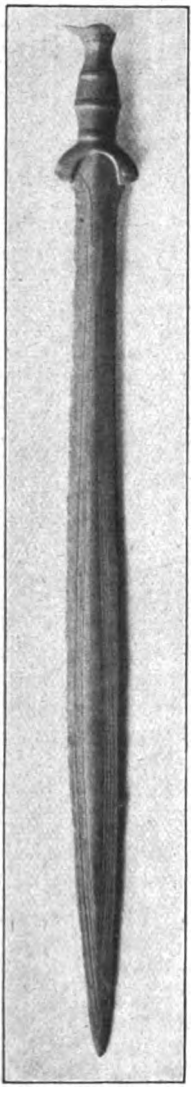


Abb. 1. 1/3. Döllstedt i. Th. Städt. Museum Erfurt.

Die schmalen Flügel des Griffes umspannen einen großen, ungefähr halbkreisförmigen Ausschnitt und schmiegen sich der Klinge so fest an, daß man an eine Vereinigung beider Teile durch Überfangguß hätte denken können. Dann wären aber die beiden Niete auf den Griffflügeln zum

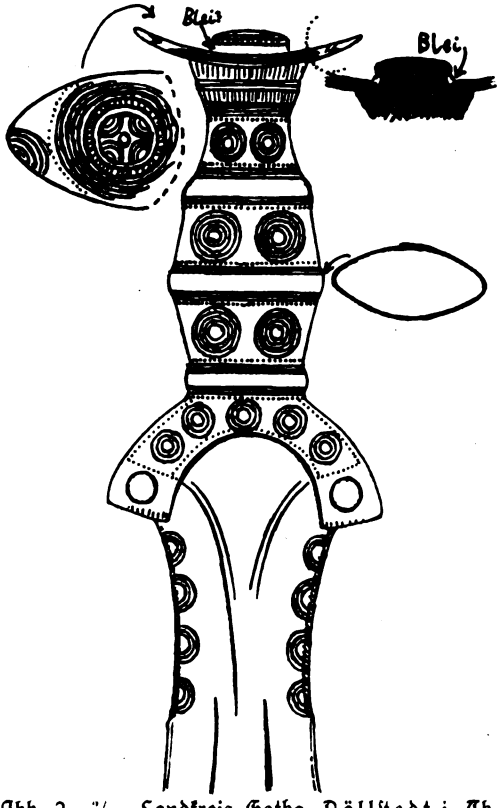


Abb. 2. 2/3. Landkreis Gotha, Döllstedt i. Th. Museum Erfurt.

mindesten überflüssig gewesen. Um nun ein sicheres Urteil über die Art der Befestigung zu gewinnen, wurde auf der weniger gut erhaltenen Seite des Schwertes zunächst am Scheitel des Griffausschnittes ein feines Bohrloch zwischen Klinge und Griff getrieben. Dabei ergab sich, daß die feste Ver-

Digitized by Google

einigung beider Teile bald aufhörte und daß ein dünner Draht 5,7 cm weit in den hohlgegossenen Griff eingeführt werden konnte. Zwei weitere an passenden Stellen des Griffes angebrachte Bohrlöcher ließen erkennen, daß in diese Höhlung ein 5 cm langer Fortsatz der Klinge (Griffangel) hineinragt, aber sie, wenigstens an den untersuchten Stellen, nicht ausfüllt. Der Griff ist also nicht genau nach der Klinge gearbeitet und die feste Verbindung beider Teile jedenfalls nur dadurch erzielt worden, daß man zunächst die Höhlung des Griffunterteils etwas enger formte, entweder gleich beim Guß oder nachträglich durch Zusammenklopfen, dann den Griff zur Rotglut erhitzte und die Klinge mit Gewalt hineinzwängte. Das erkaltende Metall schmiegte sich ihr dann fest an, und die Niete sorgten für eine weitere Befestigung.

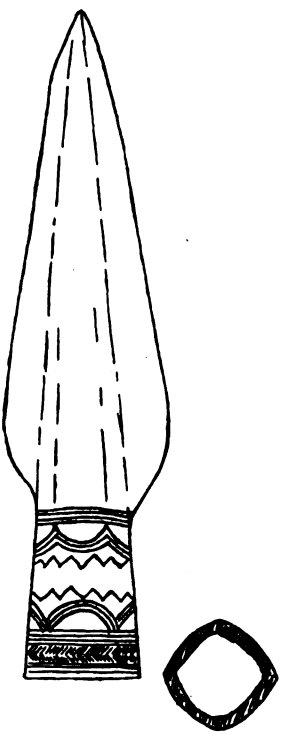


Abb. 3. 2/3. Badra i. Th. Schwarzburg-Sondershausen. Museum Erfurt.

Die auffallend kurze Griffstange zeigt in ihren unteren zwei Dritteln einen ovalen Querschnitt und eine genau doppelkegelförmige Gestalt. Um diesen Teil laufen drei wulstartige gleichbreite und symmetrisch angeordnete Querbänder. Über dem dritten derselben zieht sich die Griffstange zunächst stark zusammen und verbreitert sich dann nach dem Ende wieder, um einen im Querschnitt runden platten Knaufknopf zu bilden. Dieser überragt noch die kleine gebogene und ovale Knaufplatte, die von oben her über ihn hinübergeschoben ist und in ihrer Lage durch einen Ring aus grauem Metall (Blei?) festgehalten wird, der zwischen ihr und einem Wulste des Knaufknopfs eingegossen ist. Ein Teil der Knaufplatte ist abgebrochen.

Wie aus den beigefügten Abbildungen hervorgeht, tragen alle Teile des Griffes, auch der Knaufknopf und beide Seiten der Knaufplatte eine reiche Verzierung aus konzentrischen Kreisen, Linien und Punktreihen. Allerdings sind diese Figuren am Griffunterteil stark abgerieben und nicht mehr überall deutlich zu sehen; besser erhalten sind sie am Oberteil, wo sie durch die überstehende Knaufplatte geschützt waren. Das Schwert ist also lange getragen worden; wahrscheinlich war dabei die Klinge durch eine Scheide geschützt, denn man bemerkt auf ihrer Oberfläche nicht die geringste Abnutzung. Möglich wäre es allerdings auch, daß man einmal einen alten Schwertgriff mit einer neuen Klinge versehen hätte. (Die bei genauerer Betrachtung auffallende feine Jazettierung des Schwertgriffs ist erst in neuerer Zeit dadurch entstanden,

Digitized by Google

daß der Finder den Griff durch Abschaben mit einem Messer zu reinigen versucht hat.) Nebenbei möchte ich erwähnen, daß es nicht möglich ist, mit dem Schwerte einige Hieb- oder Stichbewegungen zu machen, ohne daß eine auch nur mäßig breite Faust entweder durch die scharfen Ränder der kleinen Knaufplatte oder durch die schmalen Griffflügel unangenehm berührt wird. Dieser Übelstand ist besonders wegen der Schwere des Schwertes wirksam und in keiner Weise zu umgehen, wie man auch das Schwert fassen mag. Welche Bedeutung solchen Bronzeschwertern mit kurzen Griffen zukommt, ist bekanntlich noch nicht entschieden.

Die Form der Griffstange, besonders die drei Querbänder, sowie die ganze Erscheinung des Schwertes von Döllstedt beweisen seine Zugehörigkeit zu den weit verbreiteten und auch in Thüringen mehrfach gefundenen Möriger Schwertern, über die Kossinna im Mannus, Bd. VIII, S. 119f. und IX, S. 129f. genaue Angaben gemacht hat. Von dem daselbst beschriebenen „Haupttypus" weicht das vorliegende Stück aber in mehrfacher Beziehung ab, wodurch die obige verhältnismäßig eingehende Beschreibung gerechtfertigt sein mag. Es fehlen die weitausgreifenden Parierflügel, der Ausschnitt am Heftabschluß zeigt nicht die Form eines kleinen gleichschenkligen Dreiecks mit spitzem Winkel und gewölbten oder geraden Schenkeln, sondern ist groß und halbkreisförmig, der Griff und die Knaufplatte bestehen nicht aus einem Stück, sondern sind nachträglich aneinandergefügt, wobei der Griff durch die sehr kleine Knaufplatte noch etwas hindurchragt und so einen Mittelknopf bildet, der beim Haupttypus fehlt. Auffällig ist bei dem Döllstedter Schwert auch die reiche Verzierung, die den eigentlichen Möriger Schwertern ebenfalls zu fehlen scheint. Alles dies deutet darauf hin, daß es sich hier um ein dem „Urtypus" der Möriger Schwerter nahestehendes ziemlich frühes Stück vom Beginn der Periode V der mitteleuropäischen Bronzezeit handelt.

Die bronzene Lanzenspitze von Badra besitzt eine Länge von 13,4 cm. Die Form des Blattes ist durch Nachschärfen etwas unregelmäßig geworden. Die Höhlung der Tülle reicht bis in die Spitze. 1,7 cm vom unteren Tüllenrand entfernt befinden sich zwei zur Befestigung dienende Löcher. Abgesehen von einem Gußfehler auf der Mittelrippe ist die Oberfläche der Spitze glatt und mit einer glänzenden schwarzgrünen Patina überzogen. Die Verzierung findet sich nur auf der Tülle; sie ist auf beiden Seiten die gleiche und ergibt sich aus der beigefügten Abbildung.

Digitized by Google

Eine Fälschung.

Von Adalbert Bezzenberger.

Mit 3 Textabbildungen.

Am 3. Februar 1916 schrieb mir Herr Geheimrat Steinbrecht: „Bei der eben begonnenen endgültigen Aufstellung der Blellschen Waffensammlungen in den dafür geschaffenen Wehrgangräumen im Nordflügel des Mittelschlosses der Marienburg — tritt — zugleich durch Nachforschungen Professor Kossinnas veranlaßt [1]) — eine Frage und eine Bitte auf, welche ich Ihnen vortrage.

Im Katalog der Prussiasammlung 1906, S. 31/32 ist unter 140 verzeichnet: Abguß eines am abgebrochenen alten Brandenburger Tor in Königsberg gefundenen Schwertgriffes.

Hollack, Vorgesch. Übersichtskarte S. 76 sagt von dem Schwertgriff: 'Fundort: Ehemaliger Falkenkrug am Brandenburger Tor. Befindlich in der Sammlung Blell'. Heydeck im Sitzungsbericht der Prussia, 22. Oktober 1880 fügt genauer hinzu 'bei einem außerhalb desselben (Brandenburger Tores) liegenden Kruge, genannt der Falke, wo die Schützen ihren Scheibenstand hatten'.....

Ich fand im Notizbuch Blells, nicht für die Öffentlichkeit berechnet, unterm 28. September 1874 eine Eintragung: 'Schötel. Bronzener Griff eines Schwertes....in der Nähe des weißen Falken in Brandenburg.... gefunden, 10 Thl.'

[1]) Wie ich schon in meiner „Reise nach West- und Ostpreußen" (Mannus 9, S. 123) bemerkt habe, war ich bei meinem Studium der Blellschen Sammlung durch den Anblick des sehr eigenartigen Griffs des Antennenschwertes „vom alten Brandenburger Tor in Königsberg" wegen seiner Übereinstimmung mit dem Griff des Braunsberger Schwertes der Prussia, dessen Bild mir aus dem Prussiakataloge und aus Bezzenbergers „Analysen" lebhaft vor Augen stand, derart betroffen, daß mir die Echtheit des Blellschen Schwertes sofort zweifelhaft wurde und ich den meinen Studien beiwohnenden Herrn Steinbrecht bat, mit der Prussia wegen weiterer Verfolgung dieser Angelegenheit in Verbindung zu treten. Ich konnte dann auch bereits a. a. O. und näher noch S. 195 das Ergebnis der Bezzenbergerschen Forschungen kurz mitteilen. G. Kossinna.

Digitized by Google

Blell hat also damals das Stück aus der Sammlung des (damals) verstorbenen Malers Schötel erworben. Über den Fundort ist er zunächst etwas abenteuerlich berichtet worden; später äußert er sich gegen Bujack, Sitzungsbericht 1882/83, S. 15, daß der Griff in Königsberg in Ostpreußen gefunden sei, und deutet an, daß er die schilfblattförmige, bei Braunsberg gefundene, Klinge dazu eingepaßt hätte [1]).

Er hat nämlich, wie die Besichtigung des in der Sammlung befindlichen Schwertes Nr. 101 ausgibt, zu dem alten Griff eine nachgebildete neue Klinge eingesetzt (nicht sklavisch der Königsberger Braunsberger Klinge nachgebildet, denn die Nachbildung ist etwa 10 cm länger als die Braunsberger; gewiß mit Rücksicht auf das Verhältnis der Grifflängen?). Es ist anzunehmen, daß Blells Scharfblick und Gewissenhaftigkeit alle Andeutungen des Befundes bei seinem Griff berücksichtigt hat, dennoch ist jetzt für den Forscher der Abguß des Griffes — der den Zustand vor der Ergänzung des Schwertes zeigt — von Wichtigkeit.

Hierbei überreiche ich eine Photographie, auf welcher das in Rede stehende Schwert unter Nr. 101 abgebildet ist. Ich hätte im Interesse unserer Sammlungen und im Interesse derer, die sie besichtigen, den Wunsch, neben dem ergänzten Schwert einen Abguß des unberührten Befundes zur Auslage zu bringen.

Darum erlaube ich mir die Anfrage, ob dort nicht auf unsere Kosten ein Abguß von dem im Besitz der Prussia befindlichen Originalabguß angefertigt werden könnte."

Hierauf antwortete ich am 2. März 1916: „Der Vergleich von Nr. 101 Ihrer Photographie und unserem betreffenden Abgusse gibt Fragen Raum, die sich ohne unmittelbaren Vergleich von Original und Abguß nicht bestimmt lösen lassen, und da dieselben für Sie, als den Inhaber des Originals, noch bedeutungsvoller sind, als für uns, außerdem aber bei einem Abguß der Kopie neue Fehler unterlaufen könnten, beehre ich mich, Ihnen die Kopie anbei zu übersenden.

Übrigens liegt die ganze Sache verwickelter als sie scheint. Unser Inventar (III, 2339) führt nämlich unter Januar 1884 diese Kopie auf neben zwei Delfter Vasen und einer ägyptischen Büste mit Hieroglyphen als 'einen zinnernen [2]) Abguß eines Griffs eines Bronzeschwertes' und als gekauft (alles in allem) für 24 Mk. von Buchhändler Volkmann in Königsberg.

[1]) Hier heißt es in einem Aufsatz über die Blellsche Waffenhalle: „Der Zufall hat es gemacht, daß die schilfblattförmige, bei Braunsberg gefundene Klinge passen konnte zu einem in Königsberg i. Ostpr. gefundenen bronzenen Griff. Es hat diese Schwertklinge die größte Ähnlichkeit mit dem in dem Prussiamuseum sich befindenden Braunsberger Schwert. Ein gleicher glücklicher Zufall fügte es, daß ein bei Danzig gefundener bronzener Griff zu einer beim Festungsbau in Mainz gefundenen Klinge paßte". — Wegen des Braunsberger Schwertes s. weiter unten.

[2]) In Wirklichkeit ist der angebliche Abguß in Eisen, und zwar als Hohlguß ausgeführt.

Digitized by Google

Der von Ihnen genannte Schötel war nicht Maler, sondern Schlossermeister.

Ich würde Ihnen außerordentlich dankbar sein, wenn Sie die große Güte hätten, mir das Ergebnis Ihrer Vergleichung von Original und Abguß mitzuteilen. Sollte sich dabei herausstellen, daß unser Abguß nicht Kopie Ihres Originals ist, so würde ich mir die weitere Bitte erlauben, uns durch Ihren Modelleur einen Abguß des letzteren anfertigen zu lassen."

In dem mir hierauf zugegangenen Antwortschreiben Steinbrechts (11. März 1916) heißt es: „Inzwischen begegnete ich bei der Bearbeitung der hinterlassenen Blellschen Aufzeichnungen der Nachricht, daß Schötel Schlossermeister war in Königsberg und zuletzt in Creuzburg lebte, was ich auch Kossinna ergänzend mitteilte. Seinen Sammlungsbestrebungen und wissenschaftlichen Auffassungen werden schon bedeutende Mängel angehaftet haben. Zu dem Abformen Eisen zu nehmen, ist vielleicht seiner Idee entsprungen. In jenen Jahren hielt man viel vom Eisenguß. Der Abguß stimmt aufs beste mit dem Blellschen Original überein, gibt aber in der Art der Oberfläche, in der Feinheit und Schärfe der Gliederungen das Original schlecht wieder. Vielfach ist da der Abguß nachher stark überarbeitet und zwar gerade an den wichtigsten Stellen: So sieht man nichts von den Stellen oder Resten der Klingennieten und von der ursprünglichen Beschaffenheit der Stelle, wo unten am Griff die Endigung der Angel heraustrat: An der Stelle ging beim Abguß eine Gußnaht durch, die dann weggefeilt und mit der ganzen Fläche glatt gearbeitet ist. Das Blellsche Original ist überaus schön instand, und offenbar sind die vier Nieten zur Klingenbefestigung eingefügt, ohne irgend dem Befund an dieser Stelle zu nahe zu kommen. An der unteren Knauffläche erkennt man am Original noch die Größe und Beschaffenheit des Angellochs; das von Blell mit der Klinge zugefügte Angelende füllt die ursprüngliche Öffnung in dem Knauf nicht ganz aus und ist wohl dem Braunsberger Fund nachgebildet. Das Loch — seitlich — in der Schale des Abgußes ist nachträglich hineingestoßen. Das Original ist an dieser Stelle unversehrt.

Die sehr schöne Beschaffenheit des Griffes hat offenbar Blell gereizt zu einer Vorführung eines vollständigen Bildes von dem Schwerte, denn Blell hatte ein ausgesprochenes Empfinden für die Schönheit eines Waffenstückes und hat nie seine Auffassung verleugnet, daß man diese in einer Waffensammlung dem Beschauer verdeutlichen bzw. durch Nachbildung oder Ergänzung vorführen müsse — nicht immer ist das der Altertumswissenschaft zu Dank geschehen. Dennoch ist bei diesem wie bei jedem derartigen Stück seiner Sammlung die peinlichste Respektierung des Originals einerseits, sowie die Kenntlichmachung des Bereiches der Ergänzung zu beobachten. Die Achtung des Befundes ging ihm doch noch über die Schönheit der Sache. Man ist ihm da nicht immer in der Beurteilung gerecht geworden.

Digitized by Google

Ich werde Ihnen, weil Sie in diesem Falle gewiß großes Interesse an dem eigenen Vergleich haben, das Blellsche Schwert zuschicken, sobald der Postverkehr gute Sicherheit bietet."

Nachdem ich das Schwert erhalten hatte, unterzog ich sein Verhältnis zum Königsberger Abguß einer eingehenden Prüfung und berichtete über ihre Ergebnisse an Herrn Steinbrecht wie folgt [1]):

I. A ist etwas länger als der Griff von B, während B und C in der Grifflänge einigermaßen übereinstimmen.

II. A und der Griff von B schneiden unten verschieden ab [2]), C steht A näher.

III. Eine der Antennen von A zeigt unten einige kleine Gußfehler; B nicht. Dagegen enthält der untere Rand des Knaufs von B unter der Angel einige feine Querstriche, die A fehlen, C aber gehabt haben kann.

IV. Blell hat in den von Schötel gekauften Griff eine neue Klinge eingesetzt. Die Verbindung beider Teile ist, wie es nicht anders sein konnte, durch Nieten bewirkt. Hat Blell zu diesem Zweck Nietlöcher hergestellt?

Wenn ja, so fehlte dem Schötelschen Griff (B) etwas sehr wesentliches, und er kann nicht Teil eines alten Schwertes sein [3]).

Wenn nein, wenn also die Nietlöcher vorhanden waren, ist A nicht Abformung von B oder überhaupt eines alten Originals, da es keine Spur von Nietlöchern enthält.

V. Die Patina der Nieten von B stimmt zu der sonstigen Patinierung des Griffs von B, und da die Nieten jung sind, ist sie also künstlich. Demselben Verdacht unterliegt aber auch die Patina des Griffes und zugleich kann ich nicht verhehlen, daß sie mir mehr auf Messing, als auf Bronze hinzuweisen scheint. Hierin müßte man Gewißheit zu gewinnen suchen.

VI. Zwischen den Antennen von B befindet sich ein geriffelter Zapfen. Einen solchen besitzt auch C, und es ist ganz klar, daß er hier die Spitze der Angel ist, die durch ein Loch der Knaufplatte bis in den Knick des die Antennen verbindenden Steges geschoben und infolge der Vernietung von Griff und Klinge unbeweglich wurde. Ein auffallender Umstand, der dabei zu berücksichtigen ist, wird unter IX zur Sprache kommen.

---

[1]) Mit A ist der Königsberger Abguß, mit B das Blellsche Schwert in der Marienburg Nr. 101, mit C das Antennenschwert aus Braunsberg im Prussia-Museum (siehe meine Bronze-Analysen, S. 21, Abb. 20) bezeichnet.

[2]) Nämlich: der gerundete Ausschnitt in der Parierstange ist bei A etwas mehr nach unten gezogen, als bei B, und infolgedessen haben die von seinen Enden ausgehenden Ränder eine steilere Richtung als bei B.

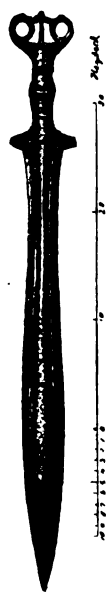
[3]) Dieser Satz bedarf einer Einschränkung. In meiner oben erwähnten Abhandlung (Mannus 9) habe ich S. 174ff. den Doppelguß und den Überfangguß von Bronzeschwertern der Periode V der Bronzezeit behandelt, wobei Griff und Klinge ohne Nietung miteinander verbunden sind; vgl. dort auch die Abbildungen S. 173f. und Taf. XVII, 12. G. Kossinna.]

Digitized by Google

Bei B ſpringt das geſchilderte Verhältnis aber nicht in die Augen. Sie ſchreiben: „An der unteren Knauffläche erkennt man am Original noch die Größe und Beſchaffenheit des Angellochs; das von Blell mit der Klinge zugefügte Angelende füllt die urſprüngliche Öffnung mit dem Knauf nicht ganz aus und iſt wohl dem Braunsberger Fund nachgebildet". Ich kann das nicht erkennen und bemerke, daß das Angelende von C an der Baſis im Durchmeſſer

A
Pruſſia-Muſeum, Königsberg.

B
Samml. Blell, Marienburg.



C
Braunsberg, Pruſſia-Muſeum, Königsberg.

7½ mm und das von B 6 mm hat. Das betreffende Loch von C läßt der Angel einen nur geringen Spielraum und iſt rund, während das, was Sie als urſprüngliches Loch von B anzuſehen ſcheinen, ein unregelmäßiges Oval von verhältnismäßig erheblicherem Umfang geweſen wäre. Daß Blell nach dem Vorbild von C gearbeitet habe, iſt mir deshalb nicht glaublich. Ein rundes Loch von beliebigem Durchmeſſer herzuſtellen, wäre ja nicht ſchwer geweſen.

Ich kann mich aber überhaupt nicht überzeugen, daß in die Knaufplatte von B ein Loch gemacht, und der das Angelende vertretende Zapfen

Digitized by Google

hindurchgeschoben ist. Vielmehr scheint mir der Griff von B im ganzen gegossen zu sein und der Zapfen nur ornamentalen Wert zu haben. Ist das richtig, so stände der Griff von B mindestens auf einer jüngeren Stufe als der von C.

VII. Alles in allem genommen neige ich zu der Annahme, daß der Griff von B eine Fälschung ist, deren Verfertiger ganz äußerlich einem Vorbilde folgte. Und ebenso scheint es mir um A zu stehen, das aber nicht nach B gearbeitet, sondern davon unabhängig ist. Außer I, II, IV kommt hierbei das Fehlen von Loch und Angelende in Betracht. Eine wirkliche Kopie müßte beides aufweisen.

VIII. A und B stehen dem Braunsberger Schwerte (C) überaus nahe, und wie meine Nachweise Bronze-Analysen S. 22 ergeben, ist C von äußerst seltener Form. Es wäre sehr auffallend, wenn dieselbe durch zwei ostpreußische Originale (B und C) vertreten wäre. Berücksichtigt man aber neben vorher gesagtem, daß C früher als A und B bekannt geworden ist, und liest man Prussia-Berichte 1880/81, S. 90.

> ... „Schötel...eines Mannes, der in nicht ungeschickter Weise einen Streithammer des 15. Jahrhunderts dreizehnmal nacharbeitete und der Prussia nicht freundlich gesonnen war, weil sie sein Verhalten in bezug auf Verkauf von Altertümern nicht gutheißen konnte"

so erhebt sich der dringende Verdacht, daß Schötel sowohl A wie B nach C hergestellt hat, an dessen Echtheit kein Zweifel aufkommen kann (vgl. auch die Analyse seiner Bronze). — Die Fundstelle von B kann hierin nicht beirren, da die Fundumstände unbekannt sind, und A ist, wie ich früher mitteilte, im Jahre 1884 ohne besondere Angabe mit einigen Raritäten gekauft.

IX. Über C bemerkt das Inventar der Prussia I, S. 21, Nr. 52: „Das bronzene Heft mit Gewalt abgebrochen". Daß dies Schwert zerbrochen in das Museum gekommen ist, obgleich es nach einem Bericht über seine Auffindung im Braunsberger Kreisblatt [1]) der Erde heil entnommen zu sein scheint, wird dadurch bestätigt, daß Klinge und Heft gesondert haben gewogen werden können (Bronze-Analysen S. 21, Anm.). Wie der Bruch beschaffen war, ist heute nicht mehr zu erkennen, denn die einzigen Schäden des Schwerts bestehen darin, daß aus einer Hälfte der Parierstange beiderseits unter den Nieten — es sind ihrer im ganzen 4 — ein Stückchen ausgebrochen ist und nach der Patina (Moorpatina) zu urteilen, sind die Verletzungen alt. Vermutlich sind also die Nieten — obgleich sie sich nicht von dem übrigen Schwert unter-

[1]) Dieser Bericht wird ergänzt durch ein Schreiben des Herrn Höpfner vom 15. September 1851 (in den Prussiaakten), worin es heißt: „obschon sich dort kein Berg befindet, und das Land sich nur nach der geringen Höhe vom Dorf Schilgehnen neigt, so nennt man die Gegend doch den Fuchsberg. Die Waffe hat etwa 2 Fuß tief in Moorerde gelegen und wiegt mit dem Heft 1 Pfund 20 1/2 Lot". (Die Gewichtsangabe 2 Pfd. 20 1/2 Lot im Braunsberger Kreisblatt ist also ein Druckfehler. Das heutige Gewicht beträgt im ganzen 795 g.)

Digitized by Google

scheiden — neu, und höchst wahrscheinlich ist die Zusammensetzung durch Schötel vorgenommen, denn nach Heydeck, a. a. O., S. 128 ist sie schon 1851, also gleich nach der Auffindung erfolgt, und Schötel war anfangs mit der Aufsicht über das Antiquarium der Prussia betraut. Als ganzes Stück zeigt sich das Schwert denn auch in einer kleinen unausgeführten Zeichnung, welche sein Inventarisator (Hagen) bei seiner Eintragung ins Inventar gemacht hat. Aber, wie bemerkt, ist diese Zeichnung nicht ausgeführt. Es fehlt in ihr eine Andeutung der erwähnten Ausbrüche und der Nieten, und wenn dies auch mit der Kleinheit dieser Züge entschuldigt werden kann — es fehlt in ihr auch das Angelende, und dies kann nur als Flüchtigkeitsfehler angesehen werden. Hierdurch wird es aber verständlich, weshalb auch A dieses wesentlichen Bestandteiles ermangelt: Sein Verfertiger wird unter dem Einfluß der Zeichnung gearbeitet haben, und da sie ihn auch auf ein Angelloch nicht hinwies, fehlt auch dieses in seinem Abguß. Da er in Eisen ausgeführt ist, sollte er übrigens wohl nur ein Versuch sein, und da er sich geschäftlich nicht anders verwerten ließ — wenigstens nicht in Königsberg, wo man das Bronzeoriginal kannte — kam er in den Trödel, aber er war immerhin so gut gelungen, daß sein Verfertiger eine Bronzekopie wagen zu dürfen glaubte und sie hat er denn, so nehme ich an, nach vorheriger Vergleichung A's mit dem Original im Anschluß an dieses angefertigt, so jedoch, daß er das Angelende als Teil des Griffs in Guß herstellte — eine Freiheit, die zwar gewagt, aber doch nicht groß genug war, um selbst heute einen ernsthaften Sammler vom Erwerb dieser Kopie abzuhalten.

Aus meiner weiteren Korrespondenz teile ich zunächst mit ein Schreiben vom 26. August 1916:

„Hierbei sende ich Abschrift der Analysen, welche auf Ihre Anregung bewirkt sind.... Ich ließ auch eine Probe von der Klinge entnehmen und untersuchen. Die Klinge halte ich nicht für eine Ergänzung von Blell, sondern von Schötel; hätte Blell sie gemacht, so würde doch in seinen Notizen etwas darüber vorhanden sein. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß er dies Schwert als Ganzes erworben hat aus Schötels Nachlaß mit der Auskunft, daß der Griff alt ist — vielleicht ist er auch selbst erst später zu der Lesart gekommen, daß der Griff alt ist, denn die erste Aufzeichnung in der Kladde heißt: 'Bronzeschwert' usw..... Später ist korrigiert: 'Griff eines Bronzeschwerts' usw.

....Steinbrecht."

Die Analysen, angefertigt von Herrn Professor Dr. Reinhard Blochmann (†) in Königsberg, sind in folgendem Bericht enthalten:

Bericht über die Untersuchung von zwei Bronzeproben, welche Unterzeichnetem von der Kgl. Schloßbauverwaltung Marienburg nebst Schreiben vom 23. Juli d. Js. übermittelt wurden. Die Proben bestanden aus Bohrspänen im Gewicht von je ca. 1 g, sie waren von rötlich glänzender Farbe und bezeichnet mit:

Digitized by Google

A vom Griff des Bronzeschwertes Nr. 101,
B von der Klinge des Bronzeschwertes Nr. 101.
Die Untersuchung ergab für Probe

	A	B
Kupfer . . .	89,33 %	86,06 %
Zinn	6,50 %	6,87 %
Zink	2,74 %	3,63 %
Blei	1,18 %	2,69 %
Eisen	0,16 %	0,71 %
Nickel	Spuren [1])	Spuren [1])
	99,91 %	99,96 %

Den Abschluß meiner Korrespondenz mit Herrn Steinbrecht bildet sein nachstehendes Schreiben vom 16. März 1917:

„Daß Sie beabsichtigen den Gegenstand des gefälschten Schwertes der Blellschen Sammlung im Mannus zu behandeln, hat mein größtes Interesse.....

Ich kam nur schrittweise zur letzten Aufklärung: Blell hatte sich über das Schwert mir gegenüber zurückgehalten; während er über andere — freilich namentlich mittelalterliche Waffenstücke nach seiner Art sehr redselig und offenehrlich erzählen und lehren konnte.

Erst durch Professor Kossinna, der genaue Auskünfte erbat, bin ich veranlaßt worden, die Blellsche Kladde, die zu der Zeit gerade in meine Hände gekommen war, zu durchforschen. Nun verfügte ich über drei Momente:

1. Mein Vorurteil, daß Blell (und sein Rüstmeister Wichmann) seine werktätige Hand bei dem Schwert im Spiel hätten.
2. Über die Mitteilungen von Bujack und Heydeck in den Prussiaberichten.....
3. Die schlecht geschriebenen, merkwürdig verbesserten, unsicheren Notizen über den Erwerb des Schwertes bzw. Griffes in Blells Kladde.

Meine Vorstellungen schwankten hin und her. Ich glaubte zunächst, Kossinna zur Vorsicht mahnen zu müssen bei Behandlung dieses Gegenstandes.

Nun kam der Gipsabguß [2]) in der Prussia dazu und die allmähliche Aufklärung über den früheren Besitzer der Stücke. Zum Schluß Ihre Aufklärungen über den Fälscher.

Ich bin nun ganz klar darüber, daß Blell in gutem Glauben erst das ganze Schwert als echt gekauft hat, dann — nach Auftauchen des Griff-Abgusses — sich und seine Kladde verbessert hat. Aber seine Ansichten sind viel-

[1]) Weniger als 0,1 %.
[2]) So! lies „Griffabguß".

Digitized by Google

leicht auch betreffs des Griffes schon etwas ins Wanken gekommen. Er hat also zum Schluß das Schwert als einen unheimlichen Gast in seiner Sammlung angesehen. Auf den Grund zu kommen, das hat ihm die Unruhe seiner letzten Jahre unmöglich gemacht. Das Rätsel wäre so weiter geschleppt und hätte Blell und seine Sammlung bei uns in einen unheimlichen Verdacht gebracht, als Fälscherstätte oder als Stätte der Hehlerei.

In dieser Hinsicht begrüße ich es mit großer Freude und Genugtuung, daß Sie in scharfsichtiger Sichtung der Nachrichten und minutiöser Untersuchung der Gegenstände hineinleuchteten in das dunkle Gewirr und doch die Wahrheit in Klarheit dargestellt haben."

Verglichen mit der Analyse des Braunsberger Schwertes und überhaupt des Metalls der ostpreußischen bronzezeitlichen Bronzen (vgl. meine Bronzeanalysen, S. 103, Tab. A und B) lassen die obigen Analysen keinen Zweifel, daß die zu dem Blellschen Schwerte benutzten Legierungen modern, oder durch Einschmelzen nachchristlicher Bronzen gewonnen sind.

A. Bezzenberger.

Digitized by Google

Römisches in Paderborn.

(Paderborn an der Lippequelle, bei dem Zusammenfluß von Alme und Lippe, als Helison-Lippe-Drususcastell und Tiberius-Winterlager: ad caput Lupiae fluminis, auf dem limes Tiberii, in der Limitation Trier-Vetera-Paderborn?)

Von Konstantin Koenen, Godesberg a. Rh.

Mit 1 Abbildung und 1 Karte im Text.

Bekanntlich berichtet M. Velleius Paterculus, ein römischer Geschichtsschreiber aus der ersten römischen Kaiserzeit, der als Tribun mit Gaius Caesar den Orient, mit Tiberius als praefectus equitum und Legat Germanien durchzog, ein Mann der sich besonderer Gunst des Kaisers Tiberius erfreute, daß Tiberius nach seinem germanischen Feldzug im Jahre 4 nach Chr. an der Quelle der Lippe — das überlieferte „Juliae" hat man längst in „Lupiae" verbessert — ein Winterlager erbaut habe: ad caput Lupiae fluminis hiberna digrediens princeps locaverat. Man hat das Lager „ad caput Lupiae" bisher meist bei Elsen oder Neuhaus gesucht. Dafür schien zu sprechen: die „sprachliche Identität" der Namen Elsen und Aliso (vgl. Adrana = Eder, Amisia = Ems) und die Lage von Neuhaus an der Einmündung der Alme, ihres größten Nebenflusses, in die Lippe. Mir schien es von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß die Römer ein solch niedrig gelegenes, wasser- und sumpfreiches, von der Paderborner Hochebene beherrschtes Gelände, zu der Errichtung eines Winterlagers bestimmt haben sollten. Das vorher benutzte römische Winterlager in Vetera (Xantener Fürstenberg) und das von Moguntiacum (Hochebene bei Mainz) lagen ja auch, wie später das Legionslager von Novaesium (Neußer-Feld bei Grimlinghausen) und das von Bonn (Kölntor bei Bonn), ganz entschieden an beherrschender Stelle. So fand sich auch bei den von Geheimrat Dr. Dörrenberg in Soest mit allem Eifer sachlich vorgenommenen wiederholten archäologischen Nachforschungen in der Ecke, wo die Lippe und die Flüsse Alme und die Pader zusammenfließen, nichts Römi-

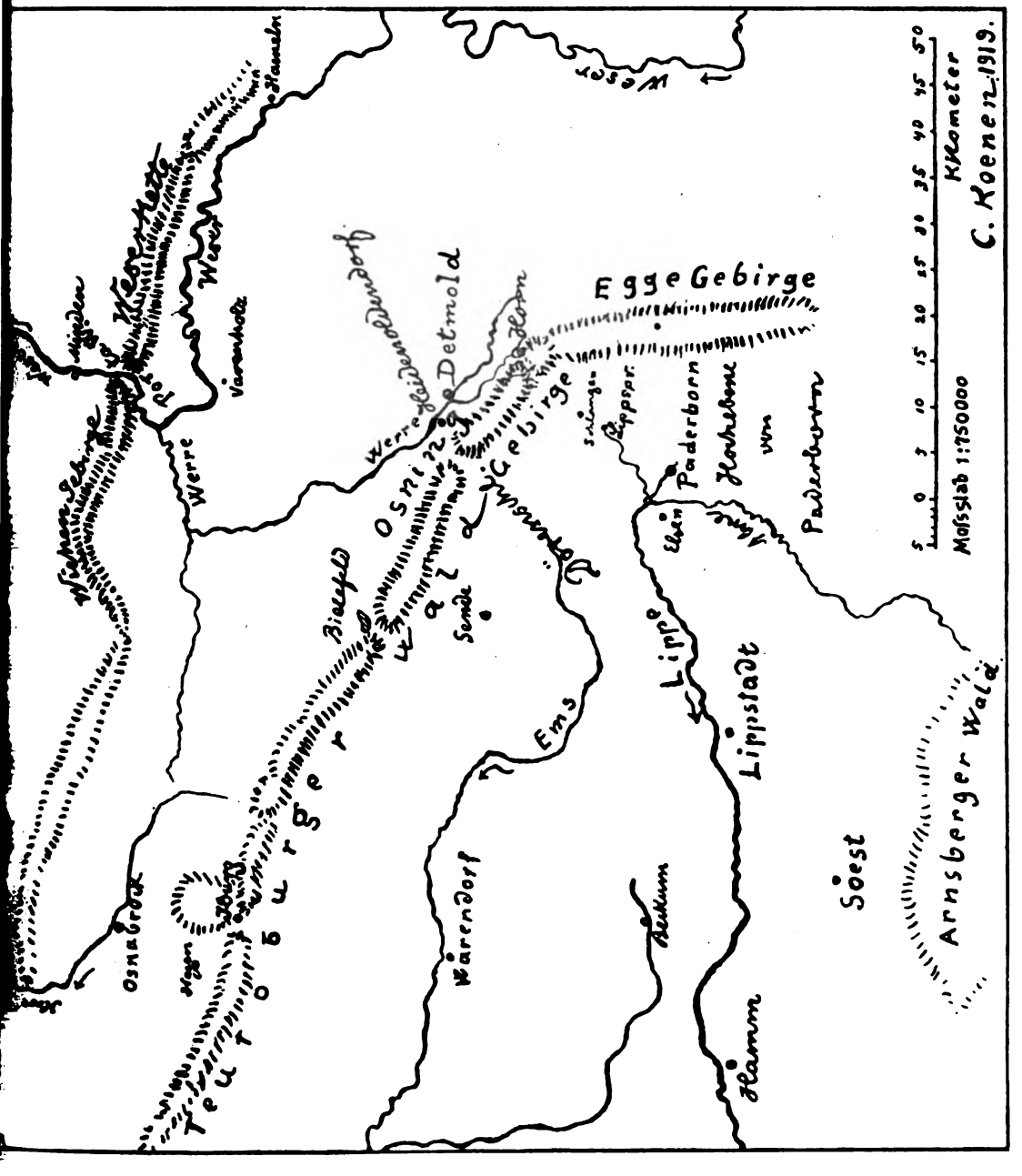
Digitized by Google

sches [1]). Sicher setzen jedoch Grabenreste und Urnenfunde im Riemeker Felde und in Elsen gefundene germanische Leichenbrandurnen das Vorhandengewesensein einer älteren einheimischen Besiedlung dieser Niederung voraus. Es wurden daselbst auch sächsisch-germanische Kulturreste der Zeit um Karl

[1]) Die leichter gebrannte, schwarz geschmauchte, recht kräftig profilierte schöne Urne ist nach der Fundnotiz des Paderborner Museums „von Professor Giesert am Schützenplatz bei Paderborn" gefunden worden. Dieselbe entstammt einer Technik und einem Formenkreis, welche unter massilisch-griechischem Einfluß in der Endperiode der Hallstätter oder früheren Latène-Keramik zuerst auftreten (vgl. Tischler in den Schriften d. Physik. Ges. i. Königsberg, Jahrg. 29, 1888, Taf. I, Fig. 15) und sich fortsetzen bis in die erste römische Kaiserzeit hinein in der bekannten schwarz geschmauchten Latène-Ware (vgl. Koenen, Gefäßkunde VIII und IX, 10, 12, 15 und 17, dazu S. Löschke, Mitt. d. Altertumsk. f. Westfalen V, Typ. 83). Die Urne ist noch heute mit Leichenbrandasche gefüllt. Der von Hähnle (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. Westf. in seinem Aufsatz: Westf. Altertumssammlungen, S. 3) als von derselben Fundstelle herrührend bezeichnete Henkelkrug Fig. 2 ist nach seiner Fundnotiz im Jahre 1854 vom Ökonomen Schmale „bei der dicken Linde" gefunden. Dieser Krug ist in die frühe römische Kaiserzeit zu setzen (vgl. Koenen, Gefäßkunde, Taf. XI, 23—29 das was ich zur Unterscheidung frührömischer Henkelkrüge von den späteren veröffentlicht habe). Dazu S. Löschke, Heft 5, S. 223, 2; zu vgl. die Halterner Henkelkrüge a. a. O., S. 225, Abb. 24 und a. a. O., Heft 2, S. 157, 17, sowie S. 158, 18. Den kleineren römischen Henkelkrug Abb. 3, der rötlich überzogen ist, vermag ich von der gleichartigen frührömischen Ware nicht zu trennen. Die Fundstelle dieses Gefäßes liegt in der Höhe des über Ringelsbruch nach Paderborn führenden „Hellweges". Da wo dieser alte Weg die Alme überschreitet, sieht man ein trockenes Flußbett. Das heißt dort „An der trockenen Alme". Weiter auf Paderborn zu schließt sich daran an ein Gebiet, das wird genannt „Im Balhorner Feld". „Im Balhorn an der trockenen Alme 1846" so lautet die Fundnotiz der noch heute mit Knochenasche gefüllten römischen Urne Abb. 5 meiner Skizze. Es ist die landläufige Gestalt des frührömischen Aschentopfes. Ich habe dieselbe Form Gefäßkunde XI, 19 besprochen. Ritterling hat Mitt. d. Altertumsk. f. Westf. II, Taf. XXXVI, 18 das charakteristische Profil der Vasenlippe aus dem Inventar der augustischen Haltener Kulturschicht wiedergegeben. Auch G. Löschke kennt diese Form aus dem augusteischen Haltern (Profil S. 103 6b und 7). Gleichartig ist auch die von mir Gefäßkunde XII, 2 und 3 abgebildete Urnenform. S. Löschke, Mitt. XV, 94 hat ähnliche Typen abgebildet. Zwischen der Asche lagen die im Paderborner Museum ausgestellten Perlen Abb. 4 und 6 meiner Skizze. Die gerippte Perle fehlt selten in römischen Militärstationen der Kaiserzeit. In einem frührömischen Grabe bei Bonn (Witterschlick) wurde laut Bonner Prov.-Mus.-Inventar, Nr. 19147a, dieselbe Perle gefunden, die, wie zahlreiche Funde verdeutlichen, zum römischen Waffenschmuck gehört. Die andere, Abb. 6, ist eine mit buntfarbigem Auge versehene Schmelzperle. Dr. Hähnle kennt außer Abb. 2 als Paderborner Fund und die im Paderborner Museum befindliche mittelkaiserliche, also für unsere Frage nicht mehr in Betracht kommende Sigillataschüssel mit Reliefschmuck (des Typus Koenen, Gefäßk. XVI, 22 = Dragendorf III, 37) aus Büderich. Das sind nach seiner Auffassung „Gefäße, die durch den Handel in das freie Germanien gekommen sind". — Meines Erachtens läßt sich das so ohne weiteres nur für die Büdericher Sigillataschüssel behaupten; denn in der Zeit der Anfertigung dieser Vase stand kein römisches Heer in der Paderborner Gegend. Die übrigen Funde sind möglicherweise Reste römischer Leichenbrandgräber augusteischer Zeit, welche von kenntnislosen Arbeitern nur bei zufälligen Grabungen angeschnitten und nur in einzelnen Teilen des Grabinventars erübrigt wurden. Bei planmäßigen Grabungen kann dort Grab an Grab sich reihend, gefunden werden.

Digitized by Google

dem Großen bloßgelegt. Diese Funde lassen es höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß eine im Bereich der Alme und des heutigen Elsen befindlich gewesene einheimische Ansiedlung römischer Zeit einen anderen Namen als



Digitized by Google

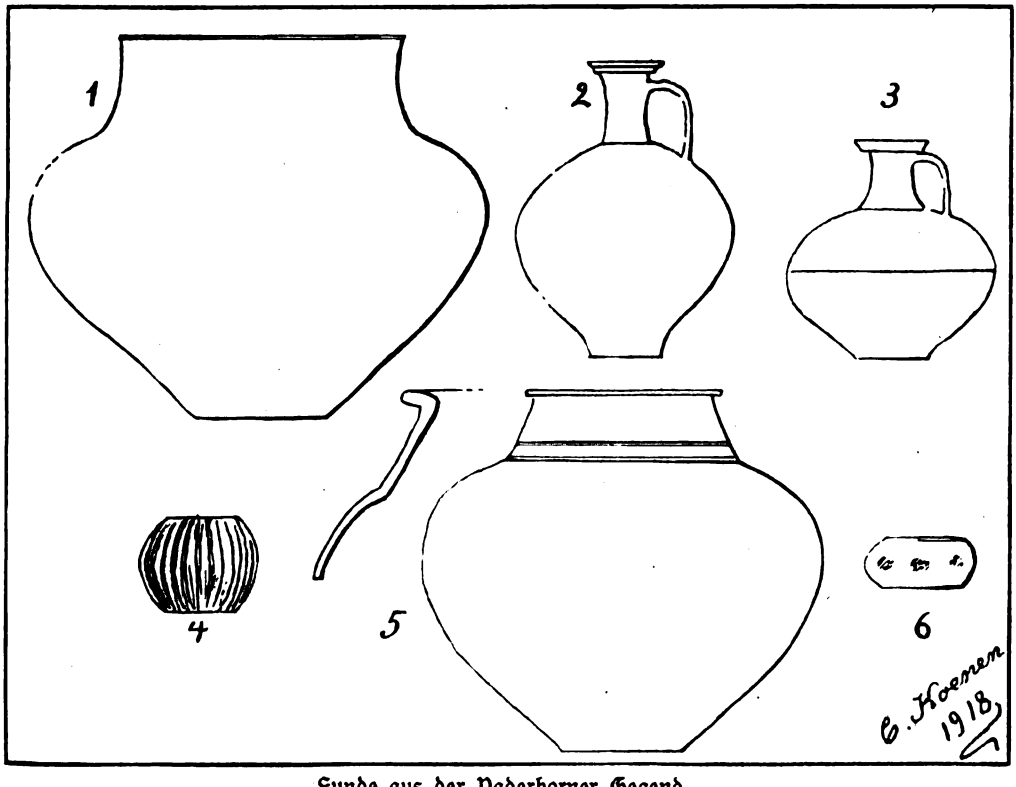
„Aliso" gehabt hat. Daß der Flußname „Alme" mit diesem Ortsnamen zusammenhängt, ist sprachlich nicht gut möglich. Schon vor Jahren führte das Ergebnis einer mit dem Bonner Universitätsprofessor Dr. Frank von mir geführten Korrespondenz zu dem Schluß, daß möglicherweise Dio ein heutiges Eller unter dem Namen „Helison" bezeichnet haben kann[1]). Wenn nun Dio (54, 33) von einem Kastelle spricht, welches Drusus im Jahre 11 vor Chr. am Einfluß des Helison in die Lupia (Lippe) als Stützpunkt der Operationen gegen die Germanen errichtete, dann kann hier die meines Erachtens strategisch nahe liegende Erscheinung vorliegen, daß das Winterlager an derselben Stelle von Tiberius angelegt wurde, wo früher schon Drusus ein Kastell baute und zwar nach obiger Darstellung: bei Aliso an strategisch passender Stelle an der Lippequelle wo Alme und Lippe sich vermischen. Aliso war kein geschlossener Ort, sondern es mußte nach germanischer Weise weit ausgedehnt gelegen haben. Bisher hat man einfacherweise angenommen, die heutige Lippequelle, Lippspringe, sei auch die von den Römern überlieferte Lippequelle gewesen. Man erwog nicht, daß die Alten mitunter einen Nebenfluß für den Quellfluß hielten (vgl. Schulten, Arch. Anz. 1914, S. 315). Die aus 198 Felsöffnungen so mächtig aufsprudelnden, im Sommer kühlen, im Winter warmen Paderspränge in der heutigen Stadt Paderborn unter und an der Nordseite des Domes, vermochten dem Römer, dem Verehrer schöner Quellen, ganz anders zu imponieren als Lippspringe. Und bei einem Verfolge des Lippelaufes von Westen nach Osten erschien diese Pader auch ihrer Richtung nach eher der Quellfluß zu sein als die Flußstrecke Neuhaus-Lippspringe. Auf mein diesbezüglich dem Paderborner Forscher Professor Dr. Alois Fuchs Mitgeteiltes, antwortete dieser u. a.: „Ihre Mitteilungen sind mir sehr interessant. Daß die Römer die Paderquellen als Lippequellen aufgefaßt haben können, ist schon aus dem Grunde sehr einleuchtend, weil die Pader das bedeutendere Quellensystem hat und beim Zusammenfluß mit der Lippe dieser an Stärke nicht nachsteht. Es ist eigentlich auffallend, daß nach dem Zusammenfluß der Name Lippe bleibt. Dies erklärt sich aber wenn die Römer die Pader als Lippe nahmen". Geschah dieses, so war Paderborn die strategisch

[1]) Daß schon nach der lautlichen Beurteilung der hier heranziehbaren Formen ein naher Zusammenhang zwischen Else und Eller an sich möglich ist, würde allein schon der gleiche Wechsel beim Namen der Erle (Baum) beweisen: ahd. (erila und) elira, niederd. eller, niederl. els, die aus alisa und aliza entstanden sind. Vorauszusetzen wäre, daß der Flußname Eller früher auch nur ein l gehabt habe, was ich nicht weiß, was aber, auch nach der Analogie des Baumnamens, sehr wohl möglich ist. Es bleiben aber bei Aliso usw. sehr beträchtliche Schwierigkeiten in den Vokalen, besonders das Verhältnis der beiden alt überlieferten a und e, deren bisherige Beurteilungen eigentlich nur willkürlich sind. Man vergleiche Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2, 223f. und bei Hoops, Reallexikon der Germ. Altertumskunde 1, 60. An letzter Stelle ist auch bereits Aliso mit dem Flußnamen Eller in Zusammenhang gebracht worden.

Digitized by Google

wie historisch passende Örtlichkeit für das überlieferte Alisokastell sowohl als auch für das Winterlager des Tiberius[1]).

Wir wissen nicht, wieviel Truppen Tiberius in seinem Winterlager zurückließ. Es ist aber wahrscheinlich, daß er den wichtigen Platz, die Zwingburg des eben unterworfenen Landes, mit zwei Legionen besetzte. Zwei Legionen lagerten ja auch in dem vorherigen Winterlager der Legionen bei Xanten. Durch die archäologischen Bestimmungen von Zweilegionslagern in Spanien



Funde aus der Paderborner Gegend.

und Deutschland hat sich der von Nissen bereits in seinem Buche Templum S. 35 bestimmte Umfang des polybianischen Zweilegionslagers, ein Quadrat

[1]) Auch die große Bedeutung, welche Paderborn nach den Aufzeichnungen Prof. Schneiders als Kreuz- und Treffpunkt von „vorrömischen und römischen Handels- und Heerstraßen“ hat, gehe ich hier nicht ein, ebensowenig auf Vermutungen von vielfach durchaus begründeter Art wie sie in dem fleißigen, anregenden Schriftchen von Adolf Diedenz (Neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Gesete, 1. Teil. Eberswalde 1899) in bezug auf die Topographie Paderborns zu lesen sind, wo es kurzweg heißt: In Paderborn sind unzweifelhaft Reste einer Römerfestung von bedeutender Ausdehnung vorhanden.

Digitized by Google

von 636 m Seite, bestätigt[1]). Der ältere Mauereinschluß von Paderborn bietet diesen Raum in seiner die weite Talebene beherrschenden Lage. Ziemlich genau so weit von der Alme oder von dem besprochenen Orte Elsen mit seinen einheimischen Kulturresten wie das Standlager Novaesium von dem einheimischen Orte Neuß (Novaesium, nach dem das Lager benannt wurde), liegt Paderborn. Soweit reichen auch die Militärwinterlager der Römer Moguntiacum und Vetera ab von den einheimischen Orten Mogontiacum (Mainz) und Vetera (Birten oberhalb Xanten). Diese Trennung der Soldaten von den Zivilisten der Orte war in der ersten römischen Kaiserzeit militärischer Zwang.

Man hat dazu auch nicht beachtet, daß bereits im Jahre 1854, auf dem außerhalb der Mauern Paderborns gelegenen Schützenplatz, der Abb. 2 dargestellte Henkelkrug gefunden wurde, der vielleicht auf ein dort von kenntnislosen Arbeitern angeschnittenes römisches Gräberfeld der ersten römischen Kaiserzeit weist; denn der Krug gehört in die erste römische Kaiserzeit in der jene Militäranlagen bestanden. Am „Schützenplatz in Paderborn" wurde auch die mit Leichenbrand gefüllte schwarz geschmauchte Urne, Abb. 1, ausgegraben. In der Nähe des über Ringelsbruch nach Paderborn führenden „Hellweges" hat man den Abb. 3 vorgeführten frührömischen Henkelkrug zutage gefördert. Sodann fand man auch „im Balhorn an der trockenen Alme" die Abb. 5 skizzierte Xantener, mit Knochenasche gefüllte römische Urne. Das Gefäß enthielt außer der Latène-Perle, Abb. 6, die gerieftе grünglasierte Soldatenrüstschmuck-Perle Abb. 4, wie eine solche auch in einem linksrheinischen Römergrabe lag. Diese Gegenstände befinden sich im Paderborner Altertumsmuseum. Bei dem über Paderborn, Neuhaus, Thune nach dem Teutoburger Wald in das Werretal führenden alten Straßenzuge ist ein im Paderborner Museum ausgestellter römischer Getreidemahlstein, aus Lava gemeißelt, gefunden worden. Es fehlt also auch nicht in diesem Bezirk an römischen Kulturresten. Die auf verständige Anregung der Römisch-germanischen Kommission in Frankfurt a. M. im Auftrage der Altertumskommission für Westfalen erfolgte „Umschau nach römischen Kulturresten augusteischer Zeit in den Museen und Privatsammlungen Westfalens" (vgl. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. Westf.: Westf. Altertumssammlungen, S. 3) bedarf einer Revision und Ergänzung. Jene Umschau kann nur ohne die für eine solche erforderliche Erfahrung erfolgt sein; denn der Beauftragte kennt nur den Henkelkrug Nr. 2 und einen der mittleren römischen Kaiserzeit angehörenden mit Reliefschmuck versehenen Sigillatakumpen aus Büderich[2]).

[1]) Das „claudische" Xantener Lager ist nach Lehner, Bonn. Jahrb. 119, 2. u. 3, S. 237, zu einem Rechteck umgestaltet, dessen Länge die Breite um 1000 p übertrifft; es hat 632 × 932 = 59,28 ha Flächenraum.

[2]) Auf besonderen Wunsch von Geheimrat Dr. Dörrenberg in Soest habe ich im Herbst 1915 mit mehreren Grundarbeitern, denen als Vorarbeiter der durch seine Reichs-

Digitized by Google

Zu weiterer Beachtung möchte ich noch eine weitere Tatsache warm empfehlen.

Der verstorbene Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Nissen bemerkte nämlich einmal: „die Einsicht, daß die Ortsforschung an die Schriften der Feldmesser anknüpfen müsse, werde sich vielleicht in der Zukunft Bahn brechen". Von welchen Gesichtspunkten ist aber das neu eroberte Gallien und das römischerseits besetzte rechtsrheinische Land Germaniens vermessen worden? — Ich finde eine geradezu verblüffend auffällige diesbezügliche Erscheinung! Ziehe ich nämlich von der hypothetisch angenommenen tiberianischen Zweilegionswinterlagerstätte im heutigen Paderborn eine Linie von Osten nach Westen, dann deckt sich diese mit dem Kardo Maximus des vom Bonner rheinischen Provinzialmuseum aufgedeckten sog. „Claudisch-neronischen Zweilegionswinterlagers" von Vetera (auf dem Fürstenberg bei Xanten-Birten). Militärisch selbstredend muß die kürzeste Verbindung zwischen den beiden wichtigsten römischen Offensivfestungen am Niederrhein als bedeutendste militärische Verkehrsbewegungslinie zwischen den beiden Waffenplätzen durch eine Waldschneise, das ist durch einen „Limes", und zwar da Tiberius es war, der das erste und das einzige rechtsrheinische Truppen-Winterlager errichtete, durch einen Limes des Tiberius hergestellt worden sein. Ein solcher „limes a Tiberio coeptus" wird von Tacitus, Annalen I, 50, genannt; er durchschnitt die Caesia silva (vgl. Gebert und dessen Literaturangabe in dem Bonner Jahrb. 119, S. 188), deckte sich somit mit unserer West-Ostlinie, die den Weseler oder Häserwald durchschneidet. Ziehe ich von der so gewonnenen Limeslinie von Osten nach Westen auf der Linie des Decumanus Maximus des genannten Xantener Zweilegionslagers eine Linie

limesausgrabungen bekannte, trefflich beobachtende Herr Sackert diente, sowohl in Elsen als auch in Neuhaus an strategisch passenden Stellen bis auf den Urboden hinabreichende Versuchsgräben gezogen und auch die umliegenden Ländereien oberflächlich abgesucht. In Elsen ließ ich im Bereich der alten Burgreste Grabungen vornehmen. Im Orte Neuhaus, wo die Alme in die Lippe mündet und auch die Pader aufnimmt, gruben wir in dem bis zu 100 m über NN reichenden nordwestlichen Teil, wo der Schloßgarten und die freien Stellen zwischen den Schloßbauten selbst Raum zu Versuchsgrabungen boten. Wie hier von der Militärbehörde, so wurde mir auch von der Ortsvertretung in Neuhaus das größte Entgegenkommen zuteil. Man gestattete mir sogar auf dem schönsten, höchstgelegenen Punkte von Neuhaus, nämlich vor dem Kirchhofmauereingange auf dem Marktplatze Gräben zu ziehen. Wir gruben auch im Hospitalgarten, wo Dörrenberg, bei früher von ihm vorgenommenen Grabungen, alte mit Eisenschuh versehene Eichenpfähle bloßgelegt hatte. Auf besonderen Wunsch Dörrenbergs nahmen wir sogar unter Beihilfe des Herrn Unternehmers Distelmeyer aus Elsen förmliche Baggerarbeiten im Schlammboden von Neuhaus vor. Herr Distelmeyer grub öfters auch schon früher im Schloßbereich von Neuhaus, wo Dörrenberg Alisо vermutete wie ja auch der mit dem Topographischen dieser Gemarkung zu wenig vertraute Mommsen. Allein weder bei den früheren noch bei unseren Ausgrabungen wurden bisher irgendwelche Spur römischer Kultur angetroffen. Auch die zahlreichen im Laufe der Jahre von der Militärbehörde ausgeführten Erdarbeiten haben kein einziges römisches Fundstück ergeben.

Digitized by Google

genau von Norden nach Süden, dann trifft diese die Hauptstadt der Römer augusteischer Zeit nämlich Augusta Trevirorum (Trier). Es scheint hier somit eine Zenturiation gleich der des von Schulten (Feldmesser S. 30ff. dazu Taf. VI) ausführlich behandelten ‚Ager Campanus' vorzuliegen; maß man von Süd nach Nord und rechtwinklig von dieser Linie nach Osten und geradwinklig nach Westen, so hatte man das einfachste Verfahren, jeden Ort übersichtlich genau aufzunehmen, einzutragen, dessen Entfernung zu bestimmen und abzulesen, kurz: die beste Landkarte.

Es liegen somit jedenfalls recht auffällige Gründe vor, nach denen die Möglichkeit, daß das „erste und einzige römische Winterlager" und auch das diesem nachfolgende Aliso-Kastell, welches bei der Varianischen Katastrophe eine bald vorübergehende Rolle spielte, auf der Baustätte des heutigen Paderborn lagen, eine ziemlich große ist. Hier hat man daher den Spaten einzusetzen, auf dem Schützenplatz, dem Fundort frührömischer Keramik, und auf dem Domhügel von Paderborn. Darin, so darf ich mitteilen, stimmt Universitätsprofessor Dr. Adolf Schulten-Erlangen mit mir überein. In Paderborn ist zum Glück trotz der Bebauung Raum genug zum Graben vorhanden. Die Frage, ob dort ein römisches Lager gelegen hat, kann sicher entschieden werden, so gut wie bei Haltern und Oberaden — Funde können nicht fehlen, erst recht nicht, wenn es Aliso war. Möchten Interessenten privater Art die dazu erforderlichen Mittel, welche von staatlich berufener Stelle flüssig zu machen ich vergeblich versucht habe, stiften, um durch den Spaten recht bald die Entscheidung zu bringen.

Nachtrag.

Strabo-Lippeunterlauf. — Rheinteilung. — Drususkanalisation am Niederrhein. — Lippemündung Xanten gegenüber, dazu Mela. — Aufgabe und Verfall des Drususkanales. — Deichenbau des Drusus. — Zum Quellenfluß Yssel, dessen Beziehung zum alten Lippelauf und Drususkanal sowie dritten Rheinarm. — Hel und Helison am Eltenberg? — Helisonkastell ist hier nicht Aliso. — Drususkastell auf dem Eltenberg. — Römische und fränkische Funde auf dem Eltenberg. — Fränkisches Kastell der Hamaland-Gaugrafen.

Die heutigen Verhältnisse auf die früheren übertragend, verkannte man in der Tat auch den ganzen Unterlauf der Lippe. Man verwies auf Mela (de chorogr. 3, 30), der die Lippe in den Rhein münden läßt. Auch an die Lage des Winterlagers Vetera wurde erinnert: gegenüber der Lippemündung. Allein, zunächst fand ich im Archiv der Strombaudirektion in Koblenz, in dem dort lagernden Plan von Jordan von der Weyhe noch eine Lippe-

Digitized by Google

strecke unterhalb Flürens als „verlendeten alten lipstrangh" aufgezeichnet, begleitet ist dort die Lippe von „Den korten Dyk". Man sieht deutlich, daß dort die Lippe in ihren, nach dem Rhein hin reichenden Ausbuchtungen von dem sich mehr und mehr nach Wesel und Flüren zu wendenden Rhein abgeschnitten worden ist. Bei Deichbrücken und Hochwasserständen strömt das Rhein- und Lippewasser im Verfolge der heutigen Wild auf Elten zu. Von Bislich flutet das Wasser durch das Ysseltal zum Zuidersee. In der bezeichneten Richtung sieht man noch heute ein verlassenes Flußbett, welches streckenweise durch Wassergräben, kleine Seen, ja sogar durch förmliche Niederungen mit Schilf, Sand sowie Wassertümpeln und Wassermassen so klar verdeutlicht wird, als sei es erst kürzlich vom Strome verlassen worden. Ziehen wir auf dieser Strecke die von Chambalu (Stromveränderungen des Niederrheins seit der römischen Zeit. Köln 1892, S. 15) beschriebene alte Ostverlegung des Rheines in Betracht und die verlassenen Flußrinnen unterhalb Eltens nach dem Bett der „Neuen Yssel" bei Westervoort zu, dann gelangt man in das durch die Hochebene von Velep westlich begrenzte Bett des ehemals, zwischen den westfriesischen Inseln Texel und Vlieland mündenden Vliestromes oder rechten, dritten Rheinarmes des Plinius (IV, 13). Da vor Plinius, Vergil (A. 8, 724) den Rhein „Rhenus bicornis" (zweihörnig) nennt und nach Plinius, Tacitus (in den Annalen) nur zwei, die Batavische Insel bildende Rheinarme kennt, muß der dritte Rheinarm in der Zeit zwischen Vergils und Tacitus Mitteilung vorhanden gewesen sein. Der Mitteilung des Plinius geht die Melas (um 40 nach Chr.) voraus, die von dem rechten Rheinarm spricht, der an breitester Stelle Flevo genannt werde und eine Insel desselben Namens umgebe. Noch im 4. Jahrh. nach Chr. nennt Ausonius den Rhein zweihörnig. Der dritte Arm ist nach meiner Ortsbeobachtung erst durch die Aufgabe der Drususkanalisation vom Rhein bewässert worden. Vorher bildete sein Bett Druususkanal, davor Lippebett Strabos, in das als selbständiger Quellfluß die Yssel mündete. Die Kanalisation des unteren Lippelaufes hob diese Lippestrecke, der Verfall der Kanalisation den Druususkanal auf. Eine Mole sperrte, mit gewaltigen Schleusenbauten versehen, die „Alte Waal" vom römischen Rhein Xanten-Kleve ab. Dieser Rheindamm führte die Wassermasse entlang des mit einer Schleuse versehenen, rechten römischen Rheinarmes in die Flußrinne der Lippe. Die Strecke, rechter Rheinarm (Rhenus) — Eltener Berg, die in das Lippewasser Wesel—Empel—Furthausen hineinströmte, führt in den ältesten Flußplänen, die ich aufzutreiben vermochte, nämlich in der 1595 angefertigten Rheinstromkarte von Adr. Anthonie, den Namen „Die Hel". Auf der Karte von Jordan von der Weyhe v. J. 1631 ist dort zu lesen „Helwart" und „Helshamt" (die Abb. vgl. H. Blink, Nederl. usw. Bd. 1, S. 386, Fig. 18 u. Abb. 10). J. J. Slyter in seiner Karte zum Niederrheinischen Geschichtsfreund J. 1883—1884 kennt diesen Wasserlauf, der ein gewaltiger,

Digitized by Google

künstlich durch Drusus dorthingeleiteter war, als „Höllenstrang". Am Fuße des Eltenberges, auf dem ich veranlaßt durch Huverstuhl-Antwerpen ein quadratisches Drususkastell von etwa 133 m = etwa 450 pedes Seite in Quergräben festgestellt habe, mündete, an der Stelle der heutigen Wild, die Hel. Hier vermischte sich „die Hel" mit der Lippe und die Wassermasse floß in den Drususkanal das ist in die kanalisierte Lippe, die sogenannte „Drusus-Daart" wie die Neue Yssel früher genannt wurde (vgl. Lebebur, Land und Volk der Bructerer, S. 70, Anm. 292). Drusus hat hier die Lippe Strabos in ihrem Unterlauf für seine gewaltige Kanalisation ausgenutzt. So nahm die Lippe auch, wie Strabo sagt, denselben Lauf wie Weser und Ems. Von der Rhenus-Mündung bei Leyden aus bis zur Flevusmündung zwischen den Inseln Texel und Vlieland am Zuidersee gemessen, ist genau so weit vom Rhein als Strabo dieses angibt, nämlich 600 Stadien, gleich 110—120 km. Der von mir auf der heutigen Karte (Andrees Handatlas, IV. Aufl., Karte 69—70: Niederland und Belgien) gemessene, von Jedermann noch kontrollierbare Abstand (115 km) zeigte mir, wie zuverlässig die Angabe Strabos ist, die man bisher nur in ihrem Verhältnis zur heutigen Mündung der Lippe einschätzte. Diese ganze Kanalisation — ausgenommen der Deichbau, welcher noch 63 Jahre nach dem Drususdeichbau, von Paulinus Pompejus vollendet wurde, hatte natürlich mit der bereits i. J. 16 nach Chr. erfolgten Abberufung des Germanicus seine Bestimmung, als Mittel einer Eroberung des Küstengebietes und des Zwischenlandes bis zur Elbe zu dienen, verloren und mußte in Verfall geraten. So war bereits zu Melas Zeit der Drususkanal zum „Rheinarm" geworden, der er auch noch bei Plinius (IV, 13) blieb. Allein, schon zur Zeit der Entstehung der Annalen des Tacitus[1]) war auch dieser nicht mehr als „Rhein" verzeichenbar. Bis zum Ende der Römerherrschaft in diesem Gebiete, blieb, wie Ausonius für das 4. Jahrh. nach Chr. bezeugt, der Rhein nur zweiarmig. Holwerda wies (Int. Arch. f. Ethn. Bd. XXV) nach, daß von Millingen aus die Linge Rhenusstrecke war bis zum krummen Rhein. Der Quellfluß, die Yssel, ursprünglich, d. h. zu Strabos Zeit, jedenfalls nur Nebenflüßchen der Lippe, sodann in den Drususkanal, endlich in den Rheinarm mündend, übernahm das Flußbett der Hauptströmung. Als „Isla" lernen wir bei Alfred in vita Ludgeri die Grenzscheide zwischen Sachsen und Franken kennen. Der Name des Flusses übertrug sich auf das ganze Gebiet und das darin ansässige Volk der Franken, deren herrschendes Geschlecht, die Sugambern den Stammvater der Fränkischen Könige, den Chlodewig gebaren, der ein Salier genannt wird. Inzwischen schob sich, zweifellos durch die gewaltige, von Süden nach Norden gerichtete Rheinsperre des Drusus veranlaßt, der Rhein weiter und weiter nach Nordosten. Das Lippebett wurde angeschnitten in seinem bis Elten erhaltenen alten Lauf.

[1]) Nachdem 70 nach Chr. die Rheinsperre zerstört wurde: Tac. Hist. V, 19.

Digitized by Google

Da auch von Xanten weg, wie bereits Chambalu (a. a. O.) mitgeteilt, der Rhein schon in römischer Zeit sich nach Osten zog, mußte — auch ohne künstliche, wegen des Xantener Legionslagers zweckmäßig erscheinende Mündung — die Lippe dort münden. — Liegt nun auch die Möglichkeit vor, daß das Helison-Kastell da gefunden wird, wo auch das Varusschlacht-Aliso-Lager, dann das Tiberius-Winterlager, wie das an seine Stelle getretene „Kastell" der Aufdeckung durch den Spaten harrt, so muß ich doch fragen, warum nicht das bei dem Zusammenfluß von Lippe und späthistorisch überliefertem Helstrom (Helinius = Waalmündung des Plinius), auf dem Eltenberge festgelegte Drususkastell das Helisonkastell v. J. 11 vor Chr. sein kann. Bedenke man: nach Rückkehr in Freundesland errichtet — die Bataver waren die eigentlichen Freunde der Römer wie die Inschriften und andere Überlieferungen zeigen. So wurde es erbaut, daß das bei den Chatten errichtete Kastell unmittelbar am Rhein, das andere da entstand, wo sich der „Helison" — wie wenig passend erscheint zu dieser Überlieferung das kleine Flüßchen „Alme" oder ein noch kleineres anderwärts, wo man das Helison-Kastell aufgespürt zu haben sich einbildete — mit der Lippe vermischt. Irrt man sich in dem Gefühl, daß man bei dieser Überlieferung erwartet, das Helisonkastell könne erst von Freundesland aus, jedoch nicht unmittelbar am Hauptfluße (Rhenus) sondern in dessen Nähe, wie möglicherweise an der Vermischungsstelle von Lippe und Helstrom errichtet worden sein? — Sicher hat mit dem Aliso nach dem Bestande des Winterlagers das Eltenberger Drususkastell nichts zu schaffen; es kann dasselbe auch — ganz unabhängig vom Helisonkastell durch die bei der batavischen Insel erfolgten Rheinübergänge des Drusus entstanden sein. Das erscheint, rein strategisch beurteilt, am ersten „möglich" zu sein. Es kann „möglicherweise" jedoch auch ein von batavischer Reitertruppe zur Beobachtung der Sugambern besetzter Wachtposten gewesen sein. Was ich in dem unterhalb einer, Gefäßscherben aus dem 4. Jahrh. nach Chr. bergenden Brandschicht (die sehr gut von der durch Sulpitius Alexander überlieferten Verwüstung des Chamaven-Gaues herrühren kann) in dem ein sorgfältig geebnetes Plateau durchschneidenden schönen, römischen Spitzgraben fand, waren bisher nur einige Latène-Gefäßscherben, wie solche auch von Holwerda in den von Batavern gesicherten römischen Schutzanlagen beobachtet worden sind. Von italisch Römischem fand ich nichts. Jedoch lagerte in einem gestörten Graben unbestimmter größerer Ausdehnung, der außerhalb des Kastells auf der ausgedehnteren Plateaufläche des Eltenberges angeschnitten wurde, augusteische Xantener Töpferware; allein es sind nur vereinzelte Stücke. Geradezu massenhaft erschien hingegen in dem die beiderlei römischen Anlagen durchziehenden Umfassungsgraben eines fränkischen Kastells, das zweifellos auf die Grafen des Hamalandes zurückzuführen sein dürfte, die so charakteristische Pingsdorfer spätkarolingische Ware aus gelblich erscheinendem hartgebackenen Ton mit dünnen braunrot geflammten oder gestreiften Be-

Digitized by Google

malungen. Die ältesten von mir auf dem Eltenberg in den Versuchsgräben angetroffenen fränkischen Scherben reichen hier in die Zeit jener dünnen mit leicht eingepreßten quadratischen Grübchen verzierten hartgefritteten gelben oder gelbbraunen Gefäße, die beisammen — auch hier — vorkommen mit den Reliefschmuck-Amphoren der Zeit um Karl dem Großen. Merowingisch-Fränkisches fand ich nicht. Im Anschluß an die Pingsdorfer Keramik tritt das rohe, steingutartig hart gebackene, fränkische und sächsische, dunkel geschmauchte Topfwerk auf, bei dem der Kugeltopf mit völlig abgerundetem Boden eine Hauptrolle spielt. Jene leicht gebackene sächsische Gefäßart desselben Typus oder einer noch roheren Art fehlt. Wo, wie eben hier, jene rohe Ware in mächtigen Brandschuttlagen angetroffen wird, kann mit Recht an die Normannenzüge des 9. Jahrh. erinnert werden. Derartige Brandschuttmassen bedecken rohe Mörtel-Mauerzüge. Rohes und gut gebautes Tuff- und Basaltgemäuer durchschneidet jene Brandschuttlagen. Kreuz und quer darüber erscheinen schöne Mauerzüge der Eltener Abteibauten, die sich sehr leicht mit den geschichtlich überlieferten Eltener Bauwerken in Verbindung bringen ließen und diese in oft recht willkommener Weise ergänzten.

Digitized by Google

Die Windelbahn von Stolp in Pommern.

Von Pastor Magdalinski, Schwessin, Kr. Köslin.

Mit 6 Textabbildungen.

In meiner Vaterstadt Stolp in Pommern habe ich als Knabe mehrmals das sog. „Windelbahnfest" mitgemacht und möchte in folgendem eine Deutung versuchen.

Zunächst gebe ich eine Beschreibung des Festes nach einem Bericht in den Pommerschen Jahrbüchern von 1784, der mit —n (wahrscheinlich Haken, Präpositus an der St. Marienkirche zu Stolp, ein in Pommern sehr geschätzter Chronist) unterzeichnet ist:

„An der Mittagsseite der Stadt, ohnweit dem ehemaligen Fürstlichen Lustgarten, ist ein Platz befindlich, welcher mit einem niedrigen Wall umgeben, 120 Schritt auf der Höhe im Umfange eingeschlossen ist und daher ein Tal formiert, welches etwa 150 Fuß im Durchmesser hat. In diesem Raum ist eine Figur im Rasen gemacht, welche eine besondere Labyrinthische Zeichnung vorstellt, wovon sich aber keine Beschreibung geben läßt, daher ich genötigt bin, solche durch einen Grundriß dem Leser anschauend zu machen (Abb. 1).

Dieser Platz heißt die Windel- oder auch Wandelburg, welche Benennungen alle beide der Sache angemessen sind.

In der Mitte ist ein Hügel mit einem Baum A, wo der Anfang der Laufbahn genommen wird, und in B hat sie das Ende (Abb. 2).

Der Wall ist auch, wie die Zeichnung weiset, mit Bäumen besetzt.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, den ersten Ursprung dieses den Schuhmachergesellen zugestandenen Platzes und der Vergünstigung, ein solches Vergnügen sich zu machen, auszufragen, aber ich bin in meinen Bemühungen nicht glücklich gewesen.

Ehedem hatten die Gesellen der Professionisten wie die Meister, ihre eigene Gewerkslade; als aber 1731 die große Reform der Innungen und Gewerke vorgenommen wurde, mußten die Gesellen ihre Lade abliefern und, wenn je eine schriftliche Nachricht von der Windelburg vorhanden gewesen ist, ist sie bei dieser Gelegenheit verloren gegangen.

Digitized by Google

Nach einer mündlichen Überlieferung ist dieser Platz, welcher zur Burgfreiheit gehört hat, von einer der Pommerschen Fürstinnen Erdmuth oder Anna, andere sagen, von dem Herzoge von Croiy dem Gewerk geschenkt und die Bedingung gemacht worden, alle drei Jahre dies Spiel zu wiederholen — soviel ist gewiß, daß es eine schon über 100 Jahre alte Gewohnheit in Stolpe gewesen, dieses Vergnügen um die Pfingstzeit, obgleich nicht eben alle drei Jahre zu genießen.

Der 3. Juni d. J. war wieder zu dieser Lustbarkeit bestimmt, und ich entschloß mich, solche zum ersten Male mitanzusehen, um mir von dieser Stolpschen Festlichkeit einen näheren Begriff zu machen, vielleicht ist es den auswärtigen Lesern nicht unangenehm, wenn ich davon eine kurze Beschreibung gebe.

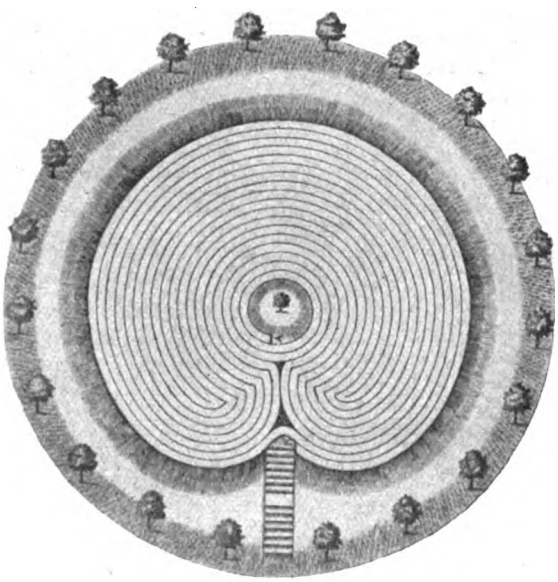


Abb. 1.

Nachmittag um 1 Uhr war die Brüderschaft der Schuhmachergesellen in der Herberge versammelt und zog in Prozession unter Pauken und klingendem Spiel durch die vornehmsten Gassen der Stadt. Voran ging der sogenannte Maygraf in Begleitung zweier Beistände oder Vorsteher, welche aus den Meistern gewählt waren, sodann die beiden zu diesem Fest gehörigen „Schäffer" (Schafner), welche den Maygrafen und die Gesellschaft zu bedienen haben.

Der Maygraf war sehr anständig gekleidet und trug ein breites grünseidenatlassenes Ordensband mit Gold besetzt, von der linken Schulter zu rechten Seite herabhängend und unten mit einer großen Schleife von gestreiften seidenen Bande zusammengefügt; unter der Schleife war in das eine Ende die Jahreszahl und in das andere das Andenken derer mit Goldfaden gestickt, welche dies neue Ordensband verehret hatten, mit den Worten: Präsent der Jungfrauen. Vor der Brust befand sich darauf ein gestickter schwarzer doppelter Adler, wobei man eine Geschichte erzählt, die zu Königsberg sich zugetragen, da ein gewisser Schuhmachergeselle und geschickter Fahnenspieler Hans von Sagan Gelegenheit gegeben, daß die Feinde, welche Königsberg belagerten, die Flucht ergriffen, worauf ihnen vergönnt worden, auf ihrem Willkommen

Digitized by Google

einen doppelten Adler zu ſetzen, der auch nebſt dem Hans von Sagan mit ſeiner Fahne auf dem izt zinnernen, vormals ſilbernen Willkommen der Stolpſchen Brüderſchaft befindlich iſt.

So ausgeſchmückt, einen Hut mit goldener Treſſe und breitem goldenen

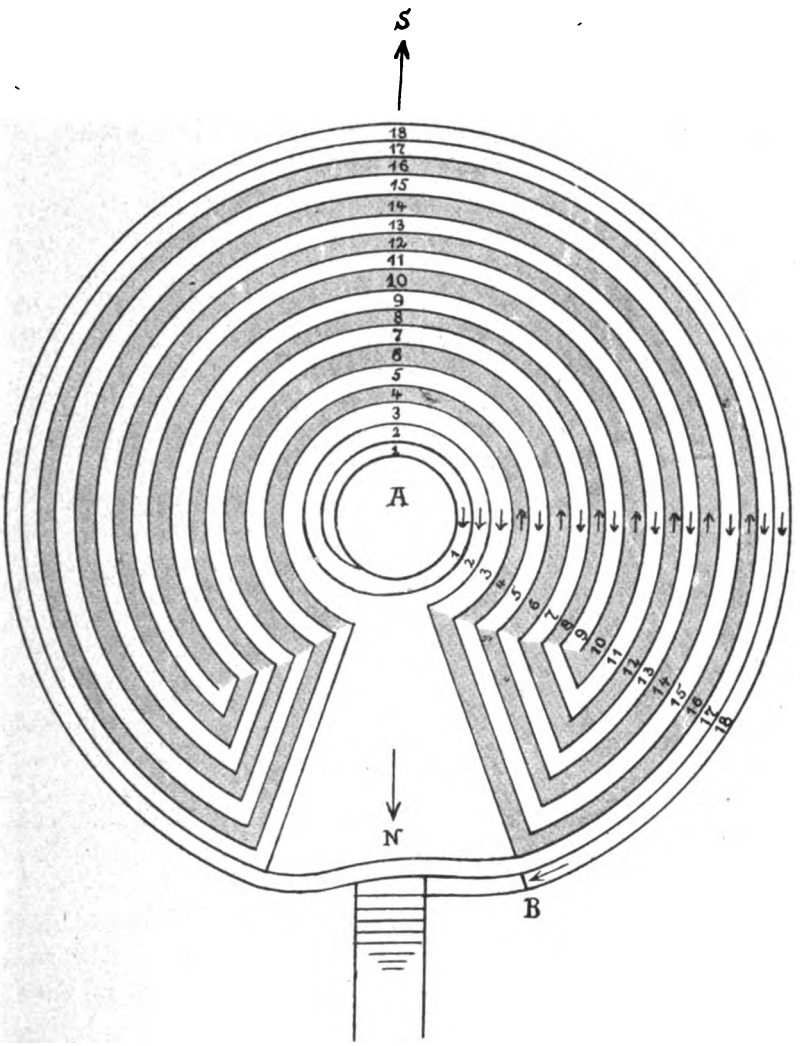


Abb. 2. Windelbahn, Stolp i. Pomm.

Hutband verſehen, auf dem Kopfe, trat dann der Maygraf in die Windelburg und verfügte ſich mit ſeinen zween Beiſtänden und Vorſtehern auf den kleinen Hügel in der Mitte; die Schäffer aber blieben an dem Eingange der Windelburg ſtehen und hielten den Willkommen oder das Trinkgefäß als Aufwärter

Digitized by Google

in der Hand. Sie hatten eine Art von Läuferhüten auf dem Kopfe, weiße Ordensbänder und Schurz, an den Seiten frisiert, in der Hand aber einen Stab, etwa eine Elle lang mit vielen Bändern von allerhand Farben behangen, diesen nennt man Schrievstock, ich glaube aber, er soll Schäffer- oder Scherifstock heißen, denn mit diesen Stäben ist eine gewisse Autorität verbunden, dergestalt, daß, wenn unter den Gesellen Zwist oder Wortwechsel entsteht, die Altgesellen, wenn sie den Stab vorzeigen, Friede gebieten und die Parteien schlichten, Recht und Unrecht sprechen und sie endlich wieder vereinigen können.

Ehe es anging, hielt der Maygraf an die Zuschauer eine komische Rede mit sehr viel Artigkeit und Anstande.....

Sobald er damit fertig war, ging die Musik an und der Maygraf trat bei A in die Windelbahn und verfolgte seinen Gang in allen Wendungen bis er bei B das Ende erreichte, welches gerade eine Viertelstunde Zeit erforderte. Man muß sich aber nicht einen geraden Fortschritt denken, sondern es ist ein ordentlicher Tanz im schwäbischen Pas (Kiebitzschritt, M.). Sobald der Maygraf fertig war, ließ sich ein Intermezzo hören und die Reihe war an den Schäffern, welche zugleich in eben der Art tanzen mußten nur mit dem Unterschiede, daß der eine in A der andere in B zugleich in die Windelbahn trat; folglich mußten sie sich auf dem halben Wege begegnen, welches mit einem Kompliment geschah und der eine dem andern die Bahn abtrat, die er schon vorher durchlaufen hatte.....

Sobald der Tanz aus ist und die Musik schweiget, laufen die Kinder hinzu und sammeln sich die Blumen auf; womit die ganze Windelburg ausgestreut ist. DieGesellschaft aber geht heraus und nimmt die Maylauben ein, welche neben der Windelburg gemacht sind, es sind zwo, eine ist mit Mai umstellter Tanzplatz und die andere, wo sich Tische und Bänke finden, dient denen, die nicht tanzen wollen, um Erfrischungen zu genießen, die da an Wein, Eier, Kuchen, Tabak usw. gereicht werden.....

Um 9 Uhr geht der Zug wieder in Prozession unter Musik nach der Stadt zurück und ein jeder hat seine Tanzjungfer bei sich, da dann die Lustbarkeit in der Stadt noch bis in die Nacht fortgesetzt wird. —"

So haken im Jahre 1784. — So ist das Fest auch zu meiner Zeit gefeiert worden, es ist also im wesentlichen unverändert geblieben. — Haken vergißt oder übergeht einen nicht unwesentlichen Teil — oder er hat zu jener Zeit nicht stattgehabt. —

Auch der Vormittag trug schon festliches Gepräge. Am Morgen des am Mittwoch nach Pfingsten statthabenden Festes wanderten zwei Schuhmachergesellen als Harlekins verkleidet, die hohe spitze Narrenmütze (!?) auf dem Haupte, eine Pritsche in der Hand, mit bunten Bändern reich geschmückt zusammen zum Rathause und begrüßten den Bürgermeister und Magistrat, spielten dort eine Partie 66 und gingen dann — jeder sein Gefolge hinter sich,

Digitized by Google

das jede Minute größer wurde, nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt. Dabei gab es ein gewaltiges Rennen:

Diese beiden Harlekins hießen Bruder Ärmel (auch Bruder Lustig genannt) und Bruder Halbsieben. Woher diese Namen stammen ist völlig unbekannt. Vermutlich sind es Verstümmelungen. — Von alten Zeiten her hatten sie das Recht, in den Häusern um Gaben zu bitten. Das Geld behielten sie, die Eßwaren streuten sie unter ihr Gefolge. Oft genug kam aus einem oberen Stockwerke eine Tüte Mehl oder gar eine Portion Wasser, von ihrer Hand gespendet herunter: Je toller das Treiben, um so besser — übel wurde nichts genommen, auch nicht ein Kuß, dem sie einem gar zu naseweisen Mädel aufdrückten.

Während dieses Treibens sangen die Lehrlinge:

„Unser Bruder Ärmel, der soll leben,
Seine Seele sei vergnügt.
Und sein Liebchen auch daneben,
Weil er sie zu herzlich liebt.
Rühret die Trommel, schenket tapfer ein,
Unser Bruder Ärmel soll lustig sein."

Am Nachmittage zogen sie mit zum Festplatze wo sie die Aufgabe hatten, mit ihren Späßen die Gesellschaft zu unterhalten, auch liefen sie des öftern mitten in den Tanz des Maygrafen und der Schäffer, gleichsam um sie in der Bahn zu stören. Auf dem Rückzuge, der zu meiner Zeit gegen 5 Uhr erfolgte, habe ich sie, die von der Tagesanstrengung ermüdet waren, meist getragen gesehen. Hierzu dienten zwei kleine tragbare Maihütten oder Mailauben.

Eine den Hakenschen Bericht ergänzende Schilderung hat 1910 der Stolper Superintendent Bartholdy gelegentlich der Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt Stolp in seiner Festschrift: „O Stolpa, du bist ehrenreich" gegeben. Dort findet man auch die von Haken erwähnte „komische Rede" des Maigrafen, die aber weiter nichts ist als eine Verherrlichung des Schusterhandwerks von Adam her. Einige Stellen:

„Fang ich mit meiner Rede an
um zu erzählen von dem Ruhme
der Schuhe schon im Altertume...
Ob Adam schon den Schuh getragen....
Allein daß Moses Schuhe trug,
lehrt und das heil'ge Bibelbuch.
.....usw.

Der Schluß lautet:

Der Zweck auf diesem runden Plan
ist Tanz in unsrer Windelbahn.
Mit Freuden tanze ich sie heut,
weil wir erlebt die schöne Zeit.

Digitized by Google

Fürst Croiy, der sei hochgepriesen,
der uns den schönen Tag erwiesen.
Ihr Herren Brüder nun geschwind,
der Spruch ist aus, der Tanz beginnt."

Während Haken trotz seines Forschens keine Deutung des Festes anzugeben vermag, erklärt Barthold y dasselbe als ein Maifest: „Unser deutsches Volk wollte nicht bloß in Liedern und Singen den König Mai begrüßen, sondern in Frühlingsfest und Maispiel wollten sie den Kampf zwischen dem grämlichen Winter und dem sonnigen Mai zur Darstellung bringen."

Er hat unzweifelhaft recht, aber die Bedeutung und den Sinn der einzelnen Punkte des Festes ahnt er auch nicht.

Die beiden Harlekins sind die entstellten Reste der ehemaligen Winter- und Sommergrafen; von einem Kampf dieser beiden ist nichts mehr zu finden, sie sind nur zu Spaßmachern geworden. Aber verschiedene Dinge lassen uns in diesen beiden „Brüdern" das Dioskurenpaar, die Götter- oder Sonnensöhne vermuten. Denn wir haben, wie ich später zeigen werde, ein richtiges Sonnenfest vor uns. — Oft genug wurden sie von den Stärksten im Gefolge auf die Schultern gesetzt und so eine Strecke getragen — sie ritten also — und ihre hohen spitzen Mützen gleichen den *πίλοι* der Reiter auf den antiken Münzen und auf der Stitula von Kuffarn (vgl. Mannus X, S. 165) — den Mützen der Dioskuren, vor allen den Hüten der beiden Reiter auf dem Kultwagen von Stocttweg, die von Just Bing als die Dioskuren bezeichnet werden (Mannus X, S. 159 ff.).

Die Hauptfigur ist aber ohne Frage der „Maigraf", er ist Vertreter der Sonne — die Tanzlinie die Sonnenbahn — von innen nach außen und von außen nach innen getanzt — für ein volles Jahr.

Ich bitte die Leser sich mit der Zeichnung so zu stellen, daß der Aufgang zur Bahn nach Norden weist. Die Linien rechts herum getanzt bedeuten die Sonnenbahn bei Tag, die links herum die Nacht. Dann ergibt sich folgendes Schema I (von innen begonnen)

rechts herum = Tag		links herum = Nacht	
1+2		—	1 Monat ohne Nacht
3	+	16	
5	+	14	3 Monate, in denen Tag kürzer als Nacht
7	+	12	
9	+	10	1 Monat, Tag und Nacht gleich
11	+	8	
13	+	6	3 Monate, in denen Nacht kürzer als Tag
15	+	4	
17+18		—	1 Monat, ohne Nacht
			9 Monate.

Digitized by Google

II (von außen begonnen):

rechts getanzt = Tag		links getanzt = Nacht	
—		18+17	1 Monat nur Nacht
4	+	15	3 Monate, Tag kürzer als Nacht
6	+	13	
8	+	11	
10	+	9	1 Monat, Tag = Nacht
12	+	7	3 Monate, Tag länger als Nacht
14	+	5	
16	+	3	
—		2+1	1 Monat, nur Nacht
			9 Monate.

Zählen wir zusammen, so ergeben sich 18 Monate, und zwar

2 Monate mit ununterbrochener Nacht,
6 Monate, in denen der Tag kürzer als die Nacht,
2 Monate mit Tag und Nachtgleiche,
6 Monate, in denen die Nacht kürzer als der Tag,
2 Monate mit ununterbrochenem Tage.

Hieraus möchte ich schließen, daß das Fest seine Heimat im hohen Norden, jenseits des nördlichen Polarkreises hat.

Ob nun dort im hohen Norden einst 21 Bäume — den Ringwall und die Mitte geschmückt haben, erscheint mir sehr fraglich, ebenso ob selbst in Stolp in ältester Zeit Bäume (Linden?) dort gestanden haben. Werden es nicht 21 Steine gewesen sein? Die 20-Teilung fällt auf. Haken muß gezählt haben! Wollte er eine beliebige Anzahl Bäume zeichnen, so wäre er auf die 4—8—16—32-Teilung oder auf die 6—12—24-Teilung gekommen, nicht auf die umständliche 5 . 4 = 20-Teilung. Es ist gar nicht ausgeschlossen, — sondern eher wahrscheinlich, daß die Sonnenbahn in einen Steinkreis gefaßt war. Wir haben dann in Stolp das Bild der schönsten bisher bekannten Trojaburgen. Weist doch auch der Name darauf hin, und „Windelburg" ist eine Verdeutschung von Trojaburg: **tro**ja, **tro**je, re**tro**, retour, ist mit **dre**-hen = sich wenden, sich

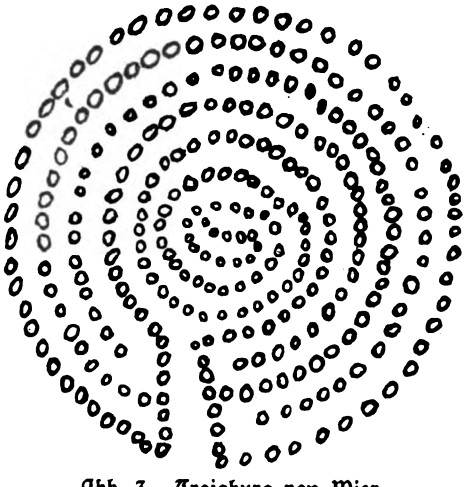


Abb. 3. Trojaburg von Wier.

Digitized by Google

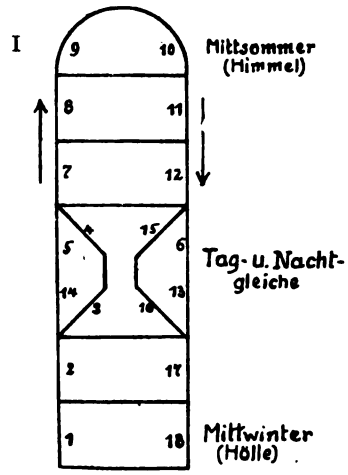


Abb. 4.

II

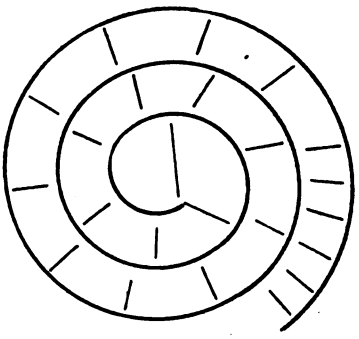


Abb. 5.

winden doch stammverwandt. Haken nennt das Fest noch Windelburgfest während es später nur Windelbahn hieß.

Ich mache noch auf die Ähnlichkeit der Stolper Figur mit den Zeichnungen

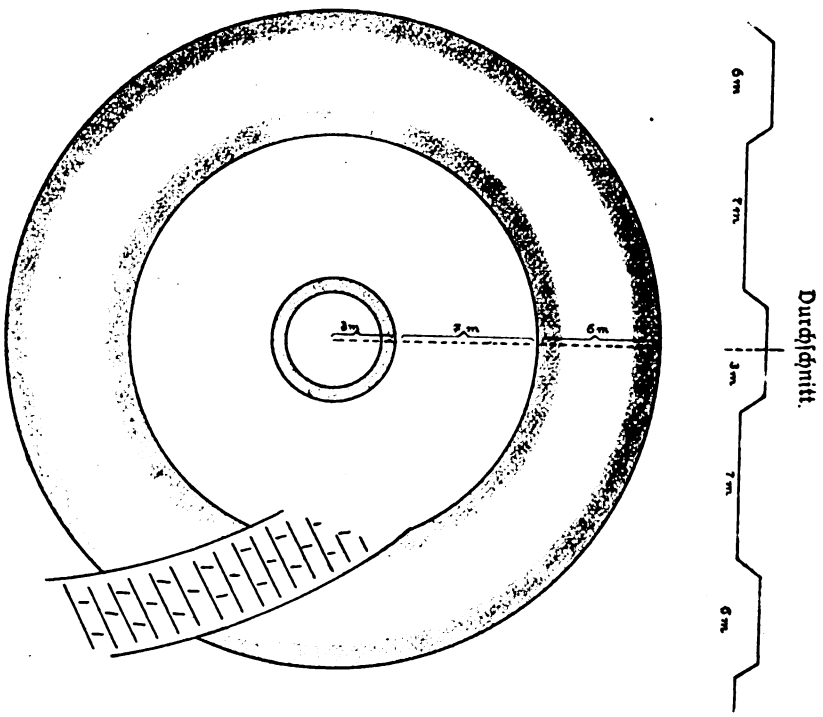


Abb. 6.

Digitized by Google

auf der Kuppe des Pfingsthügels (Nordhumberland) aufmerksam, auch das Stolper Fest war ein Pfingstfest! — vor allem aber auf die Torjaburg auf der Insel Wier (Abb. 3.

Auch die bekannte Münze von Knossos mit dem Labyrinth würde hierher gehören.

Hier in Hinterpommern wird das bekannte Himmel- und Hölleſpiel nicht nur in der Leiterform, ſondern auch in der Schneckenform von den Kindern im Frühjahre gehumpelt (Abb. 4—5):

Meine Behauptung geht nun dahin, daß wir in der Stolper Windelbahn nicht nur eine Trojaburg mit Sonnenbahn des Jahres haben, ſondern geradezu einen Jahreskalender.

Die 20 Bäume oder Steine bezeichnen die Tage der Monate, die 18 Kreiſe die 18 Monate. Der Prieſter hatte es leicht das Datum abzuleſen; Tag- und Nachtgleiche zu beſtimmen, ebenſo Sommerſonnenwende. Tag für Tag trug er ein Zeichen von Stein zu Stein. Waren die 20 Steine zu Ende, war ſtets auch der Monat zu Ende, er merkte den nächſten Kreis an. Von Kreis 18 und Stein 20 mußte er zurückkehren, bis er wieder im Mittelpunkte der Bahn angelangt war, dann waren 18 Monate mit je 20 Tagen = 360 Tage alſo ein Jahr verfloſſen.

Noch einige Schlußbemerkungen: Haken verlegt den Tanzplatz ſüdlich von der Stadt. Nach mir gemachten Angaben befand ſich derſelbe ungefähr an der Stelle, wo jetzt die Schlawer Chauſſee beginnt, alſo etwa 300 m weſtlich vom Schloß. In meiner Knabenzeit auch nach Erinnerung älterer Leute als ich, war dieſer Platz ſchon längſt bebaut. Die Schuhmacherinnung hatte denſelben etwa 300 m weiter ſüdlich verlegt neben die Stolper Gasanſtalt. Da liegt er noch heute — ſeit etwa 20 Jahren unbenutzt. Parteipolitiſche Umtriebe entzogen der Innung die Geſellen und damit die Figuren zum Feſt.

Auf dieſem neuen Platz iſt eine arge Entſtellung dadurch entſtanden, daß der Zugang nicht wie einſt auf den Mittelpunkt los geht, ſondern der Straße folgend ſich an die Wallſeite anlegt (Abb. 6).

Die zum Feſt benutzten Gewänder uſw. lagerten vor zwei Jahren in Kiſten verpackt und harrten der Eröffnung des Stolper Muſeums — ſie harren, ſoviel ich weiß, noch heute darauf.

Digitized by Google

Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920.

Von Robert Beltz.

Die besondere Stellung, die Mecklenburg in der Pflege der Vorgeschichte lange eingenommen hat, beruht nicht nur darauf, daß man hier früh (Herzog Christian Ludwig 1747—1756) gesammelt und ausgegraben hat, sondern auch auf der Kontinuität des Betriebes, indem von Anfang an die Gegenstände zusammengehalten, gebucht und bezeichnet sind und sich zu allen Zeiten Männer gefunden haben, die den Stand der Sammlung erhalten haben. Das Rostocker Universitätsjubiläum 1919 gab Veranlassung, das Andenken eines vergessenen zu erneuern [1]) (Zeitschr. des Heimatbundes Mecklenburg XIV, 1919, S. 14). Hans Rudolf Schröter, geb. 1798, eine sehr vielseitige Gelehrtennatur, der an der Universität Geschichte und Mathematik lehrte und nebenher finnische und lappische Volkslieder sammelte, hat auch der Pflege der heimischen Vorgeschichte seine Aufmerksamkeit und die belebende Kraft seiner genialisch veranlagten Persönlichkeit zugewandt. Er hat auch die engen Beziehungen begründet, welche die mecklenburgische Altertumsforschung von da an mit Skandinavien, zunächst Dänemark, ununterbrochen unterhalten hat, einen systematischen Katalog, der noch heute in Gebrauch ist, verfaßt und gleich ein monumentales Werk, das spätere Friderico-Francisceum, in Angriff genommen. Schröter war erst 26 Jahre alt, als ihn eine schwere Gesundheitsstörung nötigte, seine Tätigkeit an den Landesaltertümern für immer aufzugeben. Sein reiches Erbe bearbeitete sein glücklicherer Nachfolger, Friedrich Lisch (1801—1883), welcher gleich nachdem er die Verwaltung der Schweriner Sammlung übernommen hatte (1835) das Friderico-Francisceum zum Abschluß brachte (1837) und so an den Beginn seiner Tätigkeit ein Werk setzte, wie es Deutschland aus diesem Gebiete noch nicht besaß. Es ist bekannt, daß Lisch in der Folgezeit die von ihm geleitete Sammlung

[1]) Soweit nichts anderes vermerkt, ist Berichterstatter der Verfasser der genannten Artikel.

Digitized by Google

zu der ersten wissenschaftlich geordneten in Deutschland gemacht hat und der Begründer einer deutschen Altertumswissenschaft geworden ist. Als wir 1901 seinen Jahrhunderttag gefeiert haben, konnte Verf. hervorheben, wie Lisch, in dessen gewaltigem Lebenswerke die Vorgeschichte nur ein Teil war, mit einer genialen Nüchternheit in der Beurteilung der Einzelerscheinungen, die seinen Darstellungen einen klassischen Charakter gibt, einen intuitiven Fernblick für weitere Zusammenhänge verband, die erst viele Jahrzehnte später Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. So hat er schon 1866 auf Grund weniger unscheinbarer Knochengeräte eine der Megalithsteinzeit vorausliegende Frühperiode geahnt, schon 1845 die Stufen der vorgeschichtlichen Keramik festgelegt, auch die wendische richtig bestimmt; der Zeitstellung der älteren Bronzezeit kam er erstaunlich nahe, Mäanderurnen und das später „Schläfenring" genannte Schmuckstück erkannte er in ihrer diagnostischen Bedeutung usw. Als Organ in Mecklenburg hatte sich Lisch den Geschichtsverein geschaffen, in dessen Jahrbüchern er seine Forschungen niederlegte. Als 1880 Verf. in jungen Jahren die Nachfolge des 79jährigen Lisch übernahm, fand er die Sammlung in bester Ordnung vor, aber die Tätigkeit an ihr und damit die Altertumspflege im Lande war seit Jahren erstarrt. Diese mußte zunächst wieder belebt werden. Allmählich hat sich dann auch wieder ein Kreis von Interessenten zusammengefunden, aber erst 1906 hat sich eine Organisation dafür hergestellt, indem der damals gegründete Heimatbund Mecklenburg neben den vier Arbeitsgruppen für Landschaft, Tier- und Pflanzenleben, Baulichkeiten und Volkskunde auch eine für Vorgeschichte einrichtete und seine kleine Zeitschrift „Mecklenburg" auch zur Vermittlung der Altertumspflege an weitere Bevölkerungskreise bereitstellte. Es ist diese Verbindung von Heimatschutz und Vorgeschichte etwas so Naheliegendes, daß es befremdlich ist, wie wenige unter den überall rasch emporgekommenen Heimatschutzverbänden sie sich zu eigen gemacht haben. In Mecklenburg gehört Verf. zu den Begründern des Heimatbundes und hat in der begründenden Versammlung die nach seinem Erachten wesentlichen Gesichtspunkte programmatisch zusammengefaßt. (Über den Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler. Mecklenburg I, 1906, S. 8.) Der Heimatbund Mecklenburg hat sich sehr rasch entwickelt und ist wohl die an Mitgliedern reichste Vereinigung ihrer Art in Deutschland. Auch für die Vorgeschichte hat sie neu belebend gewirkt, aber wir haben doch die hohen Erwartungen bedeutend herabstimmen müssen; wir müssen noch immer eine Fülle wertvollen und unersetzlichen Materials ungenutzt verkommen sehen und sind von einer auch nur einigermaßen erschöpfenden Kenntnis des Bestandes an Denkmalsstätten noch weit entfernt. Neuerdings haben wir auch die Volkshochschulbewegung für den Dienst der Altertumspflege nutzbar gemacht; ob mit dauerndem Erfolge, muß sich erst herausstellen.

Zu den Fragen organisatorischer Art gehört auch die der „Heimatsammlungen". Diese erfreuen sich ja einer weitgehenden Popularität und

Digitized by Google

können zweifellos durch Anregung des Interesses und Bergung von Fundstücken viel Gutes schaffen; anderseits sind die Schädigungen, die sie durch Zersplitterung des Materials, Beförderung des Dilettantismus usw. anrichten, so bedeutend, daß gegenüber dem allgemein üblichen Gründerenthusiasmus ein freies Wort darüber an der Zeit schien (Heimatsammlungen und Heimatschutz. Mecklenburg VI, 1911, S. 14).

Eine weitere Stellungnahme war bei der im Laufe des Krieges auch in Mecklenburg kräftig einsetzenden Moorkultur nötig. Die Moore bilden ja ein unschätzbares Archiv für die Vorgeschichte nicht nur durch die Ablagerungen, denen die Floren- und damit Klimatenfolgen unserer ältesten Kulturperioden zu entnehmen sind, sondern auch durch ihre Einschlüsse an Pfahlbauten, Packbauten, Depotfunden usw. (Moorkultur und Heimatschutz. Mecklenburg XI, 1916, S. 8).

Von den Darstellungen aus der mecklenburgischen Vorgeschichte sei zunächst erwähnt: Beltz, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Mecklenburg-Schwerin. Berlin. D. Reimer 1910, Text 415 S., 70 Tafeln. Mit diesem Titel durfte ein Katalogwerk der Schweriner Sammlung bezeichnet werden, denn diese hat ihre Stellung als Zentralstelle für Landesaltertümer noch ziemlich behauptet, und ihr Bestand kann den Anspruch erheben, ein ausreichend vollständiges Bild der Landesaltertümer nach dem Stande der derzeitigen Kenntnis zu geben. So geht das Ziel des Buches über die katalogmäßige Aufzählung des Bestandes hinaus und versucht, neben einer vollständigen Statistik der Funde auch ihre Systematik (typologische und chronologische Zusammenhänge) zur Darstellung zu bringen und die Bedeutung, welche die einzelnen Funde und Fundgruppen für die Vorgeschichte des Landes und für die allgemeinen Probleme der Vorgeschichte haben, zu skizzieren. Dieses erste Unternehmen einer deutschen Sammlung, ihr gesamtes Material vorzuführen, schien eine Ehrenpflicht der Anstalt, die früher die Führung unter den deutschen Sammlungen gehabt hat. Ein Urteil über den Erfolg steht dem Verfasser des Buches nicht zu. Einiger Schwächen, so in der nicht ganz gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Perioden, die durch die äußeren Verhältnisse, unter denen zu arbeiten war, veranlaßt ist, ist er sich wohl bewußt.

Eine populäre Darstellung der Vorgeschichte von Mecklenburg, in der R. Wagner-Schwerin die an das Geschichtliche anknüpfenden Teile, z. B. die Völkerstämme übernommen hatte, war schon 1899 als Heft 1 einer Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen (Berlin, W. Süsserott) herausgekommen und damit zusammen „Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg", (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, Wendische Zeit), in denen das gesamte Material an festen Denkmälern, Stationen und geschlossenen Funden zusammengestellt ist. Der geplante erklärende Text ist nur für die steinzeitlichen Fundstellen fertiggestellt (Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte 64, 1899, S. 78, auch als Sonderheft. Berlin, W. Süsserott).

Digitized by Google

Über die Bedeutung der Karten für die Siedelungsgeschichte des Landes hat Verf. auf der Anthropologenversammlung in Halle (vgl. Korr.-Bl. d. deutsch. anthr. Gesellsch. 1901, S. 10) gesprochen. Die 20 Jahre Arbeit, die dazwischen liegen, haben natürlich die Zahl der Stellen ganz bedeutend vermehrt, aber stärkere Verschiebungen nur für die dritte Karte (Eisenzeit) herbeigeführt; für die anderen sind die damals gegebenen Grundlinien noch heute, nur vertieft und verstärkt, maßgebend.

Eine weitere Zusammenfassung der vorgeschichtlichen Denkmäler findet sich in dem großen Werk, das die Kommission zur Erhaltung der Denkmäler herausgegeben hat (Friedrich Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, Bärensprung 1896—1902, 5 Bände). Am Schluß der einzelnen Abschnitte sind auch (nach meiner Zusammenstellung) „die wichtigsten vorgeschichtlichen Stellen" behandelt. Diese Beschränkung lag im Plane des Wertes, das, wie diese Denkmalwerke durchgängig, auf ästhetische Bewertung eingestellt ist. Für die Prähistoriker steht selbstverständlich der Schönheitswert in zweiter Linie; ein Denkmal ist ihm ein historisches und statistisches Dokument, dessen Wert unabhängig ist von den Zufälligkeiten seiner Erhaltung u. dgl., und wir müssen für unsere Zwecke auf Vollständigkeit drängen.

Sodann hat ein Fleckchen Erde, das archäologisch bisher völlig terra incognita war, das alte Bistum Ratzeburg (zu Mecklenburg-Strelitz gehörend) seinen Bearbeiter gefunden: Friedrich Buddin (unter Mitarbeit des Verf.), Vorgeschichtliche Fundstätten im Ratzeburgischen in Ratzeburger Mitteilungen, Schönberg 1920, Heft 1 [1]).

An Zusammenstellungen einzelner Denkmäler- und Fundgruppen seien genannt: Vorgeschichtliche Denkmäler der Gegend von Parchim. Mecklenburg V, 1910, S. 44; Untersuchungen vorgeschichtlicher Denkmäler 1906. Mecklenburg II, 1907, S. 54; Neuere vorgeschichtliche Untersuchungen. Mecklenburg III, 1908, S. 42; Vorgeschichtliche Funde und Untersuchungen 1907/09. Mannus II, S. 209.

Die Beobachtung, daß noch jetzt in Mecklenburg ganz ursprünglich aussehende runde Wohnhütten in Gebrauch sind, gab Prof. Pagenstecher-Rostock und Verf. Veranlassung, die Frage der Rundhäuser im Altertum auf breiterer Grundlage zu behandeln (Mecklenburg XV, 1920, S. 13).

Steinzeit.

Auch in Mecklenburg tritt neuerdings eine Gruppe von Steingeräten (Feuerstein) primitiver Formengebung stärker hervor, die einem älteren Kulturzustand als dem rein neolithischen zuzuschreiben sind. Bisher sind es nur Oberflächenfunde, die in ihrer Lagerung keinen Anhalt zu einer chrono-

[1]) Eine Vorgeschichte des Landes Stargard (Herzogtum Strelitz) vom Verf. ist gedruckt und wird demnächst in dem Mecklenburg-Strelitzer Denkmälerwerk erscheinen.

Digitized by Google

logischen Einreihung bieten. Von besonderer Bedeutung hat sich die Gegend von Teterow erwiesen, von der R. Asmus (Mannus III, S. 171) ein reiches Material bekannt gegeben hat, das sicher einer sehr alten Stufe der nordischen Steintechnik, vielleicht einer noch älteren als Maglemose, angehört. — Funde hoher Altertümlichkeit sind auch auf dem Fischlande, bei Wustrow-Niehagen, gemacht, auf einem Gebiete unmittelbar an der Ostsee, das wohl die reichste steinzeitliche Fundstelle des Landes darstellt (Jahrb. 64, S. 145, 181. Mannus I, S. 258). Hier ist sogar ein Faustkeil von echtem St. Acheul-Typ aufgetreten. Ob man diesen aber als Beleg einer paläolithischen Besiedelung der Gegend ansprechen darf, muß noch dahingestellt bleiben; auch auf die Bettung im Diluviallehm (Grundmoräne) ist kein Gewicht zu legen, da das Stück in der Lehmwand des Abbruchufers lag, wo eine starke Spaltenbildung und andere Gelegenheiten zu Umlagerungen stattfinden. Über weitere seltenere Funde von der Wustrow-Niehagener Stelle, darunter eine sehr schöne Dreischleifennadel ältester südlicher Bronzezeit, die ja im Norden zeitlich einer Steinkultur entspricht, s. Präh. Zeitschr. VII, S. 207.

Die verschiedenen Gruppen rein neolithischer Gräber, auch mit Leichenbrand, lassen sich jetzt auch in Mecklenburg deutlich scheiden (s. Jahrb. 64). Neue Ausgrabungen an Megalithgräbern (Zarnewanz, Cramon, Blengow) s. Jahrb. 64 u. 66, Steinkisten (Basedow; Friedland, mit Leichenbrand) ebenda; das interessante Grab von Gresse (Jahrb. 66, 129) ist leider ohne jede Sachkenntnis ausgegraben, und es muß zweifelhaft bleiben, ob es sich wirklich um ein Kuppelgrab handelt; die S. 135 aufgezählten Fundstücke stammen nur zum Teil aus dem Grabe, die meisten sind Zufallsfunde.

Von den Untersuchungen steinzeitlicher Fundstellen ist eine besonders wichtige, das Gräberfeld auf der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin im Archiv für Anthropologie N. F. VII, 1908, S. 268 veröffentlicht: Skelettgräber ohne jeden Steinschutz mit reinstem Ganggräberinventar. Ein besonderes Interesse erhält der Fund durch ein ausgezeichnetes anthropologisches Material. Schliz, der es bearbeitet hat (Arch. f. Anthr., a. a. O., S. 276) betont den starken Unterschied von dem typischen Megalithschädeltyp und sieht in den Ostorfern eine besondere Rasse, die in Mecklenburg auch sonst, und zwar merkwürdigerweise auch in Flachgräbern (Roggow) vertreten ist. Wir dürfen wohl in den Ostorfern eine alte Bevölkerungsschicht sehen, die von den herrschend gewordenen Megalithikern zurückgedrängt auf ihrer Insel die alte primitive Bestattungsart und wohl auch Lebensweise als Jäger (fast alle Beerdigten hatten Tierzähne, z. T. in Massen) beibehielt, sonst aber die Kultur der Sieger annahm.

Auch die anderen steinzeitlichen Schädeltypen hat Schliz, a. a. O. besprochen. Von besonderem Interesse ist der hochaltertümliche „Urvolk"-Schädel von Plau (sitzender Hocker mit Hornaxt und Tierzähnen) von extremer Brachykephalie (dazu auch Schliz, Arch. f. Anthr. N. F. IX, S. 214, XIII,

Digitized by Google

S. 169, 177; Fürst, Pleskauer Festschr. 1914, S. 41) und einem Typ, der auch in Skandinavien und im Baltikum einer Bevölkerung anzugehören scheint, die älter ist als die Megalithiker, sich aber, mit Beibehaltung ihres Ritus des Flachgrabes, neben diesen gehalten hat.

Der dolichokephale Typ der Megalithzeit ist auch in Mecklenburg gut vertreten (Blengow, Roggow, s. Schliz, a. a. O.) und neuerdings durch einen Fund aus einem schönen Megalithgrabe von Lenzen b. Goldberg vermehrt worden (das Grab noch nicht veröffentlicht, der Schädel von H. Virchow, Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 255, vgl. auch Schliz, Arch. f. Anthr. N. F. XIII, S. 176, 186).

Über „Hünengräber" im allgemeinen ist Mecklenburg I, 1906, S. 8, die Rede (mit neuen Abbildungen); ein neu bekannt gewordenes, von Friedland, Mecklenburg-Strelitz ist ebenda XI, 1916, S. 42, dargestellt.

Pfahlbauten sind wiederholt beobachtet, aber noch nicht abschließend untersucht (Jahrb. 64, S. 154).

Mehrere Beobachtungen über steinzeitliche Kleingeräte gibt H. Wildhagen in Mecklenburg III, 1908, S. 124 (Feuersteinmesser), VIII, 1913, S. 127 (Angelhaken), XI, 1916, S. 59 (Zirkel?) IV, 1909, S. 14 (Bohrer). Die dabei ausgesprochene Vermutung, daß gewisse Feuersteinbolzen zur Herstellung der Löcher in den Schaftlochäxten verwendet sind, hat durch experimentelle Versuche von Kundt, Mecklenburg VI, 1911, S. 17, eine Bekräftigung erhalten. Einige seltenere Steingeräte (Kjökkenmöddingspalter mit Schliff, Schaftlochaxt von 30 cm Länge) sind Mecklenburg IV, 1909, S. 15, abgebildet.

Durch ihre Lagerung wichtig sind einige Stücke jüngster Steinzeit (Mecklenburg IV, 1909, S. 12), die bei Baggerarbeiten im Hafen von Wismar gefunden sind. Sie gehören nämlich einer Schicht des Hafens an, die von einer Schicht mit Salzwassermollusken der Litorinasee überlagert ist und erweisen, falls man nicht gerade für ihre Fundstelle eine Ausnahme von den sonst im Hafen geltenden Verhältnissen annehmen will, daß die Litorinasenkung ihr Maximum frühestens am Ende der jüngeren Steinzeit erreicht hat.

Über den Gebrauch von Steingeräten im Volksglauben sind Mecklenburg XV, 1920, S. 68, Belege gegeben.

Bronzezeit.

Über eine altbronzezeitliche Dreischleifennadel s. oben.

Die älterbronzezeitlichen Hügelgräber, die reichste und originellste Fundgruppe Mecklenburgs sind Jahrb. 67, 1902, S. 83 zusammenfassend behandelt und neue Ausgrabungen oder Beobachtungen von 39 Orten bekannt gegeben. Auch die wenig beachteten Flachgräber dieser Zeit traten jetzt deutlicher hervor. Merkwürdig ist, daß fast alle Gräber der Periode M III angehören.

Digitized by Google

Die bisher kaum beachteten, zum Teil sehr stattlichen Hügelgräber im Ratzeburgischen haben neuerdings ihren Beobachter gefunden und dabei sind auch ältere Funde aus ihnen neu beleuchtet. Zum Teil gehören sie sicher in die in ganz Mecklenburg auffallend schwach vertretene Periode II. So das durch seinen „Faltstuhl" bekannte Grab von Bechelsdorf (Funde im Lübecker Museum. Buddin, Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 2, 3). Ein anderes wichtiges Grab ist das von Petersberg, dessen reicher Inhalt verloren, aber nach dem guten alten Berichte (Masch und Buddin, Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 1) rekonstruierbar ist und auf Periode III, aber mit Einschlag von II weist (Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 2, 3).

Schöne Ergebnisse hatte eine Ausgrabung von Hügelgräbern von Slate bei Parchim gegeben (Mecklenburg V, 1910, S. 90). Die in einem Tannenholz gelegenen Hügel waren zum Teil reine Dünen ohne archäologische Einschlüsse, zum Teil enthielten sie Gräber, die auf oder in alten Dünen angelegt waren: Steinsatz gering, Beerdigung und Leichenbrand (dieser nicht in Urnen, sondern verstreut) wechselnd, ein Grabraum kreisrund, anscheinend Rundhütte, Inventar Periode III, meist Kleingerät, unter den Beigaben (nicht als Leichenbrandbehälter) auch eine Buckelurne, hier zu Lande eine große Seltenheit.

Aus der jüngeren Bronzezeit stammt ein Prachtstück, ein in einem Moor bei Rothenmoor bei Malchin gefundenes Schwert, das nach manchen Irrfahrten seinen Weg in die Schweriner Sammlung gefunden hat (Mecklenburg II, 1907, S. 126). Das 70 cm lange Stück hat einen vergoldeten Griff und ist von einer den südlichen Antennenschwertern nachgebildeten nordischen Form.

In dieselbe Zeit gehört ein interessanter Grabfund von Gr. Methling bei Gnoien (Monteliusfestschrift 1913, S. 91): Steinkiste, Urne mit den üblichen Beigaben (Messer und Pinzette), großes Beigefäß in Lausitzer Stil mit Tierfigur; Tierbilder auf Urnen kommen ja im östlichen Deutschland am Ende der Bronzezeit auf, sind dem nordischen Bronzezeitgebiet aber fast ganz fremd [1]).

Eisenzeit.

Die ältere Eisenzeit ist in einer zusammenfassenden Darstellung in den Jahrbüchern des Mecklenburgischen Geschichtsvereins, 71, 1906, S. 1, zu Worte gekommen. In diesen Jahrbüchern hat früher Lisch alle Eingänge nicht nur, sondern auch alle bekannt gewordenen Beobachtungen des betreffenden Jahres regelmäßig besprochen und so ein vollständiges und zuverlässiges Archiv der heimischen Altertumspflege geschaffen. Äußere Verhältnisse, Raum- und Zeitmangel, auch das Lästige der unvermeidlichen Wiederholungen haben den alten Gebrauch gebrochen, und an seine Stelle

[1]) Ein Beispiel aus Nordjütland Oldtiden VII, S. 199.

Digitized by Google

sind von Zeit zu Zeit zusammenfassende Behandlungen getreten. Diese haben nun allerdings die verschiedenen Perioden in sehr ungleicher Weise betroffen, und eine Fülle von Ausgrabungen und Eingängen hat der Allgemeinheit noch nicht zugänglich gemacht werden können. Die genannte Abhandlung betrifft 90 Grabfelder, sämtlich Urnenfelder der Stufen Schwantes II—IV, Knorr I—III; die Stufe Schwantes I (Wessenstedt), die auch in Mecklenburg deutlich vertreten ist, rechneten wir damals noch zur Bronzezeit. Die Scheidung in drei Perioden, wie sie in Schleswig-Holstein und Hannover durchgeführt ist und auch in Braunschweig sich bewährt hat (auf die Provinz Sachsen warten wir noch immer) wird auch für Mecklenburg ihre Gültigkeit haben. In der obigen Behandlung ist noch keine zeitliche Trennung der Grabfelder außer der allgemeinen in ältere und junge vorgenommen und wäre auch nicht möglich gewesen, da wir bei der Fülle des hier zu bewältigenden Stoffes uns bei Ausgrabungen meist nur mit Proben begnügen mußten und das Material der einzelnen Felder demnach nur geringfügig ist. Zu den bis 1906 untersuchten 90 Feldern sind seitdem noch 20 gekommen; vorläufige Berichte liegen vor über ein besonders gut ausgestattetes Feld von Mühlen-Eichsen (Mecklenburg II, 1907, S. 126) und eines von Sudenhof (Präh. Zeitschr. XI, XII, S. 212), sowie über einen Fibelfund, wahrscheinlich von Zweedorf (Mannus V, S. 117). Die Ähnlichkeit der westmecklenburgischen Felder mit den osthannoverschen ist so groß, daß auf Gleichheit der Bevölkerung geschlossen werden darf. Die Grabfelder älterer Eisenzeit sind in Mecklenburg außerordentlich stark vertreten; es ist die zahlreichste Fundgruppe der Vorgeschichte überhaupt, in unmittelbarer Umgebung von Schwerin liegen sieben, auf dem Gebiet mancher jetziger Dorfschaften drei, und zwar gehören sie anscheinend ganz überwiegend dem älteren Abschnitt an. Über ein besonders wichtiges Stück älterer Eisenzeit, den in Mecklenburg als „wendische Krone" benannten kronenartigen Ring s. Heimatgrüße aus Mecklenburg 1917, S. 52.

Sehr viel schwächer und auch mit sehr ungleicher Verteilung im Lande kommt die „römische" Eisenzeit vor. Das wichtigste Grabfeld, das von Körchow ist Mecklb. Jahrb. LXXXV, 1920, S. 1, veröffentlicht, eine Eisenschmelze, die dieser Periode zuzuschreiben ist (Ortkrug bei Schwerin) Mecklenburg III, 1908, S. 124, besprochen. Die spätrömischen ovalen Feuerschlagsteine behandelt Warncke, Ratzeburger Mitteilungen 1920, H. 3.

Eine sehr erfreuliche Bereicherung hat die spätgermanische Zeit erfahren durch den glänzenden Skelettgrabfund von Teterow (Präh. Zeitschr. I, S. 379) und anschließende ähnliche Funde von Kittendorf, Rachow, Levitzow (Präh. Zeitschr. II, S. 195, 426; III, S. 166), die sicher gegen 500 nach Chr. fallen. Einen Schädel bestimmt Schliz als typisch nordischen Germanenschädel (Präh. Zeitschr. III, S. 167).

Digitized by Google

Wendische Zeit.

Über die in den Gräbern der slawischen Bevölkerung des Landes liegenden Fragen ist auf der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Weimar 1912 die Rede gewesen (Korr.-Bl. 1912, S. 90), die Schädelbildung hat R. Asmus, Arch. f. Anthr. 1900 besprochen.

Über Untersuchung von Burgwällen liegen neuere Veröffentlichungen nicht vor, ein schöner Burgwall von Testorf ist von Körner, Mecklenburg VII, 1912, S. 52, beschrieben.

Ein besonderes Interesse hat sich der vielberufenen Tempelstätte von Rethra zugewandt. Zu ihrer Erforschung hat sich eine besondere Kommission gebildet, deren Arbeiten G. Osten ausgeführt hat (dessen Berichte Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 981; 1906, S. 1005; 1907, S. 1015; 1908, S. 915; 1912, S. 354). Die Untersuchungen haben sich auf das ganze weite Gebiet des südlichen Tollenseses, wo nach den geschichtlichen Quellen die Tempelstätte zu suchen ist, erstreckt und die alte Vermutung, daß die Fischerinsel bei Wustrow die gesuchte Stelle ist, zu ziemlicher Wahrscheinlichkeit erhoben (dazu auch Verf., Mecklenburg I, 1906, S. 36). Methodologisch wichtig ist, daß neuerdings von dem ausgezeichneten Volksforscher R. Wossidlo die Volkssagen zur Bestimmung altwendischer Kultstätten herangezogen und auf diesem Wege schon sehr bemerkenswerte Ergebnisse gewonnen sind (Mecklenburg XIV, 1919, S. 41, über Rethra Mecklenburg IV, 1909, S. 2, Korr.-Bl. d. Gesamtver. d. Geschichtsvereine 1909).

Digitized by Google

Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns.

Von E. Walter (Stettin).

Wenn ich 1911 im Mannus, Bd. III, S. 140, „die Entwicklung des Stettiner Museums in den letzten zehn Jahren" zu schildern versuchte, so hatte das seinen doppelten Grund darin, die eben ins Leben getretene Zeitschrift anteilig mit periodisch zu bringenden Berichten aus den einzelnen Forschungsgebieten der Provinzen zu versehen, gleichzeitig allerdings den Wert der Stettiner Altertümersammlung bei Gelegenheit ihrer Überführung in das neue Museum der Stadt Stettin auch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Nun sind wieder zehn Jahre verflossen, in denen sich die Weltstürme nur zu sehr in der Forschung und Sammeltätigkeit bemerklich gemacht haben, aber die Mahnung des Herausgebers an einen wieder fälligen Bericht, womöglich in erweiterter Form, zwingt doch zu ernstlicher Erwägung, ob schon wieder Erwähnenswertes in Pommern erreicht ist.

Diese Frage kann aber getrost bejaht werden und wird dem Berichterstatter gerade dadurch erleichtert, daß er in den von der „Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde" herausgegebenen Monatsblättern regelmäßig über die Jahreszugänge zur Stettiner Sammlung und über alles berichtet hat, was etwa in der einschlägigen Literatur zur besseren Erkenntnis der pommerschen Verhältnisse herangezogen werden konnte. Diese von befreundeten Forschern der Nachbargebiete mehrfach willkommen geheißene Einrichtung habe ich deshalb geglaubt zu einer dauernden machen zu sollen, weil sie immer wieder zu einer erneuten Durcharbeitung des ganzen Gebietes der Vorgeschichte zwingt und Hörer wie Leser trotz oder vielleicht gerade wegen gelegentlicher Wiederholungen allmählich zum besseren Verständnis der vielseitigen Bedeutung der heimischen Altertumsforschung hinführen kann, was heutzutage mehr als je wünschenswert ist. Und so läßt sich denn schließlich auch aus dem alljährlich gemachten Fortschritt von Zeit zu Zeit eine Zusammenfassung unschwer gewinnen, die in Verbindung mit einer Rückschau den jedesmal gerade erreichten Standpunkt um so sicherer erkennen läßt.

Digitized by Google

Von vornherein ist aber zu betonen, daß der früher befolgte Grundsatz einer strengen Beschränkung auf die jetzigen Provinzialgrenzen in vorgeschichtlichen Erörterungen um so weniger mehr beibehalten werden kann, als gerade die Teile des heutigen Pommerns erst in verhältnismäßig jungen historischen Zeiten zusammengelegt sind, niemals aber in früheren Perioden eine ähnliche Einheit gebildet haben. Daraus folgt, daß wir uns heute nicht mehr damit begnügen dürfen, wie früher nur Pommerns Fundstücke zu betrachten und etwa in Pommern ansäßig gewesene Völker zu ermitteln, sondern unsere auch weiter zu sammelnden Altertümer sorgfältig mit denen angrenzender Länder zu vergleichen und aus den dort gewonnenen ethnologischen Ergebnissen auch die jedesmalige Besiedelung pommerschen Bodens besser verstehen zu lernen. So viel ist jedenfalls klar geworden, daß älteste Einflüsse von Westen gekommen und mehrfach nur bis zur Oder gereicht haben, daß eine Grenzverschiebung bis zur Rega und Persante gelegentlich erkennbar wird, aber auch in der Eisenzeit Rückströmungen von der Weichselgegend einsetzen, während östlich der Oder weitreichende Vorstöße von Süden sich fühlbar machen; da nun zu allen Zeiten auch seewärts Wechselbeziehungen mit Dänemark und Schweden bestanden, so bietet Pommern in der Vorgeschichte schließlich das Bild eines selten einheitlich besiedelten, häufiger aber als Zwischenglied und Durchgangsgebiet dienenden Landes.

In dem eingangs erwähnten Bericht habe ich S. 140—142 die Anfänge der pommerschen Vorgeschichtsforschung zu schildern versucht, und die vor zehn Jahren gegebene Darstellung ist jetzt als im ganzen zutreffend bestätigt worden durch den Rückblick über die ähnliche Entwicklung der Berliner Gesellschaft in der Zeitschrift für Ethnologie 1919, S. 276; freilich hätte S. 279 unter den Museen, die seitdem neu geordnet sind, auch das Stettiner wohl erwähnt werden können, das gerade Virchow früher schätzte und häufig besuchte, für das neuerdings Provinz, Stadt und unsere Gesellschaft viel getan haben. Nicht ganz einheitlich ist dagegen die literarische Verwertung der im neuen Gebäude gut aufgestellten Altertümer geblieben, für die in den „Baltischen Studien" immer seltener Raum übrig blieb, so daß Einzelnes in den „Monatsblättern" unserer Gesellschaft veröffentlicht werden mußte. Durch die neuen vorgeschichtlichen Zeitschriften ist schließlich noch eine neue Zersplitterung zu dem alten Mangel hinzugekommen. Denn leider hat die alte Teilung Pommerns noch bei Gründung unserer Altertumsgesellschaft 1824 insofern nachgewirkt, daß außer der Abteilung und Sammlung in Stettin noch ein besonderer Ausschuß für das altschwedische Neuvorpommern und Rügen in Greifswald tätig war und besondere Sammlungen nicht nur hier, sondern auch in Stralsund angelegt wurden. Die anfangs regelmäßiger von dort einlaufenden Teilberichte haben mit der Zeit aufgehört; von der Greifswalder Sammlung liegen zwei Kataloge von 1869 und 1897 von Pyl vor, die also unvollständig und außerdem durch Beiwerk gestört sind, über die Stralsunder Sammlung

Digitized by Google

und die Verhältnisse auf Rügen hat Baier vier kleine Schriften 1880, 1886, 1899 und 1904 veröffentlicht, die nicht alles umfassen und nur von einem Bestand an Steinaltertümern von über 22000 Stück sprechen. Gummel hat im Mannus V, S. 300 zugegeben, daß ein Stralsunder Hauptkatalog nie über seine Anfänge hinausgewachsen ist und selbst die „Augmentationsberichte" für manche Jahre ganz fehlten. So war denn auch mein letzter Besuch dieser Sammlungen praktisch wenig ergiebig, und es muß Ersatz in der Tatsache gefunden werden, daß Professor Haas in Stettin seine Heimat Rügen unermüdlich durchforscht und absammelt, vgl. Mannus V, S. 235; seine Sammlung Rügenscher Altertümer ist jüngst vom Stettiner Museum mit über 500 Stücken erworben, katalogisiert, eingeordnet und gewürdigt worden. Für die Greifswalder Berichte entschädigen gelegentliche Aufsätze wie z. B. Pommersche Jahrbücher, Greifswald 1906, VII: Deecke, Die alten vorpommerschen Verkehrswege in ihrer Abhängigkeit vom Terrain; VIII: Drolshagen, Primitive Handgeräte aus der Steinzeit Neuvorpommerns und Rügens. X: Drolshagen, Neuvorpommern und Rügen im Rahmen der älteren Kartographie. Auch die Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald gehören mit folgenden Arbeiten hierher: IX, S. 27: Klose, Die alten Stromtäler Vorpommerns und die Litorinasenkung. S. 161: Pernice, Gräber in Thurow bei Züssow. S. 170: Deecke, Die Beziehungen der vorpommerschen Städte zur Topographie und Geologie. Deeckes grundlegende Forschungen zur Geologie sind schon Mannus III, S. 144 gewürdigt.

Zwar begann Schumann, „Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit" 1896 mit einem kurzen Hinweis auf die Eiszeit, aber eigentlich erst seit 1904 konnte in den Jahresberichten davon die Rede sein, daß die geologischen Forschungen schon greifbare Ergebnisse für die Erkenntnis der ältesten Besiedlung Pommerns gewonnen hätten. Man lernte ältere Formen als die bisher unterschiedenen der geschlagenen und geschliffenen Steinwerkzeuge auch bei uns durch Vergleichung mit westeuropäischen Formen kennen und erörterte auch sofort die Eolithenfrage für Pommern; nachdem Friedel auf Rügen den ersten Eolithen in Deutschland gefunden zu haben meinte, stellte Deecke die Möglichkeit des Vorkommens von Eolithen nicht in Abrede, glaubte aber tatsächlich bezweifeln zu müssen, daß hier vor dem Diluvium verwendbarer Feuerstein zugänglich gewesen sei (Balt. Stud. N. F. IX, S. 217), und so verhielt ich mich in einem Vortrage abwartend (Walter, Ber. d. Stettiner Gesellsch. f. Völker- u. Erdkunde 1904/1905, S. 40), als dann bezüglich der Eolithen ein Kompromiß zustande gekommen, trat man der Tatsache der „untergetauchten Küstenfunde" näher, mußte aber zuvor das eingewurzelte Vorurteil bekämpfen, als ob hier lauter Folgen von Sturmfluten vorlägen. Was dann Deecke zur Aufhellung dieser ältesten Zeiten getan, habe ich schon a. a. O., S. 142 hervorgehoben; die geologisch erwiesene Veränderung der Ostseeküste in der Yoldia-, Ancylus- und Litorinazeit mußte, wie auch im Mannus I,

Digitized by Google

S. 24 ausgeführt ist, in erster Linie die Funde an den Küsten Rügens und Vorpommerns in ganz anderes Licht setzen. Ein Hiatus zwischen dem westeuropäischen Paläolithikum und der nordischen Steinzeit erwies sich nach dem Ausdruck Schuchhardts (Alteuropa, S. 42) schon damals als Legende, nachdem einmal auf die primitiveren Werkzeugformen von geübteren Augen mehr geachtet werden konnte. Und erst recht mußten nun unansehnliche Knochen- und Geweihstücke als Hinterlassenschaft der ältesten nachweisbaren Besiedler unseres Landes gewürdigt werden, die zur Ancyluszeit einwanderten, an Seen und Wasserläufen als Jäger lebten, aber auch hier verzierte Stücke anfertigten wie die schöne Spitze von Gültz, Mannus III, S. 143, Abb. 5. Seitdem habe ich nun aus den Beständen unseres Museums und anderer Sammlungen von dieser Gerätegruppe bereits über 40 Exemplare ermittelt, darunter mehrere verzierte von Stolzenburg und Siedenbollentin, einige sogar im Dresdener Museum von Rügen (Balt. Stud. XIII, S. 204; XV, S. 199). Gestützt auf die Untersuchungen von Menzel, Wiegers, Solger, Hahne konnte nun der Weg erkannt werden, den der Mensch von der zwischeneiszeitlichen Taubacher Station nach Norden einschlug, und als sich während der letzten Eiszeit der jüngere Löß bildete, gelangten die ersten Besiedler auf der Stufe des Magdalenien mit dem endgültigen Zurückweichen des Eises an das damalige Binnenmeer der Ostsee und zu Lande bis Schweden. Klima, Flora und Fauna ergaben sich aus den Bodenschichten und Mooren, die zeitliche Folge von Knochen des Rens, Elchs und Hirsches mußte, wie Wahle, Mannusbibl. 15, ausführte, mit dem Wechsel von Tundra, Steppe und Wald zusammenhängen, so daß Martin Schultze bereits ein Kulturbild jener Zeit entwerfen konnte, Arch. f. Fischereigesch. Heft 2, S. 109. Als nun die Litorinasenkung eintrat, muß inzwischen schon die Steinbearbeitung begonnen haben, deren zahlreiche nun in versunkenen Küstenstationen lagernden Stücke nunmehr gehoben wurden, besonders an der ergiebigen Stelle von Lietzow, auf die wohl Baier zuerst hingewiesen hat, Nachr. über Altertumsfunde 1897, S. 94; sie ist dann von Haas und Stubenrauch ausgebeutet, von Bracht behandelt und in Stralsund und Stettin nicht nur, sondern auch in Berlin (Balt. Stud. XVII, S. 327) und Köln (Präh. Zeitschr. IV, S. 235 mit Abb.) zur Ausstellung gebracht. Haas hat eine ganze Reihe ähnlicher Küstenfundstellen auf Rügen ermittelt, darunter die nach Bracht ältere auf der Insel Vilm, die ich mit Haas besuchte und noch 1918: Mon. Bl. 1919, S. 37, äußerst ergiebig fand, ferner auf Mönchgut, Thiessow, Schnakenwerder, Stubberbank, so daß auch dieser Abschnitt in seinem Verhältnis zu dem etwas älteren Campignien und den etwa gleichzeitigen Muschelhaufen erkennbar geworden und gut vertreten ist. So hat sich also statt des in Ratlosigkeit früher angenommenen Hiatus ein Mesolithikum mit mehreren Unterstufen herausgestellt, dessen Gliederung zu untersuchen Kupka in den Stendaler Beiträgen nicht müde wird.

Digitized by Google

Aber auch für das Neolithikum hat Kossinna schöne Ergebnisse erzielt durch Unterscheidung seiner drei Züge, die nach Südosten gingen von dem alten Megalithgebiet aus, zu dem Westpommern mit Anteil an den Kugelamphoren und der Oderschnurkeramik gehörte, jedoch nicht bis gerade zur Oder, und erst recht an der Ausbreitung nach Osten ist Pommern nun östlich der Oder stark beteiligt (Mannus II, S. 61, 67, 71), was für den zweiten Zug jetzt endlich nach Veröffentlichung der Nachrichten und Karten über etwa 200 Gräber bei Pyritz durch Holsten ersichtlich geworden ist (Mannus 11/12, S. 104). Auch für Keramik und Gräberformen ist es nun möglich, die zeitliche Entwicklung anzugeben, insofern in der I. Periode in Rügen und Vorpommern Dolmen und Dolmenkeramik herrschen, in der II. Hünenbetten mit älterer Megalithkeramik, denen sich später Steinkisten mit Kugelamphoren und Schnurkeramik anschließen. Auch die Typen der Feuersteinbeile gliedern sich immer natürlicher, wenn man mehr auf ihren Durchschnitt als auf die bloße Technik achtet, denn aus den primitiven Formen der Küstenbewohner (Kossinnas „Ellerbek"-Leuten) entwickelte sich das spitznackige, dünnnackige der Dolmenzeit, endlich das breitnackige Beil, das auch weiter in Hinterpommern gefunden wird. Ebenso lassen sich am Ende der Steinzeit die Feuersteinspitzen und Dolche anfangs spitz ohne Griff feststellen (2 Stück in unserem Funde von Buchholz aus der Übergangszeit Mannus III, S. 147, Abb. 1 und 2), dann folgen solche mit quadratischem, rautenförmigem, endlich dreieckigem Griff (Mannus 11/12, S. 256, 274). Nackengebogene Streitäxte dagegen und Rhombenäxte sind für Jütland und Dänemark bezeichnend und nur in einzelnen Exemplaren in Vorpommern gefunden (Präh. Zeitschr. VIII, S. 85, 93). Über die früher mit Vorliebe gesammelten Dolche und Sägen habe ich auch eine Statistik aufgenommen, die 1903 im ganzen 90 Dolche und 40 Sägen ergab, Balt. Stud. VIII, S. 155, dabei das seltene Vorkommen in Gräbern betonen mußte, aber noch bis zuletzt sind 10 Exemplare vorwiegend links der Oder zutage gekommen. Steinzeitliche Depotfunde konnte Kühne 1883 (Balt. Stud. XXXIII, S. 305) nur drei in der Stettiner Sammlung namhaft machen, inzwischen sind sie weit häufiger geworden, und allein aus den letzten Jahren sind 11 Funde eingeliefert, meist aus mehreren Stücken ungleicher Art bestehend und oft durch einen Marktstein bezeichnet. Im allgemeinen hat sich unsere Kenntnis der Steinzeit bedeutend erweitert, und es ist möglich geworden, den Blick in weite Fernen und größere Zusammenhänge zu lenken, in denen Richtung und Art der Beeinflussung der ältesten Bewohner des Odermündungslandes uns bereits verständlich werden; insbesondere hat sich Rügen von jeher als Zentrum der Feuersteinbearbeitung und Exportquelle nach dem Festlande herausgestellt, wo jeder noch heutzutage ohne große Mühe Steinwerkzeuge finden kann, ja trotz aller Statistiken von Hagenow und Baier noch unbekannte Gräber zutage gekommen sind wie das megalithische Grab von Conwitz und die Hünenbetten von Pastitz, Mon. Bl. Bd. 19,

Digitized by Google

37; 21, 10. Rügen allein hat die Wissenschaft um die Namen der Lietzower und Vilmstufe sowei um den Vierwitzer Typ bereichert.

Die Bronzezeit scheint beim ersten Blick in das Stettiner Museum freilich am reichsten vertreten zu sein, und von fremden Besuchern wird man diesem Eindruck häufig Ausdruck verliehen sehen, aber es mag das darin beruhen, daß die steinzeitlichen Pulttische mit ihren langen Typenreihen weniger ins Auge fallen als die größeren Glasschränke mit den so sehr viel mehr Abwechslung bietenden Bronzen in ihrer jedermann verständlicheren Anordnung nach Kreisen oder daß man von früher her die Steinzeit als einen noch zu wenig greifbaren allgemeinen Begriff anzusehen gewohnt war. Während aber die Jahresberichte ständig Neues aus der Steinzeit bringen, eine in anderen Museen keineswegs gewöhnliche Erscheinung, mußten sie nicht bloß während des Krieges nicht selten Lücken in bronzezeitlichen Beobachtungen und Erwerbungen zugeben. Immerhin haben gerade die Stettiner Bronzen dazu beigetragen, Kossinnas System der Bronzezeitperioden aufzubauen. Danach wissen wir, daß von der Steinzeit her Vorpommern bis in Ia und b der Bronzezeit mit zu der westlich wohnenden Gruppe gehörte, mit Ic aber eine Siedlungslücke eintrat, der in II langsame Zunahme folgte nicht ohne Beeinflussung von seiten eines ungermanischen, am rechten Ufer der unteren Oder von Süden her vordringenden Stammes. So ist die Oder damals Ostgrenze der Germanen, aber in einer Zone gegenüber von Stettin herrscht eine Mischkultur. Diese in der Schrift: „Die Herkunft der Germanen" (1911) vorgetragene Ansicht hat Kossinna in der 2. Auflage (1920) dahin abgeändert, daß er den fremden Einfluß sowohl rechts der Oder als auch links ihrer Mündung bis zur Ucker als vorwiegend ansieht. Diese scheinbar geringfügige Abweichung ist gerade für die Stettiner Gegend von Wichtigkeit, denn wiederholt hat hier im Laufe der Vorgeschichte eine Völkergruppierung entweder ihre Grenze gehabt, oder es ist von hier eine Weiterleitung über die Oder ausgegangen, wie auch diesmal. Denn in III bilden sich zwischen Oder und Rega hier zwei Kulturgruppen, und so erklären sich die sonderbaren Formen der großen Beinspiralen, Stollenringe, Hängetutuli, Spitzhütchen, lange Nadeln mit Scheibenkopf; andererseits dringen von Westen her Scheiben- und Spiraltopfnadeln und längsgerippte Halskragen bis zur Persante vor. Auch von den Halskragen kommen die Formen ohne Zwischenstreifen mit durchlochten Enden in IV nur im östlichen Hinterpommern vor. Das liegende Kreuz als Verzierung erscheint auf Halskragen weiter in V, und eine besondere Odergruppe ist durch wechselnde Schrägstriche und Querstege zwischen den Ringen kenntlich, das Kreuzornament aber erhält sich bis in die erste Eisenzeit auf längsgerippten Armbändern. Goldene Eidringe kommen in ihrer jüngsten Art in V auch in Hinterpommern vor, wie die Wendelringe scheinbar in Hinterpommern ihr Erfindungszentrum hatten, ihre Abarten mit Ösen- oder Hakenverschluß trennen sich an der Odergrenze, und bei den Halskragen sondert sich eine Odergruppe von einer hinter-

Digitized by Google

pommerschen ab; überhaupt liegt sogar in IV und V der Schwerpunkt der germanischen Bronzezeit in Nordostdeutschland, und zwar finden sich von 22 Typen 17 nur östlich der Oder. In dieselbe Zeit gehören auch die Möriger und Antennenschwerter, während die Griffzungenschwerter seit II auftreten und nur in wenig Exemplaren bis etwa zur Oder reichen. Der Wolkower Typ ist sogar Pommern eigentümlich, Mannus VIII, S. 118. Ungemein viel pommersche Funde sind in diesen Aufsätzen Mannus VII, 87 und VIII, S. 1 verwendet (vgl. auch Deutsche Vorgeschichte, S. 124 über die Schwerter), so daß für alle Typen die Entwicklung und Eingliederung festgestellt ist, desgleichen für die meisten Depotfunde, an denen auch die letzten Jahre noch Zugänge erbrachten. Der verschollene von Korkenhagen-Resehl ist veröffentlicht Mannus VIII, Taf. II, in Altstorkow lagen 3 massive Armringe mit 2 hohlen zusammen, in Dölzin 2 massive, in Belkow 5 offene Armringe, in Brüsewitz 4 massive offene, in Daber 2 Handbergen, der große Fund von Benz aus der V. Periode lag in einem Tongefäß unter einem großen Steine und ist von H. v. Diest veröffentlicht (Balt. Stud. XVI, S. 175 mit Tafel) und von Kossinna (Mannus VIII, S. 81) gewürdigt. Bei Greifenhagen wurden im Moor Lappenbeil, Dolch und Speerspitze mit Resten des Holzschaftes gefunden, in Woltersdorf lagen in einem Tongefäß 2 Absatz- und 6 Lappenbeile, die mit einem einzeln gefundenen Schwerte abgebildet sind (Mon.-Bl. 1915, Nr. 2, 14). Zahlreich wie verschiedenartig sind die bei den Kanalbauten der letzten Jahre gehobenen Bronzen, unter denen alle Werkzeuge und Waffen, seltener Schmuckstücke vertreten sind und wenn nicht leicht eine Chronologie ergeben, so doch einen lebhaften Transithandel über die Oder nach Hinterpommern beweisen. Zu diesen Baggerfunden gehört auch der Bronzehelm, den Schuchhardt, Alteuropa Tafel XXXI, S. 3 abgebildet und der Hallstattzeit zugewiesen hat, wie auch zu dem unveröffentlichten Funde von Wurchow (Mannus VIII, S. 98) von Kossinna (Mannus IX, Taf. XVII) der Schwertgriff dargestellt ist: mit Dank müssen wir es begrüßen, wenn bei den spärlichen Abbildungen unserer Veröffentlichungen einzelne Stücke anderweitig dargestellt werden. Alle Einzelfunde hier aufzuzählen ist nicht angängig, es mag die Feststellung genügen, daß im allgemeinen weniger Schmuckstücke als Werkzeuge und Waffen gesondert eingeliefert werden, wenn auch gelegentlich eine Doppelspiralnadel oder Beispiele von Handbergen darunter sind. Hervorzuheben sind immerhin Sicheln, von denen einmal 5 in Binow zugleich gefunden sind, Bronzebeile in der Form des Absatz-, Rand-, Lappen- und Tüllenbeils, einmal ein an den Seiten verziertes Randbeil ausgebaggert. Als Seltenheit ist das trapezförmige Hängeblech aus Bronze von Gültz wegen seiner Größe und geschmackvollen Verzierung aus Periode I—II schon aus Mannus IX, S. 156 bekannt. Auch von den kunstvollen Gebilden der Luren ist ein Beispiel in Dabertow, Kreis Demmin, entdeckt und hat Pommern in den Kreis dieser ansehnliche Musikausübung verratenden Kultur ein-

Digitized by Google

bezogen (Präh. Zeitschr. VII, S. 85). Unter den Grabformen sind zu den Feststellungen Schumanns kaum Neuerscheinungen beobachtet, dagegen für einige Gruppen neue Fundorte dazugekommen, auf Rügen Hügelgräber, weit verbreitet Urnenfelder, aus denen häufig wenig charakteristische Tongefäße oder gar nur Reste ohne Beigaben abgeliefert werden. Zu den Abb. 5, 6, 8, Mannus III, S. 145 können nun die Reihen der Gefäße des Gräberfeldes auf dem Hauptfriedhof zu Stettin (Mon.-Bl. 1914, S. 97) sowie der Steinkistengräber von Neuhagen, Kreis Neustettin (Mon.-Bl. 1914, S. 151) hinzugefügt werden, um den verschiedenen Grabbau und die Gefäßformen zu veranschaulichen; letztere gehören schon zur hinterpommerschen Gruppe der Mützen- und Gesichtsurnen aus der Übergangszeit, in ihrem wohlbekannten Verbreitungsgebiet sind noch Fundstellen bei Soltnitz, Altliepenfier, Labehn (wohlerhaltene Gesichtsurnen mit Ohrbehang und Bauchverzierung Mon.-Bl. 1910, S. 74 abgebildet), Mersin, Schwerinstal u. a. hinzugekommen. Inzwischen hat sich aber östlich der Oder die Lausitzer Kultur in III nach Norden vorgeschoben; ihre Keramik reicht mit dem Aurither Typus in das südliche Hinterpommern hinein, und dessen imitierte Schnurverzierung brachte Goetze darauf, einen Zusammenhang unserer Obliwitzer Hausurne mit Italien anzunehmen (Denkm. d. Kreises Lebus, S. XIV). Diese Hausurnen sind letzthin mehrfach abgebildet wie bei Kossinna, Vorgeschichte, S. 141 und Behn, Präh. Zeitschr. Bd. 10, Taf. 2, nach denen sie das Viereckshaus auf Pfählen aus dem Gebiet der unteren Weichsel vor Augen führen, wo sich in der frühen Eisenzeit ein ostgermanischer Stamm, durch Zuströmen nordischer Elemente verstärkt, eigenartig entwickelt und abgesondert hat. W. La Baume hat in der Vorgeschichte von Westpreußen S. 54 das Gebiet dieser Gesichtsurnenkultur nach den Feststellungen von Kossinna und Kostrzewski nicht ganz genau in eine Karte eingetragen, die bei uns bis zur Rega und in Schlesien bis zur mittleren Oder reicht, daneben die nur um weniges weiter vorgeschobenen Gräberfelder und Grenzen der Ostgermanen in der Spätlatènezeit nachweist. Die Völkerbewegungen dieses Abschnitts werden nun immer mehr durch historische Namen gestützt, von Bornholm aus besetzen die Burgunder die Pommersche Küste zwischen Oder und Persante, die Rugier von Kolberg bis Elbing, bis die Goten als neue Völkerwelle skandinavischer Abkunft an der Weichsel Fuß fassen und die Rugier ihnen nach Westen ausweichen, endlich alle nach Süden abwandern. Die wachsende Schätzung des Eisens führte nun auch in Hinterpommern wie in der Bronzezeit zu einer bedeutenden Höhe der Schmiedekunst, wie die Steintechnik in Vorpommern und Rügen geblüht hatte. Das hat Jahn (Mannus V, S. 75) unter Ermittelung der von der Schweiz und dem Main-Rheingebiet ausgehenden Einflüsse nachgewiesen, nach Kossinnas bahnbrechender Arbeit über verzierte Lanzenspitzen (1905) die Grenze zwischen Ost- und Westgermanen an das untere Oderufer gezogen und die Haupttypen der Schwerter und Lanzenspitzen gesondert, wobei als wichtige Fundstellen

Digitized by Google

in Pommern besonders Koppenow und Butzke zu nennen sind. Überhaupt haben sich jüngst Eisen- und Brandgrubenfunde gemehrt, oft in Fortführung früherer Gräberfelder wie in Dietkow, Glien, Dammhof, in Dramburg ist ein ausgedehntes Grabfeld abgetragen, in Zozenow hat sich Bernstein darin gefunden, in Pasewalk lag der Friedhof mit Leichenbrand und Brandgruben außerhalb der Stadtanlage in dem vom Tale ansteigenden Sandgelände wie der heutige Friedhof (Mon.-Bl. 1912, S. 34). Technisch untersuchte Deecke die Graphitierung der Tongefäße, Schumann und Coutil stellten fest, daß der Amboß nur in 3 Exemplaren von Dietkow und Pleßlin in Pommern, sonst aber in Skandinavien und Deutschland überhaupt nicht vorkommt, erst wieder häufiger in Frankreich und der Schweiz. Und einzelne Basaltlava-Mörser in Vorpommern beweisen den Export von Niedermendig bei Mayen (Walter in Balt. Stud. XIX, S. 278 und Mannus VII, S. 356). Neben der Typenkarte über die Latènefibeln haben nun die Bände 18 und 19 der Mannus-bibliothek von Kostrzewski die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit ausführlich behandelt einschließlich der 28 Funde aus Pommern, und in die Karte ist die mutmaßliche Grenze des burgundischen und wandalischen Gebietes südlich der Netze eingetragen; immer deutlicher heben sich Straßenzüge von Westen über Pasewalk und Eberswalde zu den Oderübergängen bei Stettin und Freienwalde heraus, auch Burgen wie bei Schöningen mit Hausresten und Pfahlbauten wie bei Butzke sind beobachtet. Dieser früher so wenig beachtete Zeitabschnitt hat also in Hinterpommern eine selbständige und hochentwickelte ostgermanische Kultur erblühen lassen.

Die Zeit des römischen Einflusses geht vielfach direkt aus jener hervor, so daß eine scharfe Scheidung wie bei den Fibeln nicht immer leicht ist. Die Zeit erscheint in ganz neuer Beleuchtung, seitdem wir aus Almgrens Fibelwerk 1897 die Selbständigkeit der Germanen gegenüber der römischen Provinzialkultur erkannt haben, auch der Import römischer Bronzegefäße, Gläser und Statuetten (Sigillata-Gefäße sind merkwürdigerweise in Pommern noch nicht gefunden) ist nicht mehr so rätselhaft, sondern hat sich durch Vermehrung der Funde als Beweis von Handelsbeziehungen ebenso wie von Modeströmungen herausgestellt. Ganze Grabfelder wie das durch alle Perioden reichende, leider nicht systematisch untersuchte von Sinzlow-Glien erbrachten Mäandergefäße, Fibeln und römische Münzen, in Dramburg schloß sich Römisches an Vorrömisches direkt an, in Tenzerow fand ich ganze Reihen von Gruben mit Rädchenmäanderscherben dicht bei einem Wendenkirchhof (Walter in Balt. Stud. XVII, S. 333), Skelettgräber und Bestattung in Totenbäumen nehmen zu, die Grenze des ostgermanischen Strichmäanders und des westgermanischen Rädchenmäanders verläuft ungefähr an der Oder, wie sich an der Odermündung am Verkehrswege nach Dänemark und Norwegen ein starker Wechsel der Bevölkerung bemerklich macht nach Almgren, dem wir auch den allgemeinen Entwurf zu einer Karte der Gräberfelder aus der Spät-

Digitized by Google

latènezeit und der Kaiserzeit (Mannus VIII, S. 291) und die Bemerkung verdanken, daß sich gerade in Pommern viele Gräber mit römischen Gefäßen, ja ganzen Trinkservicen finden (Mannus X, S. 4). Erschöpfende Übersichten über alle Einzelheiten bringen die sorgfältig zusammengestellten Bände 8 und 14 der Mannusbibliothek von Blume und Martin Schultze über die germanische Kultur zwischen Oder und Passarge zur Kaiserzeit, in denen natürlich auch das pommersche Material wieder verzeichnet und typologisch geordnet ist. Man findet da S. 142 die Gläser von Kossin, Bügen, Polchlep, Borkenhagen und auch schon das jüngste von Dietkow, römische Bronzegefäße von Schlönwitz, Schwedt, Zirzlaff, Kossin, aber nun kommt noch der berühmt gewordene Fund von Lübsow dazu mit Bronzeschale, Silberbechern, Weinkanne, Kasserollen, Eimer, Gläsern, Trinkhörnern und Prachtfibeln, veröffentlicht von Pernice (Präh. Zeitschr. IV, S. 126); und jüngst fanden sich in Pustamin, Kr. Schlawe, in einem Skelettgrabe Bronzekessel, Kasserolle, Sieb, Spiegel, Fibeln mit Silberbelag und ein Goldring, was ich in den Mon.-Bl. 1918, S. 33 besprochen habe. Ein Skelettgrab in Polzin lieferte 2 Knopfsporen mit eingesetzten Dornen, Bronzeschnalle und Tongefäße (Mon.-Bl. 1917, S. 33). Sonst sind nur Zugänge zur Gruppe der Kämme S. 104 erworben, und zwar von Rossentin und Zizow mit Futteral, während auf einem Gefäß von Schruptow eine kammartige Verzierung angebracht ist und im Nebengefäß mit Mäander selbst ein Kamm lag. Die seltene Fibel von Balm mit Kopfdarstellung habe ich in einer Sitzung in Berlin vorgelegt, wo sie dem 1. Jahrhundert zugewiesen wurde, Mannus III, S. 158. Auch die in Ostdeutschland gefundenen Bronzestatuetten hat Fredrich behandelt im Küstriner Programm 1912; danach gehören die 3 pommerschen Stücke von Liebenow, Wopersnow und Schivelbein der gallisch-römischen Industrie an, wurden von Händlern oder zurückkehrenden Soldaten mitgebracht und vielleicht als Weihegaben in Gewässern und Mooren versenkt. Römische Münzen sind nicht mehr gefunden, ich hatte einige der Sammlung Lau bestimmt, aber beim Tode des Besitzers sind sie abhanden gekommen. Ergötzliche Blüten des Deutschenhasses hat der Amerikaner Wiener gezeitigt, der alle Angaben über deutsche Verhältnisse bei Tacitus als bewußte Fälschungen erklärt, wiewohl doch gerade die Forschung sie durchaus mit dem Fundmaterial übereinstimmend fand.

Die Völkerwanderung beendete den römischen Einfluß und entleerte unsere Länder, so daß verständlich wird, wie nun slawische Stämme langsam sich einschoben ohne Kampf und so auch keine Mischkultur entstehen konnte, wenn auch einzelne Formen germanischer Vorbilder übernommen wurden. In Gültz sind ältere Bronzegräber direkt von slawischen Gruben durchstochen, in Tenzerow und Schöningen liegen slawische Siedelungen dicht neben früheren, in Vorpommern liegen Siedelungen mehrfach am Küstenabbruch, in Koppalin in den Wanderdünen, im Kreise Lauenburg dicht bei germanischen Gräberfeldern. Deecke beobachtete, daß die Slawen meist Stellen an wasserreichen

Digitized by Google

Plätzen besetzten, um den Übergang zu beherrschen durch Burgwälle, und daß die deutschen Siedler meist daselbst ihre Städte anlegten; Gerlach stellte fest, daß die slawischen Dörfer oft tiefer an Wiese und Seen lagen und erst später bei zunehmendem Ackerbau auf die wellige Hochfläche verlegt sind. Soolquellen beförderten die Anlage von Salzstraßen in Vorpommern und auf Kolberg zu, und hierin findet Menzel die Bedeutung der Lage von Belgard begründet, ein Beispiel des Zusammenwirkens von kommerziellen und strategischen Erwägungen, Blume wollte zwar eigentliche Handelsstraßen nicht gelten lassen, aber daß Thingplätze regelmäßig von Händlern besucht wurden und Häuptlingssitze in der Nähe lagen, lenkte den Verkehr doch gewiß nach bestimmten Richtungen. Einen Pfahlbau in Verbindung mit einem System von Burgwällen hat Herr von Diest beschrieben: Zur Geschichte und Urzeit des Landes Daber, Stettin 1904, S. 15 und Karte. Burgwälle werden noch jährlich zu den bekannten Reihen ermittelt, so mehrere bei Dramburg, in Güntershagen mit zugehörigem Gräberfeld, andere verschwinden unter dem Pfluge, der bei Stettin nach Wussow zu hat als Sandgrube trotz aller Warnungen abgefahren werden müssen. Auf Rügen ermittelte Haas, Balt. Stud. XIV, S. 33; Pomm. Jahrb. XIX, statt der bisher bekannten 7 nun 23 Burgwälle mit Angabe der wenigen vorslawischen Spuren und erweiterte unsere Kenntnis der Herthaburg, dehnte schließlich seine Untersuchungen auf alle Kultstätten der Insel aus. Hat jüngst Schuchhardt der Annahme bloßer Erdwälle durch Feststellung von Steinpackung und Palliſadenspuren entgegentreten können, so ist das bei uns auch schon in Zerrehne und in der kunstvollen Anlage von Kratzig erwähnt worden; einen kunstvollen Aufbau zeigt auch der Wall von Tornow, den Knack, die Burg Saatzig, 1912, S. 9 abbildet, Scherben finden sich zahlreich, unversehrte Gefäße selten, z. B. in Giegenitz und in der Sammlung Kuhse, die Wellenlinie glaubt Moschkau linkshändig hergestellt (Mannus IX, S. 196), die Bodenstempel führen Näbe (Mannus X, S. 71) und Schuchardt (Zeitschr. f. Ethn. 1921, S. 288) auf die Drehscheibe zurück. Endlich ist an letzter Stelle auch nach dem Vorgang von Götze, Nachr. deutsch. Altertumsfunde 1901, S. 17, eine Einteilung der slawischen Keramik des 9.—11. Jahrhunderts nach Drehscheibenbenutzung, Form und Verzierung geboten. Arabische Münzfunde sind über 80 bekannt, neu der von Rützow und der etwas spätere von Kremmin, Hackſilberfunde sind von Quilitz und Panknin hinzugekommen.

Endlich mögen aus der Wikingerzeit die Buckelfibel von Zwilipp und das Wikingerschiff von Charbrow erwähnt werden, abgebildet in den Kunstdenkmälern von Lauenburg und Bütow, S. 305ff. Erstere mußte erst wiederhergestellt werden, letzteres stand aus Mangel eines passenden Raumes lange im Königstor, bis beim Neubau des Museums besondere Vorrichtungen zur Hineinschaffung und Aufstellung getroffen werden konnten. Der Kordulaschrein in Kamin gilt nun als irisches Werk des 10. Jahrhunderts, während

Digitized by Google

der Goldring von Peterfitz, bekannt aus Mannus IX, S. 97, unsere Provinz unter den prächtigen Importstücken des 6. Jahrhunderts aus Skandinavien würdig vertritt.

Man kann bei diesem Überblick, der freilich keine Vorgeschichte Pommerns im Auszug vorstellen soll, vielleicht Auswahl und Vollständigkeit des Stoffes bemängeln, wird aber zugeben müssen, daß wohl alle wichtigen Gesichtspunkte berührt sind und etwa noch wissenswerte Einzelheiten unschwer ermittelt werden können. Worauf es ankam, die neusten Zugänge und den gegenwärtigen Stand der Forschung einmal wieder festzulegen, dürfte wohl erkennbar sein und schließlich der Eindruck zurückbleiben: wenn es nach Mannus 11/12, S. 401 keinen Landesteil in Mitteleuropa gibt, dessen Vorgeschichte auch nur annähernd so gründlich durch alle Perioden erforscht und zugleich geschildert ist wie Ostdeutschland zwischen Elbe und Weichsel, so hat auch Pommern im Rahmen der deutschen Forschung bei Stoffsammlung und Verarbeitung weiter zu seinem Teile mitgewirkt.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien.

Von Josef Bayer.

Der in Mitteleuropa in letzter Zeit sozusagen zum Stehen gekommene Kampf um die Quartärchronologie ist nun unerwarteterweise rasch durch die jüngsten in Spanien gewonnenen Aufschlüsse der Hauptsache nach entschieden worden [1]).

Dort haben H. Obermaier und andere Forscher in der Höhle Castillo bei Puente Viesgo (Prov. Santander) zwischen zwei Renschichten, die zweifellos (auch nach Obermaier!) die letzte und vorletzte Eiszeit repräsentieren, ein eindeutig klares Interglazial gefunden mit warmer Fauna (besonders Rhinoceros Merckii) und den Kulturen Altacheuléen, Moustérien und Mittel-Aurignacien [2]).

Die Kultur im unteren Renhorizont ist atypisch, aber es sind ausgesprochene Herde da; auf den oberen Kältehorizont entfallen Oberes Aurignacien, Solutréen und Unteres Magdalénien.

Dieses Profil ist, wie ich a. a. O. dargelegt habe, für die Chronologiefrage von entscheidender Bedeutung. Das Wichtigste ist dabei das Erscheinen des Mittelaurignacien in der Wärmeperiode des letzten Interglazials, was außer in den Höhlen Castillo auch durch die Profile der Höhle Arnero bei Posada und in der Cueva del Conde bei Tuñón (Prov. Asturias) sichergestellt ist.

[1]) Da die Chronologiefrage in letzter Zeit gerade im „Mannus" im Vordergrunde der Erörterungen gestanden hat, stelle ich dem Herausgeber die nachfolgenden Zeilen zur Verfügung, um die Leser auf diese neuen wichtigen Erkenntnisse aufmerksam zu machen. Im übrigen verweise ich auf meine Arbeit „Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie". Mitt. Anthrop. Gesellsch. Wien 1921. Bd. LI, S. 48—63.

[2]) H. Obermaier, Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens, Anthropos XIV/XV, 1919/1920, S. 143—179.

Digitized by Google

Wer sich nun die verschiedenen Aufstellungen vergegenwärtigt, weiß, daß dieses Moment allein genügt, um die Möglichkeit ihrer Richtigkeit auszuschließen, denn keine Chronologie räumt dem Mittelaurignacien eine letztinterglaziale Stellung ein außer der meinen.

Bei allen ist das Aurignacien letztglazial, der eine setzt es mehr an den Anfang, der andere an das Ende der Würm-Eiszeit. Somit bestätigt Spanien, was ich immer verfochten habe, daß das Aurignacien letztinterglazial ist.

Da es nach Spanien zweifellos aus Frankreich gekommen ist, muß es hier noch etwas früher aufgetreten sein, d. h. inmitten des letzten Interglazials.

Was das Vorkommen des Alt-Acheuléen und Moustérien im älteren Abschnitte des letzten Interglazials Spaniens betrifft, handelt es sich um nichts anderes als um verspätete altpaläolithische Positionen, zu einer Zeit als die älteste Aurignacentwicklung bereits auf französischem Boden begonnen hatte und das Altpaläolithikum im Rückzug nach Süden (über Spanien nach Nordafrika) begriffen war.

Fassen wir die Auswertung des spanischen Profils in bezug auf die Quartärchronologie kurz zusammen, so ergeben sich für meine „Gegner" folgende Widersprüche:

I. Für die Chronologie der französischen Schule:

a) Die (atypische) Industrie des unteren Renhorizontes von Castillo mit ihren Herden besagt, daß schon in der Rißeiszeit sichere menschliche Spuren vorhanden sind (sogar Feuerstellen!).

b) Das Fehlen des Chelléen im letzten Interglazial.

c) Das Erscheinen des Altacheuléen zu Beginn des letzten Interglazials, des Moustérien und Mittelaurignacien in dessen Höhestadium.

II. Für die Chronologie Pencks und seiner Anhänger:

a) Ein warmes Moustérien im letzten Interglazial, welches typologisch mit dem Penckschen, das ja in Wirklichkeit Acheuléen ist (Ilmtal usw.), nichts zu tun hat.

b) Ein warmes letztinterglaziales Mittelaurignacien, mit dem sich ein kaltes letztglaziales Aurignacien in Mitteleuropa nicht verträgt, um so mehr als das Aurignacien von Norden nach Spanien gekommen ist, also in Mitteleuropa noch früher auftreten muß.

Es ist also durch die Profile Spaniens einwandfrei erwiesen, daß auch in West- und Mitteleuropa das Mittelaurignacien zwischen die beiden Eishochstände Riß und Würm fällt. Daraus ergibt sich dann auch die Einreihung der Kulturen genau so, wie ich sie bereits vor 10 Jahren vorgenommen habe.

Auf die wichtigen Folgerungen, welche sich aus dem Unterschiede zwischen dem Idealprofil Mittel-Westeuropas und dem Spaniens in bezug auf Kultur-

Digitized by Google

und Rassenwanderungen im Diluvium ziehen lassen, habe ich in meiner zitierten Arbeit hingewiesen.

Man kann nun gespannt sein, wie sich der ganze noch vor kurzem so siegesfrohe feindliche Heerbann aus dieser Zwickmühle befreien wird, z. B. Wiegers, der noch das obere Moustérien in den „Anfang der letzten Eiszeit" stellt [1]) oder Soergel, der das Früh-Aurignacien erst nach dem „Hauptvorstoß der letzten Eiszeit" ansetzt, während er diesem das Spät-moustérien (La Quina) gleichsetzt [2]). Einen letzten Ausweg gibt es für sie noch: das Aurignacien aus dem Süden nach Mitteleuropa kommen zu lassen; dann könnte es hier später erscheinen.

Ich bezweifle aber, daß ein Kenner des Wesens dieser Kultur eine solche Möglichkeit ins Auge fassen könnte.

Wien, am 29. X. 1921.

---

[1]) Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft, Abh. d. preuß. geol. Landesanstalt, N. F. Heft 84, S. 120.

[2]) Vgl. s. „graphische Darstellung der letzten alpinen Vereisung" in „Löss, Eiszeiten und paläolithische Kulturen", Jena 1919.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte. Alfred Töpelmann in Gießen. 1. Heft: Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim, erster Grabungsbericht (1918) von Paul Helmke. Mit Nachwort von Karl Schumacher. Mit 3 Textabbildungen und 10 Tafeln. 1919. (28 S.) 2. Heft: Vorgeschichtliches aus dem Lumdatale. 1. Das Hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach von Otto Kunkel. Mit Nachwort von Karl Schumacher. Mit 3 Textabbildungen und 14 Tafeln. 1919. (58 S.)[1]).

Außer dem Provinzialmuseum in Halle hat auch ein kleineres Museum den erfreulichen Mut gefunden, trotz aller Not der Zeit eine eigene Veröffentlichung zu begründen, das Oberhessische Museum zu Gießen. Während aber jenes Aufsätze über die verschiedensten Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie in seiner Zeitschrift bringt, beabsichtigt das Gießener Museum in den zwanglosen Heften seiner „Veröffentlichungen" geschlossene Fundgruppen aus seinen reichen Schätzen zu veröffentlichen. Wir müssen diesen Entschluß um so dankbarer begrüßen, als die Gießener Ausgrabungsberichte bisher in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins nicht immer leicht zugänglich waren. Bis jetzt sind 2 Hefte erschienen, die beide über je eine Grabhügelgruppe berichten. Helmke, der frühere langjährige Direktor des Friedberger Museums, berichtet im 1. Heft über die von ihm ausgegrabenen Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim und im 2. Heft bespricht Lehramtsassessor Kunkel, der zugleich Assistent am Oberhessischen Museum ist, seine Hügelgrabungen am Homberg bei Climbach im Lumdatal. Die geographischen Bedingungen beider Siedlungen sind verschieden.

Muschenheim liegt 14 km südöstlich von Gießen, im Nordwinkel der fruchtstrotzenden Wetterau, in der Nähe des römischen Kastells Arnsburg und der bekannten, teilweise noch romanischen Burgruine von Münzenberg mit ihren weithin sichtbaren beiden hohen Türmen. Der ganze Vorder- und Hinter-Wald oberhalb Muschenheims ist voller Grabhügel, die schon lange bekannt, teilweise auch schon ausgegraben sind. Doch die erhaltenen Berichte sind wertlos. Helmke hat 1918, als forstwirtschaftliche Veränderungen einen Teil der Hügel gefährdeten, mit Mitteln der Wilhelm Gail-Stiftung die Untersuchung der ganzen Gruppe begonnen und berichtet nun über die Ergebnisse der Grabung in den ersten 11 Hügeln des Vorderwaldes. Der Rest und eine zusammenfassende Fundbearbeitung soll späteren Heften vorbehalten bleiben. Er gibt für jeden Hügel einen knappen Fundbericht mit Fundbeschreibungen, die durch die guten Zeichnungen auf den Tafeln (von P. T. Keßler-Mainz) ergänzt werden. Die Schnurkeramik, die sonst hier in Hessen meist das älteste Kulturgut ist, das Grabhügel bergen, fehlt so gut wie ganz. Die Hügelgräberbronzezeit (B_3) ist durch gute Skelettgräber aus Hügel 1 (Dolch und durchbohrte Ringnadel) und 9 (geschwollene

[1]) Vergleiche dazu bereits Wolff, Germania III (1919), S. 124ff.

Digitized by Google

Kegelkopfnadel mit durchbohrter Anschwellung) vertreten. Die in H_1 übergehende Urnenfelderbronzezeit hat das reiche keramische Inventar ihrer Brandgräber im Hügel 10 und einem noch nicht mit veröffentlichten hinterlassen. Die Masse der Funde gehört der Hallstattzeit an, während Latène-Gräber noch fehlen. Von besonderer Bedeutung ist, worauf Schumacher S. 26 besonders hinweist, daß alle diese Gräber Brandbestattungen sind, und daß erst in H_4 mit dem westlichen Mehrener Typus Skelettgräber (Hügel 3, 4, 5) auftreten, daß wir also erst in dieser Zeit mit einem Bevölkerungszuwachs rechnen dürfen. Zu H_2, der badischen Gündlinger Stufe, gehört ein keramisch reich ausgestattetes Grab aus Hügel 2, auch noch zu H_3 überleitende Bestattungen aus Hügel 2 und 8. Am zahlreichsten ist H_3 in den Brandgräbern der Hügel 5, 6, 8 u. a., noch nicht veröffentlichten, vertreten. In H_3 ist in der ganzen Wetterau im Gegensatz zu dem Gebiet südlich des Mains, wo der Koberstadter Typus Bestattung übt, Verbrennung bräuchlich. Daß aber die Verbrennung auch mit dem Eindringen der Mehrener Formen hier nicht ganz aufhört, zeigt ein H_4 Brandgrab aus Hügel 4 u. a. oberhessische Gräber.

Wesentlich andere Siedlungsbedingungen hat der Homberg bei Climbach, 13 km nordöstlich von Gießen, dessen Hügelgräber Kunkel im 2. Hefte beschreibt. Er ist eine jener rauhen, kargen, nur mit einer dünnen Lößschicht bedeckten Basalthöhen in den N-W-Ausläufern des Vogelsberges, die zwar die Jäger immer anziehen, dem Ackerbauer aber kaum genügende Lebenskost gewähren. Climbach liegt nahe einer bekannten vorgeschichtlichen Straße, die bei Butzbach von der Weinstraße abzweigt, bei Grüningen in nordöstlicher Richtung den Limes verläßt und über die Amöneburg nach Thüringen führt[1]). Kunkel hat den Ausgrabungsbericht von der Fundbeschreibung getrennt. Dadurch ist vielleicht die bequeme Übersicht gefördert, aber auch Wiederholungen unvermeidlich. Selbst Widersprüchen begegnet man zwischen dem ersten Eindruck und der späteren Feststellung. So liest man im Ausgrabungsbericht, daß der Holzgürtel aus Hügel 4 Grab 3 „ganz den Eindruck eines Laubholzes machte und damit natürlich gleich an die Birke denken ließ" (S. 15), aber S. 29 erfahren wir als Ergebnis der Untersuchung, daß „keinerlei Anhaltspunkte vorhanden, die auf die eine oder andere Holzart schließen lassen könnten." Die Bestimmung dieser Hefte, die ja nicht nur für Fachleute bestimmt sind, bringt es mit sich, daß manches etwas breiter dargestellt ist, als es sonst erforderlich wäre. Aber diese Kleinigkeiten sind bedeutungslos gegenüber dem Wert der Kunkelschen Arbeit, deren eingehende Fundbeschreibung und gute Beobachtung eine wichtige Förderung unserer Kenntnis der hessischen Grabhügel darstellt. Sie sammelt auch in einem besonderen Abschnitt die Parallelerscheinungen zu den Climbacher Funden aus dem Bereiche des Gießener Museums mit eingehender Beschreibung der einzelnen Stücke. Außer über die Climbacher Hügel berichtet Kunkel auch über die Ausgrabung eines Späthallstadt-Grabhügels vom Bobenhäuser Kopf, etwa 15 km weiter dem Vogelsberg zu, mit kennzeichnendem Hals- und Armring (S. 40 f).

Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, daß sich im Hügel 4 des Hombergs ein offenbar bandkeramisches Grab mit einer viereckigen Steinsetzung befand (Nr. 1; Schuleistenkeil!), das, nach dem sorgfältigen Ausgrabungsbefund zu urteilen, augenscheinlich bei der Anlage des Grabhügels zerstört werde. Gräber mit Steinsetzung der Bandkeramiker in der Wetterau brauchen uns nicht zu überraschen, da wir hier ja schon die Benutzung von Megalithgräbern durch die Bandkeramiker kennen[2]). Auch diese anderen Anlagen sind mit Hallstattgräbern verbunden, aber während es sich in diesen Fällen um Brandgräber handelt, werden wir hier wohl nach dem völligen Verschwinden der Knochen — verbrannte Knochen würden sich jedenfalls erhalten haben und wären dem findigen Auge des Ausgräbers sicher

[1]) S. zuletzt: Schumacher, Mainzer Zeitschr. VII (1912), S. 71 ff. und Wolff, Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. 40 (1917), S. 94 ff.

[2]) Anthes, Prähist. Zeitschr. V (1913), S. 159 ff.; Wolff, Die südliche Wetterau, S. 84; Frankfurt a. M. und seine Umgegend usw. S. 32 ff.

Digitized by Google

nicht entgangen — Bestattung annehmen müssen. — Ein schnurkeramisches Skelettgrab mit einem schlichten, lederfarbenen Schnurbecher fand sich in Hügel 1 (Grab 2). Auch B 2 ist vertreten durch den Einzelfund eines Bronzedolches in Hügel 4 (Tafel 10, Abb. 21, 16), der, gefunden an der alten N.-S. Straße, ein wichtiges neues Beweisstück für die nördliche Herkunft der süddeutschen bronzezeitlichen Hügelgräberbevölkerung ist und gegen den Einstrom dieser Kultur von Osten spricht (Schumacher, im Nachwort S. 56). Diese scheint vielmehr dieselben Straßen gezogen zu sein, wie vorher die Schnurkeramiker. — Die Hauptfunde unserer Hügel gehören H_4 an, so das besonders reiche Grab 3 aus dem schon mehrfach erwähnten großen Hügel 4, mit gedrehtem Halsring mit Knopfhakenverschluß, Knoten-Fußringen, einem 35 cm langen und 10 cm breiten Holzgürtel mit verziertem Bronzebelag, und Ohrringelchen. Ebenso war der H_4-Bronzebuckel-Gürtel aus Hügel 5 auf einer Holzunterlage befestigt. Holzspuren hat der sorgsame Ausgräber auch sonst beobachtet, so in Hügel 6 Spuren von Holzgefäßen (S. 21), und auch auf den ursprünglichen Holzbau der eingefallenen Grabkammern lassen seine Beobachtungen etwas Licht fallen (bes. Hügel 6). — Wichtig ist die sich aus den Fundvergleichen ergebende Tatsache, daß das gesamte Grabinventar des Hügels 5 (Halsring mit Gußzapfen, Buckelgürtel, kugeliges Schälchen und Ohrringe) fast wörtlich in einem Grab vom Gießener Exerzierplatz[1]) wiederkehrt. In dem Verzeichnis der Seitenstücke sind folgende Späthallstattfunde aus der hessischen Provinz Oberhessen gesammelt: Gedrehte Halsringe mit Hakenverschluß (10), Halsringe mit langen Gußzapfen (7), Knotenringe (16), Bronzeblechgürtel (2), Gürtel aus Bronzebuckeln auf Holz u. a. Unterlagen von mindestens 6 Fundplätzen und Gefäße mit Strichverzierung (16). Zu den neolithischen Funden ist das hessisch-oberhessische Parallelmaterial für Schuhleistenkeile und Schnurkeramik gesammelt. Die Mitteilung, daß im Landesmuseum Darmstadt sich keine schnurkeramischen Funde aus diesem Gebiet befinden, dürfte auf einem Irrtum beruhen, denn dort stehen die schönen schnurkeramischen Funde aus einem Hügel der Gräbergruppe am Limes bei Holzheim, den Kofler gelegentlich der Limesuntersuchungen ausgegraben hat[2]) und die von Schumacher veröffentlicht worden sind[3]). — Die geringen Spät-Latène-Funde aus Hügel 4 finden ihr Gegenstück in reicheren Funden von Mainzlar und in den germanischen Brandgrabhügeln am Wittstrauch in den Lahnbergen südöstlich von Marburg[4]) mit ihrer fast hallstättisch anmutenden Keramik. Schumacher ist (Nachwort S. 57) geneigt, diese Kultur mit den Usipiern in Zusammenhang zu bringen, da auf sie der Befund gut paßt, und sich die Funde von den mattiakischen (Dünsberg), chattischen (Alteburg bei Niedenstein) und suebischen (Nauheim) deutlich abheben. — Alle Hallstattgräber des Hombergs sind, und das ist für die Beurteilung der Bevölkerung wichtig, Skelettgräber, im Gegensatz zu dem knapp eine Stunde entfernten Gräberfeld bei Mainzlar, dessen baldige Veröffentlichung Kunkel in Aussicht stellt. — Auch für die Steinkranz-Setzung und die menhirartigen aufrechten Steine an Grabhügeln bringen die Muschenheimer und Climbacher Hügel Stoff.

Der rührigen Leitung des Gießener Museums kann man zu diesen Anfängen seiner neuen Veröffentlichung nur herzlich gratulieren, und ihr und der selbstlosen Opferwilligkeit des Geh. Kommerzienrats Gail, der nicht nur die Mittel für die Grabungen, sondern

[1]) v. Schlemmer, Ergänzungsheft zu Mitteil. d. oberhess. Geschichts-Ver. X (1902), S. 31 f.

[2]) Limesblatt 1894, Sp. 353 f.

[3]) Altertümer u. heidn. Vorz. V, Taf. 49, Nr. 867 ff. Eins der Gefäße ist auch Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 36, Abb. 12, abgebildet.

[4]) Wolff, Zeitschr. d. Vereins f. hessische Geschichte u. Landeskunde. N. F. 42 (1919), S. 132 ff.

Digitized by Google

auch für die Nutzbarmachung der wichtigen Funde für die Wissenschaft bereitgestellt hat, dankbar sein. Die schmucken Hefte mit ihren guten Tafeln sind ein erfreuliches Zeichen vom arbeitsfreudigen Leben und Streben der heimatlichen Forschung in trüber Zeit.

Marburg a. d. Lahn. Walther Bremer.

Hans Virchow, Die menschlichen Skeletreste aus dem Kämpfeschen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar. Jena (G. Fischer) 1920. 141 Seiten mit 42 Abbildungen im Text und 8 Tafeln.

Die menschlichen Skeletreste, welche in den letzten Jahren in einem der Kalksinterbrüche des Ilmtales zutage getreten sind, haben eine eingehende Würdigung erfahren, deren Ergebnisse in einem stattlichen Bande gedruckt vorgelegt werden. Es handelt sich um Reste von zwei Individuen, die gelegentlich von Sprengungen freigelegt wurden: den Unterkiefer eines Erwachsenen, und 25 m davon entfernt Teile eines Kinderskelettes. Von den letzteren haben lediglich der Unterkiefer und die erhaltenen Zähne aus dem Oberkiefer wissenschaftliche, und zwar besondere Bedeutung. Denn die Probleme, welche sich auf die Kenntnis der Zahnkrone stützen, sind bei den anderen Funden diluvialer Kiefer wegen der Abkauung der Zähne in der Regel ausgeschaltet. Das Kind dagegen befand sich im Zahnwechsel und seine Zähne sind sämtlich wenig abgekaut, z. T. noch gar nicht benutzt, „ein ganz köstliches Material, um auf eine Reihe von Fragen, welche sonst den Gegenstand weitschweifiger, aber unfruchtbarer Erörterungen zu bilden pflegen, kurze, sonnenklare Antworten zu geben" (S. 2).

Beide Unterkiefer sind, soweit überhaupt erhalten, infolge der besonderen Art ihrer Auffindung nur in Stücken geborgen. Denn von einer „Ausgrabung" kann bei den Fundstätten im Ilmtale nicht geredet werden; man ist ganz auf den Zufall angewiesen, ob die in dem Gestein liegenden Zeugnisse des Menschen und seiner Tätigkeit bei den Sprengungen und der Herrichtung der Werksteine zutage treten oder nicht. Auf die Zusammensetzung der beiden Kiefer ist sehr viel Sorgfalt verwendet worden. Der Verfasser knüpft an die Schilderung dieser Tätigkeit die Mahnung, mit dem Zusammensetzen in derartigen Fällen nicht zu eilig zu sein. An den einzelnen Bruchstücken können nämlich manche wertvollen Feststellungen gemacht werden, welche nach ihrer Vereinigung unmöglich sind; diese sollten daher stets zuvor schriftlich und bildlich festgelegt werden.

Bei dem Kiefer des Erwachsenen handelt es sich um einen isolierten menschlichen Rest. Ob der ganze Körper des Kindes am Fundorte lag und nur durch die Sprengung auseinandergerissen und teilweise vernichtet worden ist oder nicht, bleibt unklar.

Im Anschluß an diese einleitenden Darlegungen werden die geologischen Verhältnisse des dem Altpaläolithikum angehörenden Fundplatzes geschildert, soweit das für die Beurteiler nötig ist, welche das Ilmtal noch nicht kennen. Im übrigen wird auf Arbeiten der Herren Pfeiffer und Sörgel verwiesen.

Die darauffolgende Darstellung der Kiefer ist sehr gründlich, sowohl in der Behandlung des Knochengerüstes wie auch der Zähne. Aber über die reine Beschreibung der Reste und die Behandlung ihrer Stellung im Rahmen der verschiedenen anthropologischen Gruppen hinausgehend sind diese Hauptkapitel des Buches wertvolle Beiträge zur Anatomie des menschlichen Unterkiefers überhaupt. Unterstützt werden die Ausführungen durch Tafeln und Textbilder von hoher technischer Vollendung, welche dem Verfasser — und in der gegenwärtigen Zeit auch dem Verleger — zur Ehre gereichen.

Aus diesen Hauptkapiteln ergibt sich die Zugehörigkeit der Kiefer zu dem Formenkreis des Homo neanderthalensis. Das Kind war 10 Jahre alt; den Erwachsenen schon für senil zu halten, liegt kein Grund vor. Einige Merkmale an dem letzteren Kiefer scheinen

Digitized by Google

für weibliches Geschlecht zu sprechen. Nicht zu beantworten ist die Frage, ob die Menschen, von denen jene Reste stammen, die Träger der Ehringsdorfer Kultur waren. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß diese Menschen dem Kannibalismus zum Opfer gefallen sind; aber das können sie sowohl als Angehörige der Ehringsdorfer Bevölkerung wie auch als solche einer fremden Rasse.

Sehr eingehend sind die Schlußbetrachtungen über die Beziehungen der Ehringsdorfer Kiefer zur Neanderthalrasse. Durch sie werden die zahlreichen in den Hauptkapiteln niedergelegten Einzelbeobachtungen und Vergleiche ausgewertet. Verfasser ist der Auffassung nicht abgeneigt, „daß es unter den Frühpaläolithikern mehrere Rassen gegeben habe. Aber bis jetzt sind die Funde einer solchen Annahme nicht günstig gewesen. Diejenigen Untersucher, die sich durch Sorgfalt und Sachkenntnis auszeichnen, wie Schwalbe und Boule, haben übereinstimmend die große Gleichartigkeit der Menschen jener Epoche hervorgehoben" (S. 134). Die kritische Betrachtung der Besonderheiten, durch welche die Ehringsdorfer Kiefer von anderen frühpaläolithischen sich unterscheiden, ergibt, daß diese Merkmale für die Aufstellung einer besonderen anthropologischen Gruppe nicht ausreichen. Damit ist nicht gesagt, „daß sie gänzlich ihren Wert verlieren; nur können sie nicht mehr unbedingt als Merkmale einer ‚Ehringsdorfer Rasse' gelten" (S. 136). Stellt man die Züge in den Vordergrund, die bei beiden Kiefern vorkommen, „so sind es die gleichen, die auch bei anderen Frühpaläolithikern gefunden worden sind. Innerhalb des Rahmens dieser wird man also wohl den Ehringsdorfer Menschen belassen müssen. Ob man von einer besonderen Rasse oder Unterrasse oder von einem besonderen Lokaltypus zu sprechen habe, darüber wird man sich einstweilen nicht mit völliger Bestimmtheit äußern können; für die Annahme einer eigenen Spezies aber scheinen mir keine Gründe vorzuliegen, vielmehr der Ehringsdorfer Kiefer dem Typus einzureihen, den man zur Zeit als den des Neanderthalers bezeichnet" (S. 138).

So trotzt der Verfasser dank unbestechlicher Objektivität allen Verlockungen zu weitschauenden, aber unfruchtbaren Erörterungen, welche die Diagnose bietet. Und in seiner Gründlichkeit und Sachkenntnis liegt die innere Berechtigung dafür, daß das Werk dem Andenken Gustav Schwalbes gewidmet ist.

Heidelberg, Sommer 1921. **Ernst Wahle.**

Alfred Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz. Berlin 1907. VI und 30 Seiten; 37 Abbildungen und 2 Tafeln.

Derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz. Berlin 1912. XII und 54 Seiten; 79 Abbildungen und 5 Tafeln.

Derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. Berlin 1920. XXIII und 81 Seiten; 168 Abbildungen und 4 Tafeln. Gesamtpreis aller Hefte 6 Mark.

Götze hat die große und wichtige Aufgabe übernommen, die Altertümer der Mark Brandenburg allmählich in genauen Kreisinventaren möglichst vollzählig und übersichtlich geordnet zu veröffentlichen. Eine solche Zusammenstellung ist für die Mark von ganz besonderem Werte, da eine erschöpfende Gesamtdarstellung der märkischen Vorgeschichte leider immer noch fehlt trotz der wichtigen Stellung, die diese Provinz in ihrer Mittellage zwischen den verschiedenartigen Kulturen in Nord und Süd, in Ost und West einnimmt. Dazu kommt, daß in Berlin zwar zwei große Museen bestehen, die märkische Vorzeitforschung betreiben, daß aber keins von ihnen eine die ganze Provinz überspannende planmäßige Sammeltätigkeit aller Funde oder Fundnachrichten ausübt und die Stellung eines Provinzialmuseums versieht, d. h. den Mittelpunkt aller der vielen kleineren und kleinsten für

Digitized by Google

die Vorgeschichte wirkenden Kreise bildet. So kommt es, daß die Lokalmuseen und Privatsammlungen in Brandenburg eine größere Bedeutung haben als in den meisten anderen Provinzen und daß die Zersplitterung der Funde in kleine und kleinste Sammlungen in einem Grade ausgeartet ist, die fast an die Zustände in Thüringen erinnert. Wie nun Götze vereint mit Höfer und Zschiesche das bekannte Sammelwerk der thüringischen Altertümer trotz der Unzahl der dortigen Sammlungen geschaffen hat, so hat er sich allein an die Zusammentragung der märkischen Funde gemacht. Er erstrebt dabei einmal möglichste Vollständigkeit seiner Zusammenstellung und dann genaue Feststellung der einzelnen Fundstellen im Gelände. So hat er nicht nur die überaus mühevolle und zeitraubende Zusammentragung aller, auch der ältesten Fundnachrichten aufs gründlichste ausgeführt, sondern auch das in Frage kommende Gebiet bereist, um die Lokalsammlungen aufzunehmen und die genaue Lage der Fundstellen innerhalb der Feldmark zu ermitteln. Bei der Größe des Unternehmens lag es nahe, es in Abschnitten an die Öffentlichkeit zu bringen. Hierfür boten sich die Kreise als praktische Untergruppen. Die knappe, aber übersichtliche Form, in der Götze den Fundstoff vorlegt, erscheint mir als die geeignetste von allen ähnlichen Inventarwerken. Ich gehe nicht näher auf die Art der Anlage ein, da ja jeder, der an diesen Fragen Anteil nimmt, bei dem ungewöhnlich billigen Preis der erschienenen Hefte selbst die Arbeiten erwerben oder in die Hand bekommen wird. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben. Nach dem Vorwort zum Hefte „Westprignitz“ gedenkt Götze nach Bearbeitung aller Kreise als Einleitung zu dem Gesamtwerke neben einer kurzgefaßten Darstellung der märkischen Vorgeschichte eine archäologische Karte zu geben, ganz entsprechend dem Altertümerwerke Thüringens. Demgegenüber möchte ich schon jetzt den dringenden Wunsch aussprechen, von dieser bisher freilich üblichen Zusammendrängung der Zeichen für die Funde aller Zeiten auf eine einzige Karte Abstand zu nehmen, da solche Karten völlig unübersichtlich sind. Sollen Fundkarten wirklich brauchbar sein und den Wechsel und die Fortentwicklung der Besiedlung und der Kulturen in der Vorzeit augenfällig machen, so ist eine Anfertigung mehrerer Karten — für jede Hauptepoche eine — unbedingt erforderlich. Man vergleiche nur einmal die vier Zeitsiedelungskarten in Lissauers Denkmälerwerk Westpreußens mit dessen Gesamtfundkarte am Ende des Buches. Trotz ihrer Kleinheit geben sie einen guten Einblick in die Siedelungsgeschichte des Landes, während die große Hauptkarte mit ihrem Gewirr verschiedenfarbiger und vielartiger Zeichen dies auch bei emsigen Bemühen kaum zuläßt. Setzt man also an die Stelle der einen wandkartengroßen Tafel vier oder fünf kleinere, handlichere Zeitstufenkarten, so ist dem Leser durch Vergleich dieser Karten eine gute Handhabe zum Verständnis der Vorgeschichte gegeben, während es leider gewöhnlich das Schicksal der mit so vieler Mühe hergestellten großen Gesamtkarten ist, zusammengefaltet und kaum benutzt in ihrer Mappe zu ruhen. Die alle Funde eines Gebietes darstellenden Karten sind eigentlich nur für die zuständigen Lokalforscher von Belang, zu deren Arbeitsbereich das Land gehört; solche Darstellungen sind ja im Museumsbetrieb auch unbedingt erforderlich. Aber selbst hier ist eine so große zusammenhängende Karte unhandlich; sie wird daher meist in viele kleine Teile zerlegt. Und damit komme ich auf eine meines Ermessens erhebliche Lücke in dem sonst so gut eingerichteten märkischen Altertümerwerke. Es sind den einzelnen Heften keine Karten der behandelten Kreise mitgegeben worden. In diesen kleinen Ausschnitten des Gesamtgebietes können sehr gut auf einer einzigen Karte, die die wichtigsten physikalischen Züge des Geländes und die Grenzen der Feldmarken wiedergibt, alle Funde eingezeichnet werden, in der Art, wie wir es eben für die Hauptkarte abgelehnt haben. Sie bieten die für den Lokalforscher, den Ortsansässigen oder den für diese Gegend aus anderen Gründen näher Interessierten ein genaues Bild vom Stande der Forschung und unseres Wissens von der vorzeitlichen Besiedlung dieses Gebietes. Da der Umfang eines Kreises nicht so bedeutend ist, kann für die Karte ein verhältnismäßig großer Maßstab gewählt werden, was für die genaue Einzeichnung der einzelnen Fundstellen sehr erwünscht ist, ohne daß das Format der Karte unhandlich wird. Daß eine solche

Digitized by Google

Kreiskarte auch für jeden anderen Fachmann und Benutzer der Kreisinventare von Wert ist, besonders da bis zur Veröffentlichung der Gesamtkarten der Mark doch noch lange Zeit verstreichen wird, braucht nicht betont zu werden. Götze hat einen gewissen Ersatz für die Kreiskarte dadurch gegeben, daß er bei jedem Fundort seine Entfernung und Himmelsrichtung vom nächsten größeren Ort hinzufügt. Mit diesen Ausführungen möchte ich natürlich nicht dem Verfasser eine Versäumnis vorwerfen; ich nehme vielmehr an, daß Götze aus Sparsamkeitsgründen auf Beilage von Kreiskarten verzichten mußte. Desto dringender muß aber auf diese bedauerliche Lücke hingewiesen werden, damit die Provinz die verhältnismäßig geringen Mehrkosten aufwendet, um dem für die Wissenschaft und die märkische Kulturgeschichte so wichtigen und in seiner Ausführung so gediegenen Werke seinen vollen Wert zu verleihen.

Das erste, bereits 1907 herausgekommene Heft über die Ostprignitz bedarf heute naturgemäß bereits schon mancher Ergänzungen. Da von Götze ein Nachtrag wohl erst beim Abschluß des Werkes zu erwarten ist, möchte ich dem Benutzer des Heftes die entstandenen Lücken, die mir aufgefallen sind, kurz angeben. Die Forschung hat in der Ostprignitz nach dem Erscheinen von Götzes Kreisverzeichnis einen lebhaften Aufschwung genommen, dessen Hauptträger der Begründer und Leiter des Museums in Heiligengrabe Paul Quente war. Er hat die Ergebnisse seiner Grabungen und Untersuchungen in der Prähistorischen Zeitschrift Bd. III, S. 156; IV, S. 214, 439, 440; V, S. 282; VI, S. 180, im Mannus V, S. 340, 344; VI, S. 97 und in den Prignitzer Volksbüchern Heft 39 veröffentlicht. Durch den Tod Quentes im Felde ist das Aufblühen des jungen Museums in Heiligengrabe leider jäh abgeschnitten worden. Außerdem haben in dem Kreise neuerdings sowohl das Märkische Museum (Zeitschr. f. Ethn. 1912, S. 413; 1914, S. 438; Korrespbl. f. Anthr. 1913, S. 91) als auch das Berliner Museum für Völkerkunde (Spätlatènezeitliches Gräberfeld von Dehlow; noch unveröffentlicht. Vgl. Jahn, Bewaffnung der Germanen. S. 230, 160) umfangreiche Grabungen ausgeführt. Die ziemlich reichen Bestände an Ostprignitzer Fundstücken im Prenzlauer Museum sind Götze entgangen. Sie liegen seit 1909 in Blumes Verzeichnis der Sammlungen des Prenzlauer Museums veröffentlicht vor. Es sind Funde aus allen Epochen von 14 Fundstellen (s. Blumes Zusammenstellung auf S. 72). Endlich vermisse ich die kaiserzeitlichen Funde von Berlitt, die 1901 ins Märkische Museum gelangten (Monatsblätter der Brandenburgia XII (1903—1904), S. 364; XIII (1904—1905), S. 373 bis 376; Kiekebusch, Landeskunde, S. 431f. und Tafel 16). Sie sind bei der von Götze hervorgehobenen Seltenheit von Funden aus der Kaiserzeit von besonderer Wichtigkeit. Die Hausurne von Luggendorf kann nicht in die Latènezeit gesetzt werden, da eine Gleichaltrigkeit mit den angeblich darin gefundenen spät(!)-latènezeitlichen Fibeln augenscheinlich ausgeschlossen ist, worauf neuerdings auch Behn (Präh. Zeitschr. X, S. 78) hingewiesen hat. Die von Götze in der Einleitung zum Kreisverzeichnis mehrfach betonte Annahme, daß die Kultur der Ostprignitz einen etwas hinterwäldlerischen Eindruck mache, ist von Kossinna mit Recht abgelehnt worden (Mannus II, S. 239f.).

Bei dem umfangreicheren Heft über die Westprignitz von 1912 sind noch keine Nachträge wichtigerer Art zu machen; wenigstens sind mir keine aufgefallen. Die Forschung ist in diesem Nordwestzipfel der Mark in den letzten Jahren nicht so fortgeschritten wie in dem östlichen Nachbarkreis. Die im Mannus IV, S. 333f. aufgeführten neuen bronzezeitlichen Depotfunde aus der Westprignitz konnte Götze bereits verwerten und die wichtigsten Stücke auf den ausgezeichneten Tafeln wiedergeben. Die Einleitung zu dem Hefte bringt eine gute Übersicht über die Vorgeschichte des Kreises. Wie wertvoll Götzes Sammeltätigkeit besonders für solche Gräberfelder sind, die zu den verschiedensten Zeiten von den verschiedensten Seiten meist planlos ausgebeutet worden sind und deren Funde in alle Winde verstreut ind, dafür bietet sein knapper, aber alles Wichtige erwähnender Bericht über die beiden Gräberfelder der Latènezeit und Kaiserzeit von Milow ein gutes Beispiel. Erst durch seine

Digitized by Google

Zusammentragung der ganz zersplitterten Literatur [1]) und der auf mindestens sieben Sammlungen verteilten Funde ist ein einigermaßen klares Bild über die Bedeutung dieser Fundstätten zu gewinnen.

Das kürzlich herausgekommene Heft über den Kreis Lebus und die Stadt Frankfurt a. O. übertrifft die beiden Prignitzer Hefte ganz beträchtlich an Umfang. Schon die einleitende Übersicht über die Vorgeschichte des Kreises ist viel breiter angelegt. Götze benützt die Gelegenheit, einen Abriß der Entwicklung der Lausitzer Kultur dieser Gegend zu geben, der von allgemeinerer Bedeutung ist. Wir können hier nur auf ihn hinweisen und hoffen, bei Gelegenheit auf den Inhalt dieser Ausführungen näher einzugehen. Ihr Wert liegt in der Aufteilung der Kulturformen auf die einzelnen Zeitstufen des Systems von Montelius und in der tieferen Durchdringung des sogenannten Göritzer Typus. Die vielen dabei von Götze angeschnittenen Fragen bedürfen sicher noch weiterer Aussprache und Klärung, doch wird man mit gutem Recht diesen Abschnitt zu den wichtigsten neueren Arbeiten über den Lausitzer Typus zählen dürfen. Ein weiterer Nachweis von größerem Belang ist die Feststellung Götzes, daß das Oderbruch, das heute bei Wegfall der Oderdeiche ständig Überschwemmungen ausgesetzt sein würde, in der Vorzeit dicht besiedelt war und daß die Niederungen der Mark, wie jetzt schon an verschiedenen Stellen nachgewiesen werden konnte, früher trockener und für menschliche Besiedelung geeigneter waren als in geschichtlicher Zeit. Dieses Ergebnis steht im schärfsten Gegensatz zu der bisher ziemlich allgemeinen Annahme, daß die Wasserverhältnisse in vorgeschichtlicher Zeit für den Menschen ungünstiger waren. Zu dem Fundverzeichnis selbst möchte ich nur bemerken, daß Götze den Jahrgang 1919 des Lebuser Kreiskalenders, in dem Mirow die Eisenzeit des Kreises Lebus behandelt, nicht mehr verwerten konnte. Mir fiel in diesem als von Götze noch nicht angeführt ein hübsches frühkaiserzeitliches Gefäß von Zechin (S. 11, Abb. 7, 3) auf. Nach der Abbildung der Eisenschere von Jahnsfelde im Kreiskalender 1919, S. 15, Abb. 10 ist dieser Fund mit Sicherheit in die slawische Zeit zu setzen, während Götze ihn auf S. 27 als möglicherweise kaiserzeitlich angibt [2]). Recht beherzigenswert ist Götzes Mahnung auf S. XXI, den Fundort grundsätzlich nach der Feldmark zu benennen, in der der Fund gemacht wurde. Jeder Sachmann weiß ein Klagelied darüber zu singen, wieviele Fehler und Mißverständnisse durch ungenaue oder verschiedenartige Benennung eines und desselben Fundes schon entstanden und wie schwer solche Fehlerknäuel zu entwirren sind. Leider sind auf den deutschen Meßtischblättern die Gemarkungsgrenzen so schwer entzifferbar, daß beinahe ein besonderes Studium und ein sehr scharfes Auge dazu nötig sind, um sie zu erkennen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser gelingen möge, in rascher Folge die noch fehlenden 27 Kreise herauszubringen und sein in so großem Stile angelegtes Sammelwerk in der gediegenen Weise, wie es begonnen wurde, zu vollenden.

Breslau, Mai 1921. **M. Jahn.**

---

[1]) Vielleicht hätte noch Brunners kurzer Bericht über ein im Museum für Völkerkunde befindliches Urnengrab von Milow in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1899, S. 88 angeführt werden können.

[2]) Auf die Irrtümer, die Götze bei der Schilderung der Kaiserzeitfunde von Markendorf S. 37f. untergelaufen sind, habe ich bereits in meinem Buch über den Reitersporn S. 123, hingewiesen.

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Oskar Montelius †.

Am 4. November 1921 starb zu Stockholm an Lungenentzündung unser Ehrenmitglied der Reichsantiquar i. R. Professor Dr. Oskar Montelius in seinem 79. Lebensjahre. Das nächste Heft des Mannus wird eine ausführliche Würdigung der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Mannes bringen, den die Vorgeschichtsforscher nicht nur Schwedens sondern ganz Europas seit Jahrzehnten als ihren Lehrmeister, seit langem auch als ihren Alterspräsidenten hoch verehrten und dessen Tod der schmerzlichste Verlust ist, den unsere Wissenschaft bis dahin erlitten hat.

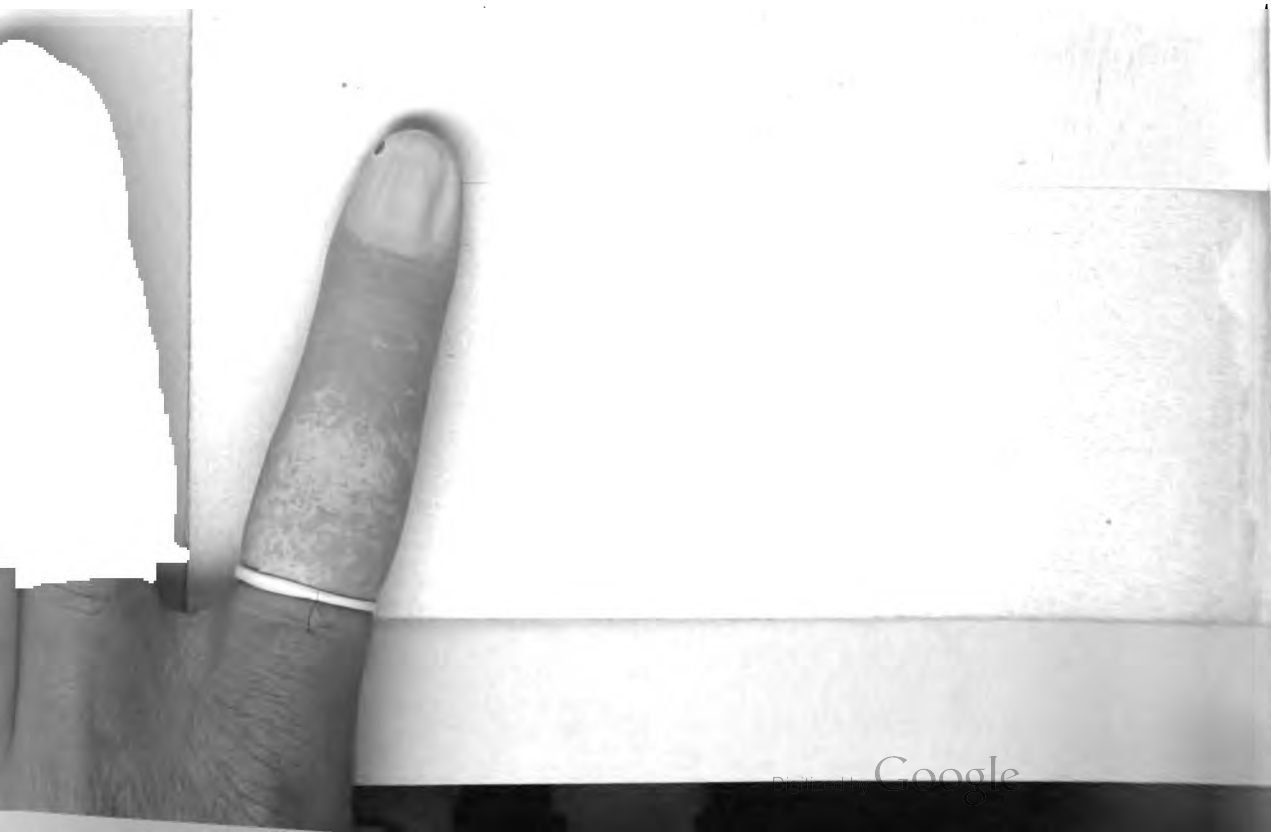
Eugen Bracht †.

Mitte November 1921 starb zu Darmstadt im 80. Lebensjahre, gleichsam als hätte er den großen Huldigungen aus dem Wege gehen wollen, die ihm sein 80. Geburtstag gebracht haben würde, unser Ausschußmitglied der unvergleichliche, echt deutsche Landschaftsmaler Eugen Bracht. In ihm ist ein Künstler dahin gegangen, der das gediegene Können der älteren deutschen Schule mit dem verfeinerten Farbenempfinden der jüngeren in sich vereinigte. Wie für Gabriel Max hatte auch für ihn die Hinterlassenschaft der vorgeschichtlichen Zeit einen mächtigen Reiz. Doch sammelte er nicht wie jener wahllos aus allen Ländern und Zeiten, sondern er forschte mehr, als daß er sammelte und tat dies in weiser, echt wissenschaftlicher Beschränkung auf ein engeres Gebiet, die Feuersteintechnik der Steinzeit. Bekannt ist seine Ausgrabung der paläolithischen Höhle Buchenloch bei Gerolstein i. d. Eifel und sein Buch darüber (Trier 1883), ebenso seine Grabungen in der Lüneburger Heide, die er im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine“ von 1888 veröffentlicht hat. Aus neuerer Zeit nenne ich noch seine beiden Vorträge bei unserer Koblenzer Hauptversammlung: „Die Orientierung von Steingerätabbildungen auf Tafeln“ und „Über rohe Melaphyr-Geräte unbekannten Alters von Trosky in Böhmen“ (Mannus IV, 1912, S. 36ff.), endlich seinen Vortrag bei der „Paläethnologischen Konferenz in Tübingen“: „Die ältesten Spuren der Neolithikums auf Rügen“ (Beiheft zum Korr.-Bl. d. deutschen Gesellsch. f. Anthr. 1911, S. 12—19).

Bracht gehörte seit 1909 auch innerlich zu unserer Gesellschaft und war bis zum Kriege ein treuer Besucher unserer Hauptversammlungen.

Digitized by Google

Digitized by Google



I. Abhandlungen.

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Gustaf Kossinna.

Mit Textabbildungen und 3 Karten.

III. Kugelflaschen.

Mit 1 Karte (Tafel VIII) [1]).

Die Trichterbecher und Kragenfläschchen verlassen zu ein und derselben Zeit und auf gleichen Wegen Schleswig-Holstein und Jütland, indem sie am Ende der Dolmenzeit ihre Hauptauswanderung von Schleswig-Holstein nach dem Gebiet zwischen unterer Weser und Ems und weiter nach Drenthe ausführen, während ein kurzer dünner Strang der Ausbreitung über die dänischen Inseln nach Rügen und Vorpommern läuft und dort abreißt. Etwas später fällt dann ein stärkerer Zug von Ost-Jütland über die dänischen Inseln nach der Weichselmündung, die Weichsel aufwärts bis Thorn dann durch Posen und Schlesien einesteils nach der oberen Weichsel (bei den Kragenfläschchen auch ins westpolnische Gebiet zwischen Oder und Weichsel), andernteils nach Nordostböhmen ins oberste Elbgebiet und von hier an die mittlere Saale und den Harz. Die Kragenfläschchen allein gehen dann ganz vereinzelt über West-Thüringen nach Kurhessen und der Rheinpfalz.

Ganz anders verhält sich die dritte der drei Gefäßarten die in den Dolmen des östlichen Dänemarks und des östlichen Schleswig-Holsteins sei es einzeln, sei es vereint erscheinen, die Kugelflaschen. Sie gehen in der Dolmenzeit südwärts über Schleswig nicht hinaus und erscheinen auch in der alten Ganggrabzeit nur selten noch in Holstein und Rügen nebst Vorpommern. Den Zug der Trichterbecher und Kragenfläschchen von Schleswig-Holstein nach Nordwestdeutschland machen sie ebensowenig mit, wie den etwas späteren von Jütland über Seeland nach der Weichselmündung. Nur bei dem kurzen und dünnen Ausbreitungsstrich jener beiden Dolmengefäße über Seeland nach Rügen und Vorpommern sind auch die Kugelflaschen vertreten. Während aber für die beiden erstgenannten Gefäßarten die Ausbreitung nach dieser Richtung in Vorpommern und in der Uckermark abbricht, beginnt hier für die Kugelflaschen eine Zeit neuer Entwicklung und stärkster Ausbreitung sowohl nach Süden, Südwesten, als auch nach Osten, Südosten, die in die mittlere und jüngere Ganggrabperiode fällt. — Hier folgt vorläufig nur das Verzeichnis der Funde. Die Darstellung der Entwicklung mit zahlreichen Abbildungen soll Band 14 des Mannus bringen.

[1]) Durch Unachtsamkeit des Buchbinders ist Tafel VIII, die erst zu den nachstehenden Tabellen gehört, schon dem 3. Heft beigeklebt worden. Beim Einbinden kann das Versehen leicht richtiggestellt werden.

Digitized by Google

3. Kugelflaschen: Tafel VIII.

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred	Amt	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Dolmenform. ◪			
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 8580	Hansen, Ä. M., S. 61
1a	1	?	?	?	?	Kopenhagen o. Nr.	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 f
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 11034	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 g
3	1	?	?	?	?	Kopenhagen 616	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 5 Worsaae, Nordiske Oldsager Abb. 102 Madsen, Afbildn. St., Taf. 45, Abb. 20
				Jütland.			
4	2	?	?	?	—	Kopenhagen A 12001, 12002	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 3 a u. 6
5	3	Stenvad (Horsemoor)	Gläsborg	Nord-H.	Randers	Kopenhagen A 8090, 8284, 8285	Hansen, Ä. M., S. 7, Nr. 1a, S. 13, 61 S. Müller, Aarb. 1913, S. 265, Abb. 27
6	2	Vegersley	Vegersley	Nord-H.	Randers	—	Nordmann, Aarb. 1917, S. 276
7	1	Aarsley	Aarsley	Hasle	Aarhus	Aarhus 4080a	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 h u. S. 15

Digitized by Google

8	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringköbing	Kopenhagen 5 487	S. Müller, Kunst, Abb. 72 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 5 Hansen, Ä. M., (S. 5) S. 9, Nr. 8
9	1	Sorum	Bröndum	Skads	Ribe	--	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 131—135, Abb. 1—5 Hansen, Ä. M., S. 15 S. Müller, Kunst, Abb. 69
10	1	Sädding	Guldager	Skads	Ribe	—	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 135—139, Abb. 6—8 S. Müller, Kunst, Abb. 69 Hansen, Ä. M., S. 15
				Seeland.			
11	1	?	?	?	?	Kopenhagen 3 176	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 4a
12	1	?	?	?	?	Kopenhagen 2 061	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 7a
13	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 5 090	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9
14	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 1 882	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9
15	1	Hjortegaarden	Draaby	Horr	Frederiksborg	Kopenhagen A 5 388	Madsen, Gravhöie, Bd. I, Taf. IV, 9a Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 7 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1e, S. 14
16	1	Dyrhavegaard	Lyngby	Sokkelund	Kopenhagen	Kopenhagen	Petersen, Aarb. 1881, S. 345
17	1	Christiansholm	Gjentofte	Sokkelund	Kopenhagen	Kopenhagen	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9

Digitized by Google

Kugelflaschen, Dolmenform (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
18	2	Ølstykke	Ølstykke	Ølstykke	Frederiksborg	Kopenhagen A 9 680	S. Müller, Nord. Fortidsm. Bd. I, S. 157, Abb. 45 Hansen, Ä. M., S. 7, Nr. 1b, S. 13
19	2	Jernhöjgaarden	Dig	Od	Holbäk	Kopenhagen 25 358 u. 25 359	S. Müller, Aarb. 1911, S. 282 ff. Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 4b, S. 9, Nr. 7 b, S. 12 u. 13
20	1	Rakleb	Rakleb	Art	Holbäk	Kopenhagen A 5 256	Petersen, Aarb. 1881, S. 345 u. 346 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 2, S. 13
21	1	Topshöi	Lynge	Alsted	Sorö	Kopenhagen A 3 490	Petersen, Aarb. 1881, S. 346 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1d, S. 13
22	2	Brunemose	Tjustrup	Ø. Flakkebjerg	Sorö	Kopenhagen A 2 070	Petersen, Aarb. 1881, S. 346 Hansen, Ä. M., S. 7, Nr. 1c, S. 13
23	1	Aggersö	Aggersö	W. Flakkebjerg	Sorö	Kopenhagen 107	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
24	1	Dyrleb	Beldringe	Baarse	Prästö	KopenhagenMMLXI	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
				Möen.			
25	1	Bogö	Bogö	Möenbo	Prästö	Kopenhagen A 4 306 u. 4 310	Petersen, Aarb. 1881, S. 345, Anm.

Digitized by Google

Schleswig-Holstein.

26	1	?	?	Nordschleswig	Schleswig	Kopenhagen	S. Müller, Aarb. 1913, S. 262, Abb. 22 S. Müller, Kunst, Abb. 70
27	1	?	?	?	Schleswig-Holstein	Kiel K. S. 691	Mestorf, Vorgesch. Altert., Abb. 132 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 6
28	1	Gjenner	Osterlügum	Apenrade	Schleswig	Kiel	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240 Abb. folgt
29	1	Tondern	Tondern	Tondern	Schleswig	Kopenhagen 81	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
30	1 (einhenkelig flachbodig)	Norby	Rieseby	Eckernförde	Schleswig	Kiel K. S. 10 851	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240 Abb. folgt

Pommern.

31	1 henkellos	Vorwerk Treuen	—	Grimmen	Stralsund	Privatbesitz (Geolog.-paläont. Institut Greifswald)	Kossinna
32	1	Zarrenthin	Jarmen	Demmin	Stettin	Stettin	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 164, Abb. folgt

Kugelflaschen (Übergangsform).

nicht auf d. Karte	nur die Hälfte eines Halses aus Stierhorn	Svendborg	Svendborg	Svendborg	Fünen	Kopenhagen	Aarb. 1913, S. 272, Abb. Kossinna, D. Indogerm. I, Abb. 1.

Schleswig-Holstein.

1	1 (m. flachem Boden)	Lönt	Starup	Hadersleben	Schleswig	—	Madsen, Afb. St., Taf. 44, Abb. 11 S. Müller, Aarb. 1913, S. 303 S. Müller, Kunst, Abb. 104

Digitized by Google

Kugelflaschen, Übergangsform (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
1a	1 (m. flachem Boden)	Gönnebek	Bornhöved	Segeberg	Holstein	Kiel K. S. 12 850	Mitt. v. F. Knorr, Kiel Abb. folgt
2	1 (m. flachem Boden)	Heiligenhafen	—	Oldenburg	Holstein	Kiel K. S. 8 237	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240
3	1 (m. flachem Boden)	Breitenburg	Münsterdorf	Steinburg	Holstein	Kiel K. S. 13 836	Mitt. v. F. Knorr, Kiel Abb. folgt
4	6	Gingst	—	Rügen	Stralsund	Stralsund	Baier, Zschr. f. Ethn. 1896, Verh., S. 351 ff., Abb. 3 bis 5, 8—10 Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 70 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 52, Abb. 206

Kugelflaschen jung (West). ●

Mecklenburg-Schwerin.

1	1	Remlin	—	R. A. Gnoien	—	Schwerin	Mecklenb. Jhb. 1845, S. 259 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Beltz, Stz. Funde in Mecklenb., S. 79, Abb. Beltz, Stz. Fundstellen in Mecklenb., S. 35. Beltz, Vorgesch. Altert., Taf. 17, Abb. 158 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156

Digitized by Google

				Pommern.			
2	1	Labömitz	—	Usedom-Wollin	Stettin	Stettin	Pomm. Monatsbl. 1889, S. 97 m. Abb. Brunner, Stz. Ker., S. 11 Walter, Lemckefestschrift, S. 3—4, Taf. I, 4 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 (auch S. 173)
3	5	Groß-Rambin	—	Belgard	Köslin	Stettin 3 128	Stubenrauch, Pomm. Monatsbl. VI (1892), S. 131 m. Abb. Stubenrauch, Balt. Studien 46 (1896) Taf. I, 15, 20, 32 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Walter, Lemckefestschr., Taf. II, Abb. 8—12. Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 25), 69, 88
				Westpreußen.			
4	1	Zechlau	—	Schlochau	Marienwerder	Berlin M. f. V. Ib 23	Kasiski, Beschreibg., S. 45, Taf. IV, 64 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 26), 69, 89 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 52

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Brandenburg.			
5	2 verzierte u. 2 unverzierte	Wollschow (Grab I u. III)	—	Prenzlau	Potsdam	Stettin	Schumann, Stzgr., S. 58, Taf. 45 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632
6	1 (henkellos, unverziert)	Dedelow (Grab V)	—	Prenzlau	Potsdam	Prenzlau 380	Schumann, Stzgr., S. 13 ff., Taf. XV,7 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 E. Blume, Prenzlauer Verzeichnis 1909, S. 28, Nr. 380 Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 350
				Pommern.			
7	2 (eine ohne Henkelösen, die andere unverziert)	Lebbehn	—	Randow	Stettin	Stettin	Schumann, Zschr. f. Ethn. 1889, S. 7 (17), Abb. 4—5 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 70, 74
8	1 (zerstört)	Barnimslow	—	Randow	Stettin	—	Stubenrauch, Pomm. Monatsbl. 1893, S. 73 Walter, Lemckefestschr., S. 10, Nr. 35

Digitized by Google

(9)	1 (vielmehr Krugflasche mit flachem Boden)	Bodenberg	—	Randow	Stettin	Stettin 1817	Balt. Stud. 33, 396; Zschr. f. Ethn., Verh. 1882, S. 440. Walter, Lemkefestschr., S. 4, Abb. 7	72]
				Brandenburg.				
10	2 (davon 1 unverziert)	Passow	—	Angermünde	Potsdam	Prenzlau 378a	Schumann, Stzgr., S. 43, Taf. XLII Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 Blume, Prenzl. Verz., S. 28, Nr. 378a Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 350	Kugelflaschen jung, West.
11	6 a) Forst Eichberg: 2 b) Forst, Flachgrab 1:1 c) Forst, Flachgrab 2: weit. Topf d) Forst, Flachgrab 3: Scherben e) Forst, Flachgrab 5:1	Schmiedeberg	—	Angermünde	Potsdam	Smlg. Joachim Otto v. d. Hagen in Schmiedeberg	v. d. Hagen: a) Mannus VII, S. 38 f., Taf. III, 12 a, c b) Mannus VII, S. 50, Taf. IX, 41 a, b c) Mannus VII, S. 51, Taf. X, 42 b d) Mannus VII, S. 52, Taf. X, 43 a e) Mannus VII, S. 52, Taf. X, 45	
12	unter 6 Gefäßen mindestens 1 Kugelflasche	Löwenbruch	—	Teltow	Potsdam	verschollen	Denkwürdigkeiten u. Tagesgesch. d. Mk. Brandenburg. Berlin. Bd. III. Jan.—Juni 1797, S. 366	
12a	1 weitm. Topf	Gr. Ziethen	—	Teltow	Potsdam	Berlin, Märk. M.	Näheres folgt Mitt. v. W. Matthes, Berlin	247

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
13	1 (unverziert)	Hoppenrade	—	Osthavelland	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 3 676	Brunner, Stz. Ker., Abb. 14 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
14	a) 1 verzierte 1 unverzierte vierhenklige 1 weitm. Topf (mit (Leichenbrand) b) 1 weitm. Topf	Ketzin	—	Osthavelland	Potsdam	a) Berlin M. f. V. I f 1 192 u. 1 194 b) Berlin M. f. V. I f 6 117	Brunner, Stz. Ker., Abb. 1 bis 3 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 146, 151, Abb. 1—5, S. 157 Kossinna, Mannus II, S.70
14a	1 weitm. Schale mit Rautenverzierung	Alt-Töplitz	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Potsdam 381	Mitt. v. H. Bestehorn, Potsdam Abb. folgt
15	5 + 1	Schmergow (Wohnplatzfund)	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Smlg. Joh. Schmidt, Ketzin, und Max Schneider, Berlin	Kossinna
16	1 (mit Leichenbrand?)	Groß-Kreutz	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 6 794	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 151, 153, Abb. 1—3, S. 157 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168

Digitized by Google

17	2	Krielow	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 8519 u. 8520	Kossinna
18	1	Brandenburg a. H.	—	Brandenburg	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 2112	Voß u. Stimming, Taf. 73, 3 u. 3a; Brunner, Stz. Ker., S. 10, Abb. 13, S. 52, Nr. 3b; Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156; Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 48; Merkbuch f. Ausgrabungen Berlin, ², ², Taf. II, 17
[1])	1	Butzow	—	Westhavelland	Potsdam	Smlg. R. Stimming, Groß-Wusterwitz	Kossinna
19	1 (flachbodig)	Wachow	—	Westhavelland	Potsdam		Kossinna
20	2 (Grab I u. III	Mützlitz	—	Westhavelland	Potsdam	Smlg. Pfarrer Joh. Schmidt, Ketzin	J. Schmidt, Zschr. f. Ethn. 1895, 1 (557), Taf. VIII
							Brunner, Stz. Ker., S. 8, 9, 10, 21, Abb. 16 u. 17
							Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
21	2 (nebst weitm. Topf)	Warsow	—	Westhavelland	Potsdam	Smlg. G. Hintze (†), Friesack	Kossinna Abb. folgen
				Provinz Sachsen.			
[1])	1	Kirchmöser	—	Jerichow II	Magdeburg	Smlg. R. Stimming, Gr. Wusterwitz	Kossinna
22	1 (nebst weitm. Topf)	Groß-Wusterwitz, Großstücke	—	Jerichow II	Magdeburg		R. Stimming in: Eckstädt, Groß-Wusterwitz einst u. jetzt (1910), S. 4 f., Taf. II, 2, 1
23	2 unverzierte	Tangermünde	—	Stendal	Magdeburg		Hartwich, Zschr. f. Ethn. 1884, Verh., S. 342, Abb. 7
24	1 entartet	Arneburg	—	Stendal	Magdeburg	Stendal	Kupka, Zschr. f. Ethn. 1906, S. 165, Abb. 1

[1]) Fehlt auf der Karte.

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
25	1 sehr entartete (mit Leichenbrand)	Groß-Ellingen	—	Stendal	Magdeburg	Stendal	Kupka, Präh. Zschr. I, 50, Abb. 4 Stendaler Beiträge II, S. 7 (1909), Abb. 4
26	2 (nebst weitm. Topf)	Poltritz	—	Osterburg	Magdeburg	Stendal	Kupka, Präh. Zschr. III, S. 251, Abb. 1
27	3 (nebst weitm. Topf)	Hindenburg	—	Osterburg	Magdeburg	Stendal Nr. 3 050, Wernigerode	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160 Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 27 [1] Kupka, Stendal. Beitr. II, S. 319 Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. X (1911), S. 22, 24, Taf. II, 1, 2, 3, 6
28	1	Ristedt	—	Salzwedel	Magdeburg	—	Müller, 33. Jahresber. d. Altmärk. V. zu Salzwedel 1906, S. 127 f. Stendal. Beitr. II (1909) S. 318
29	1	?	—	Gardelegen	Magdeburg	Privatbesitz in Gardelegen	Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 45, Abb. 4
30	1	Zielitz	—	Wolmirstedt	Magdeburg	Magdeburg	Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 44, Abb. 3
31	1	Althaldensleben	—	Neuhaldensleben	Magdeburg	Nürnberg Germ. Museum	Katalog, S. 13, Nr. 392, S. 67, Nr. 5 128 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 u. 158

Digitized by Google

32	1	Brumby	—	Neuhaldensleben	Magdeburg	Smlg. d. Allervereins Neuhaldensleben	Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168[1] Abb. folgt unten
33	7 verzierte teils ganz erhalten, teils Bruchst., 1 unverzierte, 1 weitm. Topf	Barby	—	Kalbe	Magdeburg	Halle (erworben 1915)	Kossinna
34	1 entartet	Biere	—	Kalbe	Magdeburg	Halle	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158. Abb. folgt
35	1 kl. weitm. Topf	Bleckendorf	—	Wanzleben	Magdeburg	Magdeburg	Kossinna
36	1. (nebst 1 weitm. Topf)	Beckendorf	—	Oschersleben	Magdeburg	Halle	J. Schmidt, Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 34 ff. Abb. 21—27 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
37	2 (davon 1 unverziert, nebst 1 weitm. Topf)	Deesdorf	—	Oschersleben	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 348 u. 352, Abb. 1—6
38	1 Brchst. (nebst 1 weitm. Topf)	Dardesheim	—	Halberstadt	Magdeburg	Berlin M. f. V. I g 3 924	Kossinna
				Braunschweig.			
38a	1„	Groß-Biewende	—	Wolfenbüttel	—	Braunschweig	Doges, Übers. üb. d. Vorgesch. d. Landes Braunschweig 1906, S. 3 ff.
38b	1 Scherben eines weitm. Topfes (?)	Seinstedt	—	Wolfenbüttel	—	?	L. Knoop, Korresp. Bl. d. dtsch. anthr. Ges. 1913, S. 43 f., Abb. 5, Nr. 2

Digitized by Google

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Provinz Sachsen.			
39	2 (davon 1 unverziert; nebst 1 weitm. Topf)	Groß-Quenstedt	—	Halberstadt	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 352 u. 353, Abb. 7—11
40	1 Oberteil	Halberstadt (Bullerberg?)	—	Halberstadt	Magdeburg	Halle 799 I	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158 Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910) S. 354
41	1	Halberstadt (Bullerberg)	—	Halberstadt	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 353 u. 355, Abb. 12
42	1 weitm. Topf	Zilly	—	Halberstadt	Magdeburg	Wernigerode	Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. X (1911), S. 29, Taf. III, Abb. 8
43	1 (nebst 1 weitm. Topf)	Quedlinburg Boxhornschanze	—	Aschersleben	Magdeburg	Quedlinburg	Kossinna
44	1	Königsaue	—	Aschersleben	Magdeburg	Berlin, M. f. V. I 5 444	Becker, Zschr. f. Ethn. 1884, Verh., S. 145, Abb. 5 Mitt. Ver. f. Anh. Gesch. u. Alt. IV, S. 591, Abb. 8 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
45	1 Begleitgefäß	Hettstedt	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merseburg	Halle	Götze, Gefäßformen, Taf. I, Abb. 36

Digitized by Google

46	1 ganze u. Scherben einer zweiten	Ober-Wiederstedt	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merseburg	Eisleben Pl. S. 20 u. 128	Größler, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 235 u. 236, Taf. XXV, Nr. III
47	a) 2	Welbsleben	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merseburg	?	a) Lehmann, Beiträge z. Untersuchg. d. Altert. bei Welbsleben. 1789, S. 64, Taf. I, 9, II, 10 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159
	b) 1 weitm. Topf						b) Lehmann, a. a. O., S. 63, Taf. I, 3 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 54
48	1	Salzmünde	—	Mansfelder Seekreis	Merseburg	Smlg. v. Zimmermann, Salzmünde	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 51
				Sachsen-Weimar.			
49	a) 1 Kugelflasche	Mittelhausen	Enklave Allstedt	Alpolda	—	a) Eisleben	a) Größler, Verzeichn. 1900, S. 5 Größler, Mansf. Bl., 1900, S. 18
	b) 1 weitm. Topf					b) Halle	b) Götze, Gefäßformen, Taf. I, Abb. 34 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 125, Taf. II, Abb. 24
50	1	Einsdorf	Enklave Allstedt	Alpolda	—	Eisenach	Åberg, Nord. Kult., S. 175
51	2, davon 1 unverziert u. flachbodig (nebst 2 weitm. Töpfen)	Kalbsrieth Derfflinger Hügel	Enklave Allstedt	Apolda	—	Weimar	Pfeiffer, Korr.-Bll. d. allg. ärztl. Ver. v. Thür. XXX, 1901, S. 324 ff., Abb. Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168[1] Alt. u. heidn. Vorz. V, S. 56

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
51		Kalbsrieth	Enklave Allstedt	Apolda	—	Weimar	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 123 f. u. 396 f. A. Möller, Der Derfflinger Hügel bei Kalbsrieth. Jena 1912, S. 30 ff., Taf. II, 1—4
				Provinz Sachsen.			
52	1	Bottendorf	—	Querfurt	Merseburg	—	Kruse, Dtsche. Altert. 1824, I, 2, S. 31, Taf. I, Abb. 5 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
53	1 weitm. Topf	Oberschmon	—	Querfurt	Merseburg	Berlin M. f. V.	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 77
54	3	Niedereichstedt	—	Querfurt	Merseburg	Mainz, Röm. germ. Zentr. Mus. Halle	Lindenschmit, Alt. u. heidn. Vorz. II, VIII, 1, 7 Zschr. d. Ver. z. Erf. d. Rhein. Gesch. u. Altert. III, 42 (1868) Archiv f. Anthr. 1868, Taf. II, 7 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158 u. 172 ff. Reinecke, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 601 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 73

Digitized by Google

							Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 Mötefindt, Präh. Zschr. II, S. 350
55	1	Sittichenbach	—	Querfurt	Merseburg	Dresden	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159 Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 41, Abb. 1
56	1 weitm. Topf	Oberheldrungen	—	Eckartsberga	Merseburg	Halle 58, 29	Kossinna
				Sachsen-Koburg-Gotha.			
57	1 (nebst weitm. Topf)	Körner b. Mühlhausen	—	Gotha	—	Halle	J. Schmidt, Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 36, Abb. 24 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 172, Taf. II, 23
				Sachsen-Weimar.			
58	a) Scherben	Kapellendorf	—	Weimar	—	a) Jena	a) Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161
	b) 2 in Scherben					b) Weimar	Götze, Höfer, Zschiesche, b) Kossinna [S. 267
59	1	Legefeld	—	Weimar	—	Jena	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Gust. Eichhorn, Verzeichnis der ... Abgüsse vor- u. frühgesch. Tongefäße a. d. Germ. Mus. zu Jena.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
59	1	Legefeld	—	Weimar	—	Jena	Bürgel (1905), Taf. X, Abb. 372 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 269
60	1 weitm. Topf	Maua	—	Apolda	—	Jena (nur in den Akten)	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 312
60a	1 weitm. Topf	Sonnendorf	Großheringen	Apolda	—	A. Grauert, Taugwitz	Mitt. v. J. Lechler, Halle, u. A. Grauert
				Provinz Sachsen.			
61	3 mit Hals-rauten, ausgepflügt 1913 im Acker aus freier Erde	Zembschen	—	Weißenfels	Merseburg	Smlg. Wilcke, Zeitz	Kossinna
62	1 Schnur-Kugelamphore in Grab I	Poserna	—	Weißenfels	Merseburg	Berlin, M. f. V. I g 2 992 a	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 359 Götze, Präh. Zschr. I, S. 188 ff., Abb. 2
63	1	Rödgen	—	Weißenfels	Merseburg	—	Götze, Zschr. f. Ethn., 1900, S. 159 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 360
64	1	Prittitz	—	Weißenfels	Merseburg	Berlin M. f. V. I g 2 983	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 360
64a	2	Stößen	—	Weißenfels	Merseburg	Halle H. K. 13: 1 053 u. 1 054	Kossinna

Digitized by Google

65	1	Bornitz	—	Zeitz	Merseburg	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande. 1919, S. 241, Taf. XI, 2
66	1 weitm. Topf u. Scherben von Kugelflaschen	Günthersdorf (Ansiedlung)	—	Merseburg	Merseburg	Leipzig, M. f. V., Smlg. Näbe	Näbe, Die steinzeitl. Besiedelung der Leipziger Gegend. Leipzig 1908, S. 12 f., Taf. II, Abb. 7
				Sachsen-Altenburg.			
67	1 niedriges Begleitgefäß	Krebitzschen	Ksp. Monstab	(Osterland)	—	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande 1919, S. 242, Taf. XI, 3
68	a) 1 weitm. Topf, 2 niedrige Näpfe b) Scherben von Kugelflaschen c) Scherben von Kugelflaschen	Obermolbitz	—	(Osterland)	—	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande 1919, S. 242, Taf. XI, 4, 5
69	1	Lohma Leinawald (?)	—	(Osterland)	—	Altenburg	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Reinecke, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 601 Amende, Mitt. d. Gesch.- u. Altert. Ges. d. Osterl. XII (1911), S. 128 ff. Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 42, Abb. 2 Amende, Mitt. a. d. Osterl. 1919, S. 241, Taf. XI, 1

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Sachsen.			
70	1	Cröbern b. Leipzig	—	A. H. Leipzig	—	Dresden	Deichmüller, Korr.-Bl. Ges. Ver. d. Gesch. Ver. 1900 Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, S. 84, Abb. 86
71	fällt fort						
				Anhalt.			
72	Bruchstücke einer Flasche, 1 weitm.Topf	Pohlsberg bei Latdorf	—	Bernburg	—	Bernburg Nr. 211 u. 213, Sign. VIII, 1—3	P. Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. IV (1905), S. 65 u. 67, Taf. VIII, Abb. 1—3 Mitt. Ver. Anh. Gesch. u. Alt. X, 4 (1907), S. 764 u. 767 Merkel, Katalog Bernburg, S. 40 f., Abb. (von VIII, 1)
73	1 Scherbe	Gröna (Stockhof)	—	Bernburg	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160
74	2	Baalberge	—	Bernburg	—	Bernburg B 356 u. 357	Höfer, Jahresschr. f s. th. L. I (1902), S. 23 u. 29, Taf. III, I, Abb. 7—8 Merkel, Katalog Bernburg, S. 38, Abb.
75	1 weitm.Topf	?	—	Bernburg	—	Zerbst (früher Gr. Kühnau 708)	Kossinna Abb. folgt

Digitized by Google

76	1	Groß-Lübz	—	Zerbst	—	—	Wäschke, Mitt. d. V. f. Gesch. u. Alt. Anhalt, Bd. 9, H. 3 (1902) Höfer, Jahresschr. f. V. f. th. L. I, S. 252
77	1 weitm. Topf	Steutz a. Elbe	—	Zerbst	—	Gutsbes. Düben in Steutz	Mitt. von H. Seelmann, Dessau. Abb. folgt
78	1	Elsnigk	—	Dessau	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Jahresschr. f. V. f. th. L. III (1904), S. 74, Taf. VII, 25
78a [1])	1 in Scherben	Dessau	—	Dessau	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 90u. 91, Abb. 5—7
79	2 und 1 flacher Napf	Kochstedt (Zobernberg)	—	Dessau	—	1. Zerbst (früher Gr. Kühnau 389) 2. Smlg. Rehfeld, Dessau	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160; Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 88, Abb. 1 Stend, Beitr. IV, S. 343, 348
80	1	Reupzig	—	Dessau	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160 u. 161 Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 89, Abb. 3
81	1 weitm. Topf	Reppichau	—	Dessau	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 89, Abb. 4
82	2 (nebst 1 weitm. Vierhenkelgefäß u. 2 weitm. Schalen)	Törten	—	Dessau	—	Smlg. Hofmaurermeister Berger, Dessau	Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 91 u. 95, Abb. 8—15
[1])	1	Körnitz	—	Dessau	—	Köthen	Stend. Beitr. IV, S. 343, 348
83	1	Frenz	—	Köthen	—	Bernburg B 187	Merkel, Katalog Bernburg, S. 39, Nr. 209, Abb. Höfer, Jahresschr. f. f. th. L. I (1902), S. 27, Anm.

[1]) Fehlt auf der Karte wegen Raummangels.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
83	1	Krenz	—	Köthen	—	Bernburg B 187	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168
[1])	2	Köthen	—	Köthen	—	Köthen	Stend. Beitr. IV, S. 343, 348
				Provinz Sachsen.			
84	4	Schönefeld	—	Wittenberg	Merseburg	Halle	Görtsch, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 75 u. 79, Taf. X, Abb. 1—8
85	3 (nebst 2 weitm. Töpfen)	Zörbig	—	Bitterfeld	Merseburg	Halle H. K. 4 254 u. 4 256, 4 258 u. 4 259	Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 136 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159 u. 160
86	2 (nebst 1 weitm. Topf)	Söllichau	—	Bitterfeld	Merseburg	Halle H. K. 19: 655	H. O. Gandert, Mannusbibliothek 22, S. 14ff.
86a	1	Übigau	—	Liebenwerda	Merseburg	Halle H. K. 11 056	
				Sachsen.			
87	2 (u. 1 weitm. Schale)	Gaulis b. Leipzig	—	A. H. Borna	—	Leipzig, M. f. V. Smlg. Bernhardt	Jacob, Z. Prähistorie Nordwestsachsens, S. 84, Abb. 84, 85, 87
88	1	Pegau	—	A. H. Borna	—	Dresden	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 162
89	7 ganze u. 7 in Scherben nebst 3 weitm. Töpfen	Börtewitz	—	A. H. Oschatz	—	Leipzig, M. f. V.	Jacob, Präh. Zschr. V, S. 362 ff., Taf. 14 u. 15

[1]) Nicht auf der Karte.

Digitized by Google

90	5, nebſt 3 weitm. Näpfen	Koſſebaude	—	A. H. Dresden	—	—	Götze, Zſchr. f. Ethn. 1900, S. 161 Deichmüller, Wuttkes Sächſ. Volksk. 1900, S. 29, Abb. 16 u. 20

Böhmen.

91	weitm. Schalen u. a.	Prosmik	—	Bez. Leitmeritz	—	Teplitz	v. Weinzierl, Führer d. d. Teplitzer Muſeum. Teplitz 1906, S. 24, Nr. 38 (fälſchlich als Röſſener Stil bezeichnet)
92	Scherben nebſt Begleitgefäß	Lobositz	—	—	—	Teplitz	v. Weinzierl, Mitt. d. Wien. anthr. Geſ. 1894, 24, S. 150
93	Scherben	Rivnatſch bei Roſtok	—	—	—	Prag	Pič, Starož. I, 1, Taf. XLIV, 15, 16, 17, 19
94	a) Scherben	Scharka bei Libotz	—	—	—	a) Muſ. Prag	a) Pič, Starož. I, 1, Taf. XLI, 6, 12, 16
	b) 3 Flaſchen, 3 weitm. Töpfe u. 5 weitm. Schalen					b) Smlg. Jira, Dejvitz bei Prag	b) Jira, Pravěk 1910, Taf. 2 u. 4
95	1	Berzkowitz bei Melnik	—	—	—	Smlg. Lobkowitz	Pič, Starož. I, 1 (1899), S. 90, Abb. 17 Buchtela, Vorgeſch. Böhm. I (1899), S. 14 u. 22 Götze, Zſchr. f. Ethn. 1900, S. 162

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
96	3 Flaschen 3 weitm. Schalen	Elbekosteletz	—	—	—	Prag	Kossinna, Mannus II, S. 70
97	Bruchstücke	Klamorna bei Münchengrätz	—	—	—		Pič, Pamatky archeol. XXIII, S. 329 ff, Taf. XLV
98	1 weitm. Topf	Radim bei Bad Podiebrad a. Elbe	—	—	—	Prag	Kossinna
						Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 174

Kugelflaschen jung (Ost). ▲

Pommern.

1	5	Gr. Rambin	—	Belgard	Köslin	Stettin	Siehe junge Westgruppe Fund 3 (S. 47)
2	1	Sucow (Torfmoor)	—	Saatzig	Stettin	Stettin	Walter, Lemckefestschr. S. 3, Taf. I, Abb. 2 Göze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 68, 69, 87 (Abb. 24) Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. ², S. 32, Abb. 54 Stubenrauch, Balt. Stud. 46, Taf. I, 33

Digitized by Google

Brandenburg.

3	1 Scherben mit Kugelfl.-Ornament	Alt-Reetz	—	Königsberg i. N.	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. Mus.	Brunner, Stz. Ker., Abb. 74 Kossinna, Mannus II, S. 87
4	3 (Grab II: 2 reichst verzierte, Grab III: 1 unverziert)	Schwedt	—	Angermünde	Potsdam	Prenzlau 383	Schumann, Stzgrb., S. 49 u. 53, Taf. XLIII, 4, 5 XLIV, 7 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 28
5	1 (unverziert)	Burgwall	—	Templin	Potsdam	Berlin, Märk. Mus.	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 Schumann, Stzgrb., S. 10, Abb. 43 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 11, Abb.
6	2	Flieth	—	Templin	Potsdam	Prenzlau 386	Schumann, Stzgrb., S. 19 u. 27, Taf. XXIII, 1, 2 Mitt. uck. Mus. u. G. V. III, S. 212 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 29
7	1 Bruchstück	Neu-Buchhorst	—	Niederbarnim	Potsdam	Berlin, M. f. V. I f 6 702	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
8	1 (reich verziert in Herzmuscheltechnik, 17 cm hoch)	Sietzing	—	Oberbarnim	Potsdam	Smlg. G. A. Wirth in Letschin	Kossinna (Götze, a. a. O. ungenau)
9	1	Kalau	—	Kalau	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V. I 4 575 II 1 001 u. 1 005	Brunner, Stz. Ker., Abb. 24 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
10	2 nebst 1 weitm. Topf u. 1 weitm. Schale	Kl. Rietz	—	Beeskow	Potsdam	Berlin, Märk. M. II 7 031, 7 032, 7 033, 7 036, II 17 762	Olshausen, Verh. Berlin. Anthr. Ges. 1892, S. 151 Brunner, Stz. Ker., Abb. 7—11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 Kossinna, Mannus I, S. 234, Abb. 7 u. 8 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 58, Abb. 234
11	Bruchstücke von mindestens 2 Kugelflaschen	Trebus	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. M.	Heßler, Mitt. d. Ver. f. Heimatk. Lebus, III, 1913, S. 31 ff., Taf. III u. Abb. 13
12	1 (unverziert?)	Eichendorfer Mühle bei Neuhardenberg	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Müncheberg	Mirow, Mitt. d. Ver. f. Heimatk. Lebus III, 1913, S. 57
13	1 (unverziert)	Platkow b. Seelow	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V.	Kossinna (vom M. f. V. bisher als steinzeitlich nicht erkannt)
14	abweichende Form	Lipke	—	Landsberg	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V. I f 8 410	Kossinna, Mannus II, S. 87
[1])	2, nebst 1 weitm. Topf u. 1 Napf	Kalzig	—	Züllichau	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. Mus.	M. Schultze, Mannusbibl. 22, S. 17 ff., Taf. III

[1]) Nicht auf der Karte.

Digitized by Google

Posen.

15	1 Krug mit Doppelhenkeln	Kl. Krebbel	—	Schwerin	Posen	Berlin, M. f. V. I d 1386	Kossinna, Mannus II, S. 67 u. 69 (Abb. 29), 84, 90 Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 56 Weigel, Nachr. dtsch. Alt. 1892, S. 66, Abb. 1 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 173, Abb. 18
16	1 (Unterteil)	Birnbaum	—	Birnbaum	Posen	Berlin, M. f. V. I d 2077	Kossinna, Mannus II, S. 69 u. 90 Blume, Katalog Ausst. Posen 1909, Nachtr. S. 171. Abb. folgt

West- und Ostpreußen.

17	Scherben (?)	Dolken	—	Kulm	Marienwerder	Danzig	29. Bericht d. Mus. Danzig f. 1908, S. 22 Kossinna, Mannus II, S. 90
18	2 Scherben	Uszczerberg	—	Kulm	Marienwerder	Magdeburg Smlg. Bauer	Kossinna, Mannus II, S. 90
19	1 (flachbodig)	Guttowo	—	Strasburg	Marienwerder	Danzig	29. Bericht d. Mus. Danzig f. 1908, S. 22, Abb. 3 Kossinna, Mannus II, S. 90 La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Abb. 14
19a	1 (nicht hergehörig)	Osterode	—	Osterode	Allenstein	Gymnas. Osterode	Mitteilung von Schnippel, B.-Lichterfelde
20	1 Bruchstück	Rentschkau	—	Thorn	Marienwerder	Thorn, Städt. Mus.	Kossinna, Mannus X, S. 142 Semrau, Führer durch d.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Beg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
							städt. Mus. 1917, S. 32, Abb.
							La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Abb. 13.
21	1 (in 4 Schulteröfen)	Kulmsee	—	Thorn	Marienwerder	Danzig	Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 27), 69, 90, Nr. 64
							12. Bericht d. Mus. Danzig f. 1901, S. 28
							Conwentz, D. westpr. Pr. Mus., Taf. 43, 2
							Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 53
							La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Taf. 2, 1
							Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 52, Abb. 204
22	1	Nawra	—	Thorn	Marienwerder	Krakau, Univ. Mus Nr. 622	Kossinna, Mannus II, S. 69, 74 (Abb. 47), 90, Nr. 63
							Ossowski, Cart. archéol., S. 67, Nr. 216
				Posen.			
23	1 Doppelhenkelkrug	Gr. Koluda	—	Strelno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
							Pos. Arch. Mitt. I, S. 61
24	1	Rzeszynek	—	Strelno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91

Digitized by Google

25	1	Hartfeld (Padniewo)	—	Mogilno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	v. Leblinsky, Pos. arch. Mitt. I, S. 36, Taf. XIII, XIV Posen. Album I, Taf. V Åberg, Nord. Kult., Abb. 319 Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
26	1	Pakosch	—	Mogilno	Bromberg	Posen, Kaiser-Friedrich-Mus. 1910: 625	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91 Blume, Mannus VII, S. 149 f., Abb. 4
27	1 verziert, mit je 4 Henkelösen an Hals u. Bauch	Nadziejewo	—	Schroda	Posen	Poln. Museum, Rapperswyl bei Zürich	W. Demetrykiewicz in: Sprawozdaniaz . . . Akad. Umiej. Krakau. Juni bis Okt. 1916
28	1	Szczonowo b. Pogorzelice	—	Jarotschin	Posen	Posen, Kaiser-Friedrich-Mus.	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
				Schlesien.			
29	1	Militsch	—	Militsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 45 u. Abb. 183 Åberg, Nord. Kult., Abb. 314
30	1 (schlauchförmig!) nebst weitm. Schale	Schlabitz	—	Guhrau	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 44, Abb. 187 u. 188
31	viele	Roßwitz	—	Glogau	Liegnitz	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 38 ff., Abb. 85, 132, 137, 142, 169
32	1 weitm. Topf	Köben	—	Steinau	Breslau	Berlin, M. f. V. I c 1067	Kossinna, Mannus II, S. 69 (Abb. 28), 91 Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 55

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
							Brunner, Nachr. dtsch. Alt. 1899, S. 82
							Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 57, Abb. 231
33	1 unverziert	Nikolstadt	—	Liegnitz	Liegnitz	Breslau 467: 90	Seger, Schles. Vorz. VI, Taf. 16; N. F. VII, S. 44
							Wahle, Ostdeutschland in neolith. Zeit, S. 206 f.
							Hierüber folgt näheres
34	4	Herrnprotsch	—	Breslau	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 90, Abb. 1, 3, 4
35	fällt fort						
36	2 Flaschen u. 1 weitm. Topf	Jordansmühl	—	Nimptsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 50, Abb. 202, 227
37	2 weitm. Töpfe u. 1 weitm. Schale	Heidersdorf	—	Nimptsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 62 f., 57, 59, Abb. 230 u. 233, 235 u. 237
				Mähren.			
38	1	Olmütz	—	—		Olmütz, Dat. Mus.	Červinka, Moravské Starožitnosti II, S. 193, Abb. 109 (S. 191)
39 [1])	1 weitm. Topf	Jewischowitz	Znaim	—	–	Smlg. Palliardi, Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Ztschr. I, S. 267, Abb. 17

[1]) Nicht mehr auf der Karte.

Digitized by Google

Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland.

Von Hans und Richard Lehmann.

Mit 48 Abbildungen.

Zwei Entwicklungsreihen weist die Geschichte diluvialprähistorischer Forschung auf. In der einen ist die Typologie, in der anderen die Geologie vorherrschend. Die erstere und zugleich ältere hat in Frankreich die meisten Anhänger. Das Gliederungsschema Mortillets, die Arbeiten eines Boule, Commont und Obermaier fallen unter diese Reihe. Durch sie wird eine relative Chronologie der altsteinzeitlichen Werkzeugformen gewonnen, der Weg der menschlichen Kulturentwicklung für das Eiszeitalter festgelegt. Die gesamte ältere Steinzeit wird in die letzte Zwischeneiszeit und letzte Eiszeit eingefügt. Gegen dieses Dogma kämpfte schon frühzeitig die mehr geologisch orientierte Richtung an, die vor allem in Deutschland vertreten ist. Es ist das Verdienst A. Pencks, zuerst mit Nachdruck auf das höhere Alter des älteren Paläolithikums hingewiesen, zuerst das Chelléen und Acheuléen in die Mindel-Rißinterglazialzeit eingereiht zu haben. Ihm schloß sich die Mehrzahl der deutschen Forscher im wesentlichen an, unter anderen auch F. Wiegers, dem wir zum erstenmal [1]) eine Gliederung nach deutschen Fundorten verdanken. Wenn auch diese infolge der Spärlichkeit deutscher Fundstücke keineswegs in allen Punkten als vollständig angesehen werden kann, wenn hie und da geologischen Deutungen eine allzugroße Sicherheit verliehen ist, so wird doch der Versuch als solcher dadurch im Wert keineswegs herabgesetzt. Doch wir müssen weitergelangen. Wir müssen von einer Gliederung nach deutschen Fundorten übergehen zu einer selbständigen deutschen Gliederung. Neue Funde und neue Fundstellen auf deutschem Boden sind dazu in erster Linie nötig. Mögen die im folgenden beschriebenen, von uns vor nunmehr 2 Jahren entdeckten Fundstellen mit dazu helfen.

[1]) F. Wiegers, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abh. d. Pr. Geol. L. A. N. F. Heft 84, 1920.

Digitized by Google

Das relative Alter dieser Fundstellen läßt sich glücklicherweise auf geologischem Wege recht genau und durchaus eindeutig festlegen, ja es ist sogar möglich, auch über das absolute Alter Angaben zu machen. Doch hierzu ist es nötig, zunächst etwas auf die geologischen Verhältnisse einzugehen.

Für die Gliederung des Eiszeitalters wie auch für die Chronologie der älteren Steinzeit ist Mitteldeutschland recht gut geeignet. Ist doch gerade hier das Ineinandergreifen interglazialer, weithin verfolgbarer Flußterrassen und mächtiger Geschiebemergeldecken vorzüglich zu beobachten. Hier im Randgebiete der Vereisung war in der Diluvialzeit die Verschiebung der geologischen Verhältnisse ein Maximum, hier nahm mit dem Übergang des Wassers zu Eis Abtragung und Aufschüttung gänzlich verschiedene Formen an. 3 und nur 3 Eiszeiten lassen sich in Mitteldeutschland feststellen; sie lassen sich eindeutig mit der Mindel-, Riß- und Würmeiszeit der Alpen parallelisieren [1]). Es erübrigt sich, noch mit einer weiteren Eiszeit, der Günzeiszeit Pencks, zu rechnen, da diese selbst in den Alpen noch nicht völlig gesichert ist. Gegenüber anderslautenden Darstellungen sei besonders betont, daß in Mitteldeutschland die Eismassen der 1. Eiszeit am weitesten nach Süden vorgedrungen sind. Die damalige Eisgrenze verläuft am nördlichen Harzrand entlang, überschreitet in nord-südlicher Richtung den Unterharz, um dann in weitem Bogen über Mühlhausen fast bis Eisenach nach Südwesten vorzuspringen. Von hier aus verläuft die Grenze in ungefähr west-östlicher Richtung südlich an Erfurt, Weimar und Jena vorbei. Die Südgrenze der 2. Vereisung kreuzt etwa bei Kösen das Saaletal und lehnt sich dann über Zeuchfeld bei Freyburg, ohne in das heutige Unstruttal einzudringen, direkt an den Ostharz an.

Die Grenze der letzten Vereisung ist noch recht unsicher. Sie dürfte etwa von Magdeburg bis Wittenberg der Elbe gefolgt sein. Doch mit den reinglazialen Ablagerungen allein würde man schwerlich zu einer Gliederung des Diluviums gelangen, da der ständige Wechsel ihrer Lagerungs- und Faziesverhältnisse sowie der Mangel an Fossilien dem entgegenstehen. Vielmehr werden immer die interglazialen Ablagerungen die Hauptrolle hierbei spielen. Leider sind solche jedoch relativ selten, und es ist nicht immer ganz leicht zu entscheiden, ob glaziale oder interglaziale Ablagerungen vorliegen. Außerdem herrscht bezüglich der Grenze zwischen Eiszeit und Zwischeneiszeit keineswegs Einigkeit. Während die einen die Grenze klimatisch festlegen, wird von anderer Seite wiederum mehr Wert auf die Faziesverschiedenheiten gelegt. Größere Allgemeingültigkeit auf der einen, leichtere Anwendbarkeit im Gelände auf der anderen Seite kennzeichnen Vorzüge und Nachteile beider Richtungen. Wir wollen im folgenden unter einer Eiszeit eine Periode verstehen, in der ein vom heutigen wesentlich verschiedener Klimatyp mit starker

[1]) Näheres hierüber bei R. Lehmann, Das Diluvium des unteren Unstruttales von Sömmerda bis zur Mündung. Jahrbuch des Hall. Verbandes zur Erforschung der mitteldeutschen Bodenschätze und ihrer Verwertung. 1922. (Erscheint in Kürze.)

Digitized by Google

Gletscherausdehnung in Europa herrschte. Die hiermit gegebene wenig scharfe Grenze zur Zwischeneiszeit dürfte sich sehr wohl rechtfertigen lassen. Wir wissen ja nicht, wie weit sich im Norden das Eis während der Zwischeneiszeiten wieder zurückzog. Sicher ist nur, daß es sich weit vom deutschen Boden entfernte, so daß die Flüsse Norddeutschlands ungehindert zum Meere fließen und ihre Täler einschneiden konnten; sicher ist, daß Tier- und Pflanzenwelt wieder bis nach Dänemark vordringen konnten. Die klimatische Bewertung einer diluvialen Fauna ist jedoch nur innerhalb nicht zu enger Grenzen möglich, da wir ja mit Eigenschaftsänderungen dieser oder jener Art während der langen seither verstrichenen Zeiten rechnen müssen. Gegenüber sonst üblichen Eiszeitdefinitionen verhindert es die oben gegebene zugleich, daß die Grenze zwischen Eiszeit und Zwischeneiszeit in irgendeiner komplizierten Weise in die stratigraphisch so wichtigen Flußterrassen [1]) hineinfällt. Erlauben doch letztere oft schon allein durch ihre Höhenlage, Beziehungen zwischen örtlich getrennten Ablagerungen festzustellen, die auf irgendwelche andere Weise, etwa durch petrographische oder paläontologische Vergleiche, sich gar nicht oder nur mit großer Mühe finden lassen würden. Wenn daneben ein gewisser Fossilreichtum und gute Aufschlüsse mit sicher interglazialen und sicher glazialen Schichten vorhanden sind, dann erst sind alle Voraussetzungen erfüllt, die für eine selbständige Gliederung des Diluviums eines kleineren Gebietes nötig sind. Alle diese Vorteile sind im mitteldeutschen Randgebiet der Vereisung vorhanden. Und wenn im folgenden das Flußnetz der Saale und ihrer Nebenflüsse, der Ilm, Unstrut, Salzke und Elster in den Vordergrund der Betrachtung gestellt werden soll, so geschieht das, weil gerade diese Gegend berufen sein dürfte, die geologischen Grundlagen für die Geschichte des Urmenschen abzugeben.

Die ältesten noch erhaltenen Terrassenreste der Saale und ihrer Nebenflüsse sind neben wenigen pliozänen Resten präglazialen Alters. Sie liegen rund 40—100 m über den heutigen Talauen und nur im Unterlauf der Saale und Elster steigen sie tiefer herab [2]). Meist lassen sie sich in 3—4 selbständige Terrassen gliedern. Dem zeitlich letzten oder vorletzten dieser Terrassenzüge gehören die bekannten fossilreichen Ilmkiese von Süßenborn an, die rund 55 m über der Ilmaue liegen. Entsprechend dem Einschneiden der Flüsse mit der Zeit liegen die ältesten Terrassen, von hier nicht zu erwähnenden Sonderfällen abgesehen, am höchsten über der Aue. Die jüngeren Terrassen, die nach der 1. Eiszeit entstanden, liegen sämtlich in geringerer Höhe über der Aue als die präglazialen Terrassen und sind unter sich ebenfalls in der Höhenlage nach dem

[1]) Wir bezeichnen im folgenden deshalb eine Flußterrasse auch dann als interglazial, wenn Teile derselben noch in Glazialzeiten übergreifen.

[2]) Es würde zu weit führen, die zahlreiche Einzelliteraturüber diesen Gegenstand im einzelnen anzuführen. Wichtig sind vor allem die Arbeiten von v. Fritsch, Wüst, Naumann, Picard, Siegert, Weißermel, Wolff und Lehmann.

Digitized by Google

Alter gestaffelt. In der Gegend von Halle war das präglaziale Flußnetz wesentlich von dem heutigen verschieden (siehe Fig. 1). Die Saale nahm von Weißenfels aus ihren Lauf nach Nordosten, die heutige Elsteraue anfangs bei Leipzig, am Ende der Präglazialzeit bei Schkeuditz kreuzend. Ebenso lag das Tal der präglazialen Elster weiter östlich, ohne in der Gegend von Leipzig

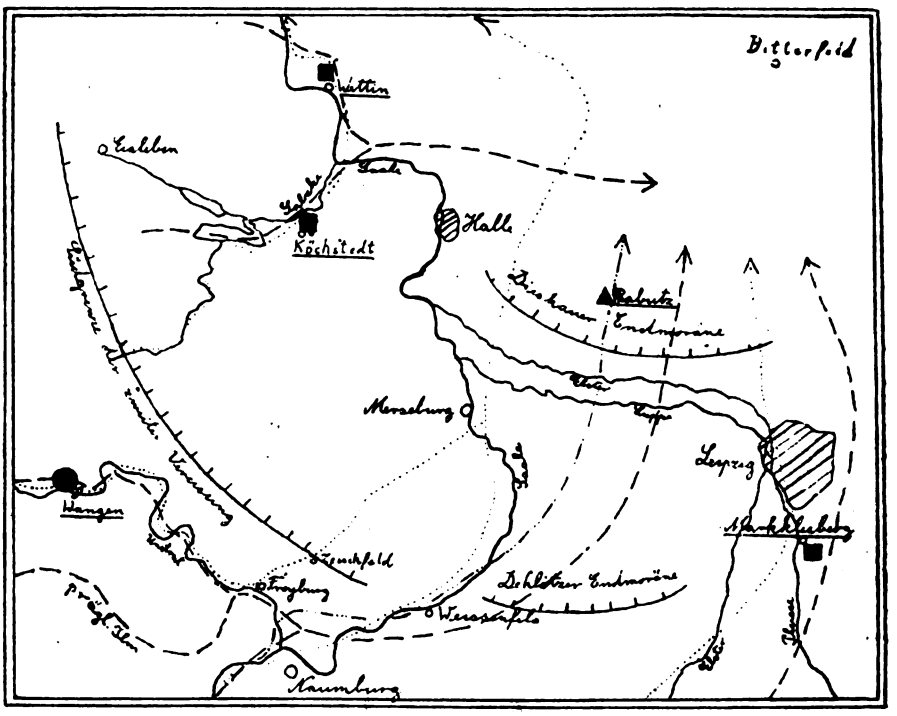


Fig. 1. Die diluvialen Flußtäler bei Halle a. S. Maßstab 1:500000.
Entworfen von Dr. H. u. R. Lehmann.

Präglaziale Täler.
Täler während der 1. Zwischeneiszeit.
Saaletal zu Beginn der 1. Zwischeneiszeit.
Altsteinzeitliche Fundstellen: ● Stufe von Wangen. ■ „ „ Wettin. ▲ „ „ Weimar.

nach Westen abzubiegen. Die Unstrut floß, unterhalb Laucha nach NO ins Zeuchfelder Tal abbiegend, durch das Geiseltal. Noch in der Präglazialzeit wurde dieser Unstrutlauf infolge westlicher Verlagerung des Saalelaufs unterhalb Naumburg von der Saale angezapft, so daß danach Saale und Unstrut vereint das heute verlassene Tal von Markröhlitz durchströmten. Die Ilm kam damals über die Finne hinweg zur Unstrut, in die sie bei Balgstädt mündete. Die Salzke floß von Salzmünde ab ostwärts, aus der Gegend von Wettin noch

Digitized by Google

einen Nebenfluß empfangend, um dann nördlich an Halle vorbei nach der weit im Osten verlaufenden Saale zu fließen. Die Gletscher der 1. Eiszeit veränderten dieses Bild erheblich. Teils wurden Talstücke durch Moränenmassen verschüttet, teils schufen sich die ihres Unterlaufs beraubten Flüsse, vor allem beim Abschmelzen des Eises durch die großen Mengen von Schmelzwasser verstärkt, neue Abflußwege unter den veränderten Verhältnissen. Erst das gänzliche Verschwinden des Eises von Deutschlands Boden schuf wieder beständigere Flußwege und ermöglichte ein Einschneiden der Flüsse. Die Periode der Tiefenerosion wurde jedoch noch in der ersten Hälfte der 1. Zwischeneiszeit durch eine kurze Periode der Seitenerosion und der Aufschüttung abgelöst, die zur Bildung einer Terrasse führte. So entstand im Unstruttal die Wangener Terrasse, die rund 30 m über der Aue und rund 10 m unter der letzten präglazialen Terrasse liegt, von der sie sich durch die Führung nordischen Materials leicht unterscheiden läßt. Die erste Eiszeit hatte die Unstrut wieder in ihr ältestes Bett gedrängt, so daß wir die Wangener Terrasse auch bis ins Geiseltal verfolgen können. Zugleich wurde der Ilm der Weg über die Finne durch mächtige glaziale Ablagerungen zugeschüttet, so daß sie von nun ab schon oberhalb Kösen in die Saale mündet. Der Lauf der Saale selbst dagegen war wenig verändert. Die „höhere Terrasse des 1. Interglazials" zieht sich noch durch das alte Markröhlitzer Tal und kreuzt die heutige Elsteraue nur wenig westlicher als die präglaziale Terrasse. Stärker sind die Veränderungen im Salzketal. Wurde doch gegen Ende der 1. Eiszeit der Durchbruch durch den Rothenburger Sattel vollzogen, so daß jetzt der Weg der Salzke über Wettin und Rothenburg verlief, die damalige Mündung in die Saale aber wohl erst bei Bernburg zu suchen ist. Die Periode der Aufschüttung der höheren Terrasse kann nur kurze Zeit gedauert haben, da die Terrassenreste dieser Zeit recht spärlich sind. Bald setzte die Tiefenerosion der Flüsse von neuem ein, und erst 10—15 m tiefer finden wir eine neue deutlich an den Talwänden hervortretende Terrasse, die untere Terrasse des 1. Interglazials. Während im Unstruttal eine Spaltung dieser Terrasse in zwei Sonderterrassen zu beobachten ist, ist dies in den übrigen Flußtälern nicht der Fall. Dafür aber ist dann die Terrasse um so mächtiger. Beträgt doch die Mächtigkeit der „Saalehauptterrasse" oft über 10 m, und die „Wettiner" oder Salzkehauptterrasse steht hierin wenig nach. Die Flußverlegungen während der 1. Interglazialzeit sind unbedeutend. Das Markröhlitzer Tal wurde von der Saale verlassen, das Saaletal östlich Halle ein wenig westlicher, ungefähr dem Talzug der beiden Reiden entsprechend, verlegt. Auch die zweite Eiszeit schuf wieder starke Veränderungen. Ein mächtiger Sander schüttete das Zeuchfelder Tal zu und zwang damit die Unstrut in ihr heutiges Bett. Das alte Saaletal östlich von Halle wurde durch eine mächtige Endmoräne verschüttet, so daß die Saale nunmehr westlich von Halle vorbeifließen und in das Tal der unteren Salzke übertreten mußte. Der gleiche Endmoränenzug zwang die Elster, bei Leipzig

Digitized by Google

rechtwinklig nach Weſten umzubiegen. Kurzum, wir ſehen, daß im Anſchluß an die vorletzte Eiszeit bereits die weſentlichen Züge unſeres heutigen Flußnetzes ſich bildeten. Nur dicht unterhalb von Halle ſind Reſte einer höheren Terraſſe des letzten Interglazials oder vielleicht auch des 2. Glazials rund 10 m über der Aue bekannt. Sie ſind in dieſer Höhe nur zu verſtehen aus den Flußverlegungen, die ſich damals gerade im Saaletal bei Halle vollzogen. Die eigentliche Terraſſe des letzten Interglazials liegt meiſt nur wenige Meter über der heutigen Aue, oft taucht ſie ſogar bis zu jener hinab. Die bekannten

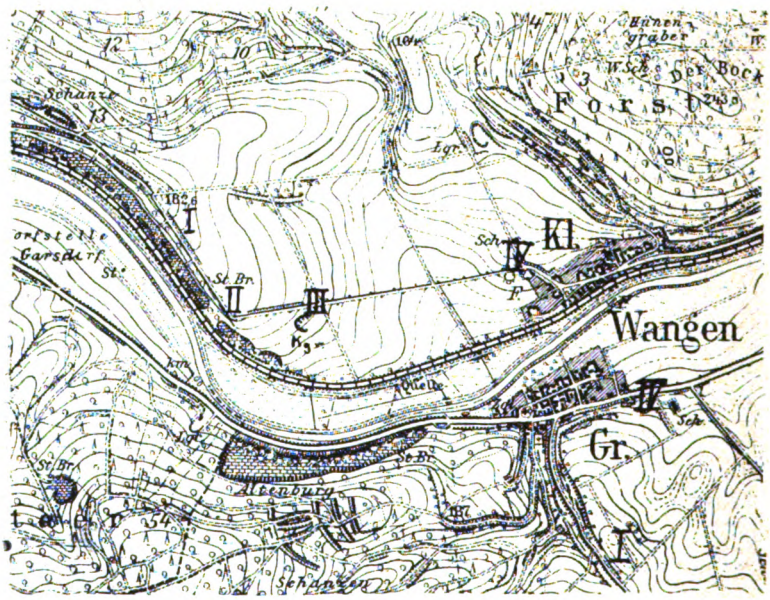


Fig. 2. Ausſchnitt aus dem Meßtiſchblatt 1:25000. Blatt Nebra.
I—IV Flußterraſſen der Unſtrut.
I, II Präglaziale Terraſſen.
III Obere Terraſſe d. 1. Zwiſcheneiszeit (Paläolithfundſtelle).
IV Untere Terraſſe d. 1. Zwiſcheneiszeit.

Kalktuffe von Weimar und Taubach wie auch die von Tonna liegen mit ihrer Baſis gleichfalls nur wenige Meter über der Aue. Da die letzte Vereiſung die Halliſche Gegend nicht mehr erreichte, ſo hat ſie auf das behandelte Flußnetz kaum eingewirkt. Während dieſer Zeit bildete ſich die mächtige Decke reinen foſſilfreien Löſſes, dem wir als wichtigem Leithorizont in zahlreichen Profilen begegnen. Wenig ſcharf tritt ſchließlich noch in den Flußtälern eine poſtglaziale oder beſſer altalluviale Flußterraſſe in Erſcheinung, die gerade noch über das Hochwaſſerniveau herausragt und deshalb bereits in neolithiſcher Zeit gern als Siedlungsplatz gewählt wurde. Nachdem ſo eine kurze Überſicht über die diluviale Entwicklung des Flußnetzes gegeben iſt, können wir über-

Digitized by Google

gehen zu der Betrachtung der einzelnen altsteinzeitlichen Fundstellen, die sich unmittelbar in die obige Entwicklung einfügen lassen.

Die Paläolithfundstelle von Wangen liegt in landschaftlich reizvoller Umgebung mitten im Durchbruchstal der Unstrut bei Nebra. Bei den Dörfern Groß- und Klein-Wangen öffnet sich das enge Tal auf kurze Strecke infolge des Einmündens zweier Seitentäler und hier an der Verbreiterungsstelle sind die diluvialen Terrassen der Unstrut in großer Vollständigkeit erhalten geblieben. Als dichte Schotterstreuung verfolgt man am Talgehänge in 175 m und 160 m Meereshöhe zwei präglaziale Terrassen und in tieferen Horizonten in 145 m und 125 m Höhe die obere und untere Terrasse der ersten Zwischeneiszeit siehe (Fig. 2—4). Nur die letztinterglaziale Terrasse läßt sich nicht als selbständige Gehängestufe ausscheiden, da sie bei Wangen später wieder zerstört worden ist. Die Fundstelle befindet sich kaum 1 km westlich von Klein-Wangen am Wege nach Wendelstein am linken Ufer der Unstrut. Rund 30 m über

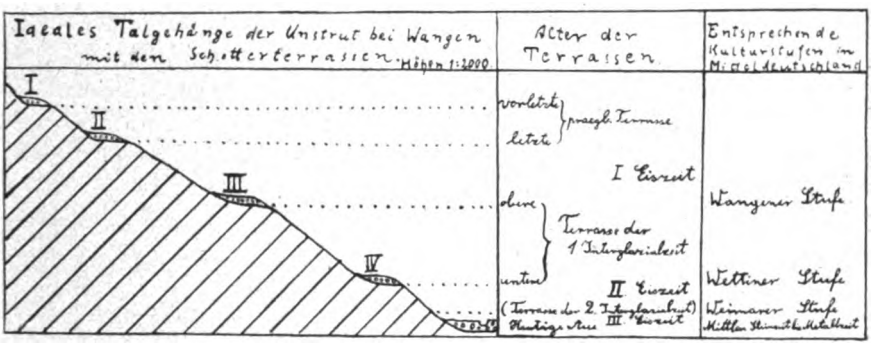


Fig. 3.

der Aue, eingeschlossen von bewaldeten Höhen, liegt diese uralte Wohnstätte des Menschen gerade dort, wo die Unstrut aus dem breiten einst sumpfigen Rieth, einer weiten durch unterirdische Salzauslaugung geschaffenen Senke, in den Bereich des mittleren Buntsandsteins heraustritt — damals wie heute ein wichtiger Geländepunkt, vielleicht eine Furt. Die alte Kaiserpfalz Memleben dicht oberhalb, die nur wenige hundert Meter entfernten verfallenen Frankenwälle zu beiden Seiten der Unstrut, reiche neolithische Siedlungsreste und Grabhügel in den Wäldern der allernächsten Umgebung, alles weist hin auf die günstige Lage gerade dieser Stelle für den Menschen aller Zeiten. Aber nicht allein die günstige Lage zum Rieth, sondern vor allem der Reichtum an Feuersteinen, den das flache, kiesige Unstrutufer darbot, mußte den Altsteinzeitmenschen zum Verweilen einladen. Feuersteinknollen von Kopfgröße sind hier keineswegs selten. Sie mögen vielleicht aus heute nicht mehr erhaltenem Geschiebemergel stammen, der dicht oberhalb an der Uferböschung angestanden haben muß. War doch der Mensch der älteren Steinzeit außer-

Digitized by Google

ordentlich abhängig vom Feuersteinmaterial, vielmehr, als das die Typologie bisher berücksichtigt hat; war er doch im wesentlichen auf das angewiesen, was an der Tagesoberfläche lag und was ihm die Natur selbst immer wieder freilegte. Feuersteinführende Flußkiesel und steile Uferböschungen mußten für ihn ganz besonders günstig sein, denn hier war der Feuerstein am leichtesten in frischem Zustand zu gewinnen.

Die artefaktführenden Kiese liegen in etwa 2 m Mächtigkeit unmittelbar auf roten Letten des unteren Buntsandsteins (siehe Fig. 5 und 6). Nach dem Tal zu ist der Kies teilweise späterer Abtragung zum Opfer gefallen, so daß er hier allmählich auskeilt. Über die Kiese legen sich Gehängebildungen in

Fig. 4. Blick auf die Fundstelle bei Wangen (III).

Gestalt von unregelmäßig geschichteten Feinsanden mit eingelagerten Sandsteinblöcken, von der Höhe herabgespülter Verwitterungsschutt des Buntsandsteins. In den oberen Lagen treten darin Kiesschmitzen auf. Die Feinsande nehmen an Mächtigkeit nach dem Berge hin stark zu, während sie talwärts allmählich ausklingen. Ihre größte aufgeschlossene Mächtigkeit beträgt etwa 4 m. An dem Nordstoß der Kiesgrube sind die Sande später wieder abgetragen worden, so daß sich hier reiner, fossilfreier Löß z. T. unmittelbar auf den auskeilenden Kies legt. Der Löß schneidet das Profil nach oben ab. Seine Entstehung muß in Analogie zu dem fossilfreien Löß der Umgebung in die Zeit der letzten Vereisung verlegt werden. Die untere Grenze des Löß bildet eine deutliche Erosionsdiskordanz. Dagegen liegen die Feinsande konkordant über dem Unstrutschotter. Ihre Bildung scheint unmittelbar nach der des Kieses ein-

Digitized by Google

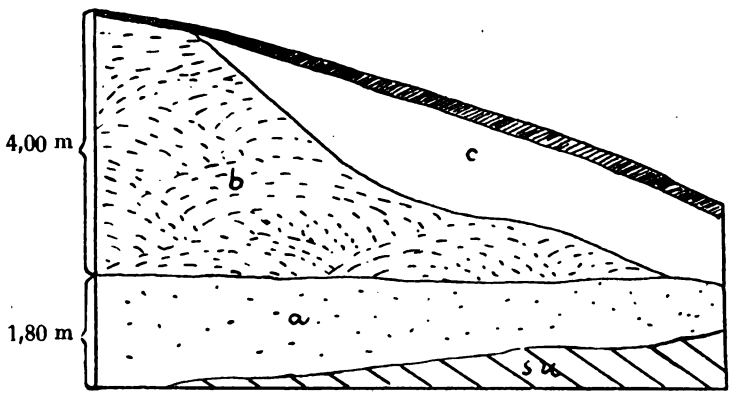


Fig. 5. Profil der Kiesgrube von Kl. Wangen.

su Letten des Unt. Buntsandstein.
a Unstrutschotter d. Wangener Terrasse.
b Unregelmäßig geschichteter Feinsand.
c Löß mit Humusdecke.

gesetzt zu haben. In ihrer Gesamtheit entsprechen sie zusammen mit der durch die Diskordanz in ihren Hangenden angedeuteten Lücke der langen Zeitspanne von der Mitte der ersten Zwischeneiszeit bis hin zur letzten Eiszeit. Es wäre müßig und für unsere Zwecke überflüssig, diesen langen Zeitraum im Profil noch im einzelnen genauer gliedern zu wollen. Vor allem ist es schwierig, die

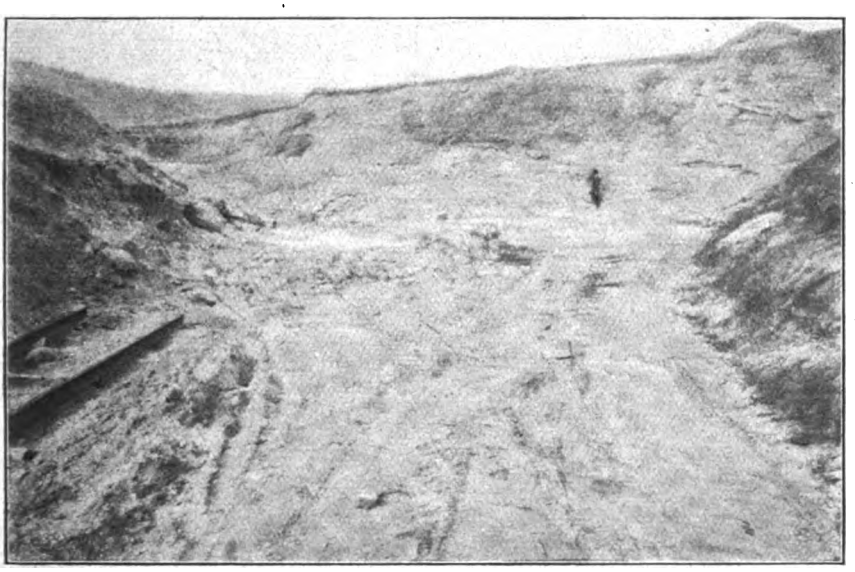


Fig. 6. Kiesgrube von Wangen

Digitized by Google

Äquivalente der zweiten Vereisung, die ja die Gegend von Wangen selbst nicht mehr erreicht hat, in unserem Profil richtig wieder zu erkennen. Das wesentliche sind für unsere Betrachtungen die Schotter. Sie lassen sich auf Grund ihrer Höhenlage eindeutig in die höhere Terrasse der 1. Zwischeneiszeit einreihen, eine Terrasse, die weiter unterhalb bei Vitzenburg, Wennungen, Kirchscheidungen und Laucha sehr gut entwickelt und in verschiedenen Kiesgruben aufgeschlossen ist. Es handelt sich um typische Unstrutkiese mit Sandstein-, Kalk- und Porphyrgeröllen aus den Thüringer Landen, sowie mit nordischen Geröllen, unter denen der Feuerstein verhältnismäßig häufig ist. Die Kiesgrube von Wangen schließt recht ufernahe Teile der Terrasse auf. Darauf deuten schon die großen, offenbar vom Gehänge herabgerollten Sandsteinblöcke im Kies, die relativ geringe Mächtigkeit der Terrasse sowie die nach dem Hange zu rasch zunehmende Mächtigkeit der Feinsande, die ebenfalls recht große, z. T. über 1 m breite Sandsteinplatten enthalten. Diese Ufernähe des Terrassenschotters ist ein kennzeichnendes Merkmal fast aller in Flußkiesen gelegenen Paläolithfundstellen Mitteldeutschlands und macht es wahrscheinlich, daß der Mensch seine Wohnplätze unmittelbar an den Rand der Flußauen legte, daß er aber die hochwassergefährdeten Auen selbst mied.

Fossilreste konnten von uns in der Wangener Kiesgrube bisher nur im Kies und in den unteren Lagen der Feinsande festgestellt werden. Conchylienreste sind nicht allzu häufig, doch findet sich verschiedentlich Schneckenschalendetritus im Schotter und in den unteren Schichten der Feinsande. Mehrfach konnte Unio, z. T. in zweiklappigen Exemplaren, beobachtet werden, doch war der Erhaltungszustand stets so ungünstig, daß eine Bergung jedesmal mißglückte. An Säugetierresten lieferte die Kiesgrube bisher erst wenige schlecht erhaltene Reste. Metacarpus, Brustwirbel und Molaren von Equus sowie kurze Stoßzahnfragmente wohl von Elephas antiquus. Nach Angaben von Arbeitern soll früher ein fast 2 m langer, nur wenig gekrümmter Stoßzahn gefunden sein, der ebenfalls für das Vorkommen von Elephas antiquus sprechen dürfte. Nicht unwichtig ist das mehrfach beobachtete Vorkommen von Holzkohle, die an einer Stelle als dünne Lage in einer lehmigsandigen Schmitze im Kies auftrat. Ob sie jedoch zu den Spuren des Menschen in Beziehung zu setzen ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Es konnten bisher aus dem Kies einige 50 einwandfreie menschliche Artefakte geborgen werden. Sie treten verstreut in allen Horizonten des Kieses von der Basis bis zur Oberkante, ja sogar noch in den tiefsten Lagen der Feinsande auf. 15 Artefakte konnten der anstehenden Kieswand aus ungestörter Lagerung von uns persönlich entnommen werden, die übrigen fanden wir am Fuß der Kieswand und in seitwärts hingeschüttetem Kies. Eine horizontmäßige Unterscheidung der Artefakte, wie sie etwa für Markkleeberg versucht worden ist, ergab sich als völlig zwecklos. Die Artefakte gehören vielmehr typologisch sämtlich einer einheitlichen Kultur an, wie das von vornherein für eine solche Fundstelle zu erwarten ist.

Digitized by Google

Unter den Artefakten der Wangener Kiesgrube ist das wichtigste und wertvollste Stück ein typischer roher Faustkeil (Abb. 1). Er ist hergestellt aus einem handlichen Feuersteinknollen, von dem lediglich an der einen Längsseite vier breite, flache Abschläge abgehauen sind, so daß eine scharfe Schneide

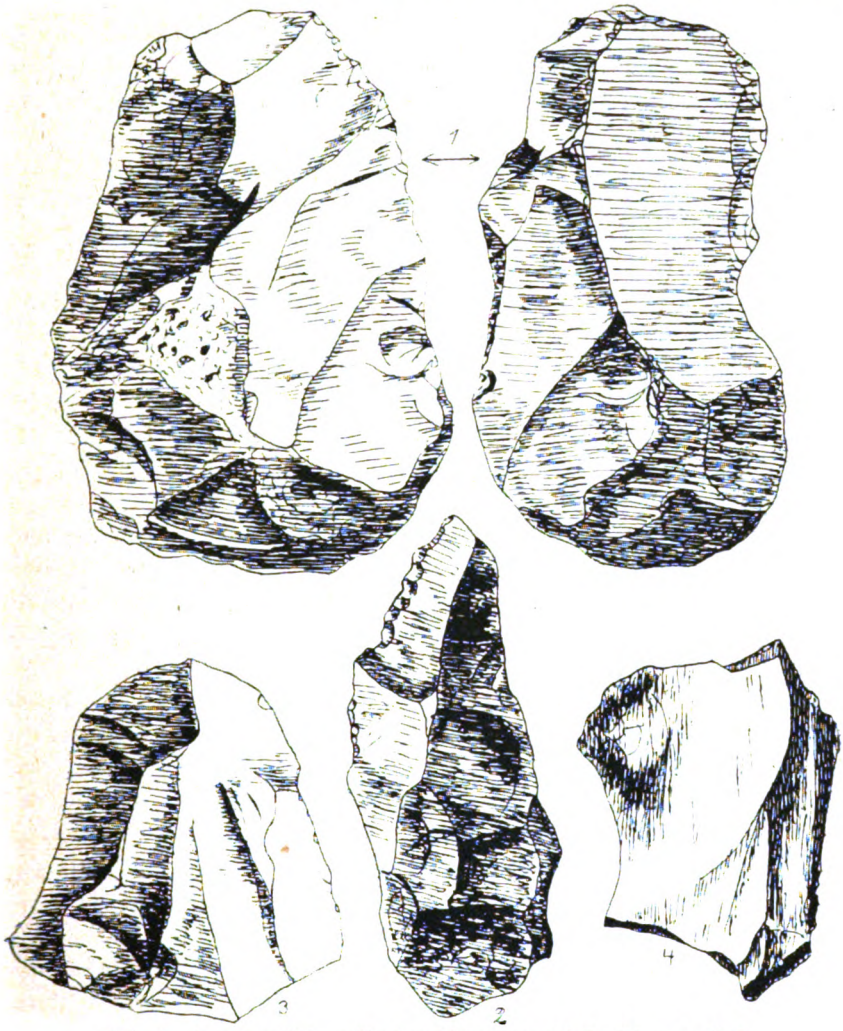


Abb. 1—4. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

geschaffen wurde. Im übrigen trägt der 10 cm lange, gelblich braune Feuersteinknollen noch großenteils die ursprüngliche Kruste. Die dick-klobige Beschaffenheit des Stückes, seine spärliche, grobe Bearbeitung verleihen ihm ein außerordentlich altertümliches, primitives Gepräge. Von ähnlichem Typus ist ein zweites Artefakt (Abb. 2), das man als spitzlänglichen Fäustel

Digitized by Google

bezeichnen könnte. Es ist ebenfalls durch Abschlagen weniger grober Späne aus einem Feuersteinknollen gefertigt und paßt gut in die Hand. Die übrigen Artefakte sind in der Hauptsache mehr oder weniger bearbeitete Abschläge, und zwar sind Krustenabsplisse verhältnismäßig zahlreich vertreten. Als Werkzeug verwendete Krustenabschläge sind überhaupt in dem Wangener Formenkreis sehr viel häufiger als das bei allen jüngeren Kulturen der Fall ist. Die anderen Stücke lassen aus der Anordnung der Vorabschläge, d. h. der Ablösungsflächen der vorher abgeschlagenen Späne, erkennen, daß man den Kernstein fast nach jedem neuen Schlag etwas drehte. Man schuf sich also nicht wie in späteren Zeiten erst eine breite, ebene Schlagfläche, auf die man dann alle weiteren Schläge immer in derselben Schlagrichtung ausführte, sondern man schlug, — ich möchte fast sagen, wahllos — bald in dieser, bald in jener Richtung. Man suchte nicht Absplisse von bestimmter Form zu erreichen, sondern man war froh, wenn überhaupt größere scharfkantige Abschläge beliebiger Form absprangen. Auch werden bei der unrationellen Arbeitsweise immer nur wenige Absplisse von einem Kernstein gewonnen sein. Sehr wichtig ist es, daß schmale klingenförmige Abschläge noch fehlen, daß vielmehr größere Breite und Dicke bei allen Stücken sich findet. Sehr wichtig in typologischer Hinsicht ist die Tatsache, daß man meist als Schlagbasis die rohe Kruste des Feuersteins findet, daß also die Technik des „Köpfens" der Silexknollen nicht, es sei denn zufällig angewandt wurde. Unter den Wangener Abschlägen lassen sich im großen ganzen drei Gruppen hervorheben: spitze, längliche und runde Formen. Die Spitzen sind in Wangen relativ zahlreich vertreten und sind zum Teil als Handspitzen zu bezeichnen. Die eine derselben (Abb. 5) zeigt auf der Oberseite eine durch 4 kurze breite Abschläge erzielte Flächenretusche, die zugleich eine scharfe Schneidekante an der einen Längsseite mit sich brachte. Besonders interessant ist eine aus einem dicken prismatischen Abschlag gewonnene Spitze (Abb. 6), deren eine Kante durch relativ sorgfältige Stufenretusche zurückgedengelt ist. Dadurch gewinnt diese Spitze ein von den meist gröberen übrigen Werkzeugen abstechendes zierliches Aussehen. Da zudem die Dengelung nur nach der Oberseite erfolgt ist, so könnte man „rein typologisch" das Stück als eine Moustérienhandspitze bezeichnen, ein Zeichen dafür, wie wenig zuverlässig eine Altersdatierung auf typologischem Wege wenigstens heute noch ist. Wenn auch die typologische Zugehörigkeit zur Wangener Kultur durch die aus einer Krustenfläche dargestellte Schlagbasis bei dieser Handspitze sich zeigt, so ist doch zu betonen, daß dieses Merkmal nicht bei allen Handspitzen vorhanden ist. Die Handspitze wurde aus frisch herabgestürztem Kies direkt am Fuße der Kieswand entnommen, auch weist der „Wasserschliff" und die geringe Bleichung auf Lagerung im Kies hin. Eine weitere Handspitze (Abb. 9) ist 7 cm lang, weniger sorgfältig gedengelt und stark gebleicht. Sie wurde der Kieswand 70 cm über der Basis entnommen. Es wäre grundverfehlt, wenn man aus der stärkeren Patina und der zufällig weniger sorgfältigen

Digitized by Google

Bearbeitung auf ein höheres Alter schließen wollte, wie man es in Frankreich gewohnt ist. So betont Mortillet die Wichtigkeit der Patina für die nachträgliche Einreihung von Werkzeugen in Horizonte. Er schreibt über die

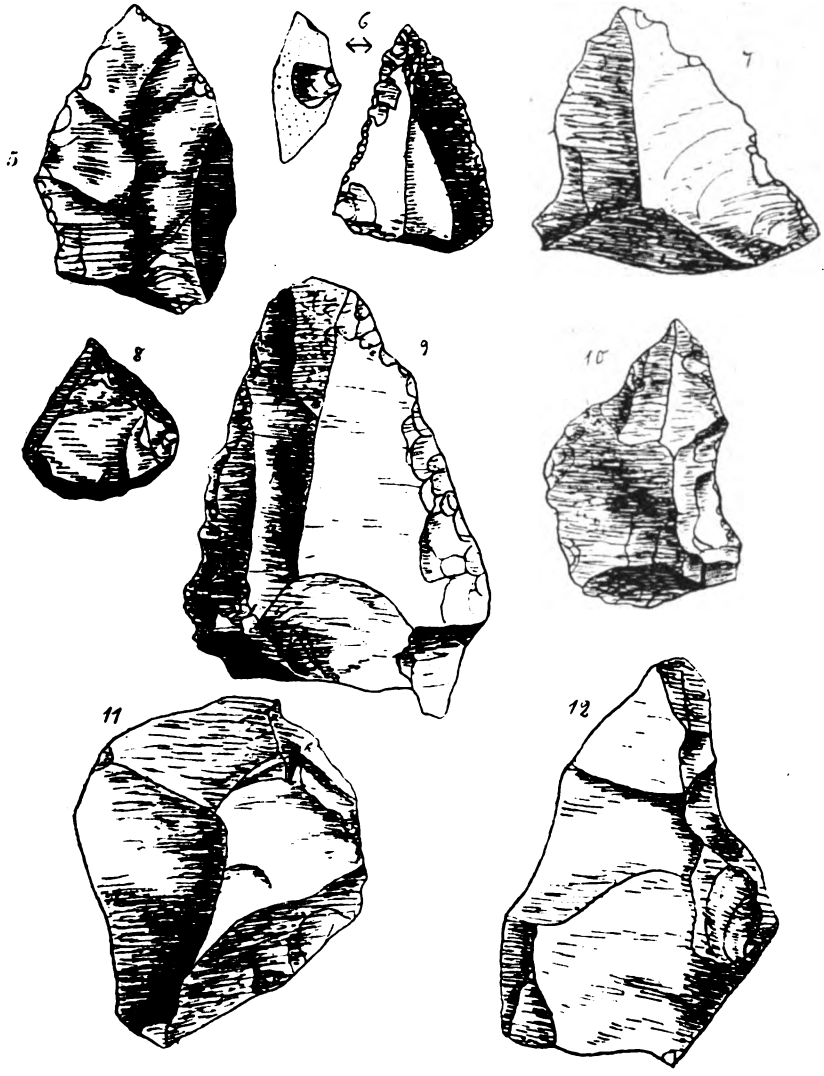


Abb. 5—12. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

Patina[1]): „So war es in St. Acheul selten, sehr selten, daß man die geschlagenen Feuersteine selbst fand. Man kaufte sie bei den Arbeitern. Dank der Patina, die in den einzelnen Horizonten wechselte, konnte

[1]) H. et A. de Mortillet, „Le préhistorique". 3. Auflage. Paris 1900. S. 151.

Digitized by Google

man ſich über die Stelle, von der ſie ſtammten, Rechenſchaft geben." Wie verfänglich eine derartige Methode werden kann, braucht wohl kaum betont zu werden. Haben doch die Jakobſchen Ausführungen [1]) über Markkleeberg dies zur Genüge gezeigt. Jedenfalls iſt der Wechſel in der

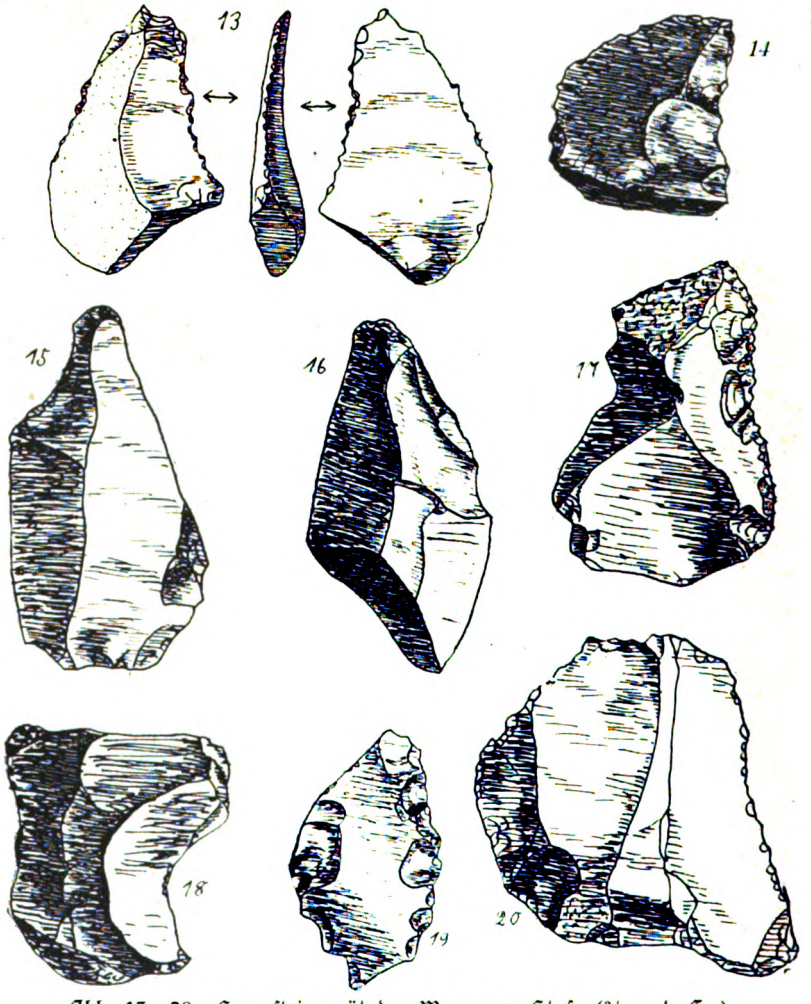


Abb. 13—20. Feuerſteingerät der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

Patina bei den Feuerſteinen, die der Wangener Fundſchicht entſtammen, ein außerordentlich großer. Neben ſtarker milchiger Patina findet ſich rötliche und gelbliche, doch kann ſolche auch faſt ganz fehlen. In erſter Linie iſt hierfür die verſchiedene Eignung des Feuerſteins, vor allem der

[1]) K. H. Jacob und C. Gäbert, Die altſteinzeitliche Fundſtelle Markkleeberg. Leipzig 1914.

Digitized by Google

wechselnde Kalkgehalt verantwortlich zu machen. Dann aber kann auch das Material der umlagernden Gerölle mitspielen. Auch brauchen ja einzelne Stücke nicht sofort in den Kies geraten zu sein, sondern können vorher im Humus gelegen haben. Jedenfalls zeigt eine Gliederung der direkt der Wand entnommenen 15 Werkzeuge nach ihrer Höhenlage über der Kiesbasis weder bezüglich der Patina noch hinsichtlich der typologischen „Entwicklung" irgendwelche Reihenbildung. Höchstens ist zu erwähnen, daß das eine Artefakt, das etwa 1 m über der Kiesoberkante im sandigen, kurz nach der Kiesbildung entstandenen Gehängeschutt sich fand, — es handelt sich um einen groben, kaum benutzten Abschlag mit starker rötlicher Patina — keinen „Wasserschliff" aufweist. Diese Tatsache zeigt, daß auch die nicht direkt der Kieswand entnommenen, zum allergrößten Teile „Wasserschliff" aufweisenden Stücke doch aus dem Kies stammen müssen. Neben den Spitzen sind längliche, jedoch immerhin noch ziemlich breite Abschläge mit geraden Schneidekanten häufig (Abb. 17—20). Gebrauchsspuren sind häufig vorhanden. Bei einigen Stücken sind die Kanten nach Art der Hohlschaber ausgebuchtet. Ein kleiner prismatischer Abschlag (Abb. 13), an dessen Ende eine kurze Bohrerspitze herausgearbeitet ist, zeigt sägeartig gezahnte Schneiden. Im übrigen scheinen jedoch längliche Abschläge zum Schneiden, also als Messer benutzt worden zu sein. Eine schon scharf umgrenzte Gruppe bilden die dicken Abschläge mit rundlicher Umrandung (Abb. 21—23). Diese Rundschaber, den französischen „kleinen Diskusgeräten" entsprechend, sind aus einem scheibenförmigen Abschlag von rund 1,5 cm Dicke hergestellt, in einem Fall (Abb. 21) aus einem ersten Krustenabschlag. Sie zeigen als Schlagfläche durchweg noch die natürliche Kruste. Die Rundung ist durch grobe flächenhafte mehr oder weniger steile Randabschläge erreicht. Der Durchmesser beträgt etwa 4 cm. Diesen Rundschabern reihen sich kurze, fast quadratische dicke Abschläge an von fast gleicher Dicke und gleichem Durchmesser (Abb. 24—25). An sonstigen Stücken seien noch erwähnt ein bogenförmiger Schaber (Abb. 19) mit starker Dengelung, ein Kernstein aus recht schlechtem Feuersteinmaterial, sowie einige grobe über 6 cm lange Abschläge mit besonders schönem Schlagkegel. Wenn auch damit keineswegs der große Formenreichtum dieser primitiven Kultur erschöpft ist, so dürfte doch damit das Wesentliche dieser Kultur behandelt sein. Wir müssen ja gerade bei primitiven Kulturen besonders zahlreich Werkzeugformen vorfinden, die weniger dem Willen des Menschen als — wenn der Ausdruck erlaubt ist — dem Willen des Materials entsprechen. Nur so wird der große Formenreichtum der Wangener Kultur verständlich. Je primitiver die Technik war, um so mehr war der Zufall für die Formen bestimmend. Wenn wir bedenken, daß die Geräte der primitivsten Kulturstufe mit äußerst wenig Übung, Erfahrung und Kunstkniffen hergestellt wurden, daß sie infolgedessen auch die einfachst möglichen Formen darstellen, dann wird es uns nicht wunderbar erscheinen, daß diese oder jene Form urplötzlich in jüngeren Kulturen wieder

Digitized by Google

auftauchen kann, daß also gewissermaßen kulturelle Konvergenzen gerade bei diesen einfachen Formen erscheinen. Und wer als Kulturmensch des 20. Jahrhunderts zum ersten Male Feuersteinwerkzeuge zu schlagen versucht, der wird

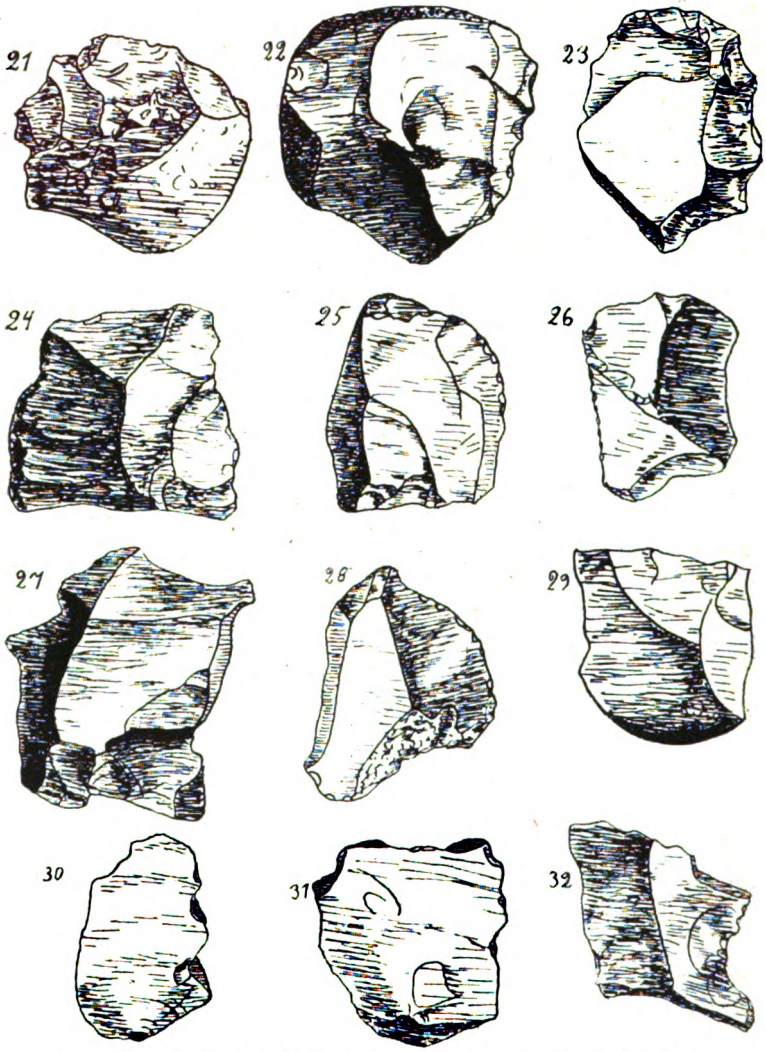


Abb. 21—32. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

vielleicht zu seinem Erstaunen bemerken, daß keine „neolithischen" Klingen abspringen, sondern breite grobe Absplisse, ganz so wie sie uns aus der Kultur von Wangen auch vorliegen. Er wird sie aber auch in Rabutz in viel jüngeren Ablagerungen und noch weit jünger in neolithischen Feuersteinschlagstätten finden. Wir sehen also: Je primitiver die Kultur, um so schlechter die typo-

Digitized by Google

logische Fixierungsmöglichkeit, um so wichtiger infolgedessen die Prüfung der geologischen Verhältnisse.

Fassen wir kurz nochmals das in Wangen vorliegende Werkzeugmaterial zusammen, so können wir als erste Typen bereits Faustkeil, Handspitze, Längsschaber, Rundschaber und Abschläge mit Schneidekanten hervorheben. Gleichwohl scheinen alle Artefakte mehr oder weniger als Universalinstrumente gebraucht worden zu sein. Der Faustkeil spielte keineswegs die überwältigende Rolle, die ihm vielfach zugeschrieben wird, wenn auch das vorliegende Material keine allzuweit reichenden Schlüsse erlaubt. Die Statistik der französischen Funde vernachlässigt viel zu sehr die Tatsache, daß von Kiesgrubenarbeitern, auf die man sich in Frankreich vielfach verläßt, nur die großen augenfälligen Faustkeile gesammelt werden, während die sogenannte „Klein- oder Begleitindustrie" verloren geht. Als Unterscheidungsmerkmale der Wangener Kultur gegenüber jüngeren Kulturen ist vor allem das Fehlen von längeren Klingen, von dünnen Abschlägen, sowie die Häufigkeit von zu Werkzeugen hergerichteten Krustenabsplissen und „nichtgeköpfter" Absplisse. Absolute Gültigkeit besitzt jedoch keines dieser Merkmale. Alle treten vereinzelt hier und da in jüngeren Kulturen gelegentlich wieder auf.

Auf Grund des nicht unbeträchtlichen Formenreichtums und des geologisch eindeutig bestimmbaren Alters halten wir es für berechtigt, die Wangener Kulturstufe als selbständige Stufe der älteren Steinzeit aufzustellen. Hierbei soll jedoch die Wangener Stufe nicht bloß eine Zusammenfassung von Werkzeugtypen sein, sondern zugleich ein geologisch eng begrenzter Zeitraum. Zur Wangener Stufe sind also alle menschlichen Kulturüberreste zu rechnen, die sich geologisch in die 1. Hälfte der 1. Zwischeneiszeit eingliedern lassen, und zugleich archäologisch dem gleichen Kulturkreis wie die Geräte von Wangen angehören. Die Kulturstufe von Wangen ist die älteste Kulturstufe der Menschheit. Für Deutschland ist Wangen die einzige Fundstelle dieser Stufe, wenn nicht der Unterkiefer von Mauer ebenfalls hierher gehört, was durch die dortigen Terrassenverhältnisse bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich gemacht wird. Wieviel von dem Prächelléen und Frühchelléen der Franzosen zur Wangener Stufe gehört, läßt sich schwer entscheiden, da die geologischen Untersuchungen dort großenteils unbefriedigend sind. Stellt man doch in Frankreich diese Kulturen immer noch in die letzte Zwischeneiszeit. Da die erwähnten französischen Kulturkreise zeitlich kaum begrenzt sind und auch sicher — entsprechend den rein typologischen französischen Methoden — zeitlich ungleichartiges Material vereinigen, so ist es von vornherein abzulehnen, die Wangener Stufe mit irgendeiner französischen Stufe gleichzusetzen.

Die nächstjüngeren Funde Mitteldeutschlands gehören bereits der zweiten Hälfte der 1. Zwischeneiszeit an, der Zeit also, in der die Saale- und Salzehauptterrasse und im Unstruttal die Körbisdorfer Terrasse aufgeschüttet

Digitized by Google

wurden. In dieſe Zeit gehören die Funde von Wettin, Köchſtedt, Markkleeberg und Hundisburg. Während die beiden letztgenannten Fundorte ſchon ſeit langem bekannt ſind, wurden die Fundſtellen von Wettin und Köchſtedt erſt vor zwei Jahren, alſo faſt gleichzeitig wie die von Wangen, von den Verfaſſern entdeckt. Beide Stellen gehören der Salzkehauptterraſſe an und ſind

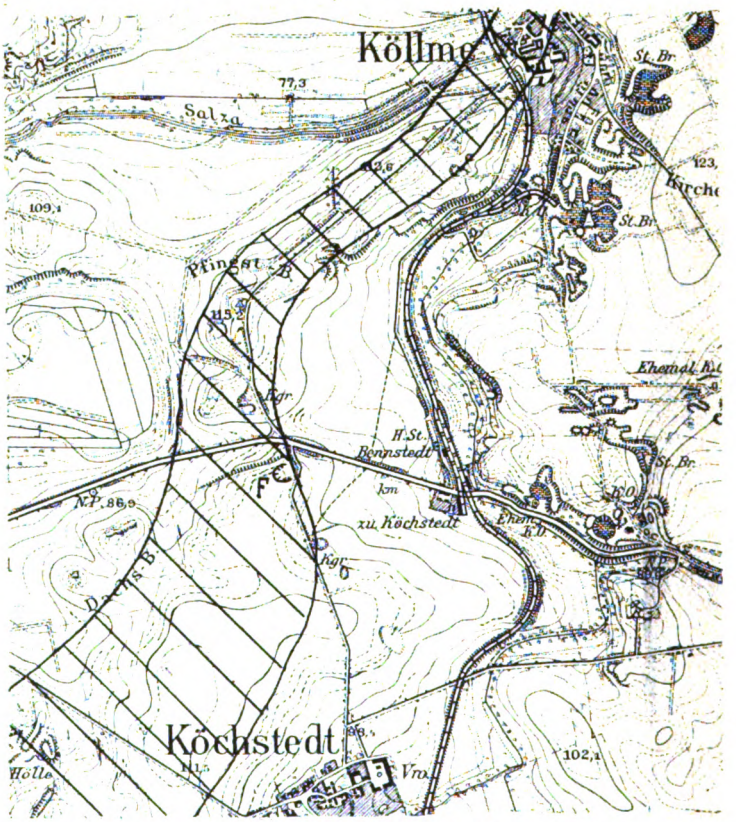


Fig. 7. Ausſchnitt aus dem Meßtiſchblatt 1:25000. Blatt Schraplau.

Salzketal der 1. Zwiſcheneiszeit. F = Fundſtelle.

daher in gewiſſem Sinne gleichaltrig, wenn man auch dieſen Begriff nicht zu eng faſſen darf. Vollzieht ſich doch die Bildung einer Terraſſe niemals ſo, daß der Fluß die Aue gleichzeitig in ihrer geſamten Breite einnimmt und aufſchüttet. Wie man heute noch in jedem Tal beobachten kann, pendelt vielmehr der Fluß in relativ ſchmaler Rinne in der Aue hin und her, hier aufſchüttend, dort ſeitlich erodierend, und verändert ſo langſam aber ſtändig ſein Bett, das er bei Hochwaſſer plötzlich weit verlegen kann. So können viele Jahrhunderte,

Digitized by Google

vielleicht Jahrtausende vergehen, ehe die Aufschüttung einer Terrasse durch neu einsetzende Tiefenerosion beendet wird. Wir fassen die ganze Dauer der Bildung einer Terrasse als Einheit auf. Aus diesem Grund besteht zwar zwischen den Kiesen von Köchstedt und von Wettin sicher ein gewisser Altersunterschied, über dessen absolute Größe läßt sich aber nichts aussagen. Das Verbindende zwischen ihnen bleibt jedenfalls die Terrasse, die außerordentlich gut ausgebildet ist. Sie läßt sich bereits aus der Gegend von Querfurt über Oberröblingen, Köchstedt, Salzmünde, Wettin bis unterhalb Rothenburg verfolgen. Von Salzmünde ab verläuft sie im wesentlichen im heutigen Saaletal, das sie nur zwischen Wettin und Dobis verläßt, um hier am Ostfuß des Schweizerlings und der Lowitzer Berge vorbei zu fließen. Die Schotter sind an zahlreichen Stellen aufgeschlossen und seit langem durch das häufige Vorkommen von Corbicula fluminalis bekannt, die im Salzketal auch schon in der oberen Ter-

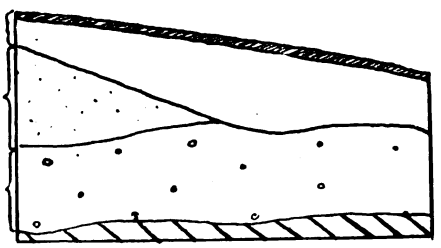
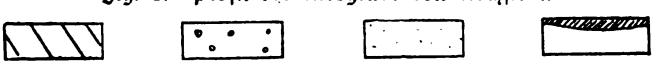


Fig. 8. Profil der Kiesgrube von Köchstedt.



rasse der 1. Zwischeneiszeit von Wüst nachgewiesen wurde. Corbicula fluminalis wird vor allem in der Artefaktfundstelle von Köchstedt wie auch in den benachbarten Kiesgruben sehr oft angetroffen. Außerdem kennt man von hier an Conchylien: Succinea oblonga, S. Schumacheri, Limnaea ovata, Bithynia tentaculata, Pupa muscorum, Helix striata. Von Säugetierresten ließen sich Stoßzahnfragmente von Elephas primigenius bestimmen. Vielleicht gehören auch die von Wüst aus der Gegend von Bahnhof Teutschental angeführten Reste von Elephas trogontherii und Rhinoceros Merckii hierher. Die Kiesgrube, die bisher allein [1]) paläolithische Werkzeuge geliefert hat, liegt südlich der Bennstedt-Langenbogener Chaussee an der Stelle, wo die Straße nach Köchstedt abzweigt (Fig. 1, 7 u. 8). In der Kiesgrube sind über tertiären Feinsanden die interglazialen Salzkekiese in 1—1½ m Mächtigkeit aufgeschlossen.

[1]) Die Artefaktnatur der von Spengler kürzlich in den Teutschentaler Kiesgruben gefundenen und von O. Hauser veröffentlichten Stücke muß wohl gänzlich abgelehnt werden.

Digitized by Google

Darüber folgen ohne scharfe Grenze sehr unregelmäßig geschichtete, sandige glaziale Kiese ohne Fossilreste und dann am West- und Nordstoß der Grube fossilfreier Löß. Die glazialen Sande entsprechen der zweiten Eiszeit, deren

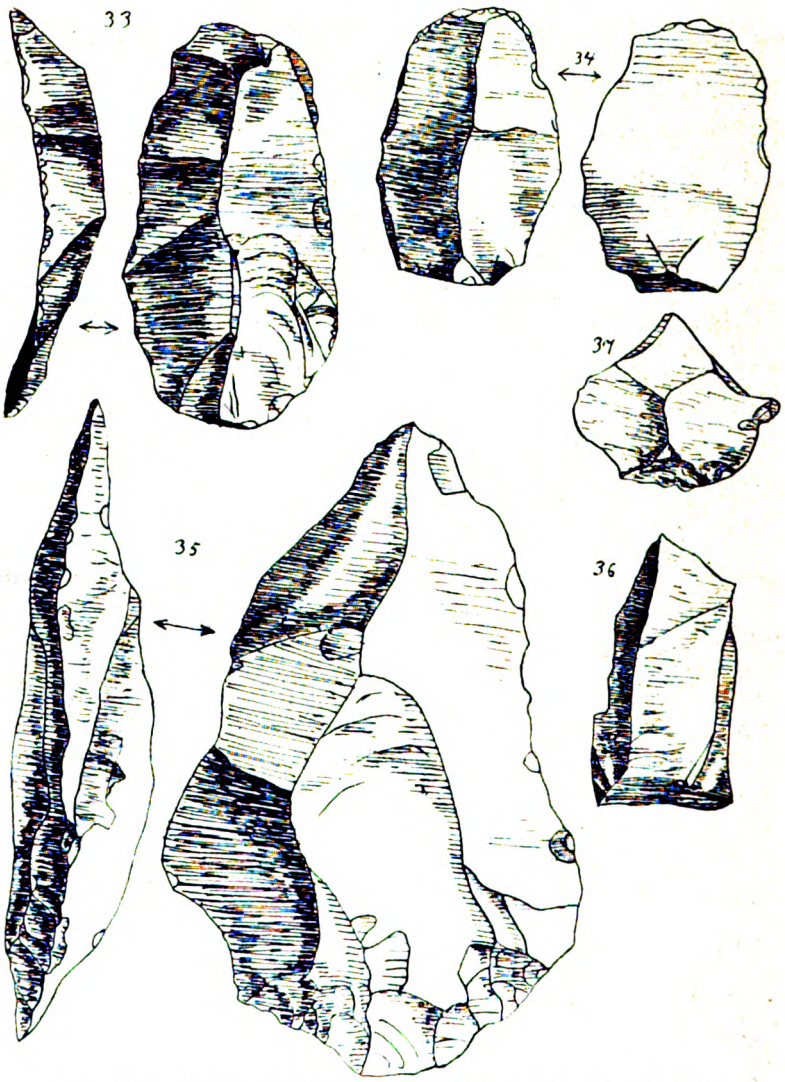


Abb. 33—37. Feuersteingeräte der Wettiner Stufe (3/4 nat. Gr.).
33—34. Fundort: Köchstedt.
35—37. „ Wettin.

sonstige Ablagerungen offenbar in der letzten Zwischeneiszeit wieder abgetragen wurden, so daß sich der Löß der letzten Eiszeit unmittelbar auf die glazialen und z. T. auch auf die interglazialen Kiese auflagern konnte. Aus den

Digitized by Google

interglazialen Kiesen am Westrand der Kiesgrube stammen die zwei auf Seite 20 abgebildeten klingenförmigen Abschläge, die beide nahe beieinander der anstehenden Kieswand entnommen werden konnten. Die größere, 7 cm lange prismatische Klinge (siehe Abb. 33) ist an den Kanten etwas abgerollt. Dadurch daß einige Vorabschläge quer zum Hauptabschlag liegen, weist das Stück einen krummlinig verlaufenden Grat auf. An der Basis ist der Querschnitt sehr flach, in der Mitte dagegen dreieckig. Ein alter Vorabschlag an dem Ende der einen Kante täuscht beinahe einen Eckstichel vor. Die ganze Klinge

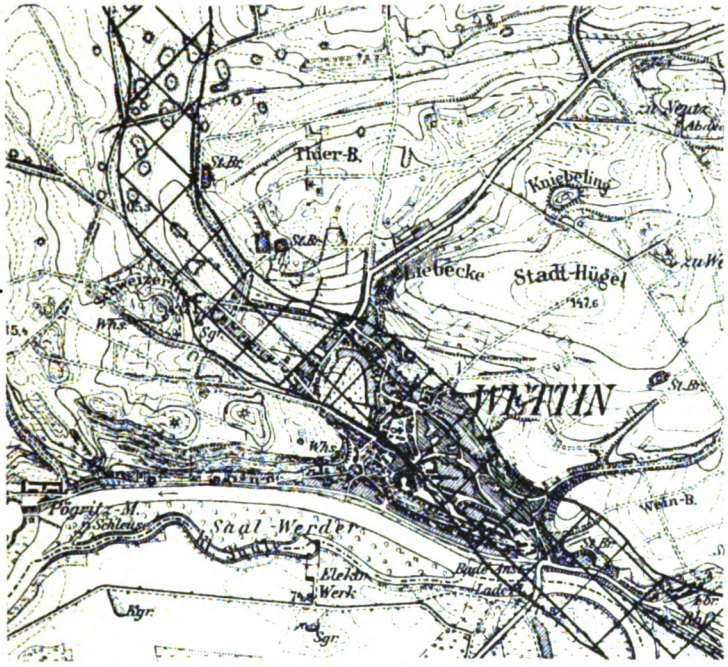


Fig. 9. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1:25000. Blatt Wettin.
Salzketal der 1. Zwischeneiszeit. F = Fundstelle.

ist in der Schlagrichtung leicht gewölbt. Beide Kanten tragen Benutzungsspuren. Das schwach durchscheinende Stück zeigt eine weißlich graue Patina. Der andere nur 4,7 cm lange Abschlag läßt zwei gleichgerichtete deutliche Vorabschläge erkennen, zwischen denen ein scharfer Mittelgrat verläuft. Das Stück ist ziemlich flach, nur an der Basis etwas dicker. Die Patina ist gelblich braun. Die ungünstigen Aufschlußverhältnisse erschwerten bisher das Auffinden weiteren Materials.

Die zweite Paläolithfundstelle der Salzkehauptterrasse ist die am Fuß des Schweizerlings gelegene städtische Kiesgrube von Wettin (früher: Elstes Kiesgrube) (siehe Fig. 9—11). Die Salzkeschotter sind hier 4,50 m

Digitized by Google

mächtig, in ihren unteren Lagen ziemlich kleinkörnig bis sandig und enthalten in ihrer oberen Hälfte eine tonige Bank, die teilweise zerstört ist, teilweise aber bis auf 20—30 cm Mächtigkeit anschwellen kann. Über dem Kies liegen 30—120 cm mächtige Feinsande, die in ihren oberen Lagen fein gebändert sind. Darüber folgt durchschnittlich 30—50 cm mächtiger Gehängeschutt mit Geschiebelehmmaterial, überdeckt von roten eisenschüssigen Sanden. Diese Sande greifen stellenweise in schmalen Rinnen in den Gehängeschutt ein. Eine kaum 30 cm mächtige Decke von Gehängelöß, die an ihrer Oberkante verlehmt und schließlich von Schwarzerde überlagert ist, bildet das Hangende. Ergänzt wird dieses Profil durch die Schichtenfolge, die rund 700 m östlich

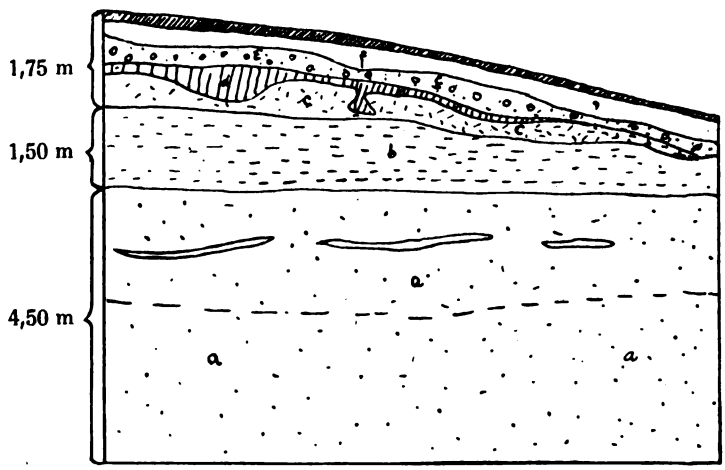


Fig. 10. Profil der Kiesgrube am Schweizerling bei Wettin.

a Salzkeschotter mit dünnem Tonband, in der unteren Hälfte sandig.
b Feinsand.
c Gehängeschutt aus Geschiebemergelmaterial.
f Rötlicher Feinsand.
g Gehängeschutt mit viel Porphyrgrus.
f Gehängelöß mit Humusdecke.

an der anderen Talseite in der Bornschen Gärtnerei angeschlossen ist. Hier liegen auf demselben Salzkeschotter zunächst 1—1 ½ m lehmiger Sand und Kies, darüber ein 10 cm mächtiger Bänderton, 2 m mächtiger Geschiebelehm und dann glazialer Sand und Kies von wechselnder Mächtigkeit. Alle diese über dem Salzkeschotter genannten Schichten sind Ablagerungen der zweiten Eiszeit. Sie werden diskordant überlagert von streifig-sandigem Gehängelöß und schließlich von reinem Löß, die beide nach dem Tal zu an Mächtigkeit rasch zunehmen.

Die Kiesgrube am Schweizerling hat durch ihren Fossilreichtum bereits seit Jahren eine lokale Berühmtheit erlangt. Conchylienreste sind freilich im Kies selbst verhältnismäßig selten. Wüst stellte früher das Vorhandensein

Digitized by Google

eines Schalenbruchstückes von Corbicula fluminalis fest. Wir konnten in der oberen Hälfte der Schotter, insbesondere aber aus der Tonbank folgende Conchylien sammeln: Pupa muscorum, P. columella, P. genesii, Succinea Schumacheri und Helix sp. Säugetierknochen finden sich sehr zahlreich in den gleichen Lagen. Die Conchylien wie auch die Säugetiere weisen bereits auf kühleres Klima hin. Häufig sind vor allem Reste von Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus sp. Seltener ist Bison priscus. Aus der Oberkante der Schotter, unmittelbar an der Grenze gegen den Feinsand,

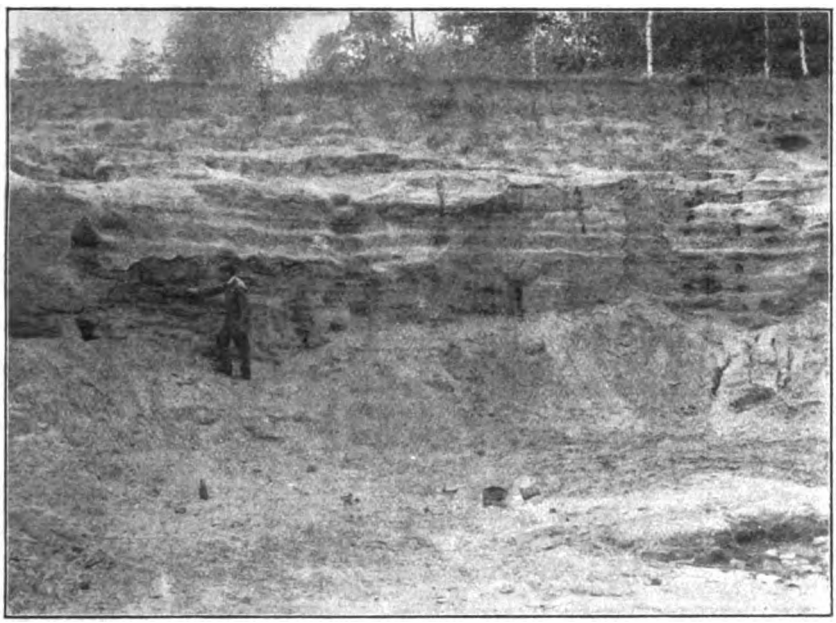


Fig. 11. Kiesgrube am Schweizerling bei Wettin.

konnte von uns der Schädel eines männlichen Ovibos moschatus geborgen werden. Dicht daneben fand sich in gleicher Höhe ein Beckenknochen von Rhinoceros tichorhinus. Die Häufigkeit von Knochenresten der genannten großen Säugetiere gerade an dieser Stelle geht zweifellos auf den Einfluß des Diluvialmenschen zurück. Lag doch nur wenige Meter entfernt das steil ansteigende Ufer mit der isoliert aufragenden Porphyrkuppe des Schweizerlings, während weiter talaufwärts aus breiter Auenfläche allmählich die flachen Uferhänge anstiegen. Vielleicht, daß er hier dem zur Tränke eilenden Wild nachstellte und zugleich vor dem gefürchteten Großwild zwischen den schwerzugänglichen zerklüfteten Porphyrfelsen Schutz suchte.

In der Kiesgrube fanden die Verfasser dicht vor der Kieswand einen außerordentlich gut gearbeiteten, spitzmandelförmigen Faustkeil (Abb. 35)

Digitized by Google

von 11 cm Länge, 7 cm Breite und 3 cm Dicke. Er ist aus einem großen, breitflachen Abschlag hergestellt, dem man durch kleinere, flache Abschläge vom Rand her eine handliche Form verlieh. Dies ist jedoch nur auf der Vorderseite an der Basis geschehen, während man auf der Rückseite lediglich den Schlagbuckel durch einige kurze, kräftige Schläge zu verflachen gesucht hat, ohne daß es völlig geglückt wäre. Im übrigen hatten schon die ersten groben Abschläge dem Stück eine normale Faustkeilform mit scharfen Kanten gegeben, so daß sich eine allseitige Bearbeitung erübrigte. Es scheint auf die Spitze weniger Wert gelegt worden zu sein als auf die sorgfältig zugeschärfte Basiskante. Der Faustkeil zeigt eine graue bis milchigweiße Patina. Der Kieswand selbst entstammt ein kleiner Kernstein (Abb. 36) von dunklem Feuerstein. Die Einbettung in einer feinsandigen Lehmschmitze hat bewirkt, daß sowohl die Kanten noch außerordentlich scharf sind als auch sonst von einer Patina relativ wenig zu merken ist. Das Stück, das von uns persönlich aus der Lehmschmitze entnommen wurde, zeigt zugleich, wie wenig das Fehlen einer Patina als Alterskriterium benutzt werden kann. Auch rein typologisch ist der Kernstein sehr bemerkenswert. Man hat bei ihm zunächst eine ebene Schlagfläche geschaffen und dann von dieser Fläche aus rund herum lange und z. T. recht schmale klingenförmige Abschläge abgetrennt; man hat also bereits das „Köpfen" der Feuersteinknollen als zweckmäßig erkannt. Erst der letzte Schlag ist quer zur Längsachse des Stückes ausgeführt. Diese Art der Feuersteintechnik, die für die ganze Kulturstufe bezeichnend ist, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der Wangener Kulturstufe. Kam es hier im wesentlichen nur darauf an, überhaupt scharfkantige oder spitze Feuersteinsplitter zu erhalten, so legte der Mensch der Wettiner Stufe bereits beim Abschlagen Gewicht auf eine gute, von vornherein beabsichtigte Form des Stückes. Es verrät sich bei ihm eine durch langjährige Überlieferung und Übung erlangte Geschicklichkeit im Schlagen der Feuersteingeräte. Schließlich sei noch ein nicht benutzter, kleiner Abschlag, der ebenfalls aus der anstehenden Kieswand herausgezogen werden konnte, erwähnt. Wenn auch die Kiesgruben von Wettin und Köchstedt bisher nur wenig Artefakte geliefert haben, so dürfte doch durch diese die Wettiner Kulturstufe wesentlich charakterisiert sein. Ihre Leitformen sind in dem flachen Faustkeil und den großen Klingen gegeben.

Wenn wir als zweite Kulturstufe die Stufe von Wettin einführen, so geschieht dies aus folgenden Gründen: Erstens ist eine völlig eindeutige geologische Altersbestimmung möglich. Zweitens lagern die Funde in einer weithin verfolgbaren Terrasse, die eine unmittelbare Vergleichung mit den Fundstellen von Wangen und Weimar durch eine rein terrassenmäßige Untersuchung zuläßt. Drittens ist eine reichhaltige Fauna bekannt, die klimatisch auf der einen Seite durch Corbicula fluminalis auf der anderen durch Ovibos moschatus begrenzt wird. Viertens gestattet das Vorkommen von Corbicula fluminalis, die als Leitfossil für das 1. Interglazial gelten muß, eine Ver-

Digitized by Google

gleichung mit französischen und englischen Fundstellen. Fünftens tragen die meisten der gefundenen Artefakte den Charakter wichtiger Leittypen. Sechstens ist gerade der Wettiner Faustkeil am ehesten von allen deutschen Faustkeilen mit französischen Stücken zu parallelisieren. Man könnte noch den Einwand machen, daß Köchstedt und Wettin zwei verschiedenen Kulturstufen angehörten, zumal sie zeitlich etwas verschieden wären. Dem ist entgegenzuhalten, daß es bei den wenigen vorliegenden Stücken bis jetzt unmöglich ist, typologische Unterschiede zwischen beiden Fundorten festzustellen. Auch auf dem Umweg über andere Fundstellen läßt sich das nicht ermöglichen. Die zeitlichen Unterschiede, die man auf Grund der Faunenverschiedenheit annehmen kann, dürfen nicht überschätzt werden. Findet sich doch z. B. in den gleichaltrigen Unstrutschottern von Körbisdorf Renntier und Corbicula fluminalis dicht nebeneinander im Kies.

Vielfach umstritten ist das Alter der Fundstelle von Markkleeberg, und zwar sowohl in geologischer wie in archäologischer Hinsicht. Das erklärt sich einmal aus den nicht so scharf feststellbaren geologischen Verhältnissen, andererseits aus der offenkundigen Unzulänglichkeit des französischen Schemas. Rein geologisch läßt sich folgendes feststellen: Das Relief des unteren Elstertales ist weniger bewegt als das des Saaletals. Die Terrassenverhältnisse sind infolgedessen nicht ganz leicht überschaubar. So liegt die artefaktführende Schotterterrasse nur einige Meter über der Elster-Pleißeaue, was aus der Diluvialgeschichte des Elstertals verständlich wird. Trotzdem entspricht diese Terrasse zweifellos der Saalehauptterrasse resp. der Salzkehauptterrasse, wie das bereits Gäbert nachgewiesen hat. Die Bewertung des klimatischen Charakters des Kieses ist jedoch recht schwankend. E. Werth hat auf Grund der spärlichen Markkleeberger Fauna — Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus sp. —, sowie auf Grund von „Geschiebemergeleinlagerungen" im Kies auf hochglaziales Alter geschlossen. Werth sagt wörtlich: „Der Markkleeberger Paläolithiker war ein wirklicher Eiszeitmensch, dem das nordische Inlandeis in dem Flintreichtum seiner Moränen oder fluviglazialen Ablagerungen ein wertvolles, dauernd sich ergänzendes Geschenk brachte, das seinem interglazialen Vorgänger oder Nachfolger von den rein einheimischen Schottern in keiner zur Waffen- und Werkzeugherstellung so geeigneten Gesteinsart geboten werden konnte [1])". Diese extreme Auffassung ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wie soll der Mensch auf so niedriger Kulturstufe der Kälte getrotzt haben, woher seine Nahrung bezogen haben! Man denkt hierbei so gern an den Eskimo und vergißt dabei doch, daß dieser dank seiner hohen oder wenigstens hoch spezialisierten Kultur, dank der unerschöpflichen Nahrungsquelle des Meeres die Schwierigkeiten überwinden konnte, denen der Mensch

[1]) E. Werth, Das Diluvium der Umgebung von Leipzig mit besonderer Berücksichtigung der Paläolithfundstelle von Markkleeberg. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. 1915.

Digitized by Google

der älteren Steinzeit im Binnenland machtlos gegenüberstand. Aber sind wir denn überhaupt auf Grund der geologischen Verhältnisse zu so gewagten Annahmen gezwungen? Der von E. Werth behauptete Geschiebemergelcharakter gewisser Einlagerungen ist keineswegs erwiesen, viel eher dürfte man vielleicht von steinigem Flußlehm reden, der in der Nähe von Flußwirbeln häufig unregelmäßige Lagerungsverhältnisse zeigt. Die Säugetierfauna von Markkleeberg ist keineswegs besonders „kalt", kommen doch alle erwähnten Formen auch in Wettin, wie in Hundisburg vor, ja sie sind sogar in der Saale wie auch der Salzkehauptterrasse am häufigsten. Die Seltenheit von Fossilien darf überhaupt nicht klimatisch ausgewertet werden, da die große Kalkarmut aller Elster-Pleißeschotter die Erhaltung der Fossilien meist verhindert hat. Sind doch in den diluvialen Schottern Nordwestsachsens bisher überhaupt noch keine Conchylien gefunden worden. Abgesehen von der Möglichkeit sekundärer Lagerung, die allerdings bei der Häufigkeit der Artefakte ziemlich unwahrscheinlich ist, läßt sich also das Alter der Fundstelle sehr wohl als ausgehende 1. Zwischeneiszeit bestimmen und unmittelbar zu Wettin und Köchstedt in Parallele setzen. Auch die Markkleeberger Artefakte reihen sich zwanglos in den Formenkreis der Wettiner Stufe ein. Die beiden Faustkeile von Markkleeberg sind zwar im einzelnen von dem Wettiner Faustkeil etwas verschieden, doch lassen sich solche Verschiedenheiten unmittelbar auf individuelle Verschiedenheiten des Gesteins wie des Herstellers zurückführen. Gerade im älteren Paläolithikum, wo die Herstellung der Werkzeuge noch nicht in zunftmäßiger Strenge erfolgte, darf man in kleinen Verschiedenheiten nicht immer gleich verschiedene Kulturentwicklungen sehen. Ganz in den Rahmen der Wettiner Stufe fallen jedoch die in Markkleeberg häufigen kräftigen Klingen. Eine Erweiterung des Wettiner Formenkreises wird durch die schönen Markkleeberger Handspitzen gegeben. Es ist durchaus unzulässig, sie als „Halbkeile" von den Faustkeilen abzuleiten, da ja die Handspitzen bereits in der Wangener Stufe reichlich vertreten sind. Niemals vollzog der Faustkeil „seinen Übergang zur Mousticrspitze und zum Mousticrschaber", wie Wiegers meint.

Die am weitesten nach Norden vorgeschobene Fundstelle der Wettiner Stufe ist die Kiesgrube am Schloßpark von Hundisburg. Die Säugetierfauna — Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Equus caballus und Bison priscus — ist mit der von Wettin und Markkleeberg identisch. Wiegers gibt als Profil an: Über tertiären Tonen kiesigen Sand und Geschiebemergel der 1. Vereisung, darüber die artefakt- und fossilführenden Flußkiese, diese überlagert von Kiesen und Geschiebemergeln der 2. und von Löß der 3. Vereisung. Ob es bei dem Geschiebemergel im Liegenden des Kieses sich nicht um fluviatilen Mergel handelt, ist zweifelhaft; es ist jedoch für das Alter des Kieses unwesentlich, ob er von Ablagerungen der 1. Vereisung unterlagert wird oder nicht. Wichtiger ist die Frage, welcher Vereisung der Geschiebemergel im Hangenden angehört. Wenn auch die Grenze der letzten

Digitized by Google

Vereisung in dieser Gegend noch nicht genau bekannt ist, so spricht doch die Überdeckung des Geschiebemergels mit Löß für die Richtigkeit der Wiegerschen Deutung. Terrassenvergleichungen führen hier zu keinem Ergebnis. Damit ist geologisch die Gleichaltrigkeit von Hundisburg mit Wettin und Markkleeberg wahrscheinlich gemacht. Die bisher bekannten Artefakte sind archäologisch weniger gut faßbar. Während der Entdecker der Fundstelle, E. Bracht, diese als Eolithen bezeichnete, stellte R. R. Schmidt ihre Artefaktnatur überhaupt in Frage. Wiegers und Obermaier reihten die Artefakte ins Acheuléen ein, nicht zum wenigsten auf Grund eines von Wiegers abgebildeten „Faustkeils". Wie schon R. R. Schmidt treffend bemerkt hat, verdient das Stück die Bezeichnung „Faustkeil" keineswegs. Ein Faustkeil muß in die Faust passen, ein „kleines Faustkeilchen" ist ein Unding. Viel eher läßt sich das Stück als rundlicher Schaber mit Flächenretusche bezeichnen. Die übrigen breiten klingenförmigen Abschläge reihen sich zwanglos der Wettiner Stufe ein. Es sei aber schon hier betont, daß dieser Abschlagtypus keineswegs in der Wettiner Stufe allein auftritt. Recht interessant ist fernerhin ein Kernstein, den wir kürzlich im Kies finden konnten. Dem Feuersteinknollen ist zunächst durch mehrere radiale Abschläge eine kreisförmige flache Basisfläche gegeben, auf die dann sämtliche weiteren Schläge rund herum ausgeführt sind. Abgesehen von der Breite der Abschläge und natürlich der Patina unterscheidet sich dieser Kernstein überhaupt nicht von den neolithischen Kernsteinen, wie sie sich in Mitteldeutschland bekanntlich außerordentlich zahlreich auffinden lassen. Hieraus wird ersichtlich, wie doch technische Einzelheiten lange Jahrtausende hindurch beständig bleiben oder doch in viel späteren Zeiten von neuem auftauchen können.

Aus alledem geht hervor, daß die Hundisburger Artefakte sich keineswegs so von dem Markkleeberger Material unterscheiden, daß die Aufstellung einer besonderen Kulturstufe zu rechtfertigen wäre. Weder die archäologischen noch die geologischen Tatsachen reichen aus, um die Trennung in eine ältere Hundisburger und in eine jüngere Markkleeberger Stufe, wie es Wiegers tut, zu ermöglichen. Es genügt nicht, diese Stufen mit dem unteren und oberen Acheuléen gleichzustellen, wozu vor allem das Material von Hundisburg nicht ausreicht. Aus der von uns gegebenen Darstellung dürfte hinreichend hervorgehen, daß sich die Funde von Hundisburg, Markkleeberg, Wettin und Köchstedt geologisch und archäologisch zu einer einheitlichen Kulturstufe zusammenfassen lassen. Nach welchem Fundort diese Kulturstufe benannt wird, ist bis zu einem gewissen Grade belanglos, da jede der vier Fundstellen für sich gesichert dasteht. Um aber Verwechslungen mit der von Wiegers gegebenen Fassung zu vermeiden und um die Grenzen der Kulturstufe rein auf Grund der deutschen Funde festzulegen, ohne irgendwelche Bindung an das keineswegs in jeder Hinsicht gesicherte französische Schema, haben wir diese Kulturstufe als Wettiner Stufe bezeichnet. Weitere Gründe hierfür sind bereits oben auseinander-

Digitized by Google

gesetzt. Ganz kürzlich hat Wiegers[1]) als Parallele zum französischen Chelléen und als Vorstufe für seine „Hundisburger Stufe" noch die „Halberstädter Stufe" aufgestellt, die er auf das einzige im Museum zu Halberstadt befindliche, aber am Großen Fallstein gefundene Artefakt gründet. Über die Fundumstände, besonders über die Fundschicht, dieses Artefakts gibt es überhaupt keine Angaben. Die Untersuchungen von H. Schroeder, auf die sich Wiegers bei seiner neuen Auffassung stützt, lassen die Entscheidung über das Alter des Kalktuffs am Fallstein und damit bis zu einem gewissen Grade das des Artefakts — ob 1. oder 2. Interglazial — offen. Archäologisch läßt sich über den Abschlag kaum etwas aussagen. Es geht unmöglich an, auf so unsicherer Basis eine selbständige Kulturstufe aufbauen zu wollen. Mit Wangen, Wettin, Köchstedt, Markkleeberg und Hundisburg sind die sicheren Fundstellen der 1. Zwischeneiszeit in Mitteldeutschland erschöpft[2]). Die Zugehörigkeit des Faustkeils aus der Lindentaler Hyänenhöhle zur Wettiner Stufe läßt sich so lange nicht entscheiden, als nicht weitere auch geologisch bestimmbare Funde aus der dortigen Gegend bekannt geworden sind.

Die zweite Eiszeit hat den Menschen aus Nord- und Mitteldeutschland vertrieben. Damit kommt für das behandelte Gebiet in den bisher stetigen Kulturverlauf eine Unterbrechung von gewiß nicht unbeträchtlicher Dauer. Über die hierdurch hervorgerufenen Wanderungen und Wandlungen der diluvialen Menschenrassen läßt sich heute noch nichts Genaues sagen. Sicher ist nur soviel, daß die Kulturstufe der 2. Zwischeneiszeit, die Weimarer Stufe, nicht unmittelbar aus der Wettiner Stufe abgeleitet werden kann. Erst lange, nachdem das Eis sich aus Deutschland zurückgezogen hatte, finden wir wieder Reste des Menschen in unserer Gegend. Weitaus am wichtigsten sind die Fundstellen von Weimar, Ehringsdorf und Taubach. Der die Funde bergende Kalktuff liegt unmittelbar auf einer Ilmterrasse, der „unteren" Ilmterrasse Wüsts, deren Oberkante nur 5 m über die Aue sich erhebt. Sie muß also wesentlich jünger sein als die „mittlere" Ilmterrasse, die rund 10 m über der Ilmaue liegt. Die mittlere Terrasse ist während bzw. am Ende der 1. Zwischeneiszeit entstanden, und zwar gleichzeitig mit der Saalehauptterrasse, in die sie sich rein terrassenmäßig überführen läßt. Corbicula fluminalis, die Leitform des 1. Interglazials, kommt sogar erst in der rund 20 m hoch liegenden „oberen Ilmterrasse" vor. Infolgedessen kann die untere Ilmterrasse und damit zugleich der Kalktuff nur letztes Interglazial sein, da postglaziales Alter schon aus paläontologischen Gründen gänzlich ausgeschlossen ist. Das gleiche Ergebnis erhalten wir, wenn wir über den Kalktuff von Burgtonna

[1]) Siehe F. Wahnschaffe, Geologie und Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 4. Aufl., neubearbeitet von F. Schucht. Stuttgart 1921. S. 373.

[2]) Ob der von Herrn W. Götze, Köthen, kürzlich gefundene schöne flache Faustkeil aus der gleichen Zeit stammt, kann erst nach Abschluß der geologischen Fundortsuntersuchung mit Sicherheit angegeben werden.

Digitized by Google

eine Zeitbestimmung versuchen. Die Kalktuffe von Burg- und Gräfentonna führen eine Fauna [1]), die sich in vielen Punkten mit der des Weimarer Kalktuffs [2]) deckt. Vor allem ist auch Elephas antiquus und Rhinozeros Merckii hier vertreten. Auch diese Kalktuffe, die man aus paläontologischen Gründen also als gleichaltrig mit den Weimarer Tuffen bezeichnen kann, liegen mit ihrer Basis so tief, daß zu ihrer Bildungszeit die damalige Unstrutaue, die einige Kilometer nördlich hiervon vorbei zieht, höchstens 5 m über der heutigen Aue gelegen haben kann. Die am Ende der 1. Zwischeneiszeit gebildete Unstrutterrasse mit Corbicula fluminalis liegt nun aber an dieser Stelle bestimmt höher als 10 m über der Aue. Also kann auch hier der Kalktuff nur während oder nach der Bildung der letztinterglazialen Unstrutterrasse entstanden sein. Der sicher erstinterglaziale [3]) Kalktuff von Bilzingsleben [4]) unterscheidet sich zudem in seiner Fauna von dem Kalktuff von Tonna wie auch dem von Weimar [4]). Damit ist auf mehrfache Weise das letztinterglaziale Alter der Weimarer Tuffe bestimmt. Die stark subjektivisch schwankende Bewertung der Weimarer Kultur und die mehr oder weniger unsichere Vergleichung mit dem ebenfalls nicht in allen Punkten gesicherten französischen Gliederungsschema des Paläolithikums kann die rein geologisch erfolgte Altersbestimmung nicht im geringsten erschüttern. Die innerhalb des gleichen Flußnetzes vorgenommene Terrassengliederung bestimmt die gegenseitige Altersstellung der Wettiner und Weimarer Stufe genau so sicher, wie wenn eine direkte Überlagerung beider Kulturen vorhanden wäre. Wenn bezüglich der klimatischen Bewertung der einzelnen Horizonte des Kalktuffkomplexes noch Meinungsunterschiede auf geologischer Seite, vor allem in der Deutung des „Pariser", vorhanden sind, so ist das demgegenüber von geringer Bedeutung. Wir halten es für möglich, daß die Unterbrechung der Kalktuffbildung, die der Pariser anzeigt, die Folge einer kurzen Klimadepression sein kann. Von einem ersten Anzeichen der letzten Eiszeit im Sinne Soergels kann jedoch kaum die Rede sein. Heß von Wichdorf [5]) betont mit Recht, daß sich der Pariser auch ohne starke Klimaschwankungen erklären lasse, und daß der Kalktuff von Weimar keineswegs so erhebliche Zeiten für seine Bildung beanspruche. Ist doch auch für uns nicht die lokal so veränderliche Neubildung der Gesteine, sondern vielmehr die für lange Flußstrecken gleichbleibende Eintiefung der beste Zeitmaßstab.

[1]) Schäfer, Über die pleistozäne Säugetierfauna und die Spuren des paläolithischen Menschen von Burgtonna. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. 1909.

[2]) Unter dem Kalktuff von Weimar sollen auch die Taubacher und Ehringsdorfer Vorkommen mit verstanden werden.

[3]) R. Lehmann, a. a. O.

[4]) R. Wohlstadt, Die Molluskenfauna der diluvialen Travertine von Bilzingsleben usw. Arch. f. Molluskenkunde 1920.

[5]) Heß v. Wichdorf, Zur weiteren Kenntnis der Quellmoore in Norddeutschland. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt 1912, Teil II, S. 338ff.

Digitized by Google

Während die geologische Beurteilung der Weimarer Tuffe bisher im allgemeinen als ziemlich einheitlich angesehen werden kann, ist dies bei der archäologischen Bewertung der Kulturreste keineswegs der Fall. Auch heute noch stehen sich zwei ziemlich gleichstarke Gruppen von Archäologen in heftiger Fehde gegenüber. Dabei sind es weniger archäologische Gründe, welche die verschiedenen Auffassungen hervorgerufen haben, sondern vielmehr gerade die geologischen Verhältnisse, die diesen Streit entzündeten. Wären die Weimarer Kulturüberreste ohne Begleitfauna gefunden, so wäre kaum ein Streit entstanden. Es ist in hohem Grade reizvoll, zu sehen, wie die Antiquusfauna die „rein typologische" Beurteilung gefärbt hat. „Antiquusfauna nur im Chelléen und Acheuléen", so steht im französischen Schema. Das war der Leitgedanke der einen Partei — und die Weimarer Kultur wurde ein Chelléen oder Acheuléen. Der Leitgedanke der anderen Partei war: Chelléen und Acheuléen in der 1. Zwischeneiszeit — also bleibt für das letztinterglaziale Weimar nur Moustérien übrig. Joseph Bayer versuchte es mit einer dritten Lösung, die gewissermaßen eine Vereinigung beider Standpunkte darstellt. Er setzt die Kultur ins Chelléen und gleichzeitig in die 1. Zwischeneiszeit.

Alle diese Wege kranken an der Beeinflussung der archäologischen Diagnose durch geologische Leitvorstellungen. Eine Vermeidung dieses Fehlers ist nur dadurch möglich, daß wir die Kultur von Weimar als eine selbständige Kulturstufe betrachten ohne jegliche Bindung an das französische System. Wir verstehen also unter der Stufe von Weimar keineswegs wie Wiegers „Unteres Moustérien", wie wir überhaupt eine Gleichsetzung unserer Stufen mit irgendeiner französischen Stufe ablehnen. Wenn die französischen Gelehrten, die die Stufe des Moustérien selbst genau begrenzt haben, sich einer Eingliederung der Weimarer Kultur in das Moustérien widersetzen, so sollen wir Deutschen uns doch ruhig damit zufrieden geben. Müssen jene es doch am besten wissen, was sie unter „Moustérien" verstanden wissen wollen. Das französische Schema ist zunächst für Frankreich und nur in Frankreich aufgestellt. Wir Deutsche haben keine Veranlassung, ihm zu internationaler Gültigkeit zu verhelfen, es auch in Deutschland — und sei es in dem von Wiegers[1]) gegebenen deutschen Gewande — als bindend zu betrachten.

Die in Weimar, Ehringsdorf und Taubach bisher gefundenen Kulturreste sind so zahlreich und mannigfaltig, daß eine eingehende Betrachtung derselben weitaus den Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde. Eine neue monographische Bearbeitung derselben wäre außerordentlich wünschenswert. Das, was die Weimarer Kultur in hohem Maße kennzeichnet, ist die Abhängigkeit der Geräte vom Material. Konnte doch der damalige Mensch hier, dicht

[1]) Eine stratigraphische Umdeutung, wie sie Wiegers versucht, macht die französische Gliederung nicht richtiger, da der prinzipielle Fehler, die Vernachlässigung stratigraphischer Grenzen bei der Aufstellung der Kulturstufen, sich nicht ausmerzen läßt.

Digitized by Google

am Rande des nordischen Vereisungsgebiets, nur noch wenig Feuersteinmaterial antreffen, so daß er sogar mit kleineren und nicht mehr ganz bergfeuchten Stücken, sowie mit Aushilfsmaterial, wie Quarz, Quarzit und Porphyrit, vorlieb nehmen mußte. Die Folge war, daß die Artefakte vielfach klein und unansehnlich ausfielen, daß viele Stücke mißlangen und daß größere Klingen kaum herstellbar waren. Diese lokalen Einflüsse müssen sorgfältig ausgeschieden werden, wenn ein allgemeingültiges Kulturbild gezeichnet werden soll. So kann also bezüglich der Klingentechnik der Weimarer Stufe keineswegs das sich in Weimar bietende Material allein bewertet werden, sondern es müssen hierzu andere Fundstellen mit herangezogen werden, Fundstellen, die sich eines günstigeren Silexmaterials erfreuen. Das Fehlen von Faustkeilen darf keineswegs auf Kosten des Materials gesetzt werden, denn gerade für die Herstellung eines Faustkeils ist anderes Material als Feuerstein, etwa Porphyrit, in hohem Grade geeignet. Nur wenige Werkzeugformen sind ebenso leicht auch aus anderem Material als Feuerstein zu erzielen. Porphyrit stand dem Menschen von Weimar aber genügend zur Verfügung. Für die Herstellung von Handspitzen, der besten Typen der Weimarer Kultur, hat jedoch das ungünstige Material keinen Einfluß ausgeübt. Die Handspitzen sind aus dünnen Abschlägen hergestellt und zeigen eine sorgfältige Bearbeitung der Ränder, vor allem aber auch der Spitze. Oft ist auch nur ein Rand gedengelt, vor allem, wenn der zweite Rand keine scharfe Schneide mehr abgeben konnte. Die Dengelung ist meist einseitig und fein, nicht selten auch flächenhaft. Neben Handspitzen, deren Kanten symmetrisch verlaufen, fehlt es auch nicht an solchen, deren eine Kante wenig, die andere stark gekrümmt ist. Von den Handspitzen der Wangener und Wettiner Stufe unterscheiden sich die Weimarer Handspitzen vor allem dadurch, daß sie aus wesentlich dünneren Abschlägen hergestellt sind und eine sorgfältigere Dengelung zeigen. Wie weit die einseitige Bearbeitung als etwas Wesentliches angesehen werden kann, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist jedenfalls, daß einseitige Bearbeitung bereits in der Wangener und Wettiner Kultur sich findet. Als Typen sind fernerhin die Längsschaber anzusehen, die, oft aus einem klingenartigen Abschlag hergestellt, nur längs einer Kante benutzt worden sind. Die Dengelung ist analog wie bei den Handspitzen. Durchaus noch im Rahmen älterer Technik stehen einige dicke Rundschaber mit starker Flächenretusche, die gern als Formen des Acheuléen hingestellt werden. Die auffälligsten Artefakte der Weimarer Stufe dürften jedoch die schönen Doppelspitzen von Ehringsdorf sein, deren Herstellung zweifellos eine aus älteren Stufen unbekannte Kulturleistung darstellt. Überhaupt ist das Fehlen von Doppelspitzen in den Kulturen der 1. Zwischeneiszeit ein typologisch sehr wichtiges Moment, das sich vielleicht auch für die Datierung der Köstener Kultur brauchbar erweisen könnte. Ob Faustkeile in den Kulturen der zweiten Zwischeneiszeit gänzlich fehlen, läßt sich jedenfalls bis jetzt noch nicht sagen. Auf die menschlichen Skelettreste,

Digitized by Google

die erst neuerdings durch Virchow eine eingehende Bearbeitung erfahren haben, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Nächst den Fundstellen des Ilmtals kommt der von Rabutz große Bedeutung zu. Gegen die bereits von Siegert und Weißermel eingehend dargestellten und begründeten Lagerungsverhältnisse sind neuerdings von seiten J. Bayers Bedenken erhoben worden [1]), die dem mit dem Rabutzer Gelände Unvertrauten ein abschließendes Urteil etwas erschweren könnten. Deshalb sei auch hier nochmals kurz darauf eingegangen. Nach der von Siegert in der Tongrube der Rabutzer Ziegelei niedergebrachten Bohrung liegen hier über präglazialen Saalekiesen Ablagerungen der 1. und 2. Eiszeit getrennt durch Saaleschotter der oberen Terrasse der 1. Zwischeneiszeit (nicht Hauptterrasse, wie Gagel angibt). Darüber folgen der Rabutzer Beckenton mit der Artefaktfundzone und zahlreichen Fossilresten, darunter Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, und schließlich lehmige Kiese, Feinsande und Humusbildungen. In den Ablagerungen der 2. Eiszeit tritt ein weithin verfolgbarer Tonhorizont, der Bruckdorfer Beckenton, auf. Siegert stützte seine Auffassung von dem letztinterglazialen Alter des Rabutzer Beckentons auf das Vorhandensein der interglazialen Saaleterrasse und des Bruckdorfer Beckentons. Beide Beweismittel zweifelt Bayer an. Er faßt alle eiszeitlichen Ablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentons als zur 1. Eiszeit gehörend auf und stellt den Ton selbst ins 1. Interglazial, bei allem geleitet von der Überzeugung, daß Elephas antiquus nicht im letzten Interglazial vorkommen kann. Es muß zugestanden werden, daß die von Bayer gehegten Zweifel an der Stichhaltigkeit der beiden Siegertschen Beweise an sich möglich sind. Für den Saaleschotter hat das Siegert bereits selber zugegeben. Trotzdem halten wir die Siegertsche Deutung des Profils im wesentlichen für richtig. Bei langjähriger Erfahrung ist es in der Tat möglich, Saaleschotter in der Bohrung als solchen zu erkennen. Gibt man aber das zu, dann ist die Zugehörigkeit zur oberen erstinterglazialen Saaleterrasse von vornherein sicher, zumal diese nur 10 km südlich am Elstertalgehänge ausstreicht. Daß an der interglazialen Natur der Saaleterrasse nicht gerüttelt werden kann, das zeigen die Fossilreste dieser Terrasse und nicht zum wenigsten die gleichaltrigen artefaktführenden Kiese von Wangen nur zu deutlich. Fossilreste sind bei einer Bohrung in interglazialem Saalekies von vornherein nicht zu erwarten. Das ist ja gerade der Vorzug der Terrassengliederung, daß auf jeden Aufschluß, sobald durch seine Höhenlage und seinen petrographischen Habitus seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Terrasse bewiesen ist, auch die aus allen übrigen Aufschlüssen der Terrasse gewonnenen, allgemeinen Ergebnisse übertragen werden dürfen.

[1]) J. Bayer, Der Beckenton von Rabutz. — 1. Interglazial. Mannus Bd. 13, S. 67 ff. 1921.

Digitized by Google

Der Einwand Bayers, daß der von Siegert als Bruckdorfer Beckenton gedeutete Tonhorizont sich nicht als solcher beweisen ließe, ist ja berechtigt. Immerhin ist jedoch für Siegerts Behauptung eine beträchtliche Wahrscheinlichkeit vorhanden. Da der Bruckdorfer Beckenton von Siegert und Weißermel auf weite Erstreckung hin im Reidetal und im Elstertal als ununterbrochen zusammenhängendes Band verfolgt werden konnte, und in nahezu gleicher Höhe in den nur 1 km auseinanderliegenden Bohrungen von Schwoitsch und Rabutz ein gleichartiger Tonhorizont auftritt, der in der Bohrung von Schwoitsch sicher der 2. Eiszeit zugehört, so ist die Siegertsche Deutung zweifellos sehr naheliegend. Wir wollen zugeben, daß der Parallelismus im Aufbau der diluvialen Ablagerungen von Siegert und Weißermel verschiedentlich etwas zu weit getrieben ist, daß lokale Variationen oft zu wenig berücksichtigt sind, so daß dabei mehrfach Fehler untergelaufen sind. Solch ein Fehler liegt z. B. in der Deutung des in Beuditz unter 4 m glazialem Sand angetroffenen Tonbänkchens, für das Siegert eine unmittelbare Verbindung mit dem Rabutzer Beckenton annahm. Nach den Geländeverhältnissen von Rabutz zu rechnen, setzt sich zwar der Rabutzer Beckenton einige hundert Meter nach Süden fort, eine Erstreckung des Rabutzer Tones bis nach Beuditz ist jedoch weder nachweisbar, noch überhaupt wahrscheinlich. Da es sich in Beuditz nur um ein 10 cm mächtiges Tonband inmitten mächtiger glazialer Feinsande handelt, ganz gleichartige Feinsande jedoch den Rabutzer Ton in seinem Ostteil unmittelbar unterlagern, so ist eine Altersvergleichung beider Tone nur in dem Sinne zu entscheiden, daß der Beuditzer Ton älter ist, und daß die Feinsande über ihm nur ins Liegende, keinesfalls ins Hangende des interglazialen Rabutzer Tones gehören. Die Auffassung Keilhacks, daß die letzte Vereisung den Rabutzer Ton nicht überschritten habe, ist durch die diesjährigen neuen Aufschlüsse nur gestützt worden. Wenn aber Bayer auf Grund der Siegertschen Deutung des Beuditzer Profils, die er diesmal für „absolut sicher und eindeutig" hält, an primäre glaziale Ablagerungen über dem Rabutzer Ton glaubt, so darf er sich nicht auf Keilhack stützen, wenn er diese in die vorletzte Eiszeit verlegen will. Gründet doch Keilhack seine Ansicht, daß die Grenze der letzten Eiszeit nördlich von Rabutz liegt, auch mit auf das Fehlen von glazialen Ablagerungen über dem Rabutzer Ton. Wären solche nachzuweisen, dann würde Keilhack sie nicht der vorletzten, sondern der letzten Eiszeit zurechnen. Hier liegt von seiten Bayers offenbar ein Zirkelschluß vor.

Selbst wenn man den in der Rabutzer Bohrung angetroffenen interglazialen Saaleschotter und den Bruckdorfer Beckenton als beweiskräftig ablehnt, lassen sich andere wichtige Argumente dafür anführen, daß die Glazialablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentons der 2. Eiszeit angehören. Zwischen Halle und Leipzig zieht sich ein breiter Endmoränenzug am Nordufer der Elster-Luppeaue hin, der den ganzen Landschaftscharakter der dortigen Gegend bestimmt und der „Dieskauer Stillstandslage" Siegert-Weißermels

Digitized by Google

entspricht. Diesem Endmoränenstadium verdanken die Sande, Kiese und Geschiebemergel der 2. Eiszeit zwischen Halle und Leipzig ihre großen Mächtigkeiten. Langgestreckte Oser lassen sich weithin in nördlicher Richtung bis zu den Porphyrkuppen bei Landsberg verfolgen, breite Sandflächen legen sich im Süden davor. Es ist unmöglich, die über dem Bruckdorfer Beckenton in der Bohrung von Schwoitsch mit 20 m durchsunkenen und die im Liegenden des Rabutzer Beckentons bis über 10 m mächtigen Geschiebemergel und Glazialsande von dem Dieskauer Endmoränenzug trennen zu wollen. Die Zugehörigkeit dieser Rückzugsstaffel zur zweiten Eiszeit ist durch zahlreiche Aufschlüsse erwiesen. Zudem sind Ablagerungen der 1. Eiszeit in der Umgebung von Halle außerordentlich selten, und dann immer nur in geringer Mächtigkeit und tiefem Niveau vorhanden. Erst jetzt wurden Saale und Elster in ihrem Unterlauf in ihr heutiges Tal gedrängt. Erst im Anschluß an den Rückzug des Eises konnte sich also der Rabutzer Ton als Absatz eines lang sich hinziehenden Rinnensees bilden. Damit ist die Gleichaltrigkeit des Rabutzer Tons mit den Weimarer Kalktuffbildungen erwiesen. Beide gehören ins letzte Interglazial. Von einer Beschreibung der Rabutzer Artefakte kann hier abgesehen werden, da eine solche von seiten H. Hahnes zu erwarten steht.

Ebenfalls die in der Baumannshöhle bei Rübeland gefundenen Artefakte stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus der letzten Interglazialzeit. Da unter den wenigen Stücken sich auch 2 Handspitzen befinden, die denen von Weimar gut vergleichbar sind, so darf die Zurechnung zur Stufe von Weimar als gesichert gelten.

Bezüglich der Fundstelle von Westeregeln läßt sich infolge des dürftigen Bestandes an nichtssagenden Abschlägen rein archäologisch nichts aussagen. Die Lagerung in Gipsschlotten erschwert die geologische Beurteilung. Immerhin dürfte vor allem auf Grund der paläontologischen Verhältnisse das Alter der Fundschichten als ausgehendes letztes Interglazial anzugeben sein. Das gleiche gilt für die Fundstelle von Thiede, wo die gefundenen Artefakte immerhin wesentlich wertvoller sind. Ein Längsschaber fällt noch in den Rahmen der Weimarer Kulturstufe. Ein breiter Klingenkratzer zeigt Anklänge zu der während der letzten Eiszeit sich entwickelnden Klingentechnik. Ob er jedoch nicht doch noch der Weimarer Stufe angehören könnte, wäre immerhin zu erwägen. Spielt doch gerade hinsichtlich der Klingen das Gesteinsmaterial, das dem Menschen von Thiede in viel besserem Zustande als dem von Weimar zur Verfügung stand, eine beträchtliche Rolle. Wir müssen also die Zurechnung der Fundstellen von Thiede und Westeregeln vorläufig noch offen lassen.

Es ist vielleicht hier der Platz, auf eine Fundstelle von Holzkohlenresten bei Krölpa einzugehen, die vielleicht auf die Tätigkeit des Diluvialmenschen zurückzuführen sind, und denen neuerdings von J. Stoller[1]) und

[1]) J. Stoller, Fossilführende Diluvialschichten bei Krölpa in Thüringen. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt. Berlin 1919.

Digitized by Google

F. Wiegers[1]) viel Wert beigelegt wird. Soll doch die Kulturschicht dem 1. Interglazial angehören und in einem von der Präglazialzeit bis zur Jetztzeit reichenden Profil lagern. So bedeutsam auch ein solches Profil wäre, so können wir uns doch keineswegs der von Stoller gegebenen Deutung anschließen. Stoller gliedert die dortigen Ablagerungen folgendermaßen:

Schichten des Profils	Zeitabschnitte
Löß	Glazial 3
Lücke	Interglazial II
Schotterlehm + Schotter	Glazial 2
Faulschlammschichten: Sand (Kulturschicht), Torf, Ton	Interglazial I
Sandlehm	Glazial 1
Schuttlehm (Mammutlehm von Krölpa)	Präglazial

Für die Beurteilung des Profils ist wichtig, daß die Aufschlüsse am Ausgang eines Tales liegen und somit mehr oder weniger Talaufschüttungsprodukte aufschließen. Entsprechend der Kleinheit des Baches spielt neben Sanden und Tonlagen lehmiger Gehängeschutt eine große Rolle. Die starke Wechsellagerung wird vor allem durch die im Untergrund liegenden, vielfach ausgelaugten und verstürzten Zechsteingipse bedingt. Im Anbetracht dessen, was wir oben über diluviale Erosionsarbeit ausgeführt haben, muß es von vornherein bedenklich erscheinen, Ablagerungen fast der ganzen Diluvialzeit in ein und derselben Höhenlage beinahe im heutigen Auenspiegel anzutreffen. Aber auch die Schichten selbst machen einen relativ jungen Eindruck. Zudem haben die Arbeiten Passarges[2]) gerade für Ostthüringen gezeigt, wie verbreitet mächtige Schuttbildungen ganz jungen Alters in den Tälern sind. Stoller hat versucht, Ablagerungen aller drei Eiszeiten in den Aufschlüssen zu finden, indem er einfach die fossil- und steinfreien Lehmlagen und den Sandlehm als jüngeren und älteren Löß resp. deren Äquivalente auffaßt. In dem Schotterlehm will er sogar eine Lokalmoräne der 2. Eiszeit erblicken. Die Stollersche Deutung scheint uns in hohem Grade unwahrscheinlich. Einen sicheren Beweis für das glaziale Alter irgendeiner Ablagerung lassen die Aufschlußverhältnisse überhaupt nicht zu. Daß ein Teil der Schichten diluvial ist, geht aus dem Vorhandensein des Mammuts hervor. Die Kulturschicht läßt sich aber damit bestenfalls ins letzte Interglazial verlegen, zumal die Flora der Faulschlammschichten sich nach Stollers Angaben nicht von der heutigen unterscheidet. Wenn Wiegers also bei Angabe der Verbreitung des unteren Acheuléen = „Hundisburger" Stufe auch die „Faulschlammsandkulturschicht"

[1]) F. Wiegers, a. a. O. S. 206.

[2]) S. Passarge, Morphologie des Meßtischblattes Stadt Remda. Hamburg 1914.

Digitized by Google

von Krölpa mit angibt, so können wir dem auch vom geologischen Standpunkt aus nicht beistimmen.

Genau wie zwischen der Wettiner und der Weimarer Kulturstufe klafft infolge des erneuten Vordringens des Eises in Mitteldeutschland eine Lücke zwischen der Weimarer Stufe und den für unser Gebiet nächstjüngeren Kulturen, die sich im Anschluß an den Rückzug des Eises einfinden. Das in Süddeutschland, Frankreich usw. reich entwickelte „jüngere Paläolithikum" fehlt hier völlig, abgesehen vielleicht von der Übergangszeit zur jüngeren Steinzeit. Das Fehlen jeglicher Siedlungsreste aus der 3. Eiszeit in Mitteldeutschland zeigt, daß eine breite unbewohnte Zone vor dem Eisrand angenommen werden muß. Das Fehlen menschlicher Reste auf das Fehlen von Höhlen, von Feuersteinmaterial oder dgl. zurückzuführen, geht in diesem Falle nicht an. Es ist innerhalb grober Grenzen möglich, die Breite dieser menschenleeren Zone zu ermitteln. Die dem damaligen Eisrand am nächsten liegenden Reste letzteiszeitlicher Kulturen finden sich in der Umgebung von Andernach. Selbst wenn wir sie zeitlich der maximalen Ausdehnung der letzten Eiszeit gleichsetzen, so waren sie doch immer noch 350 km vom Eisrand entfernt. Demnach kann man mit einer mindestens 300—400 km breiten menschenleeren Zone rechnen. Nun verfügte aber der Mensch der letzten Eiszeit zweifellos dank seiner schon recht hohen Kultur über weitaus größere Schutzmittel gegen die eiszeitliche Kälte als seine Vorfahren. Vor allem sei an den Schutz durch Höhlen, Feuer und vielleicht auch durch Felle erinnert, die dem Menschen der älteren Kulturstufen nicht, oder nicht in dem Maße, zu Gebote standen. Daraus folgt, daß eine Besiedlung Mitteldeutschlands während der zweiten Eiszeit nicht angenommen werden kann. Aber auch rein geologisch läßt sich diese Tatsache auswerten. Noch herrscht ein großer Streit über die Frage, wie weit das Eis in den Zwischeneiszeiten zurückwich. Eine menschenleere Zone auch für die Zeit der Wettiner Stufe angenommen, ergibt unzweifelhaft, daß der Eisrand auch am Ende der vorletzten Zwischeneiszeit noch nördlich der heutigen Ostsee gesucht werden muß. Wieviel nördlicher erst, als Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii in Norddeutschland weilten!

Bisher galt vielfach Frankreich als die Wiege der Menschheit. Die altsteinzeitlichen Funde Thüringens beweisen jedoch, daß auch Deutschland bereits zu den Zeiten besiedelt war, bis zu denen sich menschliche Kultur überhaupt nachweisen läßt. Wenn es den Verfassern gelungen ist, innerhalb weniger Wochen auf relativ engem Raum drei neue Paläolithfundstellen zu entdecken, so kann man darin das beste Zeichen dafür erblicken, daß auch Mitteldeutschland keineswegs so arm an altsteinzeitlichen Funden ist, wie vielfach angenommen wurde. Wenn auch vorläufig diese Funde noch spärlich sind, so darf das doch nicht allein auf eine geringere Besiedlung zurückgeführt werden. Maßgebend ist vor allem die geringere Häufigkeit des Feuersteins, der die Grundlage des Werkzeugmaterials für den Urzeitmenschen bildete.

Digitized by Google

Ungünstig wirkt fernerhin die Bedeckung gerade altdiluvialer Schichten durch jüngere Glazialbildungen in fast ganz Norddeutschland. In der Wangener Kulturstufe haben wir den Menschen bis zu den Zeiten zurückverfolgt, seit denen in Mitteldeutschland überhaupt Feuerstein in brauchbarer Weise zur Verfügung stand; sind doch die präglazialen Ablagerungen frei von Feuerstein. Mit Hilfe von Feuersteinmaterial läßt sich also in Mitteldeutschland die menschliche Kultur nicht bis in frühere Zeiten nachweisen. Ob dies in andern Ländern möglich sein wird, ist fraglich. Man hat vor allem in Frankreich wie auch in Belgien in den tertiären Eolithen Spuren menschlicher Tätigkeit erkennen wollen. Es ist ja vollauf berechtigt, die z. T. schon hochentwickelten Werkzeugformen der Wangener Kulturstufe nicht als die ältesten menschlichen Werkzeuge überhaupt zu betrachten. Es werden sicher einfache rohe Steinsplitter, die so verwendet wurden, wie sie gerade waren, den Anfang gemacht haben. Es fragt sich jedoch, ob der Mensch lange auf dieser Stufe verharrte; es fragt sich ferner, ob sich an solchen Stücken die Werkzeugnatur überhaupt erkennen läßt. Können doch Schlagzwiebel und Dengelung auch auf natürlichem Wege entstehen. Wenn hier daher auch die Grenze zwischen künstlich und natürlich durchaus nicht scharf ist, so läßt sich doch für Werkzeuge erst dann menschliche Bearbeitung wahrscheinlich machen, wenn sie Schlagmarken, Dengelung und gewollte Form gleichzeitig aufweisen sowie an derselben Stelle in größerer Anzahl auftreten. Eine abstrakte Definition läßt sich hier nicht geben. Handlichkeit eines Stückes ist ein sehr verfängliches Argument. Weitere Stützen für die Artefaktnatur von Feuersteinen können in dem Zusammenvorkommen mit Fossilresten, insbesondere mit Resten größerer Säugetiere gesehen werden. Primäre Lagerung ist dann ziemlich gesichert, wenn Fossilreste in größerer Anzahl, wenn zusammenhängende Skeletteile von Säugetieren oder wenn vollständige Exemplare dünnwandiger Conchylien (z. B. Limnaea, Succinea usw.) oder auch doppelklappige Muscheln gleichzeitig mit den Artefakten vorkommen. Alle diese Bedingungen sind bei den Fundstellen von Wangen, Wettin, Köchstedt, Hundisburg usw. erfüllt. Bei diesen in Flußschottern lagernden Artefakten spricht gegen eine sekundäre Lagerung außerdem die Anhäufung an diesen betreffenden Stellen, und zwar nur an diesen Stellen. Während von uns in den letzten 2 $^1/_2$ Jahren mehrere hundert Kiesgruben Ostthüringens, gleichgültig ob glazialen oder interglazialen Charakters systematisch auf Artefakte untersucht worden sind, haben doch nur die wenigen erwähnten Stellen solche geliefert. „Abrollung" beweist für einen Transport im Fluß gar nichts. Entsteht doch die „Abrollung" weniger durch das Rollen der Artefakte im Flußbett als vor allem durch die schleifende Wirkung des vom Fluß vorbeigetriebenen Quarzsandes.

Eolithen, die für die Existenz des Menschen beweisend sein könnten, gibt es bisher noch nicht. Damit ist auch die Frage des Tertiärmenschen, soweit sie sich auf angebliche Artefakte gründet, erledigt. Unstatthaft ist es jedoch, den

Digitized by Google

Homo Heidelbergensis als Vertreter der Eolithenstufe hinzustellen. Die Tatsache, daß in Mauer bisher keinerlei geformte Werkzeuge gefunden worden sind, beweist noch nicht, daß er solche noch nicht benutzt hat. Man wird vielleicht noch das hohe Alter der Mauerer Sande heranziehen wollen, indem man sich auf das Vorkommen von Rhinoceros etruscus stützt, das aus dem ersten norddeutschen Interglazial bisher noch nicht bekannt ist. Demgegenüber spricht für ein nachmindeleiszeitliches Alter der Mauerer Sande einmal das Fehlen von Elephas meridionalis in der sehr vollständigen Mauerer Fauna und andererseits die Tatsache, daß nach Kormos [1]) am Plattensee Rhinoceros etruscus in Schichten auftritt, die sich zeitlich nur wenig unterscheiden von den überlagernden Schichten mit Corbicula fluminalis und Theodoxus (Neritina) Prevostianus C. Pfr. (letztere möglicherweise identisch mit Neritina serratiliniformis Geyeri). Corbicula fluminalis und Neritina serrati liniformis Geyeri sind aber nach R. Lehmann [2]) als Leitfossilien für das 1. Interglazial anzusehen. Infolgedessen halten wir es für durchaus möglich, daß der Homo Heidelbergensis der Wangener Stufe angehört. Da die Wettiner Stufe sich kulturell sehr gut von der Wangener Stufe herleiten läßt, so läßt sich ein Gleichbleiben der Rassenverhältnisse vielleicht rechtfertigen. Den Träger der Weimarer Kultur kennen wir glücklicherweise durch die Ehringsdorfer und Taubacher Menschenfunde.

Gegenüber den gewaltigen Zeiträumen, die gerade die älteste Kulturentwicklung des Menschen einnimmt, erscheint unsere Gliederung in die Wangener, Wettiner und Weimarer Stufe im Vergleich zu der französischen Gliederung mit ihren zahlreichen Unterstufen als recht einfach, vielleicht zu einfach. Es muß jedoch dahingestellt bleiben, ob nicht gerade eine allzu genaue Untergliederung gewisse Gefahren in sich birgt. Sie beruhen nicht zum wenigsten in den Fehlern jeder allzu engherzigen typologischen Methode. Wie weit kleine Änderungen in den Werkzeugformen auf allgemeine Entwicklung, wie weit sie auf individuelle Variationen zurückgehen, läßt sich gewöhnlich kaum entscheiden, wenn nicht gleichzeitig geologische Gründe für eine wesentliche Altersverschiedenheit mitsprechen. Faziesverschiedenheiten, z. B. Wechsel von Sand-, Kies- und Tonlagen dürfen dabei nur mit Vorsicht ausgewertet werden. Es ist vorteilhafter, eine wenig unterteilte, dafür aber in jeder Hinsicht gesicherte Gliederung zu verwenden, als eine allzu detailierte Gliederung, über deren Allgemeingültigkeit man stets im Unklaren bleibt.

Um einen ungefähren Überblick zu gewinnen über die Zeitdauer, mit der bei den einzelnen Stufen zu rechnen ist, kann man das Ausmaß der Erosionsarbeit der Flüsse heranziehen. Bei Festlandsablagerungen ist sie vorteilhafter zu verwenden als die Aufschüttung. Gerade von Nichtgeologen wird freilich

[1]) Th. Kormos, Neuere Beiträge zur Geologie und Fauna der unteren Pleistozänschichten in der Umgebung des Balatonsees. Budapest 1910.

[2]) a. a. O.

Digitized by Google

oft auf tiefe Lagerung eines Fundes unter der Erdoberfläche großer Wert gelegt und doch gestattet diese kaum einen Schluß auf das absolute Alter des Fundes. Selbst die 24 m mächtigen Deckschichten, die den Unterkiefer von Mauer überlagerten, sind in relativ kurzen Aufschüttungsphasen, die nur einen ganz geringen Bruchteil der seither verstrichenen Zeit einnehmen, zur Ablagerung gelangt. Allerdings, auch die Erosionstätigkeit der Flüsse hat nicht dauernd in der gleichen Weise gewirkt. In der Flußgeschichte wechseln Perioden der Aufschüttung mit solchen der Tiefenerosion. Vor allem die Eiszeiten haben dabei zu Unstetigkeiten geführt. Solange jedoch hierbei eine gewisse, gleichmäßige Periodizität herrscht, wird doch die Tiefenerosion ungefähr proportional der Zeit fortschreiten. Um wenigstens grobe Zahlenwerte für eine Zeitschätzung zu erhalten, wird man alle die Unstetigkeiten vernachlässigen müssen, die durch sonstige lokale oder regionale Faktoren (tektonische Bewegungen, Klimaschwankungen, Flußlaufveränderungen u. a. m.) bedingt werden.

Für die Unstrut beträgt die Taleintiefung während der 1. Zwischeneiszeit im Mittel 32 m, die der 2. Zwischeneiszeit 6 m und die der seitdem verstrichenen Zeit 2 m. Setzen wir diese drei Beträge zueinander in Beziehung, so ergibt sich das Verhältnis 1:3:16 [1]). Innerhalb nicht zu enger Fehlergrenzen läßt sich dieses Verhältnis auch als ein Zeitverhältnis auffassen, so daß wir damit Anhaltspunkte zu einer Altersdatierung der altsteinzeitlichen Kulturstufen gewinnen. Allerdings kann unter Berücksichtigung der Talverlegungen der Unstrut das Zeitverhältnis besser als 1:3: höchstens 16 angenommen werden. Penck hatte in ähnlicher Weise im alpinen Gebiet für dieselben Zeiten das Verhältnis 1:3: mindestens 12 gefunden. Die Übereinstimmung ist zweifellos beachtenswert. Die seit dem Höhepunkt der letzten Eiszeit verstrichene Zeit wird heute auf rund 25000 Jahre geschätzt. Rechnen wir davon die ersten 10000 Jahre als zweite Hälfte der letzten Eiszeit, so ergibt sich als Dauer der ganzen 3. Eiszeit 20000 Jahre. Für die viel bedeutendere vorletzte Eiszeit wollen wir den doppelten Betrag einsetzen. Unter Verwendung obiger Proportionen erhalten wir dann abgerundet folgende Werte:

	Alter
3. Eiszeit	25000 Jahre
Stufe von Weimar	50000 „
2. Eiszeit	100000 „
Stufe von Wettin	150000 „
Stufe von Wangen	250000 „
1. Eiszeit	350000 „

Wenn natürlich diese Zahlen nur innerhalb sehr weiter Fehlergrenzen Gültigkeit beanspruchen dürfen, so geben sie doch immerhin einen gewissen

[1]) Vgl. hierüber R. Lehmann, a. a. O.

Digitized by Google

Anhalt zu Zeitvorstellungen, die doch ein jeder mehr oder weniger bewußt mit dem Begriff des Urmenschen verbindet. Zugleich zeigen die Zahlen, wie lange unsere Vorfahren gerade auf jenen ersten Kulturstufen verharrten, wie kurz demgegenüber die seither verstrichene Zeit ist. Lange Jahrtausende hindurch, von der Wangener bis zur Weimarer Stufe schreitet die Kulturentwicklung langsam, fast unmerklich fort, um dann mit dem Eintritt der letzten Eiszeit ganz plötzlich emporzuschnellen. Das Ende der Weimarer Kulturstufe bedeutet einen so scharfen Schnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit, daß es uns vorteilhaft erscheint, nicht nur das ältere oder nach Wiegers mittlere Paläolithikum sondern das Paläolithikum überhaupt hier endigen zu lassen und die Kulturen der letzten Eiszeit und Postglazialzeit zur mittleren Steinzeit zusammenzufassen. Fehlt doch dem heute als Mesolithikum zusammengefaßten Kulturkreis jede scharfe Grenze zum „jüngeren Paläolithikum". Andererseits stößt man nur zu oft auf die Ansicht, daß die hochstehende „altsteinzeitliche" Kunst zur Kultur des Urmenschen oder ältesten Menschen gehöre. Gerade die oben gegebenen Zahlen dürften die Unrichtigkeit solcher Vorstellungen erweisen. Je mehr sich in Nord- und Mitteldeutschland die leider noch wenig veröffentlichten mesolithischen Fundstellen häufen, um so mehr zeigt es sich, daß die ganze Feuersteintechnik dieser Zeit noch durchaus in den Rahmen des sog. „jüngeren Paläolithikums" fällt. Für eine neue, rein deutsche Gliederung der mittleren Steinzeit im weiteren Sinne dürften vor allem Süddeutschland und Deutschösterreich in Frage kommen. Für die ältere Steinzeit werden Wangen, Wettin, Weimar sichere Grundpfeiler bleiben.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Oskar Montelius[1].

Von Gustaf Kossinna.

Mit 3 Textabbildungen.

Als ich am 7. November in meiner Vorlesung über die Bronzezeit auf das Eingreifen von Montelius in den Streit um das Bestehen eines allgemein europäischen Bronzealters im Jahre 1878[2]) zu sprechen kam und nebenbei hervorhob, daß wir diesen hochverehrten Führer unserer Wissenschaft fast als Einzigen aus dem Kreise jener Streiter noch unter den Lebenden zu wissen die Freude haben, war es für mich von geradezu erschütternd dramatischer Wirkung, als mir aus dem Kreise der Zuhörer ein Zeitungsblatt entgegengehalten wurde, auf dem ich den Namen „Oskar Montelius" las, begleitet von einem Todeskreuz.

So hat denn unsere Gesellschaft zum zweiten Male den Tod eines ihrer Ehrenmitglieder zu beklagen, eines Ehrenmitgliedes, das gerade ein Jahrzehnt lang zu den Unsrigen gehört hat.

Noch wenige Wochen vor seinem am 4. November erfolgten Tode waren die Zeitungen Norddeutschlands und Dänemarks voll von Berichten über die fesselnden Reisevorträge, die Montelius den ganzen September über in Mitteleuropa gehalten hatte, in Lübeck beginnend, über Berlin, Haag, Wien, Helmstedt und wiederum Berlin, in Kopenhagen endigend. Überall hatte dieser breitschultrige, hünenhafte Germane, der trotz seiner 78 Jahre noch völlig ungebeugt war, ja die Schwungkraft und das Arbeitsfeuer des Jünglings zeigte, durch die ihm eigene geistige Lebhaftigkeit und humorvolle Liebenswürdigkeit seine Zuhörer gebannt und war Gegenstand aufrichtigster Bewunderung und begeistertster Verehrung gewesen.

[1]) Gedenkrede gehalten in der Sitzung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin am 8. Dezember 1921.

[2]) Korr.-Bl. d. Gesamtvereins d. deutschen Gesch.- u. Altert.-Vereine. 27 (1879), S. 18f., 20f.; 28 (1880), S. 28ff.

Digitized by Google

Aber mit den langen anstrengenden Fahrten zur Nacht und den vielen Reden zur Abendstunde hatte er selbst seiner Riesennatur wohl zu viel zugemutet. Nach der Rückkehr in die Heimat, die am 3. Oktober erfolgte, überfiel ihn eine große Müdigkeit, die wohl nicht nur eine Folge der überstandenen Strapazen, sondern vielleicht auch das erste Anzeichen einer im Innern steckenden starken Erkältung war. Auf der Rückreise von Wien nach Berlin war er nämlich in der Tschechoslowakei bei der Eisenbahnfahrt neben dem ganzen Gepäck auch seines Überziehers beraubt worden. Und im Pochen auf seine unverwüstliche Gesundheit — Montelius war in seinem Leben nie krank gewesen — verschmähte er es, unterwegs einen Ersatzüberzieher zu erwerben. Selbst für die zugige Meeresfahrt über den Sund konnten Kopenhagener Freunde ihm nur mit Gewalt ein Plaid aufdrängen. Seiner großen Ermüdung ungeachtet nahm er, ohne sich im geringsten zu schonen, die gewohnte Arbeit in vollem Umfange wieder auf: nicht nur an seinen beiden im Druck befindlichen Werken, sondern auch als Präsident der Altertums-Akademie, als Redner im historischen Museum und gelegentlich auch noch als Erklärer der Museumssammlungen. Ja, selbst nachdem er am 15. Oktober an fieberhaftem Lungenkatarrh erkrankt war, hat er noch zwei Tage darauf eine Vorlesung im Museum gehalten und im Anschluß daran unserem Berliner Geographen Penck die köstlichen Schätze dieses Museums vorgewiesen. Gleich darauf zwang ihn die Lungenentzündung mit einem Fieber von 40° auf sein letztes Krankenlager, wo er noch drei Wochen gegen den Tod angekämpft hat.

„Man kann sich schwer vorstellen, daß er gestorben ist", schrieb mir Nils Åberg. „Nie ist er krank gewesen und jetzt auf einmal verschwindet er geradeso wie ein alter Wiking, der sich von einem Felsen ins Meer stürzt: so stirbt Montelius."

Die allerletzte ihm vergönnte Tätigkeit war die Museumsführung für Penck gewesen, also eine solche in kleinstem Kreise, wie er sie besonders liebte, wo er dann zwei oder drei teilnahmsvolle, wissensdurstige Zuhörer in reizvolle Einzelheiten einweihte, was er mit unvergleichlichem Geschick und oft mit anregendstem Humor auszuführen verstand, zumal wenn er es mit Damen zu tun hatte. Sein ganzes Leben lang hat er tausende von Malen und stets mit derselben inneren Wärme die Sammlungen des Stockholmer Museums erklärt; dies war ihm nicht nur Freude und Lebensbedürfnis, sondern gehörte auch zu seinen amtlichen Aufgaben von seiner Upsaler Studentenzeit an, die 1861 begann. Denn schon 1863 wurde er von dem damaligen schwedischen Reichsantiquar Bror Emil Hildebrand verpflichtet, „bis auf weiteres bei der Erklärung der Sammlungen zu den öffentlichen Besuchszeiten behilflich zu sein[1])".

[1]) Vgl. Statens historiska Museet. Kort beskrifning till vägledning för de besökande. Stockholm 1872; 10. Aufl. 1912. — Das Museum vaterländischer Altertümer in Stockholm. Beschreibung der wichtigsten Gegenstände. 3. Aufl. 1912. — Französisch: 2. Aufl. 1912. — Englisch: 1. Aufl. 1912.

Digitized by Google

1868 machte er sein philosophisches Kandidatenexamen und wurde außerordentlicher Amanuensis bei der Geschichts- und Altertums-Akademie, 1871 zweiter, 1880 erster Amanuensis. Und in dieser wahrhaft bescheidenen Stellung blieb noch er 27 Jahre lang, bis er 1907 als Nachfolger des erkrankten Hans Hildebrand Reichsantiquar und Sekretär jener Akademie wurde. 1869 promovierte er in Upsala mit der Dissertation „Aus dem Eisenalter[1])",

Oskar Montelius 1905.
(Mannus IV, Tafel II)

einem reich illustrierten Foliobande, worin er über das Eisenalter im allgemeinen handelte und dazu ein Verzeichnis sämtlicher skandinavischen Funde des sog. älteren Eisenalters gab, die Münzen, Brakteaten und Fibeln enthalten. 1877 wurde er zum Mitgliede der Altertumsakademie erwählt und als Antrittsrede, die er im folgenden Jahre hielt, benutzte er den ungedruckt ge-

[1]) Från Jernåldern I. II. Stockholm 1869.

Digitized by Google

bliebenen ersten Entwurf seines erst 1885 erschienenen bedeutendsten Werkes „Über Zeitbestimmung innerhalb des Bronzealters [1])".

1888 als 45jähriger erhielt er den Professortitel. Am 31. März 1913, im 70. Lebensjahre, trat er zurück von dem Amte als Reichsantiquar, das er sechs Jahre lang verwaltet hatte. Wenn wir noch erwähnen, daß Montelius am 9. September 1843 als Sohn eines Hofrechtsrats zu Stockholm in demselben Hause der St. Paulsgasse geboren wurde, in dem er sein Leben beschloß, und daß er einem alten uppländischen Pfarrergeschlechte entstammte, während seine Mutter, Klara Norin, aus Norrland gebürtig war, endlich daß er 1871 Agda Reuterskiöld ehelichte, die ihm durch ihr Zeichentalent auf seinen zahllosen Studienreisen, insonderheit in Italien, eine geschätzte Mitarbeiterin war und ein Jahr vor ihrem Gatten hinschied, so haben wir die wichtigsten Einzelheiten seines äußeren Lebensganges berührt.

Wir haben nun ein Bild der wissenschaftlichen Bedeutung des Meisters zu entwerfen, wie es sich hauptsächlich in seinen Druckwerken wiederspiegelt. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, einseitig in eine bloße Lobrede zu verfallen, sondern wir müssen nach unserem besten Wissen, d. h. vom heutigen Standpunkte deutscher Wissenschaft aus, in gerechter Weise Licht und Schatten in dem Bilde gleichmäßig hervortreten lassen. Wir können dies um so lieber tun, als der Ausspruch: „wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten" in diesem Falle nur in sehr beschränktem Maße recht behält.

Übersehen wir das ganze Literaturwerk von Montelius, so hat er bis 1913, als er in den Ruhestand trat, an 350 Schriften verfaßt, darunter zahlreiche selbständige Bücher; und seitdem sind noch viele neue Schriften hinzugekommen. Er begann seine Veröffentlichungen 1869 als 26jähriger mit der erwähnten Dissertation über das „Eisenalter" und gleichzeitig mit einem wichtigen Vortrage auf dem internationalen Prähistorikerkongreß zu Kopenhagen [2]), worin er als Erster versuchte, die Formen der Bronzegegenstände der nordischen Bronzezeit aufzuteilen auf die beiden großen Perioden dieses Zeitalters, die erst einige Jahre vorher der Däne Worsaae nur ganz im allgemeinen unterschieden hatte als ältere Bronzezeit mit Körperbestattung und Bronzegeräten von feinem, edlen Stil und als jüngere Bronzezeit mit Brandbestattung und Bronzegeräten von minderer Schönheit [3]).

Mit diesem Vortrage aus dem ersten Jahre seines Schrifttums zeigte sich Montelius sogleich auf dem Gebiete, das er sein ganzes Leben lang in bevorzugter Weise gepflegt und mit einer Eindringlichkeit und einem Erfolge

---

[1]) Om Tidsbestämning inom bronsåldern. Stockholm 1885.

[2]) L'âge du bronze en Suède (Compte rendu, Congrès intern. d'anthr. et d'archéol. préhist. IV, Kopenhagen 1869. Kopenhagen 1875, S. 253f.).

[3]) Worsaae, Om en ny deling af steen- og broncealderen (Danske Videnskr. Selsk. Forhandlinger. 1859), S. 25. — Derselbe, Slesvigs eller Sønderjyllands oldtidsminder. Kopenhagen 1865, S. 40.

Digitized by Google

erforscht hat, daß kein Land Europas daraus nicht größten Nutzen gezogen hätte: nämlich die Bronzezeit. Und zwar war es besonders die schwere Frage der Chronologie, die ihn anzog. Denn er hatte schon früh scharfsinnig erkannt, daß die Chronologie der Angelpunkt aller Fragen der Vorgeschichte ist. Ohne die Grundlage einer festen Chronologie schweben diese Fragen vollkommen in der Luft und entziehen sich einer Beantwortung, die Anspruch auf wissenschaftliche Bewertung und auf Dauer erheben kann. Darum nahm er sich zum Ziel, feste, klare Ordnung zu bringen in die ungeheure Masse ungeordneten Rohstoffes, den die Vorgeschichtsforschung bearbeiten soll. Und mit unentwegter Zielbewußtheit ist er sein Leben lang auf dieses Ziel losgesteuert.

Zunächst galt es, eine relative Chronologie innerhalb der Bronzezeit zu schaffen, also feste Kulturperioden eines Landes in die richtige Reihenfolge zu bringen. Um dies zu erreichen, dazu bediente er sich einer neuen wissenschaftlichen Methode, auf die gleichzeitig mit ihm, doch völlig unabhängig von ihm, auch sein nächster Amtsgenosse und Freund Hans Hildebrand gekommen war [1]). Dies ist die sog. typologische Methode, deren neuer Gedanke darin bestand, die damals neue Darwinsche Entwicklungslehre auf die Erzeugnisse menschlicher Handarbeit anzuwenden. Zwar hatten zwei englische Forscher, der Archäologe John Evans [2]) und der Oberst Lane Fox, spätere General Pitt Rivers [3]), schon vorher Vorstöße in dieser Richtung unternommen; ihre Versuche waren aber in der archäologischen Welt unbekannt geblieben [4]) und auch längst nicht mit der erfolgreichen Eindringlichkeit oder wenigstens mit der folgerechten Nachhaltigkeit geführt worden, wie dies namentlich bei dem vor allem naturwissenschaftlich vorgebildeten Montelius der Fall war. Wahrscheinlich ist sowohl Montelius wie Hildebrand von ihrem gemeinsamen Freunde, dem Anthropologen Gustaf Retzius, beeinflußt worden, der damals ein begeisterter Verkünder der neuen Lehre Darwins war.

Im Jahre 1872 konnte Montelius in seinem wohl bekanntesten, jedenfalls am meisten zitierten Werke, dem Bilderatlas „Schwedische Altertümer" oder Antiquités suédoises [5]), die Aufteilung der Bronzegegenstände, wie Beile, Schwerter, Rasiermesser, Sicherheitsnadeln, Hängegefäße usw. auf die erwähnten beiden Unterabteilungen der Bronzezeit bereits bis ins einzelne

[1]) H. Hildebrand, Studier i jämförande Fornforskning. I. Bidrag till Spännets Historia (Antikvarisk Tidskrift för Sverige. IV. 1872/1873).

[2]) John Evans: The coins of the ancient Britons. London 1864.

[3]) Lane Fox: Primitive warfare (The Journal of the R. United Service Institution 1867—69).

[4]) Erst 1876 auf dem internationalen Prähistoriker-Kongreß zu Budapest machte John Evans das Werk von Pitt Rivers im Kreise der Vorgeschichtsforscher bekannt (Congrès VIII, Budapest 1876, Bd. I, S. 308).

[5]) Sveriges forntid. Atlas. Svenska fornsaker, ordnade och förklarade. I. Stenåldern och bronsåldern; Stockholm 1872 (261 Abb.).

Digitized by Google

durchführen. Und seit 1871 hat er auf mehreren internationalen Prähistorikerkongressen, zu Bologna 1871 [1]), Stockholm 1874 [2]), Budapest 1876 [3]) und in zahlreichen größeren und kleineren Schriften [4]) die Typen aller wichtigeren nordischen Bronzegegenstände und selbst ihrer Ziermuster [5]) in entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang gebracht.

Die hierdurch erzielten Reihen zeitlicher Aufeinanderfolge stehen aber zueinander zunächst in keinem Zusammenhange. Um sie für die Zeitbestimmung wahrhaft fruchtbar zu machen, dazu bedurfte es noch der Hinzunahme eines zweiten Mittels. Montelius vereinigte mit jenen Typenreihen reiche Zusammenstellungen großer „geschlossener" oder, wie er sagt, „sicherer" Funde, d. h. solcher Funde, deren einzelne Teile sämtlich zu einem und demselben Zeitpunkt in der Erde niedergelegt worden sind, sei es als Beigaben eines einzigen Grabes, sei es als Schatz, Weihegabe oder Depot. Diese großen Funde ordnete er so, daß sie parallel liefen mit den Typenreihen, und so erhielt er durch Zusammenstellung aller derjenigen Typen, die in den Funden miteinander vergesellschaftet waren, den Gesamtinhalt der einzelnen Kulturperioden. Wenn die Typenreihen gewissermaßen senkrechte Längsschnitte durch die ganze Bronzezeit darstellen, so kann man die Kulturperioden als horizontale Querschnitte durch bestimmte Punkte des Zeitalters ansehen.

Man kann diese Verhältnisse durch folgendes schematische Bild erläutern:

Beil-Typen	Schwert-Typen	Fibel-Typen	Hängegefäß-Typen	
A	(Dolche)	—	—	I
B	A	—	—	
C, D	B	—	—	II
E, F	C	A	—	
G	D	B	—	III
H	E	C, D	A	

Eine neue Periode tritt dann ein, wenn für alle Gegenstände oder für die Mehrzahl derselben statt der bisherigen merklich veränderte Typen auf-

---

[1]) Sur les époques de l'âge du bronze en Suède (Congrès V, Bologne 1871. Bologna 1873, S. 292).

[2]) a) Sur l'âge du bronze en Suède. b) Sur les poignées des épées et des poignards en bronze (Congrès VII, Stockholm 1874. Stockholm 1876, I, S. 488ff.; II, S. 882ff.).

[3]) Sur les celts en bronze (Congrès VIII, Budapest 1876, T. I. Bud. 1877, S. 304ff.).

[4]) Bronsåldern i norra och mellersta Sverige (Antiqvarisk Tidskrift f. Sverige III, S. 219, 275, 314, 331, 344). Stockholm 1871—73. — Bohuslänska Gornsaker. Heft 2 (Stockholm 1877), Bihang S. 28ff. — Minnen från bronsålderns slut i Norden (K. Vitt. Akad. Månadsblad 9, 1880, S. 97ff.). — Spännen från bronsåldern och ur dem närmast utvecklade former (Antiqv. Tidskrift f. Sverige 6, Nr. 3, S. 1ff. Stockholm 1880—82) [behandelt nur die Fibeln Italiens].

[5]) Om den nordiska bronsålderns ornamentik och des betydelse for frågan om periodens indelning (Månadsblad 10, 1881, S. 17ff.).

Digitized by Google

treten. Die so sich ergebenden Perioden versieht man dann mit Zahlen, wobei Nr. I natürlich die älteste Periode ist.

Nun wäre es aber möglich, daß zwar die typologische Anordnung der Reihe untadelig wäre, daß man sich aber in der ganzen Richtung der Entwicklung geirrt haben könnte und daß, was man für den Anfang einer Reihe ansieht, vielmehr ihr Schluß wäre, und ebenso umgekehrt. Gegen solche Irrtümer ist man einigermaßen geschützt durch die Beobachtung, daß am Anfang jeder Reihe der Gegenstand eine einfache, durchaus zweckentsprechende, daher meist edlere Gestalt besitzt, als späterhin, wo er oft durch zu reichen Zierat überladen oder zu unförmiger Größe angeschwollen erscheint. Einen ganz sicheren Wegweiser bilden hier die sog. Rudimente oder Überlebsel, d. h. Formteile, die ursprünglich für den Aufbau notwendige Glieder waren, später aber ihren Zweck einbüßen und nur noch nach dem Gesetz der Trägheit als bloßer Zierat weiterleben. Diese Überlebsel verändern dann in raschem Spiel ihre Form, bis sie nach längerem Scheinleben absterben und verschwinden. Ein solches Rudiment ist z. B. die untere, nach den Schneiden hin gelegene Hälfte der beiden Ränder eines zum Absatzbeil gewordenen Randbeiles. Oft kann man hier auch die Beobachtung machen, daß bisher geschmiedete Teile eines Gegenstandes plötzlich durch Guß hergestellt werden und infolgedessen ihre Gestalt ändern. So werden bei der germanischen Bronzezeitfibel die durch Schmieden des Drahtes hergestellten Bügelscheiben später als volle Scheiben gegossen und zeigen dann die frühere Aufrollung des Drahtes als Rudiment in Gestalt gleichmittiger erhabener Kreise. Desgleichen wird die aus Draht geschmiedetete knieförmig gebogene Nadelrast dieser Fibel am Ende der Bronzezeit plötzlich zu einem durch Guß hergestellten Ringe oder einer Öse, schließlich zu einem bloßen Zapfen, der als solcher vom mittleren Bügelteil zur rechten Bügelscheibe überspringt. Die Typen, bei denen hier Gießerarbeit auftritt, sind natürlich jünger als diejenigen, bei denen Schmiedearbeit angewendet worden ist; gerade so wie jene Typen, bei denen sich Rudimente zeigen, jünger sind, als jene, die statt der Rudimente noch Bauglieder zeigen.

In glänzender und in der Hauptsache abschließender Weise löste Montelius durch die geschilderte Methode die Aufgabe der Periodenteilung der Bronzezeit für Skandinavien in seinem hervorragendsten, und, wie ich seit Jahrzehnten oft hervorgehoben habe, wahrhaft epochenmachenden Werke von 1885 „über die Zeitbestimmung innerhalb der Bronzezeit mit besonderem Hinblick auf Skandinavien[1])". Obwohl diesem Werke an einschneidender Bedeutung in der ganzen Geschichte unserer Wissenschaft sich nichts Ebenbürtiges an die Seite gestellt hat, ist es, entgegen vielen anderen archäologischen

[1]) Om tidsbestämning inom bronsåldern med särskildt afseende på Skandinavien. Stockholm 1885. (Kgl. Vitterhets, Historie och Antiquitets Akademiens Handlingar. D. 30). — Vgl. dazu: Montelius, Den förhistoriska fornforskarens metod och material (Antikvarisk tidskrift f. Sverige VIII, 3, S. 1ff., 1884).

Digitized by Google

Schriften des Nordens, seiner Zeit höchst bedauerlicherweise nicht ins Deutsche übersetzt worden. Und heute kann diese Unterlassung leider nicht mehr gut gemacht werden, da die Zeit dieses Werkes vorübergegangen ist. Denn manche Teile sind durch eingehendere Untersuchungen und Darstellungen des Verfassers, wie anderer Forscher überholt worden; vor allem aber ist der archäologische Stoff in allen Ländern, namentlich aber in Deutschland, derart gewachsen, daß zu seiner vollen Ausnutzung ein ganz neues Buch geschrieben werden müßte.

Dies Werk war von allergrößter Tragweite nicht nur für die bessere Erkenntnis der Bronzezeit ganz Europas, sondern für die Forschungsweise unserer Wissenschaft überhaupt. Denn nicht das war darin das Wichtigste, daß Montelius für Skandinavien sechs Perioden der Bronzezeit aufzustellen vermochte, sondern das Geniale und Epochemachende war eben die Art und Weise, wie er dies Ergebnis erreichte. Denn die hier zum ersten Male angewandte Methode hat Allgemeingültigkeit und ist anwendbar auf alle Länder und auf alle Zeiten, wo das Material in genügender Fülle vorhanden ist.

Montelius hatte aber, ohne daß es ihm wohl gleich voll zum Bewußtsein gekommen ist, durch die Einführung dieser Methode in die vorgeschichtliche Archäologie noch viel Größeres erreicht, nämlich diese letztere erst zu einer völlig selbständigen Wissenschaft zu machen. Denn nun vermochte der Vorgeschichtsforscher den Fundstoff selbst zum Reden und zur Beantwortung aller jener wichtigen Fragen zu bringen, die früher unbeantwortet geblieben waren oder wissenschaftlich nur höchst ungenügende Antworten erhalten hatten. Besonders gilt dies für das ebenso wichtige als schwierige Gebiet der vor- und frühgeschichtlichen Stammeskunde.

Es war nun möglich durch scharfen Vergleich der Typen gleicher oder sich nahestehender Perioden in verschiedenen Ländern, z. B. Norddeutschland und Italien, zu erkennen, in welchem Lande manche nahverwandte und ursprünglich ganz gleiche Typen zuerst auftreten, so daß sie in das andere Land anfangs nur als Einfuhrstücke gekommen sind. Die Periodenteilungen der einzelnen Länder konnten nun überhaupt paralleliſiert werden. Und auf diesem Wege erst war es mir möglich, meine siedlungsarchäologische Methode aufzubauen und damit eine einwandfreie neue Art Stammesgeschichte vor- und frühgeschichtlicher Zeit zu schaffen, die nichts zu tun hatte mit dem unwissenschaftlichen Betrieb, der bisher die vorgeschichtliche Stammeskunde in üblen Ruf gebracht hatte [1]).

Die beweisende Kraft der typologischen Methode war so einleuchtend, daß später auch die griechisch-römische Archäologie (Furtwängler [2])) und

[1]) Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannusbibl. 6. Würzburg 1911; Leipzig 1920.

[2]) Z. B. in seinen Forschungen über die Zeit des Triumphdenkmals bei Adamklissi.

Digitized by Google

neuerdings auch die allgemeine Kunstgeschichte (Heinrich Wölfflin) sie nachahmte.

Aber vermittels der, wenn auch zuweilen nur in wenigen Punkten, engen Kultur- und Handelsbeziehungen zwischen den Ländern Europas wurde es Montelius auch möglich, aus der relativen Zeitbestimmung nach Perioden eine absolute Zeitbestimmung nach Jahrhunderten zu machen. Dazu diente ihm im Jahre 1885 freilich nur erst die Verwandtschaft der Spiralornamentik der nordischen Bronzen älterer Bronzezeit mit den gemalten Spiralen der mykenischen Tongefäße, und so setzte er, da man damals die mykenische Zeit in die 2. Hälfte des 2. Jahrtausends vor Chr. verlegte, die Periode II nordischer Bronzezeit in das letzte Viertel dieses Jahrtausends. Und von diesem festen Punkte aus war es leicht, die Dauer der übrigen Perioden sowohl für Italien wie für den Norden im Ungefähren zu bestimmen.

Aber Montelius pilgerte weiter Jahr für Jahr nach dem Süden, um neue, festere Punkte für die absolute Zeitbestimmung zu gewinnen. Die Frucht dieser Reisen war die gewaltige Stoffsammlung über die ober- und mittelitalische Bronzezeit, die er in dem von O. Sörling mit meisterhaften Zeichnungen ausgestatteten Prachtwerke der Civilisation primitive en Italie niederlegte, das von 1895—1910 in 5 Bänden erschien [1]). Und diese Frucht blieb nicht vereinsamt. Es gesellte sich zu ihr der kleine, aber äußerst wichtige Liverpooler Vortrag über „die vorklassische Chronologie in Griechenland und Italien" (1897) [2]) und das größere deutsche Werk über „die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien" (1900) [3]).

Das letztgenannte umfangreiche Werk sah Montelius für sein bedeutendstes an, sicher mit Unrecht. Denn dieser Ruhm gebührt zweifellos dem vorher genannten weit kleineren Buche der „Tidsbestämning" von 1885, dem Jahre, mit welchem der künftige Geschichtsschreiber der europäischen Vorgeschichtsforschung eine neue Epoche dieser Wissenschaft, die erste wahrhaft wissenschaftliche, beginnen lassen muß. Jenes Werk von 1900 aber, das die Anfänge der Bronzezeit, die Periode I, nicht nur des Nordens, sondern auch des ganzen übrigen Europas, ja auch Vorderasiens und Ägyptens, behandelt, ist freilich eine mit größtem Fleiß vollzogene Sammlung und Sichtung des ungeheuern, über einen so gewaltigen Erdraum ausgebreiteten Stoffes und als solche sicher eine bedeutende Leistung, im Grunde aber doch, ebenso wie die italische „Civilisation", mehr ein Zeugnis der ungemeinen Arbeitskraft des

[1]) La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. P. I. Texte, Planches. Stockholm 1895; P. II. Planches 1, 2, 1907, Texte 1, 1910.

[2]) Pre-Classical chronology in Greece and Italy (Journal R. Anthr. Institute Bd. 26, 1897, S. 261ff. mit 16 Tafeln).

[3]) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Braunschweig 1900. (Aus: Arch f. Anthr. 25, 1898, S. 443ff.; 26, 1900, S. 1ff.)

Digitized by Google

Verfassers, als einer jedermann gefangen nehmenden Genialität, wie sie aus der „Tidsbestämning" hervorleuchtet, durch die er die Prähistoriker ganz Europas zu seinen Schülern gemacht hat.

Freilich gerade als Stoffsammlung wird das Werk über die „älteste Bronzezeit" noch lange ein frisches Leben behalten, während die „Tidsbestämning" als rein untersuchendes Werk rascher dem Veralten verfallen mußte.

Doch einen großen Fortschritt in der absoluten Chronologie hatte das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gebracht, nämlich die Anknüpfung der italischen Bronzezeit an die griechische und der griechischen Bronzezeit wiederum an die mit festen Jahreszahlen umschriebene ägyptische. In Ägypten fanden sich nämlich aus der Zeit um 1400 vor Chr. mykenische Bügelkannen, eine Gefäßart, die in Griechenland wiederum bisweilen mit italischen Bronzen der italischen Bronzeperiode III gesellt ist, unter denen die ältesten Fibeln, die sog. Peschierafibeln, die Hauptrolle spielen. Diese Fibeln müssen also im 15. Jahrhundert in Italien üblich gewesen sein und die nach Montelius von ihnen abzuleitenden nordischen Fibeln der nordischen Periode II müssen also ein wenig jünger sein, d. h. dem 14. Jahrhundert angehören. (Nebenbei bemerkt habe ich seitdem längst erwiesen, daß die Verhältnisse hier tatsächlich umgekehrt liegen, daß also die italische Fibel vielmehr unter dem Einfluß der als Einfuhrstücke in Italien nachgewiesenen nordischen Fibeln entstanden ist, die nordische Fibel also nicht jünger, sondern älter als die italische sein und nicht ins 14., sondern ins 16. Jahrh. vor Chr. gehören muß [1]).

Ein zweiter fester Punkt der italischen Chronologie fällt ganz spät, nämlich um 480 vor Chr., und wird durch den sog. Perserschutt der Akropolis von Athen dargestellt, d. h. jene Auffüllungen für die Terrassen, die nach der Verbrennung der Akropolisheiligtümer durch die Perser im Jahre 480 ausgeführt wurden. In diesem „Perserschutt" finden sich nämlich von attischen Vasen die jüngsten schwarzbemalten, die des dritten oder sog. spätarchaischen Stils, und die ältesten rotbemalten des strengen und des beginnenden schönen Stils. Und ebenso kommen solche Vasen auch in italischen Funden vor und sind dort zeitbestimmend. So war es also möglich, die bisher nur relativ bestimmten Perioden der italischen Vorgeschichte zwischen 1500 und 500 vor Chr. bestimmten Jahrhunderten zuzuweisen.

Hier will ich gleich einflechten, daß sich im Nachlaß des Meisters ein größtenteils bereits fertig gedrucktes Werk befindet: La Grèce préclassique. Die Vorarbeiten dazu [2]) gehen bis auf das Jahr 1878 zurück. Besonders sind hier seine gemeinverständlichen Darstellungen der mykenischen Kultur

[1]) Kossinna, Mannus IV (1912), S. 175ff. — Dagegen Montelius, Die vorklassische Chronologie Italiens, S. 239. — Dagegen wiederum Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. Aufl. Würzburg 1914, S. 108ff.

[2]) Ett fynd från Athens Akropolis (Månadsblad 18, 1889, S. 49 ff.). — Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland (Arch. f. Anthrop. 21, 1892).

Digitized by Google

und später der kretischen Kunst zu nennen, die er in der von ihm seit 1880 bis zu seinem Tode herausgegebenen „Nordisk Tidskrift för Vetenskap, Konst och Industri" erscheinen ließ [1]). Auch der ägyptischen Bronzezeit hat er besondere Schriften gewidmet [2]).

In derselben Richtung wie die „Civilisation" liegt sein deutschgeschriebenes zweibändiges Werk von 1912 „Die vorklassische Chronologie Italiens" [3]), eine gegenüber dem Monumentalwerk der Civilisation durchaus selbständige, durch reiche Stoff- wie Abbildungsvermehrung unter entsprechender Kürzung des bereits früher veröffentlichten Stoffes gekennzeichnete Materialsammlung mit angehängten sehr umfangreichen typologischen Reihen von Bronzen aus Italien, Griechenland, Mitteleuropa und dem Norden. Der typologische Anhang ist größtenteils seiner Schrift von 1903 „Die typologische Methode [4])" entnommen worden. Dieses letztgenannte Buch bildet den 1. Teil eines Werkes mit dem Titel: „Die älteren Kulturperioden", dessen 2. Teil „Die Vorgeschichte der Euphrat- und Tigrisländer" behandeln wird und z. T. bereits fertig gedruckt sein soll. Hoffentlich ist das Übrige wenigstens fertig niedergeschrieben hinterlassen worden.

Ein Hauptzweck des neuen Werkes von 1912 war, seine italische Chronologie zu rechtfertigen gegen die Angriffe von seiten klassischer Archäologen, die jene Chronologie wegen der viel zu frühen Ansetzung des Eintritts und Verlaufs der ältesten Eisenzeit Italiens zuerst ganz verworfen hatten, später wenigstens stark geändert wissen wollten [5]). Doch gelang es Montelius auch jetzt nicht, jenen Widerspruch in seinem berechtigten Kerne zum Schweigen zu bringen.

Neben dem Norden und Italien hat Montelius noch gemeinsam für Frankreich, Belgien, Süddeutschland und Schweiz [6]) und für Groß-

---

[1]) Schliemanns uptäckter i Mykenae och deras betydelse för den förhistoriska forn-forskningen (Nord. Tidskr. 1878, S. 148 ff.). — Ett grekiskt konungapalats från Trojanska krigets tid. Schliemanns upptäckter i Tiryns (ebd. 1888, S. 46 ff.). — Konung Minos' palats. Arthur Evans' upptäckter vid Knossos på Kreta, 1. 2. (Nord. Tidskr. 1905, S. 25 ff., 117 ff.). — Målningskonsten i Grekland ett årtusende före Perikles' tid. 1. 2. (ebd. 1920, S. 337 ff., 409 ff.). — Kretensisk skulptur före Mosestid (ebd. 1921, S. 1 ff.).

[2]) Bronsåldern i Egypten (Ymer 8, 1888, S. 3 ff.). — L'âge du bronze en Egypte (L'Anthropologie I, 1890, S. 27 ff.). — Vgl.: Sfinxen i forna tiders konst (Nord. T. 1915).

[3]) Die vorklassische Chronologie Italiens. Text, Tafeln. Stockholm 1912.

[4]) Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa. 1. Die Methode. Stockholm 1903. — Ein Vorläufer hierzu war die Abhandlung: Typologien eller utvecklingsläran, tillämpad på den mänskliga arbetet (Svenska Fornminnes-Föreningens Tidskrift 1899. 10, S. 237 ff.).

[5]) G. Karo, Cenni sulla cronologia preclassica nell'Italia centrale (Bullettino di Paletnologia italiana, XXIV. Rom 1898, S. 144 ff.); vgl. Bull. 1904, S. 25: Regulini-Galassi-Periode = 8.—7. Jahrh. vor Chr.

[6]) La chronologie préhistorique en France et en d'autres pays celtiques (Congrès XII, Paris 1900. Paris 1902, S. 39 ff. und L'Anthropologie. Bd. 12. Paris 1901, S. 609 ff.).

Digitized by Google

britannien nebst Irland [1]) je eine Periodenteilung der Bronzezeit bearbeitet. Die französische Arbeit von 1900 ist äußerst knapp und bleibt hinter dem Stande der deutschen Wissenschaft auf jenem Ländergebiete, das keineswegs ein einheitliches, „keltisches", ist, wie Montelius meinte, in mehr als einem Punkte merklich zurück, wogegen die etwas eingehendere Schrift über England von 1908 nach allen Seiten dankbar zu begrüßen ist.

Nennen wir schließlich noch seine Arbeit über die früheste Verwendung des Kupfers als Zeichen der beginnenden Metallzeit [2]), so haben wir das eigentliche Forschungsgebiet von Montelius, die Bronzezeit, erledigt.

Demgegenüber treten sowohl Steinzeit, als Eisenzeit in seinen Arbeiten stark zurück, namentlich die Steinzeit. Hier hat er sich über die Grenzen seines Heimatlandes nur einmal hinausgewagt. Der Grund hierfür waren wohl die ungemein schwierigen Kulturverhältnisse des steinzeitlichen Mitteleuropas mit ihrer verwirrenden Fülle und Mannigfaltigkeit sich drängender und wechselnder Zivilisationsgebiete, über die erst in meiner „Deutschen Vorgeschichte [3])" eine erstmalige allgemeinere Übersicht geboten worden ist. Für Schweden untersuchte Montelius bereits 1874 sowohl die Verbreitung der großen Steingräber im Süden des Landes [4]), als auch die sog. arktische Steinzeitkultur, die er damals wie bis an sein Lebensende fälschlich den Lappen zuschrieb [5]). — Ein großes Werk schien das unter dem Titel „Der Orient und Europa" geplante werden zu sollen. Erschienen ist davon aber nur Heft I [6]), ins Deutsche übersetzt 1899 [7]), das die Megalithgräber fast der ganzen Alten Welt, wiederum in sehr reichlicher, ausgezeichneter Stoffsammlung, vorführt. Leider unter dem ausgesprochenen Schlagworte Lux ex oriente, zu deutsch: „im Bann des Trugspiegels des Morgenlandes". Die Megalithgräber sollen von Vorderasien längs den Mittelmeerküsten bis nach West- und Nordeuropa gewandert sein. Der lebhafte Widerspruch, den diese Anschauung, von deutscher Seite, besonders auch durch mich, erfuhr [8]), hat es

[1]) The Chronology of the British Bronze Age (Archaeologia 61, 1908, S. 97ff.).

[2]) Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? (Arch. f. Anthrop. 23, 1895, S. 425 ff., übersetzt aus Svenska Fornm. Tidskrift 8, 1893, S. 203 ff.).

[3]) Besonders in der 2. Aufl. (1914) und verbessert in der 3. Aufl. (1921).

[4]) Sur les tombeaux et la topographie de la Suède pendant l'âge de la pierre (Congrès VII, Stockholm 1874, Bd. I. Stockholm 1876, S. 152ff.).

[5]) Minnen från Lapparnes Stenålder i Sverige 1, 2. K. Vitterhets Akademiens Månadsblad 3. 1874, S. 97ff., 147ff. Sur les souvenirs de l'âge de la pierre des Lapons en Suède (Congrès VII, Stockholm 1874, Bd. I (Stockholm 1876), S. 188ff.).

[6]) Orienten och Europa. Ett bidrag till kännedomen om den orientaliska kulturens inverkan på Europa till midten af den första årtusendet före Kristi födelse. 1. 2. 3 (Antiqv. Tidskrift f. Sverige 13, 1894—1905).

[7]) Der Orient und Europa. Einfluß der orientalischen Kultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrtausends vor Chr. H. 1. Stockholm 1899. — Vgl. auch: Dolmens en France et en Suède (Congrès préh. de France II, Vannes 1906. Paris 1907, S. 337ff.).

[8]) Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw. S. 13ff.

Digitized by Google

wohl bewirkt, daß Montelius diesem ersten Hefte über die Geschichte des Orienteinflusses auf Europa — wie er ihn auffaßte — kein weiteres folgen ließ.

Obwohl sonst meist verschiedene Wege wandelnd, in der Kniebeuge vor dem Morgenlande wetteiferten schwedische und dänische Vorgeschichtsforschung. Wenn aber Sophus Müller im Einklang mit seiner verfehlten vorgeschichtlichen Chronologie die nordischen Ganggräber der Steinzeit als Nachkommen der spätmykenischen, also spätestbronzezeitlichen, Kuppelgräber, auffaßte und ihr Alter damit um mehr als ein Jahrtausend zu spät ansetzte, so ist ihm hier, wie so oft in chronologischen Fragen, Montelius scharf entgegengetreten [1]).

Für die Periodenteilung der nordischen Steinzeit wirkte er dagegen wieder grundlegend durch seine deutsche Abhandlung von 1891 [2]), worin er die Feuersteinbeile auf ihre typologische Entwicklung vom Kernbeil der Muschelhaufenzeit über das spitznackige, dünnnackige, dicknackige bis zum breitschneidigen Beil vom Schlusse der Steinzeit untersuchte und bleibenden Erfolg damit gewann.

Verfehlt war es dagegen wiederum, wenn er in gewissen großen grob zugeschlagenen langovalen Feuersteingeräten, die im südwestlichen Schweden und Norwegen, sowie in Dänemark und auf Rügen nicht selten erscheinen und in einen frühen Zeitabschnitt bald nach dem Abschmelzen der Eiszeitgletscher gehören, Seitenstücke zu den weit älteren lorbeerblattförmigen Geräten der eiszeitlichen Solutréperiode West- und Mitteleuropas erblicken wollte [3]).

Weit mehr Ergebnisse erzielte er auf dem Gebiete der Eisenzeit. Gleich dem ersten Auftreten des Eisens und der Eisenbearbeitung, die ja das Ende der Bronzezeit bedeuten, hat er stärkste Aufmerksamkeit zugewendet, und er hat diese Frage von seinem ersten Werke, der Dissertation von 1869, an bis zu seinem Lebensende eindringendst verfolgt. Während er in früheren Jahren Vorderasien, insbesondere Kleinasien, als Heimat der Eisentechnik betrachtete, hat er sich in einem Hallischen Vortrage vom Oktober 1918, der bisher noch nicht gedruckt worden [4]) ist, zu der Ansicht des deutschen Orient-

[1]) De mykeniska kupolgrafvarna och de nordiska gånggrifterna (Sornvännen 1909. Stockholm, S. 161ff.).

[2]) Zur Chronologie der jüngeren Steinzeit in Skandinavien (Korr.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr. 22, 1981, S. 99ff.).

[3]) Montelius, De mandelförmiga flinktvertygens ålder (Antikvarist Tidskrift 20, H. 6, 1918, S. 1ff.). — Dagegen: Jos. Bayer, Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien (Mannus 13, 1921, S. 1ff.); vgl. auch Kossinna, Die Indogermanen. I. Leipzig 1921, S. 13f.

[4]) Denselben Vortrag scheint Montelius später auf dem 2. nordischen Archäologen-Kongreß zu Kopenhagen gehalten zu haben, worüber ein kürzerer Bericht veröffentlicht worden ist in den dänischen Aarböger for nordisk oldkyndighed 1920, S. 1—9 (Når och hvar upptäcktes järnet?), ein Band, der bisher noch nicht nach Deutschland gelangt ist.

Digitized by Google

forschers Waldemar Belck bekehrt, wonach diese Heimat in Kreta zu suchen ist [1]).

Sonst hat er auch für die Eisenzeit nur auf eigentlich nordischem Gebiete Nennenswertes geleistet, so in der Behandlung der schwedischen Latène-Periode (1907) [2]). Von bleibendem hohen Werte ist hier jedoch seine Darstellung der Perioden der skandinavischen Eisenzeit, die auch für die dem Norden sehr ähnlichen Kulturverhältnisse der Germanen Deutschlands noch heute wissenschaftlich recht wertvoll ist und darum baldmöglichst übersetzt werden sollte [3]).

Obwohl er seit langem überzeugt war, und mit Otto Tischler und Ingvald Undset zu erweisen suchte, daß das Eisen in Mittel- und Nordeuropa viele Jahrhunderte eher bekannt war und verwendet wurde, als man früher annahm, konnte er sich nur schwer entschließen, seine Periode VI nordischer Bronzezeit nach meinem Vorgange von 1902 [4]), wie es notwendig ist, vielmehr als 1. Periode der nordischen Eisenzeit hinzustellen. Er zwang sich zwar 1907 [5]) zu diesem Zugeständnis, kehrte aber bereits 1915 [6]) zu dem veralteten Schema seiner jüngeren Jahre zurück, was wir vielleicht nicht nur als unerfreuliche Alterserscheinung aufzufassen haben.

Montelius war ja jahrzehntelang gewohnt, Verbesserungen an seinen in einem großen Zusammenhang stehenden Forschungen nur durch seine eigene Arbeit zu erzielen, ohne jede Mithilfe seiner Fachgenossen. So wurde ihm später ein wenn auch als notwendig erkanntes Verleugnen älterer eigener Ergebnisse durch ein Nachgeben an jüngere Forscher, wofern dies nicht seine eigenen, von ihm beeinflußten Schüler waren, ungemein schwer. Er pflegte darum auch, soweit es sich um Ausdeutung des vorgeschichtlichen Stoffes handelte, im allgemeinen nur seine eigenen Schriften zu zitieren, auf eine Widerlegung gegnerischer Anschauungen aber, die er meist nicht einmal erwähnte, sich durchaus nicht einzulassen. Wissenschaftliche Polemik widerstrebte seiner Natur oder er wollte sie wenigstens nicht. Dadurch erreichte er es zwar, unter seinen

---

[1]) Waldemar Belck, Die Erfinder der Eisentechnik (Zeitschr. f. Ethn. 1907, S. 334ff.; 1908, S. 45ff.).

[2]) La période de La Tène en Suède (C. R. Congrès préhistor. de France III, Autun 1907. Paris 1908, S. 804ff.).

[3]) Den nordiska jernålderns kronologi. 1. 2. 3. (Svenska fornminnes-föreningens Tidskrift 9, S. 155ff., 1895—96; 10, S. 55ff., 1897). — Vgl. auch die Abhandlung: Das Alter der Runenschrift im Norden (Arch. f. Anthr. 18, 1889, S. 151ff., übersetzt aus Svenska Fornm. Tidskrift 6, 1885—87, S. 236ff.).

[4]) Kossinna, Die indogermanische Frage (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 216).

[5]) Les débuts de l'âge du fer (Annales, 20. Congrès archéol. et hist. de Belgique. Gand 1907, T. I, S. 233ff.) S. 242.

[6]) In: Kronologiska öfversikter till Europas förhistoria af Högborn, Sernander, Almgren, Wide, Montelius. Upsala 1915, ebenso in seinen Minnen från vår forntid (1917) und in Vår forntid (1919). S. 23.

Digitized by Google

Fachgenossen in ganz Europa keinen einzigen persönlichen Feind oder nur Gegner zu besitzen. Allein als in seinen letzten Jahrzehnten, namentlich in Deutschland, jüngere Forscher emporgekommen waren, die bei andersgerichteter Vorbildung, als es die rein naturwissenschaftliche von Montelius und seiner Schule war, auf Grund umfassender, eindringender und vorurteilsloser Studien zu ganz anderen, vielfach entgegengesetzten Ergebnissen gelangten, als vordem Montelius, da wurde seine Ablehnung jeglicher Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen, sei es in Druck, Schrift oder mündlicher Rede, unzweifelhaft zu einer Schädigung unserer Wissenschaft überhaupt.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen seine sehr geschickt abgefaßten und angenehm lesbaren volkstümlichen Darstellungen der schwedischen Vorgeschichte, von denen die ältere, die den Titel führt „Das heidnische Zeitalter in Schweden [1]), drei Auflagen erlebte, von denen die erste auch ins Französische (1874), die zweite auch ins Deutsche (1885) [2]) und Englische (1888) übersetzt worden ist. Von einer anderen umfassenderen Darstellung desselben Stoffes, die als erster Band eines großangelegten Sammelwerkes über die „Geschichte Schwedens" erschien (zuerst 1875) [3]) wurde die 2. Auflage unter dem Titel „Kulturgeschichte Schwedens" [4]) ins Deutsche übertragen und hat unter dem neuen Titel „Unsere Vorzeit" im Jahre 1919 die 3. schwedische Auflage erlebt [5]), die Montelius als seine Jubeldoktorschrift bezeichnete, — hatte er doch gerade vor einem halben Jahrhundert promoviert.

Von Sondergebieten, die Montelius mit Vorliebe behandelte, seien nur genannt die Entwicklung und Verbreitung der heiligen Sinnbilder, das Haus und der Handel der Vorzeit.

Was er über das Dasein des vierspeichigen Rades [6]) und anderer christlicher Sinnbilder wie des griechischen und des lateinischen Kreuzes bereits in vorgeschichtlicher Zeit und über deren Geschichte in christlicher Zeit [7]) festgestellt hat, wird unvergessen bleiben.

---

[1]) Om lifvet i Sverige under hednatiden. Stockholm 1873; 2. Aufl. 1878; 3. Aufl. 1905.

[2]) Die Kultur Schwedens in vorgeschichtlicher Zeit. Übersetzt von Carl Appel, Berlin 1885.

[3]) Sveriges hednatid samt medeltid, förra skedet, från år 1060 till år 1350. H. 1—6, Stockholm 1875—1877 (= Sveriges Historia från äldsta tid till våra dagar I, 1—6). 2. Aufl. u. d. T.: Forntiden. Stockholm 1903.

[4]) Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum 11. Jahrh. nach Chr. Leipzig 1906.

[5]) Vår forntid. Stockholm 1919.

[6]) Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit (Prometheus 16, 1904/05, S. 241ff., 259ff., 277ff.; übersetzt aus Nordisk Tidskrift för vetenskap, kunst och industri. Stockholm 1901, S. 1ff.).

[7]) Das Sonnenrad und das christliche Kreuz (Mannus I, 1909, S. 53ff., 169ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1904, S. 1ff., 149ff.). — Das lateinische Kreuz (Mannus VII, 1915, S. 281ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1907, S. 1ff.). — Kristusmonogrammen, deras uppkomst och ursprungliga betydelse (Nord. Tidskrift 1913, S. 1ff.). — Lammet och

Digitized by Google

Weniger Beifall fand seine typologische Darstellung der Entwicklung des ältesten ländlichen Hauses [1]), die sich auf zu große Ländergebiete erstreckte, als daß sie zu gesicherten geschichtlichen Ergebnissen führen konnte, da ja doch die Typologie nur innerhalb eines völkisch einheitlichen Gebietes mit Erfolg anwendbar ist.

Auf den vorgeschichtlichen Handel, über den er außer zahlreichen Einzelbeiträgen auch eine schöne Zusammenfassung [2]) veröffentlicht hat, wurde er naturgemäß geführt durch die Fragen nach einheimischen Eigenen und eingeführtem Fremden innerhalb der verschiedenen Kulturgebiete, wobei die Verbindungen des Nordens und Mittel- und Westeuropas mit Italien im Vordergrunde seiner Teilnahme standen [3]). Eben dahin wiesen ihn die Fragen der relativen wie der absoluten Chronologie, da die Einfuhrstücke in sonst einheimischen Funden der beste Wegweiser sind für die Gleichsetzung von Perioden in weit voneinander getrennten Ländern.

In der Auffassung von Handelsbeziehungen und Kulturwanderungen befand sich Montelius freilich im Rückstande. Die allgemeinen Vorurteile unserer seit Jahrhunderten herrschenden geschichtlichen Weltanschauung, die in den höheren Schulen ebenso Geltung haben wie im Leben der Gebildeten, haben auch Montelius sein Leben lang festgehalten im Banne des „Trug-

Korsfanan (Nord. Tidskrift 1914, S. 570ff.). — Riksäpplet (Nord. Tidskrift 1918, S. 1ff.). — Hjulformiga spännen (Fornvännen 4, 1909, S. 109ff.). — Solgudens yxa och Tors hammare (Svenska Fornm. Tidskrift 1899, 10, S. 277ff.). — Solguden och hans dyrkan (Nord. Tidskrift 1911, S. 1ff., 91ff.)

[1]) Zur ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speziell im Norden (Arch. f. Anthr. 23, 1895, S. 451ff.).

[2]) Der Handel in der Vorzeit mit besonderer Hinsicht auf Skandinavien und die Zeit vor Chr. Geb. (Präh. Zeitschr. 2, 1910, S. 249ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1908, S. 295ff., 383ff.).

[3]) Två nordiska bronsåldersfaker funna i Schweitz (K. Vitt. Akad. Månadsblad 8, 1879, S. 141ff.). — Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa vor Chr. Geb. (Arch. f. Anthr. 19, 1891, S. 1ff.; übersetzt aus Svenska Fornm. Vören. Tidskrift 7, 1889—90, S. 124ff.). — Sveriges förbindelse med andra länder i förhistorisk tid (Historiska studier, Festskrift tillegnad C. G. Malmström. Stockholm 1897, S. 1ff.). — Ett i Sverige funnet fornitaliskt bronskärl. Bidrag till vår kunskap om handelsförbindelserna mellan Skandinavien och länderna söder härom före vår tideräknings början (Svenska Fornm. Vören. Tidskrift 11, 1900—02, S. 1ff.); vgl. den Auszug: Ein in Schweden gefundenes Bronzegefäß altitalischer Arbeit (Strena Helbigiana. Lipsiae MCM, S. 200ff.). — On the earliest communications between Italy and Scandinavia (Journ. of the R. anthr. Institute of Great-Britain and Ireland 30, 1900, S. 89ff.). — Le relazioni fra l'Italia e la Scandinavia prima di Augusto (Atti Congresso intern. di scienze storiche, Roma 1903, Vol. 5, S. 231ff.). — Les relations entre la France et l'Italie a l'âge du bronze (C. R. Association française pour l'avancement des sciences, 36. session, Reims 1907, Paris 1908, S. 830ff.). — Der voraugusteische Verkehr zwischen der Ostsee und dem Mittelmeer (Deutsche Revue 34, 1909, Bd. 1, S. 223ff.). — In gewissem Sinne, insofern der Rohstoff für Goldarbeiten vom Auslande bezogen werden mußte, kann hier noch die Abhandlung angeschlossen werden: Goldarbeten från bronsåldern, funna i Sverige (Fornvännen 1916, S. 1ff.).

Digitized by Google

bildes des Südens wie des Ostens". Das trifft für alle Perioden der Vorzeit bei ihm zu, besonders aber für die Bronzezeit. Von alteingewurzelten Vorstellungen konnten ihn auch die schlagendsten Gegenbeweise meist nicht abbringen. Ich erwähne da nur meine Auseinandersetzungen mit ihm über den Ursprung der germanischen Bronzezeitfibel (s. oben S. 318) oder über manche von den getriebenen Bronzearbeiten, die ich entgegen seinem Lehrsatz vom italischen Ursprunge alles Getriebenen als nur nordisch nachweisen konnte [1]). So war es auch mit gewissen nordischen Steinzeitornamenten, die er unwahrscheinlicher-, um nicht zu sagen unmöglicherweise bis aus Ägypten herleiten wollte [2]). So war es mit dem Gange der Ausbreitung des Spiralornaments usw.

Nachdem er eine Zeitlang nach dieser Richtung mehr Zurückhaltung üben zu wollen schien, ist er gerade in den Reisevorträgen seiner allerletzten Jahre des öfteren wieder in sehr verstärktem Maße für die Herkunft aller europäischen Zivilisation aus dem Morgenlande eingetreten. Ägypten freilich mußte als Quelle für die europäische Bronzekultur ausgeschaltet werden, seitdem die neuere Erforschung der ägyptischen Chronologie des mittleren und des alten Reiches die phantastisch hohen Jahrtausendzahlen für die dortigen Kulturen so herabgeminderte hatte, daß der von Montelius noch im Jahre 1900 angenommene Kulturstrom [3]) nach Europa so ziemlich versiegte.

Aber Mesopotamien und Iran mit ihrer noch mehr oder weniger in der Luft schwebenden absoluten Chronologie ältester Zeit boten Montelius nach wie vor hinreichenden Spielraum für Annahmen unwahrscheinlich früher Kulturhöhe und weitgehender Einflüsse nach Europa hin. Seine recht mangelhaft begründete Ansicht über das Alter der frühesten Kulturen des elamischen Susa in Südpersien, das er im Jahre 1906 auf 20000 Jahre abschätzen zu können glaubte [4]), hat wohl kaum einen Gläubigen gefunden. Höchstwahrscheinlich darf man dieser Siedlungsstätte nur ein Alter von 5000 bis höchstens 6000 Jahren einräumen. Weiteres hierüber werden wir hoffentlich bald aus seinem nachgelassenen Werke über die „Euphrat- und Tigrisländer" erfahren, dem wir nur mit größter Spannung entgegensehen können. Letzthin soll Montelius Indien als Urheimat aller Kultur erschienen sein, obwohl wir von der alten Geschichte und vollends von der Vorgeschichte dieses Landes so verzweifelt wenig wissen. Indien soll nach Montelius insonderheit die

[1]) Kossinna, Mannus VIII, 1907, S. 104ff.

[2]) Vgl. den S. 321, Anm. 2 genannten Aufsatz, sowie „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit" usw. S. 90f. u. 155.

[3]) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, S. 141f.

[4]) Sur la chronologie absolue de l'époque néolithique (Congrès intern. d'anthr. et d'archéol. préhist., 13. session, Monaco 1916. Bd. 2, S. 32ff.).

Digitized by Google

Erfindung der Tongefäßbereitung zuzuschreiben sein: auf Grund welcher Tatsachen, ist mir freilich völlig unerfindlich.

Der schwächste Punkt in dem ganzen Forschen des schwedischen Meisters war wohl sein Verhältnis zu den Fragen der jeweiligen völkischen Zugehörigkeit der wechselnden vorgeschichtlichen Kulturen der einzelnen Länder Europas. Diesem Gebiete hat er überhaupt erst in den letzten Jahren, zweifellos unter meinem Einfluß, näher zu treten versucht. Als ursprünglicher Naturforscher stand er diesen Fragen ziemlich hilflos gegenüber; aber dieselbe Hilflosigkeit sehen wir ja bei fast allen skandinavischen und dänischen Vorgeschichtsforschern, besonders auch bei dem nicht von der Naturforschung ausgegangenen Sophus Müller. Die völlig in sich abgeschlossene Archäologie, ohne Zunahme der alten Völkergeschichte und besonders auch der Sprachwissenschaft, vermag eben doch nicht den Weg zur vorgeschichtlichen Völkergeschichte zu öffnen.

Wir sahen schon, wie Montelius andauernd dem Irrtum huldigte, die arktische Zivilisation mittel- und nordschwedischer Steinzeit den Lappen zuzuschreiben [1]), obwohl diese erst im letzten Jahrtausend vor Chr. ins Ostseegebiet und in die Nachbarschaft der Germanen gerückt sind [2]). Es wurde auch schon angedeutet, wie verfehlt die Auffassung war, ganz Westeuropa, d. h. ganz Frankreich und Großbritannien, für die Bronzezeit als Länder mit keltischer Bevölkerung anzusehen [3]), während doch die Kelten damals noch nicht weit über die Grenzen Westdeutschlands westwärts hinausgedrungen waren [4]).

Richtig dagegen sah er, wenn er unter den beiden noch immer sich bekämpfenden Anschauungen über die Einwanderung der Ebrusker nach Mittelitalien, ob zu Lande über die Alpen oder zu Wasser von Kleinasien her, auf Grund der archäologischen Verhältnisse Mittelitaliens um 1100 vor Chr. herum sich mit Entschiedenheit für die letzte Ansicht einsetzte, worin ihm auch Furtwängler beistimmte [5]).

Ganz in die Irre ging Montelius aber mit der Annahme, das nordösterreichisch-ungarische Bronzezeitgebiet sei als ein südgermanisches anzusehen, was er 1882 [6]), 1884 [7]) und noch 1885 in seiner „Tidsbestämning" tat [8]).

---

[1]) Vgl. S. 320, Anm. 5.

[2]) Kossinna, Die Indogermanen. Ein Abriß. I. Leipzig 1921, S. 8f.

[3]) Vgl. die S. 319, Anm. 6 genannte Abhandlung.

[4]) Kossinna, Zur älteren Bronzezeit (Mannus 1911, III, S. 319f.; 1912, IV, S.173, 287) und besonders „Die Herkunft der Germanen" S. 22f.

[5]) The Tyrrhenians in Greece and Italy (Journal of the R. anthropol. Institute 26, 1897, S. 254ff.).

[6]) Ymer 1882. Stockholm. S. 142f.

[7]) Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. (Arch. f. Anthr. XVII, S. 158).

[8]) Om tidsbestämning.... S. 110f.

Digitized by Google

Gar nicht zu reden davon, daß er wegen teilweiser Verwandtschaft der Bronzekultur im Gebiete nördlich des Kaukasus mit derjenigen Ungarns sogar jenes Kaukasusgebiet für germanisch erklären wollte [1]). Er sah eben Europas Völkergeschichte so an, als wären die vorgeschichtlichen Verhältnisse, insonderheit die der Bronzezeit, eine annähernd unveränderte Vorstufe der frühgeschichtlichen gewesen. Erst in seinen letzten Jahren hatte er unter meinem Einfluß die Grenzen der Germanen seit Ende der Steinzeit richtiger abzumessen gelernt [2]).

Einen erfreulichen Fortschritt der Ausdeutung des archäologischen Stoffes Skandinaviens bedeutete seine Erkenntnis, daß vom Beginn der jüngeren Steinzeit an kein wesentlicher Bevölkerungswechsel mehr dort wahrzunehmen, denn zu einer solchen Annahme sei nicht nur eine Änderung der Begräbnissitte, sondern auch eine jähe Unterbrechung in der typischen Entwicklung der Formen und Ornamente der Geräte nachzuweisen nötig [3]). Doch erkannte er noch nicht den völkischen Gegensatz der Megalithbevölkerung zu der gleichzeitigen Bevölkerung der Einzelerdgräber, noch auch die Abstammung der Megalithbevölkerung von der Bevölkerung der Muschelhaufen.

Daß Montelius als wohl einziger Vorgeschichtsforscher sich von dem Vorurteile, an eine Einwanderung der Indogermanen aus Asien zu glauben, nicht loszumachen vermochte, mußte ich ihm noch 1902 [4]) vorhalten. Dies gelang ihm erst in seinen allerletzten Lebensjahren [5]), und nun machte er sich an Stelle jener völlig hinfälligen alten Lehre folgende Auffassung zurecht: eine allgemeine Ausbreitung eines großen Indogermanenvolkes über ganz Europa sei bereits am Ende der Eiszeit, also vor etwa 20000 Jahren, erfolgt; die einzelnen Glieder jenes Urvolks hätten sich also bereits seit jener fernsten Urzeit in ihren geschichtlichen Sitzen befunden und dort allmählich zu Germanen, Kelten, Italikern, Griechen usw. entwickelt. Diese Auffassung zeigt, daß Montelius weder die geschichtlichen Nachrichten über die Einwanderung der Indogermanen nach Südeuropa und Vorderasien, noch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, noch die anthropologischen und, was am auffallendsten ist, nicht einmal die archäologischen Tatsachen, die hier geradezu in erdrückend massiger Weise für eine ganz andere Auffassung der Indogermanenfrage sprechen, zu bewerten imstande war.

---

[1]) Ymer 1882, S. 245.

[2]) Germanernes hem (Nordisk Tidskrift f. vet., konst och ind. 1917, S. 401ff.); vgl. auch Montelius, Die Vorfahren der Germanen (Mannus X, S. 64ff., 1918), sowie Kossinna, Mannus 11/12, S. 398, Anm.

[3]) Om våra förfäders invandring till Norden (Nordisk Tidskrift 1884, S. 21ff.), übersetzt: über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden (Arch. f. Anthr. XVII, 1888, S. 151ff.).

[4]) Kossinna, Die indogermanische Frage (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 161).

[5]) Vgl. Anm. 2.

Digitized by Google

Entgegentreten mußte ich weiter der von ihm und seinen Schülern ausgesprochenen Ansicht von einer gewaltsamen Verdrängung der Germanen aus Ostdeutschland durch erobernd eindringende Slawen, und daß dieses Einrücken der Slawen bereits im 4. Jahrhundert nach Chr. erfolgt und archäologisch nachweisbar sei [1]).

Zurückgewiesen muß auch werden, was Montelius über den angeblich sehr starken Einschlag slawischen Blutes im heutigen Norddeutschland geäußert hat. Wenn er seinen Zuhörern in Süddeutschland einerseits, in Dänemark anderseits etwas Angenehmes damit sagen wollte, daß um jener angeblichen Slawisierung der Norddeutschen willen die Süddeutschen, die doch auf altem keltischen Boden wohnen und keinen geringen keltischen Einschlag in ihrer Blutmischung aufweisen, den Skandinaviern sehr viel ähnlicher sähen und auch innerlich weit näher ständen, als die Norddeutschen, so weiß jeder Kenner deutscher Rassen- und Stammesverhältnisse, daß tatsächlich das Gegenteil zutreffend ist.

Vollkommen irrig war, wie er unter Nichtachtung der geschichtlich bezeugten Stammes- und Sprachenverschiebungen der Völkerwanderung die Entstehung der scharfen Sprach- und Volksgrenze zwischen Südgermanen und Nordgermanen in Schleswig sich dachte. Diesen Riß schrieb er dem Umstande zu, daß sich zwischen Süd- und Nordgermanen in ganz Holstein Slawen eingeschoben hätten, die später eingedeutscht worden wären. Die kerndeutschen Holsteiner haben wohl glücklicherweise von dieser Beurteilung ihrer Abstammung nichts erfahren. Tatsächlich liegen hier die Dinge doch so, daß jener Riß erst durch die Auswanderung der Jüten, Angeln und Sachsen nach England entstanden ist, indem das stark entleerte Jütland und Schleswig-Holstein im Norden von den letzten Endes aus Südschweden stammenden Dänen, im Süden aber von den über die Elbe nordwärts vordringenden Niedersachsen (Nordalbingen) besetzt wurde. So saßen nun zwei stammlich und sprachlich sich schon ferner stehende Volksglieder der Germanen als Nachbarn nebeneinander [2]).

Seine Ansicht, daß die schwedische Bevölkerung Finnlands bereits seit der Steinzeit dort ansässig sei [3]), fand mit Recht den Widerspruch finnischer Forscher (Appelgren), insofern gegen Ende der Steinzeit [4]) an der Südwestküste Finnlands zwar bereits eine vorfinnisch-indogermanische Mischbevölkerung

[1]) Korr.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr. 1878, 9, S. 138; ferner: Die Einwanderung der Slawen in Norddeutschland (ebenda 1899, 30, S. 127f.; 1900, 34, S. 113f.). — Germaner och Slawer (Ymer 16, 1896, S. 290ff.). — Dagegen: Kossinna, Zur Archäologie der Ostgermanen (Zeitschr. f. Ethn. 1905, 406) und „Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen" (Danzig 1919) S. 24f.

[2]) Dies habe ich schon 1896 in meiner Abhandlung: „Die ethnologische Stellung der Ostgermanen" (Indogerm. Forschungen VII, S. 291f.), dann auch Mannus IV, 1912, S. 430 auseinandergesetzt; vgl. auch K. Müllenhoff, Beowulf (Berlin 1889) S. 109.

[3]) När kommo Svenskarna till Finland (Finsk Tidskrift 44, 1898, S. 1ff.).

[4]) Kossinna, Die Indogermanen I, S. 54ff.

Digitized by Google

sich festsetzte, die bald zu einer germanischen verschmolz, indes am Schluß der Bronzezeit wieder verschwand. Erst während der Wikingerzeit und besonders seit dem 12. Jahrhundert nach Chr. mit dem Kreuzzug Erichs des Heiligen faßte jene schwedische Bevölkerung an den Küsten Finnlands Fuß, deren Nachkommen noch heute dort wohnen.

Auch die Auffassung von Montelius, als wären in der römischen Kaiserzeit nicht nur Polen, was richtig ist, sondern auch das Baltenland rein germanische Reiche gewesen [1]), entbehrt aller Wahrscheinlichkeit; vielmehr handelt es sich im Baltenland nur um eine ganz dünne germanische Oberschicht, sei es von Kriegern oder kriegerischen Handelsleuten, die sehr rasch in der erdrückenden Mehrheit der stammfremden einheimischen Bevölkerung aufging.

Doch genug der Beleuchtung dieser Unzulänglichkeiten und dunkleren Punkte, die keinen so großen Raum einnehmen, um nicht in dem glänzenden Gesamtbilde des großen Forschers mehr oder weniger zu verschwinden.

* * *

Kennzeichnend für seine wissenschaftliche Persönlichkeit wie für sein Charakterbild war sein hervorragender Ordnungssinn. Kein Reichtum abgrundtiefer Weisheit floß aus seinem Munde, sondern er trachtete danach, nüchterne Klarheit, gesunden Menschenverstand zur Geltung zu bringen. Das zeigte sich auch in seinem Stil: klare kurze Sätze, die auch dem Laien stets ohne weiteres verständlich sind, folgen sich in leichtem, angenehmem Fluß. Manchmal drängt sich dem Leser ein heimliches Lächeln auf, wenn Montelius mit einem Anflug von Humor scheinbare Binsenwahrheiten mit besonderer Betonung ausspricht. So, wenn er in der Vorrede seines letzten Buches von 1919 über die Notwendigkeit der absoluten Chronologie auch für die Geschichte der ältesten Kultur trocken bemerkt: „Ohne Chronologie kann nämlich keine Geschichte geschrieben werden". Viele solche Selbstverständlichkeiten können nicht oft genug wiederholt werden, da in der Wissenschaft das Vorurteil und das schiefe Denken leider nur zu oft das einfache, grade, natürliche Denken des gesunden Menschenverstandes überwuchern.

Montelius schrieb aber nicht nur angenehm, auch die Unterhaltung mit diesem Vorbilde eines liebenswürdigen Gelehrten war leicht und anziehend. Stets hatte er außerdem einen ganzen Sack voll Schnurren und Witze in Bereitschaft, die man immer gern vernahm, auch wenn man sie nicht zum ersten Male von ihm hörte. Mit wissenschaftlichen Gesprächen durfte man ihn in der Geselligkeit jedoch nicht behelligen.

Dieselbe Liebenswürdigkeit, untermischt oft mit Humor, kennzeichnete seine Reisevorträge und machte ihn überall in Europa, wo er auch solche

[1]) Sur le premier âge du fer dans les provinces baltiques de la Russie et en Pologne (Congrès intern. d'anthr. et d'arch. préhist., VIII, Budapest 1876, Bd. 1, S. 488ff.).

Digitized by Google

hielt, beliebt und angeſehen. Und er war einen großen Teil ſeines Lebens auf Reiſen im Auslande, hauptſächlich freilich um Studien zu treiben oder um bei Prähiſtorikerkongreſſen ſtreng wiſſenſchaftliche Vorträge zu halten, in ſeinem höheren Alter aber mehr noch, um der Einladung zu gemeinverſtändlichen Vorträgen zu entſprechen. Solchen Aufforderungen nachzukommen, trieb ihn nicht nur der Ehrgeiz, über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in der Welt Beifall und Ruhm zu ernten und damit den ſchwediſchen Namen überhaupt zur Geltung zu bringen, ſondern er wollte vor allem auch unſerer Wiſſenſchaft neue Anhänger verſchaffen.

Seine wiſſenſchaftliche Arbeit hat im wiſſenſchaftlichen Leben aller Kulturvölker unverwiſchbare Spuren hinterlaſſen und ſo wurde er allmählich

Silberplakette Oskar Montelius zum 31. März 1913 zugeeignet von ſeinen Freunden. Modelliert von Erik Lindberg. (Mannus V, S. 193.)

eine Perſönlichkeit von ſo allgemein europäiſcher Berühmtheit, wie kein noch ſo genialer, ſcharfſinniger und fleißiger anderer Vertreter der Vorgeſchichtsforſchung, ſo lange dieſe Wiſſenſchaft überhaupt beſteht.

Als er vor acht Jahren, am 31. März 1913, nach gerade 50jähriger Tätigkeit im Dienſte des Stockholmer hiſtoriſchen Muſeums von ſeinem Amte als Reichsantiquar zurücktrat, um ſeinen Lebensabend ganz der Forſchung und wiſſenſchaftlichen Schriftſtellerei zu widmen, wurde ihm auf Anregung der Stockholmer Zeitung „Svenſka Dagbladet" eine beſonders gelungene, großartige Huldigung veranſtaltet, indem die hervorragendſten Vorgeſchichtsforſcher Europas, nämlich Deutſchlands, Öſterreichs, Dänemarks, Norwegens, Finnlands, Rußlands, Italiens, Frankreichs, Schottlands, 14 an der Zahl, in

Digitized by Google

ausführlichen Zuschriften an das Blatt die reiche und große Wirksamkeit des Gefeierten und ihren Wert für ganz Europa darstellten.

Ich selbst führte darin aus, wie in Montelius sich alle die Eigenschaften in wunderbarer Vollkommenheit vereinigten, die ihn als vorbestimmt dafür erscheinen ließen, eine europäische Berühmtheit zu werden [1]). „Die Vorbedingungen hierfür sind ja z. T. mehr äußerlicher Art. Schwer ins Gewicht fällt hier gesellschaftliche Gewandtheit, persönliche Liebenswürdigkeit, ja auch äußerlich eindrucksvolle Erscheinung, dann besonders Rednertalent, nicht nur in der Muttersprache, sondern vor allem auch Gewandtheit in der Beherrschung der europäischen Kultursprachen und dies nicht nur für Literaturwerke sondern namentlich für Reden und Vorträge, wie sie bei steten Reisen ins Ausland, bei Besuchen ausländischer, insbesondere internationaler Kongresse zu so tiefgehender Wirkung gelangen, schließlich nicht zuletzt eine günstige Vermögenslage." Alles das traf für Montelius zu und wurde außerdem getragen von einer geistig bedeutsamen Persönlichkeit mit wissenschaftlichen Leistungen, die von hoher Genialität zeugen und wie alles Geniale in besonders gerichteter starker Veranlagung einerseits, in rastlosem, planvollen Fleiß anderseits ihre Grundlage haben.

Daher ging von ihm eine Befruchtung der Geister aller Länder aus und dementsprechend häuften sich auf ihn die Ehrungen aus seinem Vaterlande und aus aller Welt in immer rascherer Folge und in immer steigendem Maße. Er wurde nicht nur Ehrenmitglied fast aller größeren vorgeschichtlichen und anthropologischen Gesellschaften Europas und Amerikas, sondern auch Mitglied der hervorragendsten Akademien der Wissenschaften, neben der Schwedischen (1895) namentlich der Berliner, der Londoner Royal Society, des Pariser Institut de France usw. 1917 nahm ihn auch die vornehmste Gelehrtenvereinigung Schwedens, die „Schwedische Akademie", die sog. „Akademie der Achtzehn", in ihren Schoß auf und 1919 wurde er Präsident seiner „geliebten" Altertumsakademie. Seit langen Jahren war er einer der Ritter der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, den er bei Festen mit besonderem Stolze trug. Den philosophischen Ehrendoktor verlieh ihm 1906 Greifswald, ebenso Kristiania, den juristischen Glasgow. Zwei als selbständige Werke veröffentlichte Festschriften tragen seinen Namen. Die erste, zum 60. Geburtstage 1903 erschienen, war ausschließlich von seinen Schülern und Freunden aus Schweden verfaßt worden [2]). An der zweiten, die dem 70. Geburtstage 1913 galt und unter meiner ersten Anregung geschaffen wurde, haben seine Freunde aus ganz Europa mitgewirkt und so entstand ein auch äußerlich umfangreicher Quartband von gediegenstem Inhalt [3]).

---

[1]) Mannus V, S. 105 f.

[2]) Studier tillägnade Oscar Montelius af lärjungar. Stockholm 1903.

[3]) Opuscula archaeologica Oscari Montelio septuagenario dicata D. IX. M. Sept. A. MCMXIII. Holmiae, in aedibus I. Haeggstroemii. MCMXIII.

Digitized by Google

Eine eigenartige Ehrung soll Montelius, wie ich höre, noch in seinen letzten Wochen bei einem zu Berlin gehaltenen Vortrage widerfahren sein. Es ist bei der Gelegenheit — und zwar als ein erster Versuch in diesem Verfahren — ein sog. „sprechender Film" von ihm aufgenommen worden, so daß also nicht nur seine körperliche Erscheinung und seine Bewegungen während des Vortrags, sondern auch seine Stimme der Nachwelt dauerhaft überliefert worden ist.

In politischer Beziehung huldigte Montelius liberalen Gedankengängen; das demokratische Prinzip erschien ihm als das „einzig richtige". Dennoch war er überaus deutschfreundlich gesinnt und zeigte dies nicht bloß während des Krieges, sondern namentlich auch nach dem Umsturz von 1918: „Die deutsche Kultur steht zu hoch, als daß sie sich von den Schädigungen durch den Weltkrieg nicht bald erholen sollte", so dachte er und so sprach er. Als einer der in vielen Herren Ländern in mancherlei Sprachen zu reden hatte, wußte er als Gast jedem Volke etwas Angenehmes zu sagen, zumal dort, wo so etwas inbrünstig verlangt wurde. Aber in voller Aufrichtigkeit hat er außer den nordischen Stammverwandten doch stets nur uns Deutschen in unserem, wie in seinem Lande versichert: bei uns fühle er sich wie in seiner Heimat.

Er war ein geborener Optimist und erkannte in den ständigen Veränderungen der menschlichen Lebensverhältnisse und Gesellschaftseinrichtungen im großen ganzen wirkliche Verbesserungen. Nicht so, daß er an ein ununterbrochenes Steigen der menschlichen Kultur glaubte, auch nicht an ein Auf und Ab nach Art der Wellenbewegung. Vielmehr stellte er sich dieses langsame Steigen unter dem Bilde einer zylindrischen Drahtspirale, etwa einer Sprungfeder, vor, die nicht auf ihrer ebenen Fläche steht, sondern in einer Neigung von 45° gehalten wird. Folgt man dann ihren Windungen von unten beginnend, so kommt man zwar bald auf, bald ab, doch beständig vorwärts in die Höhe, insofern schließlich der niedrigste Punkt der obersten Windung höher liegt als der höchste Punkt der untersten Windung.

Einem Standpunkte, wie ihn Oswald Spengler in seinem Buche „Der Untergang des Abendlandes" einnimmt, hielt Montelius noch wenige Wochen vor seinem Tode, während der „Nordischen Woche" in Lübeck, bei einer Unterhaltung folgenden Einwand entgegen: „Wer bei der Untersuchung über den Lebensorganismus der Kultur zwölftausend Jahre Vorgeschichte vergaß, der kann sich wohl auch in dem Ende um ein paar tausend Jahre verrechnen."

Übrigens schätzte sich Montelius bei aller Begeisterung für die Vorzeit, ihre Leistungen und ihre Erforschung glücklich, nicht in ihr gelebt zu haben, gerade weil er sie kannte. Nach seiner Meinung müßte der Vorgeschichtsforscher am liebsten erst in der Zukunft geboren zu sein wünschen.

Digitized by Google

Montelius ist allen, die ihn und seine Schriften kannten, zu früh dahingegangen, nicht etwa bloß, weil er an seine beiden nachgelassenen Werke, über Griechenland und über die Euphrat- und Tigrisländer, nicht mehr die letzte Hand hat legen können. Auch wer persönlich ihm nicht näher gestanden hat, muß das Auslöschen einer so ausgeprägten und wertvollen Persönlichkeit als schweren Verlust für die Menschheit empfinden, denn solche besonderen Persönlichkeiten kehren in ihrer Art nicht wieder, sind unersetzlich. Zur Bitterkeit aber wird das schmerzliche Gefühl dieses Verlustes für den, der, wie ich,

Oskar Montelius am Schluß seiner letzter Vortragsreise Ende September 1921 zu Kopenhagen. Zeichnung von Carl Jensen.

mehr als ein Vierteljahrhundert in Freundschaft dem Meister verbunden in seine Werke sich tief eingelebt, ihm wenn auch nicht durch Übernahme der Gesamtheit seiner Anschauungen, so doch in vielfacher Befolgung seiner Arbeitsweise nachgeeifert hat und wie kein anderer in Deutschland für die Geltung seiner typologisch-chronologischen Methode in Wort und Schrift beständig eingetreten ist. Da empfindet man den Tod eines so lange hochverehrten Vorbildes wie ein Versinken eines großen Teils des eigenen Lebens.

Und dennoch müssen wir ihn und uns selbst glücklich preisen, daß er ein so langes, arbeitsvolles Leben durchleben und der Welt so viel neues Wissen

Digitized by Google

zuführen durfte, — wie er selbst in der Vorrede zu seinem letzten Buche von 1919 sich glücklich gepriesen hat, die Herausgabe einer dritten völlig neubearbeiteten Auflage von „Schwedens Vorzeit [1])" noch vollendet haben zu können. Der Wunsch, den ich 1913 am Schlusse jener Würdigung im „Svenska Dagbladet" aussprach, sein Lebensabend möge noch manche reife Frucht unserer Wissenschaft für die Welt zeitigen, ist in Erfüllung gegangen. Denn neben zahlreichen bedeutenden Abhandlungen durfte er uns noch bescheren „Die vorklassische Chronologie Italiens" (1913), weiter den Foliopracht-band der „Denkmäler unserer Vorzeit" (1917) [2]), eine aufs Sechsfache vermehrte Ausgabe seines Jugendwerkes der „Svenska Fornsaker", endlich die eben erwähnte große 3. Ausgabe seines anderen Jugendwerkes „Die Vorzeit Schwedens" (1919). Man kann sagen, daß Montelius im großen ganzen auch wissenschaftlich sich ausgelebt und sein Lebenswerk vollendet hat.

Was Bismarck sich wünschte, aber vom Geschick nicht gewährt erhielt, „wie ein braves Pferd in den Sielen zu sterben" [3]), — Montelius ist dies Glück zuteil geworden. Und wie einst Jacob Grimm alle Türen zu dem von ihm errichteten Schatzhause germanischer Altertumswissenschaft hatte weit öffnen können und den dort eingeführten Nachfahren nur die Aufgabe schärferer Prüfung der einzelnen Teile dieser größtenteils von ihm selbst gesammelten Schätze übrig ließ, so ward auch Montelius das hohe Glück vergönnt, Mitschöpfer einer sich neu emporringenden Wissenschaft zu werden. Er konnte da als der Ersten Einer in die unermeßliche Fülle des fast noch unberührten Stoffes hineingreifen, um ihn veredelt durch eindringende und sichtende Forschung mit übervollen Händen den lernenden Jüngern wieder darzureichen.

„Mit Montelius ist das heroische Zeitalter schwedischer Altertumsforschung ins Grab gestiegen": schrieb der hervorragendste Schüler des verblichenen Meisters, Oskar Almgren. Und das trifft zu, jedoch nur in dem Sinne, wie ich es eben an dem Beispiele Jacob Grimms erläuterte. Nur sehr bedingt kann ich solchen Stimmen beipflichten, die da klagen, die schwedische Altertumsforschung habe nun ihre Führerstellung eingebüßt. Das ist nur in dem Sinne der Fall, daß die schwedische Forschung als weitsichtige Lehrmeisterin Europas bewirkt hat, daß nicht nur in der Heimat, sondern auch in den Nachbarländern, vor allem im stammverwandten Deutschland, selbständige Forscherschulen von ebenbürtiger Bedeutung sich herausgebildet haben.

So tief wir auch bedauern, daß die eigentlichen Nachfolger von Montelius, Almgren und Salin, durch körperliche Leiden daran behindert werden,

---

[1]) Vår forntid. Stockholm 1919.
[2]) Minnen från vår forntid. I. Stockholm 1917.
[3]) Rede im preußischen Abgeordnetenhause vom 4. Februar 1881.

Digitized by Google

ihrer Wissenschaft jetzt noch so schöne Gaben darzubringen, wie sie es in jüngeren Jahren vermochten, so trösten wir uns wenigstens damit, daß Schweden glücklicherweise über einen nicht geringen Nachwuchs jüngerer Forscher gebietet, die z. T. schon gezeigt haben, daß die europäische Vorgeschichtsforschung, insonderheit ihr deutscher Anteil, von schwedischer Seite auch in Zukunft schönster Förderungen gewärtig sein kann. Ich brauche hier nur den Namen Nils Åberg auszusprechen.

Gerade Åberg war es, der mir schrieb: „Wir haben unseren Häuptling zu Grabe geführt". Dem setze ich — und dies so recht im Geiste des alle Zeit hoffnungsreichen, zukunftsfrohen Montelius — den alten lebenskräftigen Spruch hinzu: Der König ist tot, es lebe der König!

* * *

Nachschrift. Unmittelbar vor dem Druck dieses Bogens kann ich noch eine neue Mitteilung über das Werk La Grèce préclassique machen (oben S. 318), das den Schlußstein von Montelius' chronologischen Arbeiten bilden sollte. Einen Teil der noch nicht gedeckten Druckkosten hat ein Gönner der schwedischen Akademie der Wissenschaften übernommen. Diese Akademie hat bei der schwedischen Regierung den Antrag gestellt, 25000 Kronen als Rest der Druckkosten zu bewilligen. Bei Montelius' Tode war das Werk soweit vorgeschritten, daß von der Stein- und Bronzezeit 23 Druckbogen nebst 132 Tafeln entweder in Reindruck oder in Korrektur fertig vorlagen und auch das Manuskript des Restes, wenn auch noch nicht druckfertig, ausgearbeitet worden war. Die Darstellung der Eisenzeit dagegen scheint nur in Bruchstücken vorzuliegen.

Bei Gelegenheit dieses Nachtrags benutze ich den freien Raum dieser Seite, um ganz kurz die Ansicht mitzuteilen, zu der Montelius am Ende seines Lebens über die schwierige Frage der Stammeszuteilung der bronzezeitlichen Bevölkerung Griechenlands gekommen war (Nordisk Tidskrift 1920, S. 424 ff.). Er glaubte Gründe zu haben, die Hauptmasse dieser Bevölkerung zu mykenischer Zeit als Hellenen („Achäer" Homers) anzusprechen, die aber über eine verhältnismäßig nur niedrige Kultur verfügt hätten. Daneben hätte es noch eine fremde Bevölkerung gegeben („Pelasger" oder „Tyrrhener"), welche die mykenische Kultur nach Griechenland gebracht und hier weitergeführt hätte. Bald nach 1200 v. Chr. drangen die ursprünglich thessalischen Dorer, die von den Einwirkungen der mykenischen Kultur und der leiblichen Vermischung mit Pelasgern gänzlich unberührt geblieben waren, aus der mittelgriechischen Landschaft Doris über den korinthischen Meerbusen nach dem Peloponnes vor, wodurch der national hellenische Bestandteil in Griechenland stärkstes Übergewicht erhielt. Die Pelasger gingen nun unter oder mußten aus dem Lande weichen, ebenso die pelasgisch-hellenische Mischbevölkerung. Nur in Attika, das die Dorer nicht berührt hatten, blieb der größte Teil der Mischbevölkerung wohnen. So ging die mykenische Kultur in ganz Griechenland unter, nur in Attika übte auch nach dem Verfall dieser Kultur jene Mischbevölkerung in künstlerischer Hinsicht großen Einfluß auf die dortige hellenische Hauptbevölkerung aus. Und so konnte sich auf diesem Boden nach vielen Jahrhunderten die griechische Kunst als eine Art Renaissance entwickeln, so wie die italienische Renaissance eine Schöpfung jener Germanen (Langobarden) war, die viele Jahrhunderte früher (nach Montelius' Ansicht) einen Kulturabbruch in Italien herbeigeführt hatten, wie einst die Dorer einen solchen in Griechenland.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Professor Dr. **Hermann Klaatsch,** Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. Adolf Heilborn. XL und 392 S. Lexikon-Format mit 376 Abbildungen, Bunttafeln und Karten. Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. Berlin W 57.

Das Lebenswerk Klaatschs liegt in einem schön illustrierten Buche vor uns. Es faßt die wissenschaftlichen Ergebnisse dieses genialen Mannes in klarer, auch für den Laien leicht faßlicher Sprache zusammen. Die jüngsten Funde hat Dr. med. Adolf Heilborn, der Herausgeber des Buches, nachgetragen. Von ihm stammt auch der einleitende Teil „Zur Einführung", welcher vor allem der Persönlichkeit Klaatschs gewidmet ist.

In drei Kapiteln (Die Stammesgeschichte der Vormenschheit und die natürlichen Vorbedingungen der Kultur, Die Ausprägung der Menschenmerkmale und die Uranfänge der Kultur, Die vorgeschichtliche Menschheit und ihre Kultur) entwickelt Klaatsch seine in vielen Punkten von der Lehre Darwins, Häckels usw. abweichenden Ansichten über die Abstammung des Menschen. Sie gipfeln in dem Satze, daß der Mensch nicht auf dem Wege über das Menschenaffenstadium geworden ist, sondern daß bereits eine sehr frühe Trennung erfolgt ist, wobei sich der eine Teil durch Erhaltung der ursprünglichen Merkmale den Weg zum „Gehirntier" bahnte, während der andere durch einseitige Ausbildung gewisser Organe sich diesen Weg für immer verrammelte.

Die Untersuchungen Klaatschs haben ferner enge verwandtschaftliche Zusammenhänge zweier Hauptgruppen der Menschheit mit zwei Menschenaffen ergeben, und zwar der Neandertalrasse mit dem Gorilla und der Aurignacrasse mit dem Orang, auf welche wichtige Tatsache der Zoologe F. Melchers schon 1906 hingewiesen hatte.

Von dem reichen Inhalte des Kapitels über „die Ausprägung der Menschenmerkmale und die Uranfänge der Kultur" sei im besonderen auf die Verwertung der eingehenden Studien Klaatschs in Australien verwiesen. Die Fülle der hier angeschnittenen Probleme verbietet ein näheres Eingehen. Es ist ein Kapitel, das den Ethnologen ebenso interessiert, wie den Anthropologen und Prähistoriker.

Der letzte Abschnitt behandelt die vorgeschichtliche Menschheit und ihre Kultur, wobei besonders die wichtigsten fossilen Menschenfunde eingehend besprochen und kritisch beleuchtet werden.

Schade ist, daß, wohl durch Heilborn, dem Werke die Hausersche Diluvialchronologie zugrunde gelegt ist, deren Haltlosigkeit allein schon aus dem Bilde Tafel I hervorgeht, wo nach dem faustkeilarmen Moustérien das durch hervorragend schöne Säustlinge ausgezeichnete „Micoqien" erscheint. Ganz unrichtig ist es weiters, wenn hier der Homo Heidelbergensis dem Acheuléen I zeitlich gleichgesetzt wird, der nach der Fauna dem Prächelléen angehört, weiters wenn die Ehringsdorfer Skelettreste um etwa 90000 Jahre jünger hin-

Digitized by Google

gestellt werden als der Homo Mousteriensis Hauseri, wo doch zweifellos die Ehringsdorfer älter sind als jener.

Diese unmögliche Aufstellung verleitet Heilborn auch zu unrichtigen Folgerungen.

Doch das berührt Klaatsch nicht. Sein Werk hat bleibenden Wert, auch wenn sich viele seiner geistreichen Ideen nur als solche herausstellen sollten.

Was das Buch mit Recht in weiten Kreisen beliebt machen wird, ist die vielseitige Beleuchtung, die das so anziehende Thema erfährt. Eine ausführliche Inhaltsangabe und ein Namen- und Sachverzeichnis erleichtern seine Benützung.

Wien. **J. Bayer.**

Moritz Hoernes, Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Leipzig (Curt Kabitzsch) 1921. 45 S. mit 80 Abb. auf 4 Bildertafeln. Preis brosch. 36 Mk.

Adolf Mahr, Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Leipzig (Curt Kabitzsch) 1921. 63 S., 8 Taf. 24 Mk.

Die Hallstattzeit war ein bevorzugtes Arbeitsgebiet von M. Hoernes. Mit ihr beschäftigt sich auch eine in seinem Nachlaß vorgefundene Abhandlung, die in den Mitteilungen des Österreichischen Staatsdenkmalamtes zum Abdruck gelangte, nun aber auch als selbständige Schrift in deutschem Verlag erschienen und somit breiteren Kreisen zugänglich gemacht ist. In der Überzeugung, daß die Hallstattforschung nur dann Aussicht habe, neue Fortschritte zu machen, wenn die erste und reichste Quelle, aus der unsere Kenntnis der ersten Eisenzeit stammt, möglichst rein und vollständig erschlossen wird, ist Hoernes an die Aufgabe herangetreten, das Gräberfeld von Hallstatt kritisch durchzuarbeiten und damit eine von der Wissenschaft wiederholt erhobene Forderung zu erfüllen. Daß v. Sackens erstmalige Veröffentlichung schon ihrer Unvollständigkeit wegen die heutigen Ansprüche nicht mehr befriedigen kann, ist längst bekannt.

Hoernes hatte schon vor längerer Zeit die Funde selbst und dazu die von ihm wohl etwas überschätzten Fundberichte des Bergmeisters Ramsauer durchgearbeitet und sodann methodisch die Entstehung und Zusammensetzung der Fundmasse zu ermitteln gesucht. Es gelang ihm für 340 Gräber genauere Feststellungen zu machen. Gering mag diese Zahl erscheinen, wenn man bedenkt, daß 1036 Gräber ausgehoben wurden, aber man muß sich vergegenwärtigen, daß die Mehrzahl mit nichtssagenden Stücken ausgestattet oder ganz beigabenlos war. Die 340 näher bestimmten Gräber machen den Inhalt des vorliegenden Buches aus. Geplant war allerdings eine vollständige und zusammenfassende Veröffentlichung aller Gräber; bedauerlicherweise hat die Ungunst der Zeit sie vereitelt. Hoernes' Arbeit bildet also nicht den Ersatz des v. Sackenschen Buches, wohl aber eine Ergänzung dazu. Aus den Typen der Gräberfunde hat Hoernes zwei Stufen abgeleitet: eine ältere, deren Hauptleitform die eisernen Hallstattschwerter bilden, und eine jüngere, die die Späthallstattzeit und den Beginn der Latènezeit umschließt. Befremdlich erscheint, daß sich Hoernes hierbei zum Vergleich nur der großen italischen Fundplätze Bologna, Este usw. bedient und die süddeutschen Fundstätten samt ihren wichtigen meist aus der Keramik gewonnenen Ergebnissen mit Stillschweigen übergeht. Bei ihrer Heranziehung hätten sich großenteils die Auseinandersetzungen mit P. Reinecks im Jahr 1900 erschienenen Darlegungen erübrigt.

Eine Ergänzung zu den Veröffentlichungen über Hallstatt bietet A. Mahrs katalogartige Beschreibung des Museums zu Hallstatt. Der Text ist unter voller Auswertung der Fundberichte abgefaßt und durch die eingestreuten Bemerkungen allgemeiner Art belebt. Den Hauptreichtum der Sammlung bilden 28 Gräber vom großen Gräberfeld sowie sonstige Stücke vom gleichen Fundort, die meistens aus Raubgräbereien Privater stammen und daher wohl zur Veranschaulichung der Fundmasse, nicht aber zu wissenschaftlicher Auswertung dienen können.

Digitized by Google

Gegenüber der Hallstattzeit treten die übrigen vorgeschichtlichen Abschnitte stark zurück. Die Fundreihe setzt mit einigen jüngersteinzeitlichen Stücken ein, die eine gelegentliche Anwesenheit des Menschen bekunden. Erst von der Bronzezeit an kann mit einer dauernden, durch die Salzgewinnung veranlaßten Besiedlung des Hallstattwinkels gerechnet werden.

Dem Verfasser kam es in erster Linie darauf an, der Wissenschaft neues Material vorzulegen. Diese Aufgabe hat er zweckmäßig zu erfüllen verstanden. Möge das Heft, das ursprünglich als erstes einer größeren „Materialien zur Urgeschichte Österreichs" betitelten Reihe gedacht war, infolge des Krieges aber wenig Beachtung fand, künftig die verdiente Verbreitung finden.

München. **Friedrich Wagner.**

Robert Knorr, Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1919. 140 S. mit 100 Tafeln, 52 Textbildern und chronologischer Tabelle.

Knorrs bisherige Schriften über verzierte Terra-Sigillata, die hauptsächlich Funde schwäbischer Herkunft behandeln, sind längst zu unentbehrlichen Hilfsmitteln der römisch-germanischen Forschung geworden. Mit dem vorliegenden Buch macht Knorr nun den Versuch, die Ergebnisse seiner Studien zusammenfassend für das erste Jahrhundert zu verwerten, so wie er es mit großem Erfolg früher schon für das zweite Jahrhundert unternommen hat. Auch dieser neuen Arbeit war gleiches Gelingen beschieden. Das Ziel, die gesamte einschlägige Sigillata Deutschlands, Österreichs, Hollands und der Schweiz zeitlich zu ordnen, ist ohne Zweifel erreicht worden. Indem Knorr außer dem allgemeinen Stil der Dekoration und den Gefäßformen namentlich die scheinbar unbedeutenden Einzelheiten der Verzierung, die Eierstäbe, Blüten, Rosetten, Sternchen usw. einer vergleichenden Betrachtung unterzog, hat er Art und Stil der einzelnen Töpfer genauestens ermittelt. Der Erfolg dieser Methode wird durch eine Tabelle unmittelbar anschaulich gemacht: 153 Töpfer sind hier ihrer Zeit nach so genau als möglich bestimmt. Der Wert solcher Feststellungen für die Lösung geschichtlicher Fragen ist bekannt. Auf den Tafeln ist der Formenschatz der einzelnen Töpfer in gewohnter Zuverlässigkeit übersichtlich zur Anschauung gebracht. Den vollen Wert des Buches wird besonders der ausschöpfen, der Gelegenheit hat, damit im Museum oder bei Ausgrabungen zu arbeiten.

München. **Friedrich Wagner.**

Martin Jahn, Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. Mit 90 Abbildungen im Text und einer Tafel. Mannus-Bibliothek Nr. 21. Leipzig 1921.

Die vorliegende Arbeit bildet gewissermaßen einen Anhang zu dem größeren Werke des Verfassers über die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. Sie zeigt dieselben soliden Eigenschaften: die sorgfältige Zusammenstellung des Fundstoffes, die sichere typologische Anordnung der Formen sowie die verständige Deutung des Entwicklungsverlaufes und des kulturellen Zusammenhanges. So bezeichnet die Arbeit einen sehr großen Fortschritt gegenüber den älteren Behandlungen des Themas durch Tischler, Olshausen und Forrer, und sie wird gewiß stets die eigentliche Grundlage für unsere Kenntnis der älteren germanischen Sporen bleiben.

Gegen die entwicklungsgeschichtliche Auffassung des Verfassers, die er auch in der Tafel sehr übersichtlich veranschaulicht hat, haben wir keine Einwände zu erheben. Der erste Ursprung der Sporen bleibt freilich noch in Dunkel gehüllt. Die ältesten bildlichen und literarischen Zeugnisse, die wir haben, sind griechisch und stammen aus dem 5. Jahrhundert; aber so alte Fundstücke sind noch nicht angetroffen worden. Die ältesten uns erhaltenen

Digitized by Google

Sporen dürften die beiden in Latène selbst aufgefundenen sein, die wahrscheinlich in die Mittellatèneperiode zurückgehen. Erst in der Spätlatèneperiode werden Sporen allgemein, sowohl auf keltischem wie auf germanischem Gebiete; die Germanen haben sie offenbar von den Kelten entlehnt. Es waren einfache Bügelsporen, gewöhnlich aus Eisen, mit großen Endknöpfen für die Befestigung der Riemen.

In der Kaiserzeit spaltet sich die Entwicklung in drei Hauptreihen, die geographisch ziemlich scharf geschieden sind. Bei den Ostgermanen erhält sich die Form der Knopfsporen, obwohl die Knöpfe jetzt ganz klein werden. Zuletzt wurden diese sogar durch Knebel oder durch Haken ersetzt. Bei den Westgermanen dagegen, besonders im Elbgebiete, entwickelt sich die sonderbare Form, welche Jahn nach herkömmlichem Gebrauch als Stuhlsporen bezeichnet. Bei dieser Form sitzt der Stachel in der Mitte einer flachen Platte, die durch Nieten auf einer Unterlage, wahrscheinlich einer größeren um den Fuß gebundenen Kappe befestigt war. Auf provinzialrömischem Gebiete wiederum erscheinen Bügelsporen, die nicht durch Knöpfe, sondern durch Ösen und später durch Nieten an dem Riemenwerke angebracht wurden. Die provinzialrömischen Nietsporen werden im 3. Jahrhundert auch von den Germanen nachgebildet. Gleichzeitig hat man in Ostpreußen auch bei den ostgermanischen Bügelsporen die Knöpfe durch Nieten ersetzt.

Bei einer so erschöpfenden und für lange Zeit grundlegenden Darstellung wie der vorliegenden muß natürlich die Terminologie mit großer Umsicht gewählt werden; denn systematische Arbeiten von dieser Art pflegen ja die wissenschaftlichen Bezeichnungen auf längere Zeit zu bestimmen. Es wäre darum sehr erwünscht gewesen, hätte der Verfasser sich dazu entschließen können, die zwar seit lange ziemlich fest eingebürgerte, aber doch schwerverständliche und tatsächlich auch mißverstandene Bezeichnung Stuhlsporen aufzugeben. Jahn versteht unter „Stuhl“ offenbar die ganze mit Nieten versehene Platte, die den Stachel trägt (vgl. seine Beschreibung gewisser schwedischer Sporen auf S. 33), und dies dürfte wohl auch die allgemeine Auffassung unter den Sachgenossen sein. Nun ist es aber ganz unverständlich, wie man eine solche, gewöhnlich mehr oder weniger X-förmige Platte als „Stuhl“ bezeichnen kann; denn die ganz kurzen Nieten, deren Zahl zumal bei den älteren Stücken nur zwei, erst bei den jüngeren vier beträgt, kann man doch nur schwerlich mit Stuhlbeinen vergleichen. Verfasser gibt uns keine Aufklärung über die Entstehung der vorliegenden Bezeichnung; er berichtet nur kurz, daß sie im Jahr 1841 durch Lisch geprägt worden ist. Wenn man nun Lischs Worte an der betreffenden Stelle nachliest [1]), so findet man erstens, daß Lisch hier noch nicht das Wort „Stuhlsporen“ anwendet, wohl aber einen gewissen Teil der bezüglichen Sporen als „Stuhl“ bezeichnet, und zweitens, daß dieser Teil keineswegs die ganze Platte ist, sondern nur die in der Mitte derselben zuweilen befindliche zylindrische Erhöhung, auf welcher der eiserne Stachel befestigt ist. Lisch bemerkt ausdrücklich, daß es auch vorkommt, daß der Stachel ohne Stuhl direkt auf der Platte steht. Unter diesen Umständen dürfte es gewiß irreführend und ungeeignet sein die ganze Sporengattung die durch eine mit Nieten versehene Platte gekennzeichnet ist als „Stuhlsporen“ zu bezeichnen. Die geeignetste Benennung für diese Gattung wäre unseres Erachtens „Plattensporen“. Die von Jahn mit diesen Namen bezeichnete sehr seltene Abart braucht ja nur durch den Zusatz „ohne Nieten“ ausgesondert zu werden. Nicht ganz glücklich erscheint es uns auch, wenn der Verfasser den Ausdruck „Nietsporen“ nur von Bügelsporen mit Nieten braucht, obwohl Nieten eben für die größte Zahl seiner „Stuhlsporen“ bezeichnend sind. Bügelsporen mit „Nieten“ oder „Nietbügelsporen“ wäre darum eine sachlich richtigere Bezeichnung gewesen.

Zum Schluß erlauben wir uns, aus dem schwedischen Fundmaterial das der Verfasser bisher nur durch die Literatur kennen gelernt hat, ein paar Nachträge von gewissem

[1]) 6. Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1841, S. 145f.

Digitized by Google

Interesse mitzuteilen. Aus einem nicht systematisch untersuchten Waffengrabe von Bjärs, Kirchspiel Hejnum, Gotland, stammt ein stattliches, eisernes Sporenpaar, von dem der eine von Montelius in seiner Kulturgeschichte Schwedens Abb. 328 abgebildet wurde. Diese Sporen gehören der von Jahn, S. 85 beschriebenen Formenreihe an, die durch die Sporen von Reichersdorf, Dimose und Dobrichov-Trebicka vertreten ist; das gotländische Paar steht dem böhmischen am nächsten, ist aber noch kräftiger entwickelt. In einem 1920 von Herrn E. Sörling im Kirchspiel Hogrän, Gotland, untersuchten Grabe fand sich nebst Waffen von Spätlatèneformen (u. a. wie Almgren, Ältere Eisenzeit Gotlands I, Abb. 90, 92, 96, 99) der erste Latènesporn Schwedens. Dieser ist aus Eisen, hat vierkantigen Stachel und auf fallenderweise hakenförmig umgebogene Bügelenden, eine Befestigungsart, die Jahn erst aus dem 3. Jahrh. nach Chr. kennt.

Uppsala. **Oscar Almgren** und **Birger Nerman.**

Nils Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit. Uppsala-Leipzig 1919. 175 Seiten, 203 Abbildungen, 8 Karten.

Der schwedische Forscher, der sich durch seine zahlreichen Arbeiten über die Steinzeit einen Namen gemacht hat, hat sich seit 1918 einem ganz anderen Arbeitsgebiet, der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit, zugewendet. Wie Åberg früher von der Behandlung einer Einzelgruppe, der Steinhämmer, ausgehend allmählich seine Studien über das Gesamtgebiet der mittel- und nordeuropäischen Steinzeit ausdehnte, so vertiefte er sich auch hier erst in einen Einzelstoff, in das germanische Sternmuster [1]), nahm dann zu der so wichtigen und umstrittenen Frage der Chronologie der Merowingerzeit Stellung [2]) und brachte nun die umfangreiche Abhandlung über Ostpreußen heraus. Sie zeigt die Vorzüge Åbergscher Arbeiten, die bei der Behandlung der Einzelformen stets den Blick auf die Gesamtentwicklung zu lenken wissen, von der Beherrschung des ganzen, das Thema berührenden Fragenkomplexes, der in übersichtlicher und klarer Weise vor dem Leser ausgebreitet wird, gutes Zeugnis ablegen und von strenger Sachlichkeit und scharfer Beobachtungsgabe geleitet sind. Wie der Verfasser im Vorwort angibt, konnte er nicht den ganzen, in seiner Menge fast unübersehbaren Fundstoff bearbeiten. Er griff deshalb mit gutem Blick die wichtigen Formen, die Leitfossilien der Entwicklung, heraus, stellte sie möglichst vollzählig zusammen und zog aus ihnen seine Schlüsse. Müssen bei dieser Art der Behandlung auch manche Fragen offen bleiben oder kann ihre Lösung nur angebahnt werden, so hat doch der Verfasser sein Ziel, „die Hauptzüge in der Entwicklung der ostpreußischen Kulturgruppen zu beleuchten," vollauf erreicht. Die üppige Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen, acht Verbreitungskarten von Fundarten und vier Fundtabellen ermöglicht es dem Leser, die Folgerungen des Verfassers in bequemster Weise nachzuprüfen. Die Karten benutzen als Unterlage ein ostpreußisches Kreiskartenschema. Åberg weist jedem Vorkommen einer Fundart ein Zeichen zu, auch wenn an einem Fundort mehrere Stücke vorkommen. Er kann deshalb die Zeichen nicht alle an die richtige Stelle setzen — auf Karte V z. B. finden sich im Kreise Allenstein 84 Zeichen, die in Wirklichkeit Fundstücke von nur zwei Fundplätzen bezeichnen — erreicht aber durch diese geographische Ungenauigkeit des Nebeneinandereintragens von Stücken gleichen Fundorts ein überaus anschauliches, gleichsam in die Augen springendes Bild der Verbreitung eines

[1]) N. Åberg, Den germanska stjärnornamentiken under 3. och 4. talet e. Kr. Antikvarisk tidskrift XXI (1918).

[2]) N. Åberg, Ett bidrag till merovingertidens kronologi. Zeitschr. Rig, Bd. II—III (1919—1920), S. 97ff. (Almgrenfestschrift). [Jetzt deutsch: Mannusbibliothek 22 (Kossinna-Festschrift), S. 108ff.]

Digitized by Google

Gegenstandes. Dieses von Åberg auch früher angewendete Verfahren ist für Arbeiten von dem Gepräge der vorliegenden sehr geeignet, kann aber naturgemäß nicht in allen Fällen nachgeahmt werden.

In einer Einleitung schildert Åberg den Stand der Forschung und gibt gleichzeitig einen Überblick über die ostpreußische Entwicklung in den Jahrhunderten vor der Völkerwanderungsepoche. Der Hauptteil gliedert sich entsprechend den Kulturgebieten in drei Abschnitte, die der samländischen, der masurischen und der litauischen Kultur (innerhalb Ostpreußens) gewidmet sind.

Die samländische Kultur entwickelt sich aus der kaiserzeitlichen Kultur dieses Gebietes, die germanisch und zwar gotisch ist. Gegen Ende des 2. Jahrh. nach Chr. waren von hier die Goten zu ihrer Wanderung nach Südrußland aufgebrochen; aber Teile von ihnen, die „Hreidgoten" der nordischen Sagen, blieben daheim und führten die entsprechend der geringeren Volkszahl schwächere Kultur, der nun auch die den Goten sonst eigentümliche Körperbestattung fehlt, in ausgesprochen germanischem Gepräge fort. Vom 4. Jahrhundert an geraten die samländischen Goten in eine vereinsamte Stellung, da die übrigen Germanen in Ostdeutschland gleichfalls auswandern. Die Verbindungen zwischen dem germanischen Hauptgebiet und diesem östlichen Außenposten brechen ab, die samländische Kultur entwickelt sich selbständig in lokaler Färbung weiter oder erstarrt in zähem Festhalten an altgewohnten Formen, wie Åberg an den Fibeln mit Ringgarnitur so schön nachweisen kann. Die Hauptformen dieser Kulturgruppe sind Fibeln mit umgeschlagenem Fuß und Ringgarnitur, einige Reihen von Armbrustfibeln, Sternfußfibeln und bandförmige, dünne Bronzeblechriemenzungen. Auf den beiden letzten Fundarten treten außerdem kennzeichnende eingestempelte Muster auf, die Åberg unter dem Namen „ostpreußische Sternornamentik" zusammenfaßt. Sie ist der skandinavischen Sternornamentik zwar sehr nahe verwandt, doch läßt der Verfasser ihre Herleitung in wohl zu großer Vorsicht noch unentschieden. Während alle diese Formen außerhalb Ostpreußens infolge der Isoliertheit der Samlandgoten recht selten sind, finden wir sie in der Provinz selbst auch außerhalb Samlands in dem dem gotischen Gebiet anzugliedernden Natangen, in einem Streifen ostwärts bis Angerburg-Goldap und im Ostteil von Masuren. Außerdem gelangen samländische Formen auch in den litauischen Kulturkreis (s. dort). Es waren also weite Gebiete Ostpreußens auch außerhalb des samländischen Mittelpunktes von Goten besiedelt oder von ihnen kulturell beeinflußt. Den Höhepunkt erreicht die Kultur im 5. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts hört die Entwicklung der samländischen Lokalformen auf. Samland verliert seine kulturelle Selbständigkeit und gerät in ein Abhängigkeitsverhältnis von der neu entstandenen Germanenkultur in Masuren.

In Masuren bestand zur Kaiserzeit gleichfalls eine germanische Besiedlung, deren Kultur als ein Ableger der samländischen betrachtet werden kann. Über das Schicksal dieser Kultur macht Åberg keine Angaben. Sie scheint mit der Zeit abzusterben, wohl auch infolge Abwanderung der Bevölkerung. Erst in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts dringt ein neues Volk hier ein, dessen rein germanische Kultur Åberg als die masurische Kultur bezeichnet. Sie bringt nach Ostpreußen neue eigene Charakterformen wie die vielen Gruppen von Fibeln mit Kopfplatte. Das Ursprungsgebiet dieser Formen muß auch die früheren Wohnsitze der Masurgermanen einschließen. Deshalb geht Åberg den Vorformen der Kopfplattenfibeln nach. Ein Teil von ihnen mit dem kennzeichnenden südrussischen Tierkopf am Fußende weist ins südrussische Gotengebiet. Auf den ersten Blick scheint es naheliegend, in den neuen Einwanderern Goten zu sehen, die aus Südrußland in ihre alte Heimat zurückkehrten. Nun finden sich aber vermischt mit diesen Typen andere Fibeln, die in Südrußland nicht vorkommen, sondern ihre Gegenstücke nur im mitteleuropäischen Germanengebiet haben. Sie tragen am Fußende einen anderen Tierkopftypus vom mitteleuropäischen Stil. Die Verbindungen mit beiden Kulturzentren sind gleichstark, gleichen

Digitized by Google

Alters und können nach den Fundverhältnissen nicht etwa zwei verschiedenen Völkerbestandteilen angehören, die vereint in Ostpreußen einzogen. Aus Südrußland einwandernde Goten können wiederum keinen so starken mitteleuropäischen Einschlag in ihrer Kultur mitgebracht haben. Åberg nimmt daher an, daß die Masurgermanen schon längere Zeit auf Wanderschaft waren und dabei in Berührung mit verschiedenen Kulturen gekommen sind. Möglicherweise saßen sie vorher in den Donauländern, wo sich südrussisch-gotische und mitteleuropäische Kulturströmungen trafen. Åberg schlägt mit allem Vorbehalt die Lösung vor, daß die Masurgermanen Heruler waren, die nach Prokopius in das Land der Gauten zurückkehrten. Dagegen ist der Fund von Hammersdorf (vgl. Peiser, Mannus X, S. 92ff.), den Åberg auffallend früh (in die Zeit um 400) datiert, in seinem gotischen Charakter sicher rückwandernden Goten zuzuschreiben. Er liegt aber außerhalb der drei ostpreußischen Kulturgebiete und nimmt in jeder Beziehung eine Sonderstellung ein. Die Masurgermanen treten bald in enge Beziehungen zu den Goten Samlands, während ihr Verkehr mit dem litauischen Kulturgebiet gering ist. Ihr Einfluß auf die Samlandgermanen wird sogar so beherrschend, daß deren Eigenformen absterben und masurgermanischen Typen Platz machen. Åberg hat den Eindruck, daß die Samländer in eine Art Vasallenverhältnis hinabsinken. Trotzdem empfängt auch die masurische Kultur von der samländischen viele Anregungen. So werden in Masuren samländische Typen wie die Fibeln mit Ringgarnitur, die mit Schlußkreuz und die mit schmalem Tierkopffuß, endlich Schnallen mit Kreuzdorn fortgebildet. Beide germanische Kulturen gehen allmählich ganz ineinander auf, entarten aber auch und verlieren im Laufe des 7. Jahrhunderts immer mehr ihren germanischen Charakter. Die regen Beziehungen, die seit Einwanderung der Masurgermanen mit dem übrigen Germanien unterhalten wurden, schlafen ein, die ungermanischen, aistischen Elemente der Bevölkerung, die sich bisher der Kultur der germanischen Herrenschicht angegliedert hatten, gewinnen immer mehr die Oberhand. Die Charakterform dieser Entgermanisierungsepoche ist die Armbrustsprossenfibel, die nur in Ostpreußen und in der westpreußischen Kolonie der masurischen Kultur auf dem Silberberg Kr. Elbing vorkommen. Allem Anscheine nach ist diese, sechs Jahrhunderte lang unter germanischer Herrschaft gewesene Bevölkerung dieselbe, die in geschichtlicher Zeit als Preußen wieder in den Kreis weltgeschichtlicher Begebenheiten tritt. Hierin schließt sich Åberg der Ansicht Kossinnas (1905) an.

Im äußersten Nordosten Ostpreußens liegt ein dritter Kulturkreis, der von ostpreußischen Forschern den Litauern zugeschrieben wird, während Åberg seine völkische Bestimmung noch offen läßt und sie nur mit Vorbehalt als litauische Kultur bezeichnet. Sie ist vom 3. Jahrh. nach Chr. an bis zur Wikingerzeit nachzuweisen. Hier herrscht reine Körperbestattung. Während des 3.—5. Jahrhunderts steht diese Kultur unter starkem samländisch-gotischem Einfluß. Es scheint zu dieser Zeit eine zahlenmäßig schwache germanische Oberschicht aus dem Samland eingewandert zu sein und die einheimische Bevölkerung kulturell und politisch beherrscht zu haben. Die meisten samländischen Leitformen wie Fibeln mit Ringgarnitur, Sternfußfibeln und Armbrustfibeln finden sich hier, die Kultur hat fast germanischen Anstrich. Mit dem Einbeziehen Samlands in das masurgermanische Einflußgebiet zu Beginn des 6. Jahrhunderts brechen die Verbindungen zwischen Samland und Nordostpreußen ab. Die litauische Kultur entwickelt sich jetzt selbständig weiter, ihre germanischen Bestandteile verkümmern allmählich, ähnlich wie im übrigen Ostpreußen. Zu den rein litauischen Formen gehören Armringe mit dicken Enden, die spätesten Entwicklungen der Armbrustfibeln, der Armbrustsprossenfibeln und der Fibeln mit schmalem Tierkopffuß. Diese Formen bezeugen, daß im Laufe des 7. Jahrhunderts die litauische Kultur ihrer Verbindungen nach dem Westen ganz verlustig geht und sich jetzt völlig nach Osten orientiert.

Dies ist in den Hauptzügen das Bild, das Åberg über Ostpreußens Kulturverhältnisse vom 4.—7. Jahrhundert entwirft. Es war ein Wagnis für einen auswärtigen Forscher,

Digitized by Google

dem das ostpreußische Material nur in verhältnismäßig begrenzter Studienzeit zur Verfügung stand, eine Gesamtdarstellung der verwickelten ostpreußischen Kulturen in der Völkerwanderungszeit zu unternehmen. Wenn auch manche Züge seines Bildes noch der Aufhellung bedürfen, wenn auch seine chronologischen Ansetzungen vielleicht von mehreren Seiten werden angefochten werden, das Werk als Ganzes ist prächtig gelungen und bringt die ostpreußische Forschung ein gutes Stück vorwärts. Besonders angenehm fällt die vorsichtige Art Abergs auf, das, was noch nicht gesichert ist, auch als fraglich hervorzuheben und auch auf die Punkte hinzuweisen, die gegen eine wohl begründete Annahme sprechen könnten. Selbst den der ostpreußischen Forschung Fernerstehenden weiß er so völlig in die schwierigen Fragen hineinzuführen. Ein schönes Beispiel für die gewissenhafte, alle dafür- und dawiderſprechenden Gründe sachlich abwägende Forschungsweise ist sein Nachweis des germanischen Charakters der Samlandkultur. Wir beglückwünschen den Verfasser zu dem schönen Erfolg auf seinem neuen Arbeitsgebiet und sehen mit großer Anteilnahme der angekündigten Bearbeitung Litauens und des weiteren Ostens entgegen.

Breslau, Februar 1921. **M. Jahn.**

Hans Joachim Moser, Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Stuttgart und Berlin, Cotta Nachf., 1920. XVI und 517 Seiten.

„Bei jedem, der der Entwicklung einer Kunst nachgehen will, wird sich wohl zuerst die Frage nach ihren Anfängen einstellen", so beginnt der Verf. seine Ausführungen. Er hat recht; er versucht auch, einiges über den Ursprung der Musik im allgemeinen, und bei den Indogermanen wie Germanen im besonderen beizubringen, kommt aber über allgemeine Hypothesen und geistreiche Redensarten nicht hinaus. Grund dessen ist seine (wie fast aller) Ansicht, daß wir über Musik so entfernter Zeiten, wie der vorgeschichtlichen, nichts Positives wissen könnten. Aber trotzdem weiß er mit positiver Sicherheit zu berichten, daß (S. 10) „unsere Rasse die seelische Fähigkeit, in einer Art von souveränem Raumgefühl die Tondimensionen sprungweise zu durchmessen, sowie nach der Höhe und Tiefe zu erweitern" besitze, spricht aber doch (S. 16) vom „kindlichen Musizieren der deutschen Heidenzeit" und ähnlichem. Aus solchen Anschauungen heraus hat er denn auch sein erstes Kapitel, das von den Anfängen bis 800 vor Chr., von den Zeugnissen des vorgeschichtlichen Werdeganges und der heidnischgermanischen Musikübung und ihren Trägern handelt, mit der echt feuilletonistischen Überschrift „Tonkunst der Wälder" versehen, gleichsam als ob die alten Germanen ein bloßes Naturvolk von Jägern und Holzbauern gewesen seien, die sangen und musizierten, etwa wie die Vögel ihr Lied in den Wald hineinschmettern. Holzbauern und Naturburschen gibts auch heute noch im deutschen Volk genug, aber neben ihnen haben zu allen Zeiten noch andere Leute gestanden, die beizeiten auch die Musik aus dem Naturzustande herausgeführt haben. Im Mittelalter waren das die Mönche, in heidnischer Zeit die Priester und die Heldensänger, von denen wir ja auch nicht ganz wenig wissen, weit mehr als das vorliegende Werk ahnen läßt. Und daß die alte Germanenmusik bereits zum Gebrauch von Musikzeichen vorgedrungen war, die der Musikgott Wotan erfunden hatte, ist uns auch bekannt. Da ist all[illegible] allgemeinen Erörterungen über die Urphänomene der Harmonie und Melodie, [illegible]en sie — wie hier — auch noch so sehr mit gelehrten Zutaten verbrämt, gar nichts getan. Vielmehr kann man heutzutage schon verlangen, daß uns Jemand, [illegible] uns über musikalisches Germanentum unterrichten will, nicht feingedrechselte Sp[illegible]über Systolen und Diastolen, Phonika, Regnante und Unterregnante, Anapäste und Dattylen vorlegt und allerlei Dinge, die gewesen sein könnten, sondern Tatsachen, die gewesen sind, nachweisbar oder der Grenze äußerster Wahrscheinlichkeit nahe gebracht. Das aber ist die schwache Seite dieses starken Bandes. Statt die vor-

Digitized by Google

handenen schriftstellerischen Zeugnisse des Altertumes und die archäologischen einschlägigen Befunde säuberlich zusammenzutragen, durchzuarbeiten, kritisch zu beleuchten, zu erweitern, mit einem Worte selbst in Mühe und Schweiß zu forschen, jahrzehntelang, ein Leben lang, hat der Verf. nicht einmal die wenigen bisher geleisteten Forschungen über altgermanische Musik kennen zu lernen sich bemüht. So z. B. ersehe ich aus einigen Zitaten meines Namens, daß er meine ziemlich umfänglichen und vielfach nachgedruckten, also leicht zugänglichen Aufsätze über altgermanische Musik in dem „Reallexikon der germanischen Altertumskunde", in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie", in der „Allgemeinen Musikzeitung" usw., sowie meine drei Bände Neumenstudien gar nicht im Original gelesen, sondern sich auf Auszüge von anderen verlassen hat. Auch sonst ist von ernsthafter, tiefschürfender eigener Forschung wenig zu spüren. Es wird eine Unmenge von Analekten fleißig zusammengetragen und mit unverkennbarem schriftstellerischen Geschick zu einem teils recht gut lesbaren, teils sehr gelehrt aussehenden, weil mit musikalischen Sachausdrücken gespickten Ganzen verarbeitet. Ein Ungeheuer ist die Seite 17f. mit einigen Dutzenden Fremdwörtern. Wollte ich alle Schiefheiten und Unrichtigkeiten hier richtigstellen, so müßte ich fast ein Buch schreiben. Das tut deshalb nicht not, weil binnen Jahresfrist meine Urgeschichte der deutschen Tonkunst zu erwarten ist. Nur einige Punkte also zur Probe. Erheiternd wirkt z. B. die Schlußfolgerung S. 35: „weil in den Zeiten des römischen Kaisertums die germanischen Hornisten nicht mehr die alten Signale blasen konnten, darum — schmilzt die übertriebene Wichtigkeit, die man [1]) neuerdings den Luren beigelegt hat, einigermaßen zusammen". S. 52: „Bei Tische in der Methhalle wanderte die Harfe von Hand zu Hand, so schildert es die Germania des Tacitus, und jeder Recke singt, was er weiß." Diese Stelle hat höchst bedauerlicherweise die Teubnersche Ausgabe der Germania ausgelassen. S. 74: Das Tedeum ist schon seit einem halben Jahrhundert dem Ambrosius allseitig abgesprochen worden. S. 82 hat sich der bekannte Erzbischof der Karolingerzeit Remigius eine Umtaufe in Remedius gefallen lassen müssen. S. 87: Dagegen, daß wir gerade dem Kaiser Karl „die Erhaltung der wichtigsten antiken Schriftsteller durch planmäßige Abschriften verdanken", würden wohl die Benediktiner mit Recht Verwahrung einlegen. S. 93: Die Urheberschaft des Veni creator durch Karl d. Gr. ist eine interessante Neuheit, die es wohl verdiente, ein wenig bewiesen zu werden. S. 96: Daß die Romanusnotation „die Töne nach Höhe und Dauer möglichst genau zu fixieren" unternimmt, ist ein recht phantasievolles „Hausmärlein". S. 127 ist der bekannte älteste Musiktraktat in deutscher Sprache wiedergegeben mit einer solchen Unmenge von Fehlern (allein 40 Akzentfehler, ständig buch statt buoh, nicht statt nieht, inade statt unde, sieten statt seiten usw.) daß diese Wiedergabe, als ein Beweis für völlige Unkenntnis des Althochdeutschen, besser weggeblieben wäre. Denn dadurch wird man gegen des Verf. Beruf, gerade über germanische Musik zu schreiben, recht begriffsstutzig. Dem entspricht die beigefügte Übersetzung. Genug der Einzelproben! Noch schwerer wiegt des Verf. Verfahren, über die Nichtkenntnis wichtiger Dinge durch weitschichtige Untersuchungen am untergeschobenen Objekt hinwegzutäuschen. So z. B. gesteht er selbst ein, — und das ist keine Schande — daß er die mittelalterliche Hauptschrift für Musik, die sog. Neumen, nicht zu lesen vermag. In solcher Schrift sind uns z. B. die Notkerschen Sequenzen erhalten. Kein Mensch sonst hat sie bisher entziffert, ihr musikalisches Gefüge ist also annoch unzugänglich. Um aber nun doch etwas und möglichst viel über solche Gesänge zu schreiben, nimmt der Verf. eine Niederschrift Notkerscher Sequenzen aus dem 16. Jahrhundert, die kaum eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Originale hat, analysiert und kritisiert sie, als ob er Originale vor sich hätte, und will nun damit den Anschein erwecken, als habe er uns das Wesen der Notkerschen Sequenz gründlichst dargelegt. Diese Methode ist leider in der Musikwissenschaft weit verbreitet, aber deshalb um nichts weniger gefährlich, weil sie diese Wissenschaft in Verruf bringt. Wenn einer von den Neumen nichts weiß, so soll er das als

[1]) Damit bin ich gemeint. O. S.

Digitized by Google

ehrlicher Mann eingestehen oder wenigstens nicht so tun, als seien die Neumen eigentlich für den Musikgeschichtsschreiber überflüssige Dinge. Das Schlimme dabei ist freilich für diejenigen, die Bücher über die mittelalterliche Musik schreiben wollen, daß alle lebendige Musik des Mittelalters eben in diesen Neumen festgebannt ist. Da heißt es warten. Warten, bis die Entzifferung der Neumen gelungen oder — wie ich verraten will — veröffentlicht ist. Das aber ist es ja eben, was junge Leute nicht können. Das spricht der Verf. auch selber in seiner Vorrede aus: „Man sollte sich an eine derartige Aufgabe erst als Sechziger machen, nicht als Dreißigjähriger, der ich heute bin. Aber die Jugend hat vielleicht doch wenigstens den einen Vorzug, daß sie überhaupt den Wagemut zu solchem Unternehmen aufbringt." Ich meine freilich, daß in der Wissenschaft der zufahrende Wagemut oft weit mehr geschadet hat, als genützt, und daß man lieber das nonum prematur in annum bis aufs zwanzigste oder meinetwegen aufs sechzigste Jahr ausdehnen soll, als durch nicht ausgereifte Veröffentlichungen ein so wichtiges Gebiet, wie das der Geschichte der deutschen Musik in Mißkredit zu bringen. Man nützt dadurch weder der Wissenschaft noch dem deutschen Volke. Diese harten Worte will ich aber herzlich gern durch die Anerkennung mildern, daß dort, wo der Verf. mit eignen Augen zu sehen imstande ist, also besonders bei den späteren Zeiten des Mittelalters, manches Gute und Brauchbare zutage tritt und beweist, daß er eine bemerkenswerte Kraft für die Musikforschung werden kann, wenn er sich von Vielschreiberei fernhält.

Berlin. **Oskar Fleischer.**

IV. Nachrichten.

Geh. Regierungsrat Univ.-Prof. Dr. Gustaf Kossinna wurde im Dezember 1921 von der „Finnisch-ugrischen Gesellschaft" in Helsingfors zum korrespondierenden Mitgliede ernannt.

Im Jahre 1921 ist unser Mitglied Sanitätsrat Dr. Dormagen in Köln a. Rh. gestorben.

Bücher-Angebot.

Der Schlesische Altertumsverein ist bereit, folgende Tafelwerke an die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu bedeutend ermäßigtem Preise abzugeben:

M. Zimmer, Die bemalten Tongefäße Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Breslau 1889. Folioband mit 32 Seiten, 7 Buntdrucktafeln und einer Fundkarte. Vorzugspreis 14 Mk.

Grempler, Der Fund von Sackrau. Breslau 1888. Folioband mit 16 Seiten und 6 Tafeln, davon eine in Buntdruck.

Grempler, Der zweite und dritte Fund von Sackrau. Breslau 1888. Folioband mit 16 Seiten und 7 Tafeln. Beide Teile zusammen Vorzugspreis 14 Mk.

Zu den Preisen kommen die jeweiligen Auslagen an Porto und Verpackung. Bestellungen sind zu richten an den Schlesischen Altertumsverein in Breslau, Graupenstr. 14.

Digitized by Google

7. Tagung für deutsche Vorgeschichte.

Ordentliche Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin vom 17. bis zum 20. April 1922.

Vorläufiger Tagungsplan.

Montag, den 17. April:

Abends 8 Uhr: Begrüßung der Teilnehmer im „Spatenbräu", Friedrichstraße 172 (eigenes Zimmer).

Dienstag, den 18. April:

Vormittags 9½—10 Uhr: Vorstands- und Ausschußsitzung.
10—2 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.
Nachmittags 6—7½ Uhr: Festvortrag des Herrn Dr. Martin Jahn (Breslau): Die Kunst in der Vorzeit Schlesiens (mit Lichtbildern).
Abends 8 Uhr: Gemütliches Beisammensein.

Mittwoch, den 19. April:

Vormittags 9½—10 Uhr: Geschäftssitzung. (Zutritt nur für Mitglieder der Gesellschaft.)
10—12 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.
Nachmittags 12½—2 Uhr: Nach Wahl: Besichtigung der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums oder der tocharischen Funde (Turfansammlung) des Museums für Völkerkunde.
Nachmittags 5—7 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Donnerstag, den 20. April:

Wissenschaftlicher Ausflug (Geologie und Vorgeschichte).

Sitzungen und Vorträge erfolgen im Universitätsgebäude, Kaiser-Franz-Joseph-Platz (Unter den Linden), wo sich auch die Geschäftsstelle für Anmeldungen und Kartenausgabe befindet.

Bisher sind folgende Vorträge angemeldet worden:

1. Dr. Ludw. Ferd. Clauß (Dresden): Die Grenzen deutscher Artung.
2. Dr. Constantin Diculescu (Berlin): Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien.
3. Museumsassistent Dr. Erich Fischbier (Halle): Zur Typologie der germanischen Fibeln.
4. Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Vorzeitmuseum und Gegenwart.
5. Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Paläolithisches, besonders über Trugformen. Aus Anlaß neuester angeblicher und tatsächlicher Funde.
6. Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff (Berlin): Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar.
7. Direktorialassistent Dr. Martin Jahn (Breslau): Zur Chronologie der sog. Lausitzer Kultur auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien.
8. Dr. Jörg Lechler (Charlottenburg): Zum Begräbnis im Haus.
9. Museumsassistent Mag. Niklasson (Halle): Siedelungen der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland.
10. Pfarrer Martin Schultze (Fahrenwalde): Das Hügelgrab zu Neuenfeld (Kreis Prenzlau).
11. Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Bestattungsbräuche der beginnenden Eisenzeit.
12. Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Hermunduren.
13. Geh. Studienrat Prof. Dr. Walter (Stettin): Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen).
14. Obergeneralarzt a. D. Dr. Georg Wilke (Rochlitz): Über das Fortleben vorgeschichtlicher Mythenmotive in der kirchlichen und Volkskunst.

Höchstdauer jedes Vortrages eine Stunde.

Teilnehmerkarten 12 Mark, Nebenkarten für Familienangehörige 8 Mark, Studentenkarten 6 Mark. — Eintritt zum Festvortrag für Teilnehmer frei, sonst 5 Mark.

Anfragen wegen Wohnung für Teilnehmer zu richten an Herrn Lyzeallehrer O. Gütte, Berlin NW 21, Bochumer Straße 9.

Der Ortsausschuß:
Prof. Dr. Paape, Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff,
Sekretär E. Snethlage, Lyceallehrer O. Gütte.

Der Vorstand:
Kossinna.

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

14. Band (1922)

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1922

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abhandlungen 1, 187
Mitteilungen 141, 275
Bücherbesprechungen 175, 314
Aus Museen und Vereinen 169
Nachrichten 182, 317
Nachrufe (Otto Olshausen, Stubenrauch) 185, 316
Mitglieder-Verzeichnis der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte I

Bayer, J.: Kritische Gruppierung und Neubenennung der geologischen Abschnitte des Eiszeitalters. Mit 1 Textabb. 250
Bing, Just: Die Götter der südskandinavischen Felsenzeichnungen. Mit 39 Textabb. 259
Caemmerer, E.: Ein Steinplattengrab in Arnstadt. Mit 6 Textabb. 154
Fleischer, Oskar: Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft . 1
Günther, Hermann: Der Goldfund von Kommerau, Kr. Schwetz, Westpreußen. Mit 19 Textabb. und Tafel I—IV 100
Jahn, Martin: Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens 1900—1921 275
Jahn, Martin: Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Posen. 1900—1920. . . 300
Kossinna, Gustaf: Das Reitergrab von Kommerau in Westpreußen und die germanischen Trinkhörner, Spielsteine und goldenen Schlangenkopfarmspiralen der Kaiserzeit. Mit 36 Textabb.. 110
Kossinna, Gustaf: Zwei neue Trachtenfunde älterer germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Schweden. Mit 1 Textabb. 148
Kossinna, Gustaf: Otto Olshausen † 184
Martin, Rud.: Der neue Schädelfund von Rhodesia. Mit 1 Textabb. 141
Rademacher, Erich: Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln. Mit Tafel V—XIII. 187
Schulz, Walther: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Westfalens 158
Tode, Alfred: Das vorgeschichtliche Landschafts- und Siedelungsbild Ostholsteins 171
Walter, Emil: Konservator Stubenrauch, Stettin 316
Wilke, Georg: Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst. Mit 23 Textabb. 73

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

	Seite
Elbinger Jahrbuch (Heß v. Wichdorff)	175
Girke, Georg: Die Tracht der Germanen (Jahn)	305
Kossinna, Gustaf: Die Herkunft der Germanen (Jahn)	314
Kossinna, Gustaf: Die Indogermanen (Jahn)	178
Wiegers, Fritz: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft (Bayer)	177

Digitized by Google

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte
1. Mai 1922.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand		Snethlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger, stellvertr. Vorsitzender		Hahne,	2. „
Wilke, Rochlitz,	„	Bayer,	3. „

Snethlage, Schatzmeister.

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Fleischer, Berlin.
9. Günther, Koblenz-Lützel.
10. Heß v. Wichdorff, Berlin.
11. Jahn, Breslau.
12. Paape, Berlin-Schöneberg.
13. Rademacher, Köln.
14. Schmidt, Görlitz.
15. Schulz, Halle.

A. Ehrenmitglieder.

Mestorf, Johanna, Prof. Dr., Direktor des Museums in Kiel (17. April 1909; † 20. Juli 1909).

Montelius, Oskar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm (4. Aug. 1911; † 4. Nov. 1921).

Koehl, Karl, Geh. San.-Rat Dr., Worms (7. Nov. 1917).

Rehlen, W., Magistratsrat, Nürnberg, Rieterstr. 10 (18. April 1922).

Stahel, Hnr. Maxim., Fabrikbesitzer, Bielefeld und Berthelsdorf, Kr. Landeshut (Schlesien) (18. April 1922).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

S. Majestät König Ferdinand von Bulgarien, Koburg, Charlottenpalais (1922).

S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).

*[1]) Dom Rath, Emil, Dr. h. c., Geh. Kommerzienrat, Köln, Kaiser Wilhelm Ring 15 (1909).

Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1919).

Staehle, Karl Friedrich, Pforzheim, Zerrennerstr. 2a (1921).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Digitized by Google

II. Jährlich zahlende.

Abeling, Theodor, Schriftsteller, Berlin N 113, Gotlandstr. 9 (1919).
Åberg, Nils, Dr. phil., Dozent, Upsala (Schweden) (1911).
Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), histor. Museum (1912).
Albrecht, Christoph, stud. phil., Halle a. S., Geiststr. 59/60 b. Mollsberger (1919).
Almgren, Oskar, Dr., Professor an der Universität Upsala (1909).
Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
Altertumsgesellschaft, Elbinger (Anschrift Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Königsbergerstr. 16) (1909).
Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
Altertumsverein, Schlesischer, Breslau I (1909).
Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
Amende, E., Prof., Seminaroberlehrer, Altenburg, Hohe Str. 44 (S.-A.) (1913).
Andree, Julius, Dr., Münster i. W., Kampstr. 2/III (1920).
Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
Antoniewicz, Wladimir v., Mus.-Assistent, Warschau, Nowy-Swiat 72 (1917).
Apparat für deutsche Archäologie der Universität Berlin, Kaiser Franz-Joseph-Platz, Universitätsgebäude (1911).
Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Vorgeschichte, Beuthen, O.-Schl. (Anschrift: Seminaroberlehrer Alfred Arndt, Beuthen, O.-Schl., Gutenbergstr. 10 (1922).
Arndt, Alfred, Seminaroberlehrer, Beuthen, O.-S. (1919).
Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
Auerswald, Annemarie v., Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz) (1914).
Balthasar, Fritz, Mittelschullehrer, Dessau, Werderstr. 12 (1921).
Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W 50, Nachodstr. 17 (1912).
Banse, Ewald, Braunschweig, Körnerstr. 1 (1922).
Barner, Dr. phil. et med., Braunlage i. Harz, Sanatorium Barner (1916).
Bartsch, Rechnungsrat, Landgerichtsobersekretär, Koblenz a. Rh., Neuendorfer Straße 20 (1917).
*Baum, Albert, Prof., Museumsdirektor, Dortmund, Leipziger Str. 6 (1909).
Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
Baumert, Paul, Dr. phil., Spandau, Potsdamer Str. 46 (1909).
Bayer, Josef, Dr., Dozent, Leiter der Vorgeschichtlichen und Anthropologischen Sammlungen des Naturhistorischen Museums, Wien I, Burgring 7 (1919).
Beck, Friedrich, Hauptlehrer, Konstanz, Werderstr. 10/I (1921).
Becker, E., Fabrikbesitzer, Berlin-Reinickendorf, Graf Roedern-Allee 18—24 (1920).
Becker, Heinrich, Aschersleben, Breite Str. 32 (1922).
Befeldt, Wernher, stud. rer. pol., Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 134 (1920).
*Beltz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M., Mühlenstr. 22 (1909).
Beninger, Eduard, Wien VIII, Strozzig. 32 (1922).
Bergell, Peter, Univ.-Prof. Dr. med., Berlin W 50, Rankestr. 28 (1921).
Berger, Paul, Halle a. S., Kronprinzenstr. 46/I (1909).
Bestehorn, Friedrich, Dr., Museumsleiter, Potsdam, Schodtstr. 3 (1920).
*Bezzenberger, Adalbert, Geh.-Rat, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1½ (1909).
Biagosch, Heinrich, Geh. Kommerzienrat, Leipzig, Schwägrichenstr. 31 (1921).
*Bieder, Theobald, Hamburg 26, Hammersteindamm 114 (1909).

Digitized by Google

Bing, Juſt, Dr., Bergen (Norwegen), Stiftsarkivet (1914).
Blancke, Otto, Pferdingsleben bei Gotha (1919).
*Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Fichteſtr. 11 (1909).
Bock, Franz, Hochſchulprof. Dr., Berlin-Steglitz, Brüderſtr. 20 (1913).
*Bodenſtab, privatiſierender Apotheker, Braunſchweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
Boehlich, Ernſt, Dr., Breslau 5, Schweriuſtr. 8 (1921).
Boehmcker, R., Direktor, Wien III, Haimburger Str. 17 (1921).
Bohl, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 35 (1914).
Bohm, Waldtraut, Lehrerin, Berlin SO 33, Mariannen-Ufer 3/II (1920).
Bonin, Frau v., geb. v. Zanthier, Schönwerder bei Dölitz (Pomm.) (1922).
Bork, Ferdinand, Profeſſor, Studienrat, Königsberg i. Pr., Weberſtr. 7 (1909).
Boſch-Gimpera, Pedro, Univ.-Prof. Dr., Barcelona (Spanien), Lauria 56 (1914).
Boſeck, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pomm.), Bismarckplatz 9 (1909).
Brachwitz, O., Lehrer, Bitterfeld, Deſſauer Str. 29 (1922).
Brandis, Franz, Dr. med., Arzt, Bielefeld, Kaiſerſtr. 5 (1922).
Braß, Photograph, Camen (Weſtfalen) (1912).
Bredow, Karl, Frhr. v., Hauptmann a. D., Rittergutsbeſitzer, Dom. Dietznitz bei Frieſack (Mark) (1910).
Bremer, W., Univ.-Prof. Dr., Marburg a. L., Lutherſtr. 6 (1915).
Buchholz, Fritz, Referendar, Landsberg a. d. Warthe, Heinersdorfer Str. 77 (1920).
Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deiſterſtr. 8 (1909).
Buſſe, Frau Helene, Woltersdorf, Buchhorſterſtr. 4 bei Erkner (1920).
Caemmerer, Erich, Dr., Oberlehrer, Sondershauſen, Poſſenweg (1919).
Central-Muſeum, Römiſch-Germaniſches, Mainz (1911).
Cervinka, J. L., Ing., Staatskonſervator, Kojetein (Mähren) (1909).
Claß, Heinrich, Juſtizrat, Berlin W 10, Rauchſtr. 27 (1913).
Claußnitzer, Ernſt Alfred, Lehrer, Blattersleben, Poſt Prieſtewitz (1921).
Crons, H. W., stud. hist. et archaeol., Bonn, Adolfſtr. 31 (1921).
Danicke, B., Profeſſor, Berlin-Neukölln, Richardplatz 5 (1919).
Dege-Joachimi, Frau Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Bahnhofſtr. 16 (1919).
Degel, Ferdinand, Dr., Studienrat, Bamberg, Schützenſtr. 53/I (1921).
Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr., Krakau, Gabarska Gaſſe 7a (1916).
Diculeſcu, Konſtantin, Dr. phil., Charlottenburg, Wielandſtr. 13 (1922).
Dietrich, Karl, Weißenfels a. S., Blücherſtr. 4 (1921).
Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig, Sidonienſtr. 19/I (1911).
Dörre, Rudolf, Lehrer, Bodenbach (Böhmen) (1922).
Dreſcher, Eberhard, Major a. D., Rittergutsbeſitzer, Ellguth b. Ottmachau, Kr. Grottkau (1922).
Ebersbach, Schulrat, Unruhſtadt, Kreis Bomſt (Grenzmark Poſen—Weſtpreußen) (1922).
Ebert, Max, Dr., Privatdozent, Königsberg i. Pr., Schönſtr. 8/II (1919).
*Eichhorn, Guſtaf, Dr. med., Sanitätsrat, Muſ.-Konſervator, Jena, Leutraſtr. 33 (1909).
Eifler, Robert, Ingenieur und Direktor, Breslau 8, Brüderſtr. 67 (1919).
Engels, Dr., Direktor, Lähn, Kreis Löwenberg (Schleſien), Pädagogium (1920).
Erbt, Wilhelm, Lic. Dr., Oberlyzealdirektor, Neumünſter, Fritz Reuterſtr. 6 (1914).
Eulenburg, Graf Fritz zu Praſſen, Kreis Raſtenburg, Oſtpr. (1914).
Falb, Alfred, Dr. jur., Berlin-Wilmersdorf, Güntzelſtr. 35 (1920).
Falke, Frdr., Geh.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Johannisallee 23 (1922).
Fiddicke, Sanitätsrat, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).

Digitized by Google

Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Mozartstr. 20 (1909).
Fleischer, Oskar, Geh. Regierungsrat, Univ.-Prof. Dr., Berlin W, Motzstr. 17 (1909).
Fleming, Joseph, Mannheim L 11. 2 (1922).
Flemming, Hans, Berlin-Reinickendorf West, Scharnweberstr. 105, (1922).
Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
Focke, Ernst, Technischer Direktor, Hagen i. Westf., Konkordiastr. 20 (1920).
Förster, Max, Geh. Hofrat, Prof. Dr., Leipzig, Sedanstr. 4 (1921).
*Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Musée d'Archéologie, Palais de Rohan. (1909).
Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Egidienplatz (1911).
Fortbildungs- und Museumsverein, Mährisch-Trübau (1921).
Franck, Ernst, Frankfurt a. M., Weberstr. 53 (1909).
*Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
Frenzel, Walther, Leipzig-Oetzsch, Hauptstr. 35 (1920).
Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Liegnitz, Sophienstr. 38/I (1909).
Frickhinger, Ernst, Dr., Nördlingen (Bayern), Einhornapotheke (1921).
Friedländer, Sanitätsrat Dr., Cobern a. Mosel (1911).
Frischbier, Erich, Dr. phil., Halle a. S., Landesanstalt für Vorgeschichte, Richard Wagnerstr. 9/10 (1920).
Fritze, Hans, Dr., Studienassessor, Freiburg i. Schles. (1922).
Fritzweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Halensee, Joachim Friedrichstr. 56 (1920).
Frohböse, Ferd., Lehrer, Hamburg 26, Saling 5/I (1919).
Frühling, Magda, Dresden-A., Reichenbachstr. 67/II (1920).
*Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig, Gaußstr. 27 (1909).
*Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
Gaerte, W., Dr. phil., Königsberg i. Pr., Kaiserstr. 37 (1914).
Gaeßner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreestr. 58 (1920).
Gaisberg-Schöckingen, Frd., Freiherr v., Rechtsritter des Johanniterordens, Schöckingen, O.-A. Leonberg (Wttbg.) (1916).
Gandert, Otto Friedrich, stud. arch., Berlin NW 5, Stephanstr. 61/I (sonst Söllichau, Kr. Bitterfeld) (1921).
Gehrke, Amtsrichter, Criwitz i. Mecklenburg (1920).
Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldtakademie, Berlin-Dahlem, Podbielski-Allee 1, Post Schmargendorf (1909).
Genzmer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. L., Baleckestr. 7 (1912).
Georgi, Walter, Dr., Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64 (1914).
Geschichts- und Altertumsverein für Mayen und Umgebung, Mayen (Rheinland). Anschrift: Konservator Peter Hörter, Genovevaburg (1911).
Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
Gesellschaft, Naturhistorische, Anthropologische Sektion, Nürnberg (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz. Anschrift: Mus.-Dir. Prof. Ludwig Feyerabend (1919).
Gläser, Elly, Charlottenburg, Leibnizstr. 30 bei Rudloff (1921).
Götze, Alfred, Prof. Dr., Museumskustos, Berlin-Lichterfelde, Steglitzer Str. 42 (1909).
Gohlke, Otto, Berlin NW 87, Ottostr. 17 (1922).
Goldbach, Lehrer, Berlin SO 36, Plesserstr. 9 (1921).
Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pürzengasse (1910).

Digitized by Google

Graefe, Holm, Chemiker, Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 18/III (1909).
Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Rutesheim b. Leonberg, (1909).
Graff, Wilhelm, Schleswig, Gutenbergstr. 3 (1911).
Grahl, Paul, Halle a. S., Landsbergerstr. 5/I bei Brandt (1922).
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
*Günther, A., Städt. Museumsdirektor, Coblenz-Lützel, Trierer Str. 122 (1909).
Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1919).
Gummel, Hans, Dr. phil., Assistent am Provinzialmuseum, Hannover-Kleefeld, Spinozastr. 11 (1911).
Guth, M., Frl., Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 3 (1920).
Gymnasium und Realgymnasium, Bielefeld (Anschrift. Prof. Otto Steinbach, Dornberger Str. 13) (1922).
Hackman, A., Dr., Museumsintendent, Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
Haenchen, Karl, Studienrat, Oberlehrer, Berlin-Zehlendorf, Hohenzollernstr. 25 (1919).
*Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
*Hahne, Hans, Univ.-Professor Dr., Museumsdirektor, Halle a. S., Reilstr. 91 (1909).
Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
Haupt, Albrecht, Prof. Dr., Geh. Baurat, Hannover, Escherstr. 23 (1913).
Heck, Hermann jr., Weinhändler, Diez a. d. Lahn, Luisenstr. 51 (1920).
Heimatmuseum der Stadt Friedeberg, Neumark (Anschrift: Gymnasialprofessor Dr. Müller) (1920).
Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig, Tröndlinring 1 (1921).
Heimatmuseum Swinemünde (Anschrift: Rektor Robert Burkhardt, Usedom) (1922).
Heimat- u. Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow, Ostprignitz (1914).
Heimatverein, Westhavelländischer, Rathenow (Anschrift: Studienrat Prof. H. Günther, Rathenow, Bahnhofstr. 31) (1921).
Hellmich, M., Oberlandmesser, Liegnitz, Neue Haynauer Str. 49 (1909).
„Hellweg", Wochenschrift für Kunst, Essen (Ruhr), Theaterplatz 10 (1921).
Herrmann, Carl, Lehrer, Naumburg (Saale), Bahnhofstr. 22/I (1909).
*Heß v. Wichdorff, Hans, Bergrat Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weißenburgstr. 9a (1919).
Heym, W., Studienrat, Marienwerder i. Westpr., Hindenburgstr. 63/I (1921).
Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
*Hintze, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
Hippe, Ella, Dresden-A., Reichenbachstr. 1/I (1920).
Hirschmann, S., Revierförster, Kipfenberg bei Eichstätt (1920).
Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
Hock, Georg, Professor Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1/III (1911).
Hoech, Theodor, Baurat, Kolberg i. Pomm., Moltkestr. 17 (1918).
Hoffmann, C. Tassilo, Dr. phil., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 33/III (1911).
Hofrichter, H., Meißen, Talstr. 14 (1920).
Hohmann, Direktor Dr., Eichwalde, Kr. Teltow (1922).
Holtz, Adalbert, Swinemünde, Buchhandlung Hans Heinrich Kopp, Blücherstr. 8/9 (1922).
Holwerda, J. H., Direktor des Reichs-Altertumsmuseums, Leiden (Holland) (1920).
Holzberger, Joh., Kötzschenbroda-Niederlößnitz (1922).
Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).

Digitized by Google

Horney, Studienrat, Barth i. Pomm. (1921).
Hoyer, Richard, Hauptlehrer, Auguſtfehn i. Oldbg. (1922).
Hüter, Arthur, Studienaſſeſſor, Charlottenburg, Kaiſer Friedrichſtr. 94 (1922).
Hüttenheim, Dr., Geh. Reg.-Rat, Charlottenburg, Thüringer Allee 1 (1912).
Hüttig, Kurt, Dr. med., prakt. Arzt, Lübeck, Johannisſtr. 13 (1920).
Hungerland, Lektor, Dr., Osnabrück, Riedenſtr. 6/II (1909).
Hutloff, Dr. phil., Studienrat, Frankfurt a. d. Oder, Hohenzollernſtr. 2/II (1920).
Hutt, Eugen, Hauptlehrer, Heidelberg, Rohrbacher Str. 66 (1922).
Inſtitut f. Geſchichte d. Medizin an der Univerſität Leipzig, Leipzig, Talſtr. 38 (1909).
Inſtitut, Kunſthiſtoriſches, der Univerſität Leipzig, Leipzig (1910).
Jacob-Frieſen, K. H., Dr., Abt.-Dir. am Provinzialmuſeum, Hannover, Veilchenſtraße 5 (1912).
Jahn, Martin, Dr. phil., Direktorialaſſiſtent, Breslau XVII, Frankfurter Str. 115/IV (1909).
Janke, Hans, Lehrer, Berlin NW 23, Flensburger Str. 14 (1921).
Jarauſch, Konrad, stud. phil., Berlin NW 21, Oldenburger Str. 23 (1921).
Jekelius, Erich, stud. theol., Kronſtadt, Rudolfsring 13 (1909).
Jira, Joſef Anton, Dejwitz bei Prag, Svatovitskagaſſe 5 (1909).
Junkermann, Louis (Agentur f. Konfektion), Bielefeld, Turnerſtr. 11 (1922).
Kaack, H., Lehrer, Segeberg i. Holſt., Kl. Seeſtr. 20 (1918).
Kade, Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
Kahle, Nik. Hub., Dr. med., prakt. Arzt, Köln a. Rh., Hohe Straße 156 (1920).
Kallenowski, Martin, Weißenfels a. S., Gutenbergſtr. 3 (1921).
Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf bei Berlin, Berliner Str. 23a (1914).
Kallius, Erich, Geh. Med.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Heidelberg (früher Breslau, Beethovenſtr.); jetzt: Anat. Inſtitut (1909).
Karnahl, Fritz, Leipzig-Stötteritz, Marienbrunnenſtr. 5 (1919).
Kauffmann, Hildegard, Berlin N 20, Schwedenſtr. 1 (1921).
Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonſtr. 17—19 (1909).
Kern, Joſ., Fachlehrer, Leitmeritz i. Böhmen, Johannisſtiege 14 (1916).
Kießling, Franz, Ingenieur, Wien 5/1, Franzensgaſſe 13 (1919).
Kimakowicz v., Muſ.-Direktor, Hermannſtadt (Siebenbürgen) (1909).
Kirchhoff, Heinrich, Nahrungsmittelchemiker, Schandelah, Kr. Braunſchweig (1914).
Kiſzely, K. J. v., Gymn.-Prof. und Kuſtos am Muſeum, Neuſohl (Banska Bystrica, Tſchechoſlowakei) (1918).
Klein, W., Poſtſekretär, Stettin, Poſtſiedelung, Haus 4 (1919).
Klicks, Karl, Berlin NW 5, Birkenſtr. 32 (1919).
Klinghardt, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 3/I (1921).
Kluge v., Oberleutnant, Jüterbog, 3. Feldartillerie-Regiment, Lehrabteilung (1921).
Knoke, Friedrich, Geh. Rat Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Wittkopſtr. 2 (1909).
Koch, Julius, Dr., Marburg (Lahn), Afföllerſtr. 3 (1910).
Kocher, Walter, Apothekenbeſitzer, Langenſchwalbach, Adlerapotheke (1922).
Korn, Joh., Prof. Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerſtr. 87 (1909).
*Koſſinna, Guſtaf, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlſtr. 10 (1909).
Koſſinna, Richard, Geheimer Juſtizrat, Stadtverordnetenvorſteher, Nordhauſen a. H. (1909).
Kothe, Konrad, Dr. phil., Bromberg, Dolina 17a—c (1914).
Kozlowski, Leon, Univ.-Prof. Dr., Lemberg, Univerſität (1913).

Digitized by Google

Krafft, C., Landschaftsmaler, Charlottenburg, Sybelstr. 6 (1922).
Krause, Paul Gust., Prof., Landesgeologe, Berlin-Eberswalde, Bismarckstr. 27 (1909).
Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
Krehan, Finanzrat, Apolda (S.-Weimar) (1910).
Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
*Kropp, Philipp, Ulrichswalde bei Roda, S.-A. (1909).
Krügel, Gerhard, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47 (1913).
Krügel, Max, Lehrer, Berlin N 58, Stargarder Str. 54/II (1919).
Krüger, Fr., Lehrer, Lieske, Post Neuwelzow N. L. (1915).
Kühn, Herbert, Dr., Berlin W 30, Aschaffenburger Str. 12 (1922).
Kumm, Prof. Dr., Danzig, Westpreuß. Provinzial-Museum, Langemarkt 24 (1912).
Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).
Kuntze, H., Rentmeister, Naumburg a. S., Weißenfelser Str. 41/II (1909).
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim (1910).
Landesbibliothek, Darmstadt (1909).
Landesbibliothek, sächs., Dresden-N. (1909).
Landesbibliothek, steirische, und Johanneum, Graz, Raubergasse 10 (1913).
Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
Landesdirektorium, Hannover (1909).
Landeskunstsammlungen, Württ., vor- u. frühgesch. Abteilung (Altertümersammlung I), Stuttgart, Neckarstr. 8 (1911).
Landesmuseum, Badisches, Karlsruhe i. Bad. (1909).
Landesmuseum Nassauischer Altertümer, Wiesbaden (1921).
Landesmuseum, Schlesisches, Troppau (1919).
Langer, Franz, Oberpostsekretär, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
*Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin W 15, Kaiser-Allee 221 (1909).
Lebius, Rudolf, Buchdruckereibesitzer, Berlin C 2, Breitestr. 4 (1922).
Lechler, Georg, Dr. phil., Charlottenburg, Savignyplatz 6/I (1915).
Lehmann, Ernst, Studienassessor, Erfurt, Burgstr. 18 (1920).
Lehmann, Herbert, Museumstechniker, Berlin S 14, Annenstr. 10 (1921).
Lehmann, J. F., Verlagsbuchhändler, München, Paul Heysestr. 26 (1914).
*Lehmann-Haupt, Carl Fr., Univ.-Prof. Dr., Innsbruck-Mühlau, Villa Edelweiß (1909).
Leinweber, Geh. Reg.-Rat, Goslar, Nonnenweg 4 (1920).
*Lemcke, Hugo, Geh. Rat Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommersche Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).
*Lienau, M. M., Altertumsforscher, Frankfurt a. Oder, Villa Lienau (1909).
Limmer, Fr., Prof. Dr., Darmstadt, Olbrichweg 14 (1911).
Lindau, Gustaf, Univ.-Prof. Dr., Kustos am Botan. Museum, Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
Lissauer, Fritz, cand. med. dent., Berlin W 30, Goltzstr. 38 (1911).
Lorentzen, A., Dr. med., Kreisarzt, Langenschwalbach, Reg.-Bez. Wiesbaden (1911).
Los, Maryan, Graf von Grodkow, Lemberg, Ziemiałkowstig. 4 (1922).
Lüdemann, Karl, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Freiberg (Sachsen), Albertstr. 26 (1915).
Lütke, Heinrich, Dr. phil., Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 95 (1909).
Märkisch, G., Lehrer, Charlottenburg, Fritschestr. 59 (1922).
Magdalinski, Pastor, Schwessin bei Köslin, Pommern (1919).
Mahr, Adolf, Dr., Wien I, Burgring 7, Naturhistorisches Museum (1921).

Digitized by Google

Malfer, D., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
Marquart, Josef, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde, Dahlemer Str. 62 (1921).
Martian, J., Major d. Ref., Gutsbesitzer, Naszod (Siebenbürgen) (1913).
*Martin, J., Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr., Museums-Dir., Oldenburg (1909).
Marx, P., Dipl.-Ingenieur, Koblenz, Fischelstr. 26 (1911).
Massenbach, Frhr. v., Regierungspräsident a. D., Muskau O. L. (1909).
Matern, Erich, San.-Rat Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW 87, Turmstr. 66 (1909).
Matthes, Walter, stud. phil., Berlin NW 21, Waldenser Str. 30/IV b. Gielen (1921).
Matz, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld, Landhaus Daheim (1919).
Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig, Dörrienstr. 16 (1918).
Meißen, Oberstabsarzt Prof. Dr., Essen (Ruhr), Bahnhofstr. 14 (1916).
Mertinat, Otto, Buchdruckereibesitzer, Berlin-Lichterfelde, Potsdamer Str. 57a (1920).
Michel, Fritz, Dr. med., Koblenz, Markenbildchenweg 13 (1921).
Milleker, Felix, Musealkustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
Mitscha v. Mährlein, Ritter Herbert, Wien XIII/5, Lintzer Str. 440 (1921).
Möhle, Ludwig, Oberlehrer, Helmstedt, Wilhelmstr. 8 (1920).
Mötefindt, Hugo, Dr., Charlottenburg 2, Savignyplatz 6/1, Tell-Halaf-Museum (1909).
Mohrmann, Geh. Baurat, Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
Momburg, Fritz, Prof. Dr., Bielefeld, Bahnhofstr. 50 (1921).
Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurterstr. 19 (1913).
Mühlenpfordt, Dr., Studiendirektor, Freiburg i. Schlesien, Friedrichstr. 17 (1922).
Müller, Ch., Maurer- und Steinhauermeister, Kassel, Wörthstr. 3 (1916).
Müller, Gerhard, Studienrat, Berlin-Grunewald, Hubertusbaderstr. 10 (1920).
Müller, Johannes, Leutnant a. D., Berlin-Dahlem, Ladenbergstr. 3 (1921).
Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
Museum der Stadt Essen (Ruhr) (Anschrift: Dr. E. Kahrs), Burgstr. 18, Abt. f. Vor- und Frühgesch. (1913).
Museum, Oberhess. u. Gailsche Sammlung G. m. b. H., Gießen (Anschrift: Prof. Dr. Kramer, Major a. D.) (1919).
Museum für Völkerkunde, Hamburg 13, Binderstr. 14 (Anschrift: Dr. Byhan) (1912).
Museum, historisches, des Staates, Helsingfors (Finnland) (1909).
Museum, Schleswig-Holstein., Daterl. Altertümer, Kiel (1909).
Museum, Prähistorisches, Köln (1919).
Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
Museum, Städtisches, München-Gladbach (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
Museum, Städtisches, Nordhausen (1913).
Museum, Städtisches, Potsdam, Brauerstr. 8 (1920).
Museum, histor. der Pfalz, Speyer, (Anschrift: Museumsdirektor Dr. Sprater) (1915).
Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
Museum, Städtisches, Weimar (1919).
Museum, Naturhistorisches, Anthropolog.-ethnograph. Abtlg., Wien I, Burgring 7 (1921).
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau (1911).

Digitized by Google

Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
Museumsverein Harburg (Elbe) (1909).
Museumsverein, Koblenzer, Koblenz (1912).
Museumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
Museumsverein Pettau, Pettau (Ptuj), Jugoslawien (Anschrift: Konservator Viktor Skrabar) (1922).
Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
Näbe, S. Max, Rentier, Pottenstein i. Obfr. (1909).
Nagorsni, R., Berlin-Steglitz, Belfortstr. 38 (1920).
Negelein, E. v., Leutnant a. D., Breslau XVI, Hobrechtufer 15 (1915).
Neibert, Franz, Deetz, Kr. Zerbst (1920).
Neumann, Gotthardt, Jena, Riemannstr. 4 (1919).
Neumann, Willi, Studienassessor, Berlin W 30, Barbarossastr. 60 (1921).
Niederstein, Friedrich, Dr., Facharzt f. Chirurgie, Bielefeld, Koblenzer Str. 8 (1921).
Niehoff, J., techn. Assistent an der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. S. (1920).
Niklasson, Nils, Museumsassistent, Halle a. S., Landesanstalt f. Vorgeschichte (1919).
Noth, Hermann, Rektor, Berlin-Lankwitz, Seydlitzstr. 34 (1921).
Obst, Kurt, Kaufmann, Bromberg, Postschließfach 6 (1913).
Odensatz, Studienassessor, Stettin, Moltkestr. 19/III (1920).
Osten, v. d., Landschaftsrat, Rittergutsbesitzer, Wisbu bei Muddelmow, Kr. Regenwalde, Pomm. (1921).
Osten, v. d., Hans Henning, Leutnant, Charlottenburg, Uhlandstr. 193 bei Lenz (1920).
Oßwald, Hans, Oberregierungsrat, Hammelburg i. Unterfranken (1915).
Otto, Johannes, Kirchschullehrer, Bernsdorf, Erzgeb. (1919).
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meininger Str. 3 (1909).
Padtberg, August, München, Veterinärstr. 9 (1922).
Pätzold, Alfred, Prof. Dr., Oberrealschulstudiendirektor, Kottbus, Bahnhofstr. 56a (1913).
Panzer, Friedrich, Dr., Universitätsprofessor, Heidelberg (1913).
Panzl, Rud. v., Unterkritzendorf bei Wien, Rosenhügel 18 (1822).
Paschen, Ernst Heinrich, Oberarzt, Berlin NW 52, Melanchthonstr. 21/IV hof l. (1913).
Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbek, Friedenstr. 34 (1916).
Paulsen, Ingwer, Kunstmaler, Ziegelhof bei Friedrichstadt, Schleswig (1922).
Peschel, E., Lehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
Petermann, Studienrat Dr., Berlin-Neukölln, Friedelstr. 28 (1922).
Peters, N., Prof. Dr., Paderborn, Dörener Weg 10 (1915).
Pfeiffer, Prof. Dr., Physikus, Hamburg, Carlstr. 7 (1913).
Pipo, W., Dr. med., Barmen-R., Freiligrathstr. 23 (1919).
Plasse, H., Marienwerder, Graudenzerstr. 4 (1921).
Plettke, Friedrich, Konservator, Geestemünde, Buchtstr. 10/II (1915).
Polthier, C., Professor, Wittstock (Dosse) (1909).
Popp, Hermann, Dr., München, Herschelstr. 23 (1916).
Preidel, Helmut, stud. phil., Bodenbach II (Böhmen) (1921).
Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW, Flensburger Str. 2 (1909).
Preysing, H., Univ.-Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
Prietze, H. M., Reg.- u. Baurat, Hannover-Linden, Falkenstr. 8 (1921).
Provinzialkonservator der Provinz Brandenburg, Brandenburgische Landeshauptkasse, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 19/II (1920).
Provinzialmuseum, Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. S., Richard Wagnerstr. 9/10 (1909).

Digitized by Google

Provinzialmuseum, Westpreußisches, Danzig, Langemarkt 24 (1912).
Provinzialmuseum, Hannover (1909).
Quarg, Hugo, d. J., Weißenfels a. S., Jüdenstr. 23 (1921).
*Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh., Eifelstr. 66 (1909).
Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
Rauch, W., Inspektor, Helmsdorf, Mansf. Seekreis (1909).
Rede v. Volmerstein, Graf v. d., Oberstleutnant a. D., z. Zt. Kolberg, Waldenfelsstr. 1 (1913).
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen (1916).
Reinicke, Erich, Charlottenburg, Schillerstr. 4 (1919).
Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Jfflandstr. 11 (1909).
Reismann-Grone, Theodor, Dr., Zeitungsverleger, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1921).
Reißenberger, Ludwig, Dr., Bezirksarzt, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1913).
Richter, Adolf, Komm.-Rat, Rudolstadt (1916).
Richter, Johannes, Dr., Direktorialassistent, Leipzig-Schleußig, Könneritzstr. 23, Waldhaus (1912).
Rieckmann, Eva, Berlin NW 5, Quitzowstr. 116 (1921).
Riedel, Kurt, Lehrer, Leutnant d. R., Chemnitz, Humboldtplatz 3 (1916).
Rieken, San.-Rat Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
Römer-Museum, Hildesheim, Am Stein (1909).
Rohkrämer, Rich., Roßleben a. U., Wiehestr. 5 (1922).
Rose, v., Amtsgerichtsrat, Hameln (1912).
Roth, Karl, stud. phil., München, Alramstr. 18/I r. bei Boll (1920).
Salbach, Rudolf, Rektor, Berlin SO 30, Reichenberger Str. 45 (1921).
Salgendorff, Hermann, Dr. med., Kreisarzt, Geilenkirchen-Heinshoven bei Aachen (1918).
Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (König Albert-Museum) (1909).
Sammlungen, Fürstl. Fürstenbergische, Donaueschingen (1912).
Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
Saucken, v., Rittergutsbesitzer, Berlin W 57, Ziethenstr. 6 (1922).
Schade, W., stud. electr., Danzig, Olivaer Tor 1 (1921).
Scheidemandl, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
Schelzig, Elisabeth, Glienicke bei Berlin (Nordbahn) (1909).
Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof, Hohenzollernstr. 68 (1921).
Scheu, Hugo, Dr. phil. h. c., Generallandschaftsdirektor u. Ök.-Rat, Königsberg i. Pr. (1915).
Schick, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen) (1913).
Schilling, Friedrich, stud. germ., Frankfurt a. Oder, Huttenstr. 6/II (1922).
Schirmer, Oberst, Berlin-Schöneberg, Eisenacher Str. 76/I (1911).
Schirwitz, Quedlinburg, Lauenburgerstr. 11 (1917).
Schluckebier, Richard, Architekt, Bielefeld, Hermannstr. 63 (1921).
Schmidt, Heinrich, Univ.-Prof. Dr., Klausenburg (Siebenbürgen), Kossuthgasse 51 (1909).
Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlitz, Gutenbergstr. 23 (1909).
Schmidt, Johannes, Pfarrer, Ketzin (Havel) (1913).
Schmidt, Rob. R., Prof. Dr., Privatdozent, Tübingen, Geolog. Institut (1909).
Schmorl, Justizrat, Oschatz (Sachsen) (1911).
Schneider, Dr., Zahnarzt, Münster i. Westf., Königstr. 46 (1921).

Digitized by Google

Schönefeldt, M., Ministerialamtmann, Waidmannslust bei Berlin, Hubertusstr. 10 (1914).
Schoener, G. Ludwig, Bremen, Straßburger Str. 64 (1921).
Schönfeld, Heinrich, Fabrikbesitzer, Herford, Deichtorwall 2 (1921).
Schöninger, Dr., Karlsbad (1922).
Schoppe, Willy, Steiger, Buer-Hugo i. Westf., Westfalenstr. 6 (1922).
Schreiter, Feodor, Steueramtmann, Zschoppau (Sachsen) (1921).
Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
Schröder, H., Geh. Bergrat, Prof. Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Schubart, Reinhard, stud. geod., Berlin N 20, Schönstedtstr. 1 (1920).
Schütz, Konrad, Charlottenburg, Röntgenstr. 9/I (1920).
Schultze, Hugo, San.-Rat. Dr. med., Driedorf (Dillkreis) (1920).
*Schultze, M., Pfarrer, Fahrenwalde bei Brüssow (Uckermark) (1909).
Schulz, Walther, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Prov.-Museum, Halle a. S., Wielandstr. 22/II (1909).
Schulze, Louis, Leipzig, Kronprinzenstr. 32/II (1921).
Schumacher, Paul, Seminaroberlehrer, Weißenfels a. S., Leipziger Str. 29/I (1918).
Schwantes, G., Lehrer, Hamburg 39, Baumkamp 62 (1909).
Seelmann, Hans, San.-Rat, Dr. med., Dessau, Kavalierstr. 7 (1909).
*Seemann, Otto, Dr. med., Zahnarzt, Berlin N 37, Schönhauser Allee 174 (1909).
Seibertz, Norbert, Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Düsseldorfer Str. 72 bei Müller (1913).
Seiffert, J., Architekt, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 24 (1915).
Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. Kiliansgraben 5 (1909).
Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
Seminar für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität München (1922).
Sickel, Ernst, Oberlehrer, Görlitz, Goethestr. 1 (1914).
Sieglerschmidt, Prof. Dr., Binz auf Rügen, Ecke Lottumstr. u. Mukraner Str. (1912).
Sieling, Heinrich, Buchdruckereibesitzer, Naumburg (Saale), Topfmarkt 7 (1916).
Sievers, Direktor, Leiter des St. Realprogymnasiums i. Sensburg i. Ostpreußen (1918).
Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben, Kapellenstr. 453a/I (1909).
Simonis, Engelbert, Brauereidirektor, Koblenz, Adamstr. 4 (1917).
*Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor, Berlin NW 5, Quitzowstr. 123 (1909).
Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 20/IV (1921).
Sommer, Erich, Dipl.-Ing., Niederlößnitz-Kötzschenbroda bei Dresden, Zillerstr. 26 (1921).
Sonder, Wolfgang, Bad Oldesloe i. Holst., Apotheke (1920).
Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
Stahel, August Josef, Hofbuchhändler, Würzburg (1922).
Stahel, Karl, Fabrikdirektor, Bielefeld, Wertherstr. 1c (1920).
Stahel, Rainer, Oberstleutnant, Åbo (Finnland), Däftrastrandgatan (1920).
Stark, Werner, Woltersdorf-Schönblick b. Berlin, Lenzstr. (1921).
Staritz, Ekkehart, Dr., Berlin-Steglitz, Fritschstr. 1 (1920).
Steiner, Franz, Schaab bei Podersam (Böhmen) (1921).
Stephan, Paul, Regierungs-Landmesser, Merseburg, Unteraltenburg 17 (1913).

Digitized by Google

Stimming, Richard, prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
Stoye, Dr. phil., Quedlinburg, Pölkenstr. 15/II (1922).
Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, Berlin-Friedenau, Offenbacher Str. 30 (1912).
Strauch, Paul, ord. Lyzeallehrer, Berlin NW 87, Wullenweberstr. 7 (1919).
Strauß, Konrad, Frankfurt a. Oder, Linden 2/I (1916).
Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Schillerstr. 7 (1909).
Strobach, G., Apotheker, Berlin S 59, Grimmstr. 21/II (1916).
Tabbert, Oberingenieur, Waidmannslust bei Berlin (1920).
Tallgren, J. M., Univ.-Prof. der Urgeschichte, Dorpat, Peplerstr. 15 (1909).
Tanzmann, Bruno, Schriftsteller, Hellerau b. Dresden (1916).
Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
Tegtmeyer, Dr., Silberberg-Sternberg (Neumark) (1912).
Tetzer, Fabrikbesitzer, Buckow, Kr. Lebus, Ringstr. 5/6 (1922).
Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brassо (Rumänien), Roßmarkt 4 (1909).
Thomaß, Ludwig, Kommerzienrat, München, Prinzregentenstr. 9 (1922).
Thomson, A., Reval, Estland, Dompromenade 10 u. 4 (1918).
Thümmel, Konsistorialrat Dr., Groß Salze-Elmen, Kaiserstr. 12a (1921).
Tode, Alfred, stud. phil., Kiel, Hasseld. Weg 11 (1921).
Traub, Dr., Pfarrer, Solln b. München (1920).
Turobin, Bankdirektor, Schwiebus (1919).
Universitätsbibliothek Gießen (1911).
Universitätsbibliothek Greifswald (1909).
Universitätsbibliothek Innsbruck (1917).
Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr. (1913).
Universitätsbibliothek Münster i. W., Dispinkhof (1918).
Universitätsbibliothek Rostock (1915).
Universitätsbibliothek Tübingen (1909).
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln a. Rh., Gereonskloster 12 (1921).
Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
Verein für Geschichte und Altertum in Bernburg (1911).
Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt, Stadtbücherei, Anger 18/II (1909).
Verein für Vogtländische Geschichte und Altertumskunde zu Plauen (Voigtl.) (1913).
Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
Verein für Heimatkunde, Kreuznach (Anschrift: Gymnasiallehrer K. Gieb, Hofgartenstr. 24) (1919).
Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
Verein für Heimatkunde zu Merseburg (Anschrift: Richard Ortmann, Merseburg, Schmale Str. 17) (1921).
Verein für Heimatkunde Strausbergs und seiner Umgebung (Anschrift: Studienrat Dr. K. H. Weber, Strausberg (Mark), Wilhelmstr. 13/14) (1922).
Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied (Anschrift: Felix Arendt, Neuwied) (1912).
Verein Heimatmuseum für Stadt und Kr. Cöthen (Anschrift: Lehrer W. Bethge, Cöthen, Lange Str. 12) (1921).
Verein, Hennebergischer altertumsforschender, Meiningen (1919).
Verein, Historischer, von Oberbayern, München, Zweibrückenstr. 12II (1912).
Verein, Historischer, Neustadt a. d. Hardt (Anschrift: Studienrat Prof. Dr. Mehlis) (1922).

Digitized by Google

Verein, Naturhiſtoriſcher, Bielefeld (Anſchrift Dr. Zickgraf, Bielefeld, Reichspoſtſtr. 12) (1920).
Wagner, Friedrich, Dr., Muſeumsaſſiſtent, München O 8, Preyſing-Platz 1b (1919).
Wahle, Ernſt, Dr. phil., Privatdozent, Heidelberg, Zwingerſtr. 7 (1909).
Wallraf, Staatsminiſter a. D., Exz., Bonn a. Rh., Koblenzer Str. 95 (1913).
*Walter, Emil, Geh. Studienrat Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8b (1909).
Walter, Heinrich, Dr., Pirna (Elbe), Landwirtſchaftl. Schule (1909).
Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Laubacherſtr. 18 (1909).
Wangenheim, A., Frhr. v., Berlin-Wilmersdorf, Detmolder Str. 9 (1922).
Weber, Joh. Emil, Schweizerhäusl in Milland b. Brixen, Südtirol (1918).
Wedepohl, Theodor, Prof., Kunſtmaler, Charlottenburg, Gervinusſtr. 4 (1922).
Weiſe, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Kranzer Allee 35 (1909).
Weisker, Dr., Studienrat, Neuruppin, Wallſtr. Haus Franke (1920).
Wels, Ober-Poſtaſſiſtent, Wittſtock (Doſſe) (1910).
Welz, Dr., Fulda, Schloßſtr. 12 (1921).
Wendemuth, Hauptredakteur, Waldenburg (Schleſ.), Sandſtr. 1 (1921).
Werner, Prof. Dr., Butzbach, Oberheſſen (1916).
Weſpy, Prof. Dr., Direktor, Berlin-Schöneberg, Mühlenſtr. 11 (1918).
Wilcke, Max, Dr., Kreisſchulrat, Zeitz (1909).
*Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt, Rochlitz (Sachſen), Bahnhofſtr. 4b (1909)
Wilke, W., Kaufmann, Berlin O 34, Memeler Str. 60a (1919).
Wilſer, Ludwig, Dr., Heidelberg, Leopoldſtr. 41 (1911).
Winckler, Albert, Dr., Halle a. S., Laurentiusſtr. 6 (1909).
Winkelmann, Fr., Dr., Eichſtätt (Bayern) (1911).
Wirth, Herm. F., Profeſſor Dr., Baarn in Holland, Eemneſſerweg 38 (1919).
Witte, Erhard, Dr., Wolfgang bei Hanau, Reichswerk Wolfgang (1919).
Witz, Major a. D., Ingolſtadt, Nürnbergerſtr. 20, bayer. Hauptlaboratorium (1911).
Wohlenberg, Fritz, Firma (Inhaber Karl Paulſen), Hannover-Döhren (1919).
Wolf, Realgymnaſialdirektor, Hannover-Linden, Faltenſtr. 11 (1919).
Wolff, Diſtriktskommiſſar, Putzig b. Schönlanke, Kr. Filehne (1909).
Wolff, Karl Felix, Schriftſteller, Bozen (Tirol), Obſtmarkt 4 (1909).
Woſſidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Meckl.) (1909).
Wünſchmann, K., Dr. Oberlehrer, Halberſtadt, Moltkeſtr. 57 (1918).
Wüſt, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
Wurzer, Major a. D., Neuburg a. D., Thereſienſtr. 126/I (1911).
Zechlin, Konrad, Muſ.-Konſervator, Salzwedel (1909).
Zinn, Arno, Lehrer, Ohrdruf (Thür.), Reinhardtsbrunnerſtr. 5 (1921).
Zſcheile, Arthur, Dr. ing., Berlin-Friedenau, Cranachſtr. 20 (1921).
Zſchieſche, Landgerichtsrat, Nordhauſen, Stolbergerſtr. 11 (1910).

In Austauſch ſteht die Geſellſchaft mit:

a) Schweizer Geſellſchaft für Urgeſchichte in Solothurn.
b) Univerſitätsbibliothek in Upſala.
c) Wiadomosci Archeologiczne in Warſchau.

* * *

Geſamtzahl der Mitglieder: 518.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft.

Von Oskar Fleischer.

I.

Die Kultur der nordischen Bronzezeit kann nicht sang- und klanglos in den Orkus hinabgesunken sein, sondern muß ihre Spuren hinterlassen haben. Nicht nur bei den Germanen, sondern auch bei anderen Völkern. Das ergibt sich aus folgender Überlegung.

Die Bronze setzt sich aus Kupfer und Zinn zusammen. Beides gab und gibt es zwar reichlich in Südschweden, besonders im alten Bergwerk Falun; Kupfer wurde vielleicht bereits gegen Ende der Steinzeit im Salzburgischen gegraben; aber wir wissen nicht, ob diese Bergschätze schon den Nordländern bekannt waren und von ihnen ausgenützt wurden. War dies nicht der Fall, so mußten die zur Bronze nötigen Stoffe aus anderen Ländern herbeigeschafft werden, und zwar entweder durch fremde Kaufleute und Vermittlung fremder Völker im Austausch, oder dadurch, daß die Nordländer sie selbst aus anderen Gegenden holten. In beiden Fällen müssen sie dabei mit Fremden in Berührung gekommen sein und teils von ihnen irgendwelche Einflüsse erfahren, teils solche Fremden übermittelt haben. Die vielen Bernsteinfunde aus den ältesten Zeiten in Griechenland und Italien legen von einem uralten Handel südlicher Gegenden mit dem Nordlande genügend Zeugnis ab.

Jedenfalls ist es nicht im mindesten anzunehmen, daß die nordischen Völker in der Bronzezeit gänzlich abseits allen Verkehres mit der Welt gestanden haben. Bei dem hohen Range ihrer Kultur, der sich in den künstlerisch höchst eigenartigen und geschmackvollen Formen und der Mannigfaltigkeit der Bronzesachen, in der bewundernswürdigen Feinheit der Goldsachen [1]), in den musikalisch so hochbedeutsamen Musikinstrumenten und in ihren astronomischen Steinsetzungen unbestreitbar dartut, und ferner bei dem Mangel

[1]) Man betrachte sich nur die Goldfunde der germanischen Bronzezeit in G. Kossinnas Werk, Mannusbibl. Nr. 12!

Digitized by Google

ähnlicher Kulturhöhe unter den nächstangrenzenden Völkern zu gleicher Zeit muß von vornherein angenommen werden, daß sich dabei die Nordländer ebenso gebend als empfangend verhalten haben. Dies nachzuweisen ist der Zweck der folgenden Untersuchungen.

Fragen wir zunächst, woher die nordischen Bronzegießer ihr Metall herbezogen haben können, wenn sie es nicht im eigenen Lande fanden, so wird die Antwort lauten müssen, daß nach Plinius' Naturgeschichte das Erz zuerst in Cypern gefunden wurde[1]; von der Insel Kypros, im Mittelalter von den Deutschen Kipper genannt, hat ja auch das „Kupfer" seinen Namen bei den Römern (als Cyprium, cuprum[2]), cyprinum) und von diesen aus bei den Franzosen (cuivre), den Albanesen (κύπρεα), Serben (kupor) und ganz besonders noch vor dem 7. Jahrhundert bei den Germanen (ahd. chuphar. engl. copper, an. koparr, schwed. koppar, dän. kobbar usw.), von denen das Wort zu den Iren (copar), Finnen (kupari), Lappen (kuoppar) und Esten (kubar-waśk) gelangt ist. Nach Kypros fuhr man schon zu Homers Zeiten (Od. 1, 182), „um in Temesa Kupfer für blinkendes Eisen zu tauschen".

Die Bezeichnung „Kupfer" stammt aus später Zeit, wahrscheinlich ward sie erst allgemein, nachdem im Jahre 57 vor Chr. die Römer die Insel in Besitz genommen. Der indogermanische Ausdruck für Erz und Kupfer ist vielmehr im Gotischen aiz, ahd. êr (vgl. nhd. ehern, agl. âr, engl. ore, nord. eir), lat. aes, sanskr. áyas, zend. ayanh. Aber auch dieser geht auf einen Namen der Insel Kypros zurück oder hängt mit ihm zusammen, denn um 1467 vor Chr. wird sie Ajas-ja, später Alasja genannt[3].

Noch viel früher war allerdings bekanntlich die Bronze den Sumer-Akkadern bekannt, ihre Mischung aus Kupfer und Zinn wird in einer akkadischen Hymne besonders angegeben. Ihr Name sumerisch zabar, babylonisch-assyrisch siparru klingt verdächtig an Kypros an, vielleicht holten die ältesten Babylonier ihre Bronze bei ihren Zügen nach dem Westen eben auch von Kypern. Denn sowohl Gudia als Sargon im 3. Jahrtausend vor Chr. berichten uns, daß sie bis an die Küsten des „Westmeeres" d. h. des Mittelmeeres vordrangen, und Sargon von Agade überschritt es sogar und verweilte drei Jahre im Westen, also wohl zunächst auf Kypern[4]. Indessen wird man für den Bezug der Bronze seitens der Nordländer zunächst an das nähergelegene Delos denken müssen, denn das war in alter Zeit der eigentliche griechische Markt für Erz, den der ganze Erdkreis aufsuchte, um sich hier für seine Werkstätten zu versorgen. „Der älteste Ruhm des Erzes gebührt dem von Delos", sagt

[1]) 34, 1: in Cypro, ubi prima fuit aeris inventio.
[2]) Zuerst bei Spartianus, Hist. Aug. I, 725 im 3. Jahrh. nach Chr.
[3]) Kossinna, Die Indogermanen, Leipzig 1921, S. 3, wo diesbezügliche Literatur.
[4]) Vgl. auch die Anmerkung S. 15 weiter unten.

Digitized by Google

Plinius [1]), wo man zuerst Dinge des praktischen Lebens, wie Bettstellen und Sesselfüße, aus Erz fertigte, später auch zur Anfertigung von Kunstwerken wie Götterbildern, Menschenbildnissen und Figuren lebender Wesen überging. Die Insel selbst erzeugte zwar kein Erz, es kam aus Kypros; aber der Welthandel für Erz war hier schon in ältesten Zeiten aufgetan. Auch wurde auf Delos (nach Plinius 4, 22) das Feuer, also der Guß statt des Kaltschmiedens erfunden. Von Delos kam das „heilige Feuer" mit besonderer Feierlichkeit nach Lemnos, der Insel des Schmiedegottes Hephaistos. Hieß doch Delos selbst ursprünglich Pyrpilis von πῦρ Feuer und πίλναμαι herzuführen.

Wenn also die nordische Bronze überhaupt vom Süden kam, so wurde sie mittel- oder unmittelbar von Delos bezogen. Wir werden im Verlaufe unserer Untersuchungen deutlich sehen, daß ein solcher Handelsverkehr tatsächlich bestand, und zwar in beiderlei Gestalt, sowohl über andere Völker hinweg und durch deren Hand, das war die spätere mittelbare Form; in den ältesten, der Vorgeschichte angehörenden Zeiten aber war er ein unmittelbarer, ein Tauschhandel vom Erzeuger zum Verbraucher ohne Zwischenhandel.

Zum Erweis dessen muß ich auf die vielerörterte Sage von dem hyperboreischen Apollo zurückgreifen. Der alte Mythos ist freilich ein Baustein, den die Baumeister der Philologie und Geschichte als unbrauchbar verworfen haben. Ich würde ihn unberührt liegen lassen, wenn ich ihm nicht durch die folgenden Betrachtungen eine wie mi scheint recht beachtliche neue Seite abgewinnen könnte, zu welchem Behufe ich freilich gar manches Allbekannte wiederholen muß, damit diese Untersuchungen ein zusammenhängendes Ganzes darstellen.

Gerade die ältesten griechischen Zeiten, die uns ihre Meinungen, Ansichten und Tatsachen nur in der leicht irreführenden Form von Sagen und Mythen vernehmlich machen können, sind es, die die Herkunft ihrer Kultur aus hohem Norden mit aller Entschiedenheit behaupten und sich dadurch im Einklange mit mancherlei archäologischen Befunden halten. Denn daß der Gott der griechischen Kultur und insbesondere der Musik von einem Lande im äußersten Norden, von den Hyperboreern, zu den Griechen gekommen sei, war ihnen selbst eine ausgemachte Sache. Claudius Älianus, ein Sammler von allerlei alten Geschichten und Anekdoten um 200 nach Chr., sagt ausdrücklich auf Grund seiner Auszüge aus alten Schriften: „Von dem Volke der Hyperboreer und der Verehrung, die dort dem Apollo gezollt wird, singen die Dichter, und die Geschichtsschreiber stimmen ein. Unter den letzteren auch Heka-

[1]) Plin., Hist. nat. 34, 4: Antiquissima aeris gloria Deliaco fuit, mercatus in Delo concelebrante toto orbe, et ideo cura officinis, tricliniorum pedibus fulcrisque. Ibi prima nobilitas aeris. Pervenit deinde ad Deûm simulacra, effigiemque hominum, et aliorum animalium. Erst später kam das äginetische Erz in Aufnahme.

Digitized by Google

täus, nicht der Milesier, sondern der aus Abdera [1])". Wir wollen uns zunächst gar nicht auf die mannigfaltigen und widersprechenden Erklärungen einlassen, die man den Hyperboreern gewidmet hat, sondern nur feststellen, daß schon Herodot und der später selbst zu einem Hyperboreer gemachte Lykier Olen, der erste der das Phöbische Orakel besang [2]), ebenso wie das Gedicht von den Epigonen dieser Herkunft als sicher Erwähnung tun. Hoch im Norden, über dem Boreaswinde, meldet uns Pausanias [3]), wohnten die Hyperboreer in einem Lande, wo Freude und selige Ruhe herrschte und wo die Hälfte des Jahres lichter Tag, die andere helle Nacht war. In diesem Lande wurde Apollo unausgesetzt mit heiligen Liedern gefeiert. Er wohnte in einem hüttenähnlichen Tempel, aus Bienenwachs und Federn gebaut [4]).

Das klingt gewiß recht sagenhaft, war aber offenbar den Griechen der früheren Zeiten durchaus keine Ausgeburt der Phantasie, sondern galt, wie wir sehen werden, als Tatsache. Ehe wir darauf eingehen, wollen wir einmal den (nächst Herodot) ausführlichsten Bericht über Apollos Aufenthalt bei den Hyperboreern mit kritischen Augen betrachten, nämlich die bekannte Erzählung Diodors von Sizilien (2, 47). Ich will die Stelle daher in ihrer ganzen Ausdehnung hier in Übersetzung geben:

„Unter denen, welche die alte Sagengeschichte verzeichnet haben, melden Hekatäus [5]) und einige andere, daß in der Gegend jenseits des Keltenlandes sich eine Insel im Ozean befindet, nicht kleiner als Sizilien. Diese liegt gegen Norden und werde von den Hyperboreern bewohnt, die so genannt würden, weil sie noch jenseits der Gegend wohnen, woher der Boreas weht. Die Insel habe guten Boden und sei fruchtbar, und das Klima so günstig, daß jährlich zwei Ernten stattfinden. Auf dieser Insel soll Leto geboren sein, weshalb denn auch Apollo vor allen Göttern am meisten dort verehrt werde, und die Einwohner seien gleichsam als Priester des Apollo anzusehen, weil dieser Gott jahraus jahrein, Tag für Tag von ihnen mit Lobgesang gepriesen und ganz ausnehmend verehrt werde. Auch ein herrlicher Hain des Apollo sei auf dieser Insel und ein berühmter Tempel, mit vielen Weihgeschenken geschmückt und von kugelrunder Gestalt. Selbst eine diesem Gott geweihte Stadt gebe es dort, und die Mehrzahl ihrer Einwohner seien Kitharaspieler und säßen immer im Tempel, mit Zitherspiel und Gesang dem Gotte lobsingend und seine Taten verherrlichend. Diese Hyperboreer sollen eine besondere Sprache reden und den Hellenen sehr freundlich gesinnt sein, insbesondere aber den Athenern

[1]) De natura animal. 11, 1. Ausg. Fr. Jacobs, S. 243. Dieser Hekatäus lebte zu Alexanders d. Gr. Zeit.

[2]) ὃς γένετο πρῶτος Φοίβοω προφάτας sagt Boio, deren Echtheit allerdings bezweifelt wird, bei Pausanias X. 5.

[3]) ὑπὲρ τὸν ἄνεμον οἰκοῦσι τὸν Βορέαν 5, 8.

[4]) Paus. 10, 5.

[5]) Der nach Plin. Hist. nat. 6, 20 ein eigenes Buch über die Hyperboreer geschrieben hat: privatim condidit volumen de Hyperboreis.

Digitized by Google

und Deliern, und dies Wohlwollen soll schon aus alter Zeit stammen. Auch seien einige Hellenen in das Land der Hyperboreer gekommen und hätten daselbst kostbare Weihgeschenke zurückgelassen mit hellenischen Aufschriften. Desgleichen sei auch vor alter Zeit ein Hyperboreer namens Abaris nach Hellas gekommen und habe Freundschaft und Verwandtschaft mit den Deliern erneuert. Von jener Insel aus soll der Mond nur in einer sehr geringen Entfernung von der Erde erscheinen und ganz deutlich sichtbare Erhöhungen wie die Erde zeigen. Immer nach je neunzehn Jahren soll der Gott selber die Insel besuchen, in welchem Zeitraum auch die Gestirne immer wieder in dieselbe Stellung zurückkehren, weshalb denn auch bei den Griechen ein neunzehnjähriger Zeitraum das Jahr des Meton genannt werde. Wenn aber der Gott dort erscheine, so spiele und tanze er alle Nächte hindurch von der Frühlingsnachtgleiche an bis zum Frühaufgang der Plejaden, indem er sich über seine eigenen Siegestaten freut. Die Könige jener Stadt, zugleich auch die Aufseher des heiligen Haines, sollen Boreaden heißen, als Nachkommen des Boreas (der nach Hekatäus von der Chion drei Söhne hatte), und unter ihnen vererbe sich die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht."

Der Hinweis auf den bekannten Metonschen 19jährigen Jahreszyklus — der ja im wesentlichen bis auf heute noch beibehalten worden ist und sich in der sog. güldenen Zahl in unseren Kalendern wirksam erhalten hat — weist uns deutlich auf den Weg, den wir bei einer kritischen Betrachtung dieser wichtigen Nachricht Hekatäus-Diodors einzuschlagen haben. Der Metonsche Zyklus besteht aus einem Zeitraum von 19 Jahren, nach dessen Ablauf die Stellung des Mondes zur Sonne wieder genau die gleiche ist, wie bei seinem Anfange, so daß sich nun die Mondphasen bei jeder weiteren periodischen Wiederkehr genau in denselben Beziehungen zur Sonne folgen, als beim ersten Male, und die Neumonde immer auf die gleichen Tage des Sonnenjahres bei allen Perioden treffen.

Einen solchen periodischen Ablauf aufzustellen ward dem Griechen Meton gar nicht leicht; es gelang ihm 432 vor Chr. nur durch eine höchst verwickelte Berechnung und Jahresteilung, deren Erfindung und Gebrauch man freilich einem Volke von unbekannter Intelligenz nicht ohne weiteres zutrauen kann.

Nun handelt es sich bei Metons Kalender nur um die Stellung des Mondes zur Sonne. Das muß hier fest im Auge behalten werden. Der diodorische Bericht aber spricht von einer Wiederkehr genau der gleichen Stellung der Gestirne untereinander, das ist ein sehr wesentlicher Unterschied.

Es gibt nämlich noch einen weit einfacheren Weg, zu einem ähnlichen kalendarischen Ergebnis zu gelangen, wie Meton, einen so wenig gewundenen, daß ihn selbst ein Volk von geringem Bildungsgrade hätte gehen können. Denn um eine kalendarische Einrichtung handelt es sich in Diodors Bericht

Digitized by Google

ganz offenbar. Er spricht zunächst vom Monde, der in jenem Lande der Hyperboreer der Erde viel näher stehe als sonstwo, so daß man sogar die Mondgebirge deutlich erkennen könne. Der Mond konnte also im Hyperboreerlande besser beobachtet werden als anderwärts, und darum — so muß man notwendigerweise im Hinblick aufs Folgende schließen — fand er eine genauere Beobachtung und größere kalendarische Beachtung.

Ging man nun von einer bestimmten Stellung der Gestirne zueinander aus, also zunächst des Mondes zur Sonne und den anderen Sternen, so fand es sich jedesmal nach 19 Jahren, ohne irgendwelche Rechenkünste als einfache erfahrungsmäßige Tatsache, daß der Mond dieselbe Stellung zu den übrigen Gestirnen nach diesem Zeitraume wieder einnahm wie vordem. Dann kam der Gott und es begannen Freudenfeste und Spiele mit Tänzen, die von der Frühlingsnachtgleiche bis zum Frühaufgange der Plejaden dauerten. In unserer nun aufzustellenden Rechnung dreht es sich also um einen größeren Zeitraum von 19 Jahren, der bestimmt wird durch die empirisch leicht festzustellende Tatsache der Wiederkehr einer bestimmten Mondkonstellation, und um einen kleineren Zeitraum, der begrenzt wird durch das Frühlingsäquinoktium am 21. März und den Frühaufgang der Plejaden (der gewöhnlich um Mitte, meist 12.—16. Mai stattfindet), der also 52—56 Tage beträgt.

Diese 52—56 Tage oder $7^1/_2$—8 Wochen sind mithin jene außergewöhnliche, festliche Zeit, die den gewöhnlichen Lauf des bürgerlichen Lebens wie des Kalenders bei den Hyperboreern unterbrach. Kalendarisch ist es eine Ausgleichs- oder Schaltzeit, nicht auf ein oder wenige Jahre berechnet, wie das sonst bei den Völkern des Altertums der Fall war, sondern summarisch auf den größeren Zeitraum von 19 Jahren. Solche Schaltzeiten wurden bei allen Völkern festlich begangen. Man denke nur an das Jubeljahr der Juden [1]), an die Saturnalien der Römer, an die Nationalfeste der Griechen und an die Zwölfnächte der Germanen. Hier, bei den Hyperboreern, muß es sich um eine ebensolche, nur größere Schaltzeit, eine Zulage von 52—56 Tagen handeln, die nach je 19 Jahren eintrat, um den Kalender in Ordnung zu erhalten. Es müssen mithin für jedes Jahr $\frac{52}{19}$ bis $\frac{56}{19}$ Tage einzuholen gewesen sein, d. h. 2,73(6842) bis 2,95 für ein Jahr. Die erstere Zahl ist, bis auf die Tausendstel, genau das Zehntel eines siderischen, die letztere ganz genau das Zehntel eines synod. Monates. Daß hier kein blinder Aberglaube, keine nichtige Mythenschreiberei vorliegt, ist von vornherein deutlich genug zu erkennen. Hier muß eine höchst reale Tatsache zugrunde liegen. Besonders da ich im Mannus 11/12 nachgewiesen habe, daß die Rechnung nach siderischen Monaten im Norden, die nach synodischen im Süden Europas heimisch war.

[1]) Vgl. 3. Mos. 25.

Digitized by Google

Diodors Bericht hat nun ausdrücklich die Stellung des Mondes zu den Gestirnen im Auge, die am Ende des 19jährigen Zyklus die gleiche war wie am Anfang. Er spricht also zunächst nur vom Monde als dem maßgebenden Kalenderstern. Nach dem Monde richteten die Hyperboreer ihre Zeitrechnung. Auch tanzt der Gott Apollo, der doch sonst als Sonnen- und Tagesgottheit gilt, nur die Nächte hindurch. Deshalb haben wir es hier offenbar mit einer Kalenderrechnung zu tun, die sich auf den Mond und seine Bewegungen gründet, wie übrigens im Grunde genommen fast alle Kalender. Die augenfälligste Veränderung des Mondes ist seine Wandlung nach 4 Phasen, Neu-, zunehmender, Voll- und abnehmender Mond, die Niemandem entgehen kann. Jede dieser Wandlungen vollzieht sich in etwas über 7 Tagen, was im bürgerlichen römischen und heutigen Kalender sich in der 7tägigen Woche und dem 4wöchigen Monat maßgebend erhalten hat. Solcher Monate hat dann das Sonnenjahr 13 nebst 1 Tag darüber. Astronomisch gerechnet aber kehrt die gleiche Phase erst in 29,53059 Tagen wieder, die den sog. synodischen Monat ausmachen. Ein solcher hat also rund $29\frac{1}{2}$ Tage, und wenn man nicht mit halben Tagen rechnen will, muß man abwechselnd dem Monate 29 und 30 Tage zuteilen. Im Laufe eines Sonnenjahres von $365\frac{1}{4}$ Tagen ergeben sich 12 volle synodische Monate oder 354 Tage. Dies wollen wir das synodische Mondjahr nennen; es ist um $11\frac{1}{4}$ Tag kürzer als das Sonnenjahr. Oder genauer gerechnet beträgt das synodische Mondjahr 354,36708 Tage und ist, da das Sonnenjahr 365,2425 Tage umfaßt, um 10,87542 Tage kürzer als dieses.

Nicht so augenfällig, aber ebenso leicht für den Laien und einfachen naturbeobachtenden Menschen ist die Feststellung des siderischen Umlaufes des Mondes, d. h. der Zeit, die der Mond braucht, um seinen östlichen Lauf am gestirnten Himmel zu vollenden und genau in dieselbe Stellung zu den übrigen Gestirnen wieder zu gelangen als vorher. Darum dreht sich aber Diodors Bericht, nach welchem also der siderische Monat der maßgebende bei den Hyperboreern war. Um ihn festzustellen braucht man nur einen oder mehrere der großen Fixsterne ins Auge zu fassen und im Vergleich mit diesem die Fortbewegung und Wiederkehr des Mondes zu verfolgen. Dieser Umgang des Mondes vollzieht sich in 27,32166 also fast $27\frac{1}{3}$ Tagen; in einem Sonnenjahr geschieht es 13mal, was 355,18158 Tage ausmacht. Das siderische Mondenjahr bleibt also gegenüber dem Sonnenjahr von 365,2425 Tagen um 10,06092 Tage im Rückstand.

Wie wir nun heute im bürgerlichen Kalender nicht mit 365,2425 sondern nur mit 365 Tagen im Jahre rechnen, dem Überschusse von 0,2425 Tagen aber im ganzen nach 4 Jahren durch Einschaltung eines Tages Rechnung tragen (und da es dann immer noch an astronomischer Genauigkeit mangelt, nach längerer Zeit Wiederausschaltungen vornehmen müssen), so ist im bürgerlichen Leben allerwärts und zu allen Zeiten nur möglichst mit ganzen Tagen gerechnet worden. Die Monatszeiten bis auf die Sekunde genau aus-

Digitized by Google

zurechnen, gelingt selbst unseren Astronomen noch nicht, weil die Mondbewegung mannigfachen Störungen unterliegt. Wieviel weniger also wird dies für den rein praktischen Gebrauch des Alltags vorausgesetzt werden können! Solche kleinste Zeitteile machten sich eben erst im Verlaufe vieler Jahre und Jahrzehnte bemerkbar. In Diodors Hyperboreer-Bericht handelt es sich um einen Zeitteil, der sich nach 19 Jahren störend aufdrängte und daher nach Berücksichtigung verlangte.

Nahm man nun den siderischen Monat von rund 27 Tagen an, so ergab sich bei 13 Monaten im Sonnenjahr ein Mondenjahr von 351 Tagen, gegenüber dem astronomischen siderischen Mondenjahr von 355,18158, die Differenz beträgt 4,18158 oder rund 4 Tage. Hierbei ergibt sich als nächstliegende Teilung eine Unterteilung des Monates in 3 Wochen zu je 9 Tagen. Das ist eine Monatsrechnung, wie ich sie bei den Germanen der vorchristlichen Zeit aus alten erhaltenen Runenkalendern in Skandinavien und Süddeutschland als ursprünglich nachgewiesen habe [1]), die aber bei keinem anderen Volke weder im Altertum noch in späterer Zeit in Anwendung gewesen, oder doch bisher noch bei keinem im praktischen Gebrauche sicher nachgewiesen worden ist.

Nun mußte es öfter begegnen, daß bei Wiedereintritt derselben Gestirnstellung auch dieselbe Mondphase wiederkehrte. Das konnte auch dem einfachsten Beobachter nicht entgehen, denn Niemand konnte den Eintritt etwa des Voll- oder Neumondes dabei übersehen. Wenn dieses Zusammentreffen sich aber auch noch mit der gleichen Stellung der Sonne verband, so ergab das eine Gestirnkonstellation von denkbar eindrucksvollster Wirksamkeit. Dann konnte man im höchsten Wortsinne von einem astronomisch-kalendarischen Phänomen sprechen, wo „die Gestirne wieder in dieselbe Stellung zurückkehren", wie Diodor sagt.

Das geschieht jedesmal eben nach 19 Jahren. Denn 19 Sonnenjahre ergeben genau 6939, 6075 Tage. Fast peinlich genau soviel, nämlich 6939,68865 Tage machen 235 synodische Monate zu je 29,53059 Tagen aus, und ebenso sind 254 siderische Monate 6939,70164 Tage. Der Eintritt aller drei Phänomene, des Mondes in die gleiche Stellung zu den Gestirnen einerseits, des vollendeten Jahresumlaufes der Sonne anderseits und zum dritten auch der gleichen Phase des Mondes, vollzieht sich innerhalb weniger Stunden an einem und demselben Tage, ein Ereignis, das schon an und für sich wegen seiner Seltenheit und astronomisch-kalendarischen Wichtigkeit einer gewissen Festlichkeit nicht entbehrt. Es kommt aber noch Bedeutsames hinzu.

Es gibt eine dritte Art der Berechnung eines Mondmonates. Sie knüpft ebenfalls an „die Stellung der Gestirne" an. Es ist der sogenannte Drachenmonat, d. h. die Zeit von dem Augenblicke an, wo der Mond die Bahn der Erde durchschneidet (Mondknoten) bis zu dem Augenblicke, wo er nach einem

[1]) Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa, Mannus, Bd. 11/12, S. 276ff.

Digitized by Google

vollen Umlaufe zu ebendiesem Punkte zurückkommt. Das vollendet sich durchschnittlich in 27 Tagen 5 Stunden 5 Minuten 34 Sekunden, so daß ein Sonnenjahr 13 Monate = 353 Tage 18 Stunden 12 Min. 22 Sek. enthält. 255 solcher Drachenmonate ergeben ebenfalls 6939 Tage (2 Stunden 39 Min. 30 Sek.) [1])

Da aber hiervon und besonders von der Lage der Mondknoten wesentlich die Mond- und Sonnenfinsternisse abhängen, so spielen sich nach Ablauf von diesen 19 Jahren alle Mondfinsternisse nahezu genau in der gleichen Reihenfolge wieder ab, wie in der vorhergängigen Periode. Die 19jährige Periode des Drachenmonates ist also auch ein sehr wichtiges meteorologisches Moment.

Nun wird durch Hekatäus und Diodor ausdrücklich berichtet, daß nach dem Ablauf von 19 Jahren eine Festperiode begann mit dem Tage des Frühlings-Äquinoktiums. Das ist aber erfahrungsgemäß gerade die Zeit, wo gern Polarlichter auftreten, zuweilen von einer großen Heftigkeit und Glut, deren Größe und Zahl mit dem Wechsel der Sonnenflecken, also einer scheinbaren Verminderung des Sonnenlichtes zusammenhängen, und die ebenfalls in Perioden (von mehr als 11 Jahren) wiederkehren. Dieser innige Zusammenhang des Polarlichtes mit der Sonnentätigkeit konnte selbstverständlich auch schon im Altertum beobachtet werden, und war dies der Fall, so ließ sich das mythologisch gar nicht anders ausdrücken, als es Diodor ausgesprochen hat, nämlich daß der Lichtgott erscheint und — wie das auf- und abwogende Polarlicht — eine Zeitlang „alle Nächte hindurch spielt und tanzt".

Gleichzeitig treten zur Zeit der Äquinoktien die stärksten Gezeiten auf, d. h. es zeigt sich Ebbe und Flut zu dieser Zeit am auffälligsten und steigert sich nicht selten zu Springfluten. Das wußte man schon im Altertum, denn Aulus Gellius sagt, „daß einige irdische, dem Menschen nahe liegende Dinge durch einen fühlbaren inneren Zusammenhang mit den Himmelskörpern beeinflußt werden, wie z. B. die Ebbe und Flut des Meeres, welches gleichsam mit dem Monde Hand in Hand geht und sich zugleich nach dem Abnehmen und Zunehmen desselben richtet [2])". Für nordische Völker war aber die Beobachtung der Gezeiten wesentlich, für die am Mittelmeer, das kaum Ebbe und Flut hat, jedoch bedeutungslos. Nur der Norden des adriatischen Meeres bei den Venetern hat Ebbe und Flut [3]). Und wiederum ist es ein 19jähriger Zyklus, den man noch heute für die Feststellungen der Gezeiten eines Ortes benützt.

---

[1]) Zieht man von den $6939^2/_3$ Tagen die eines vollen synodischen Jahres also $354^1/_3$ Tage ab, so erhält man die sog. Chaldäische Periode von $6585^1/_3$ Tagen, nach welcher schon die ältesten Astronomen Babylons (nach Geminus) die Finsternisse der Sonne und des Mondes berechneten. Man nennt sie auch die Saros- und neuerdings die Halleysche Periode. Nach ihr, d. h. nach 242 Drachenmonaten, hat der Mond in Beziehung auf die Sonne, auf die Erde und auf die Knoten seiner Bahn wieder dieselbe Lage wie zuvor.

[2]) Noct. Att. 14, 1, 3.

[3]) Strabo 5, 1, 5.

Digitized by Google

In den alten römischen Kalendern ist ferner bei der Frühlings-Tagundnachtgleiche öfters vermerkt: Aequinoctium pluit, interdum tonat und Servius spricht von schweren Gewittern, die an eben diesem Tage einträten [1]). Kurz, der Tag der Frühlingsnachtgleiche ist kalendarisch, meteorologisch, und nach Beziehung der Schiffahrt und des täglichen Lebens von größer Wichtigkeit.

Die Festeszeit dauerte bis zu dem Frühaufgange der Plejaden. Das Erscheinen der Plejaden spielt ja auch sonst im Altertum eine bemerkenswerte Rolle, denn Griechen und Römer rechneten von ihm an die der Schiffahrt günstige Jahreszeit und den Sommer, ebenso wie mit deren Untergang die Zeit der Stürme eintrat [2]).

Die ganz besondere Wichtigkeit, die dem Siebengestirne in der antiken Mythologie beigelegt wird, ist bekannt. Hier bezeichnet der Aufgang des Siebengestirnes das Ende der hyperboreischen Kalender-Festzeit.

Da nun die Tages- und Nachtgleiche auf den 21. März fällt, der Frühaufgang der Plejaden aber auf die Mitte, gewöhnlich den 12.—16. Mai, so ergibt sich, wie bereits gesagt wurde, als Dauer der Festzeit die Zahl von 52—56, im Mittel von 54 Tagen. Das entspricht aber den durch das siderische Mondenjahr gegebenen Verhältnissen in so auffälliger Weise, daß man über die Genauigkeit der Diodorschen Angaben nur staunen kann.

Die 19 Sonnenjahre, die der hyperboreische Jahreszyklus umfaßt und die 6939 Tage ergeben, sind gleich 254 siderischen Monaten oder 235 synodischen; der Unterschied zwischen den beiden beträgt 19. Faßt man diese 19 als siderische Monate auf, so sind es $27{,}32166 \times 19 = 519{,}11154$ also nahezu 10×52 Tage, nimmt man sie aber als synodische, so kommen $29{,}53059 \times 19 = 561{,}08121$ Tage heraus, also rund 10×56. Das heißt 10×52 bis 56 Tage beträgt der Ausgleich zwischen den beiden Kalenderrechnungen, die den Mond sei es seiner siderischen Stellung nach, sei es im Hinblick auf die Mondphasen, zur Maßgabe haben, und darum handelt es sich hier. Das aber ist verzehnfacht eben derjenige Zeitraum, der die Festzeit der Hyperboreer bildet.

Rechnet man das siderische Mondenjahr zu 12 Monaten, so sind 254 Monate = 21 siderische Mondenjahre nebst 2 siderischen Monaten. Diese 2 Monate aber sind $2 \times 27{,}32166 = 54{,}64332$ Tage, also rund 54 Tage. Zu genau dem gleichen Ergebnis kommt man, wenn man das hyperboreische Mondenjahr zu 14 Monaten annimmt, dann sind es ebenfalls 2 Monate = 54 Tage über 18 Jahre. Das nämliche ergibt sich, nimmt man das Jahr zu 9 Monaten an, es bleiben 2 Monate über 28 Jahre, man kommt also immer auf die durchschnittlichen 54 Tage der hyperboreischen Festzeit.

[1]) Zu Aeneis 11, 259: Constat Graecos tempestate laborasse aequinoctio vernali, quando manubiae Minervales, i. e. fulmina tempestates gravissimas commovent.

[2]) In einem alten römischen Kalender findet sich beim 13. Mai der Vermerk: Pleiades oriuntur. Aestatis initium; Ovidausgabe Basel 1569. II. S. 364. Und beim 1. Nov: Vergiliae occidunt, pruina decidit matutino... aeri sque ad frigora fit conversio, ebenda S. 405.

Digitized by Google

Gerade die letzte Annahme eines siderischen Jahres von 9, 12 oder 14 Monaten zu $27^1/_3$ Tagen ist geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, wenn wir auf die Kalenderordnung achten, die Solon als Archon 594—93 vor Chr. in Athen einführte. Er stellte bekanntlich eine Trieteris auf, d. h. wörtlich ein Dreierjahr, einen Zyklus von drei Jahren. In Wirklichkeit besteht sein Zyklus aber doch nur aus zwei Jahren?! Die Bezeichnung verstößt so auffällig gegen ihren sachlichen Inhalt, daß man hieraus einen wichtigen Schluß ziehen kann, nämlich den, daß dem Ausdrucke Trieteris ursprünglich eine andere Kalenderrechnung zugrunde gelegen haben muß.

Der zweijährige solonische Schaltzyklus setzte sich folgendermaßen zusammen. Er besteht aus:

6 hohlen Monaten (κοῖλοι μῆνες)	zu 29 Tagen	= 174 Tage
6 vollen Monaten (πλῆρεις)	zu 30 Tagen	= 180 „
macht ein synodisches Jahr		oder 354 Tage
Das ergibt bei zwei Jahren		354 × 2 = 708 „
Dazu alle zwei Jahre ein Schaltmonat von 30 Tagen		= 30 „
		Zusammen 738 Tage

Somit ist das gewöhnliche Jahr Solons synodisch, das Schaltjahr aber ein siderisches von 384 Tagen = 14 Monaten wie soeben hypothetisch angenommen bei den Hyperboreern. Der Unterschied zwischen ihnen und den 365 Tagen des Sonnenjahres beträgt 19. Faßt man aber die Trieteris, der ursprünglichen Wortbedeutung gemäß, als Zeitraum von drei Jahren auf, so entfallen auf 1 Jahr 738:3 = 246 Tage oder 9 siderische Monate, ebenfalls wie bei den Hyperboreern. Der Unterschied zwischen ihnen und dem Sonnenjahr beträgt 119 Tage. Somit lag dem Solon ein großes siderisches Mondenjahr von 14 und ein kleines von 9 Monaten zu je $27^1/_3$ Tagen vor, die er aber beide, von der alten siderischen Kalenderrechnung zu der synodischen übergehend, durch ein nach der Sonne orientiertes (gebundenes) synodisches Mondenjahr mit zwölf $29^1/_2$- (bzw. abwechselnd 29- und 30)tägigen Monaten ersetzte. Dadurch wurde er zur Einschiebung eines 13. Monates von 30 Tagen als Schaltmonat aller 2 Jahre gezwungen. So kam er zu einem Jahr von 384 Tagen. Das ist ebensoviel als ein synodisches Mondenjahr von 13 Monaten, denn 13 × 29,53059 = 383,89767 Tage [1]).

Aus allen diesen Tatsachen und Betrachtungen ergibt sich wohl mit unwiderleglicher Sicherheit, daß Diodors Bericht keine Fabel sein kann, sondern daß er auf Wahrheit beruht. Weder er noch irgend ein anderer Gewährsmann konnte sich die berichteten Tatsachen selber erdichten, weil weder der eine noch der andere von ihnen von den sie erklärenden Tatsachen auch nur die leiseste Ahnung mehr gehabt haben kann.

[1]) Beachte hierzu Anhang I, S. 67.

Digitized by Google

Indessen könnte man vielleicht im Hinblick auf den von Diodor gebrachten Hinweis auf Metons Zyklus vom Jahre 432 vor Chr. den vielgebrauchten Einwand machen, daß dieser ganze Diodorsche Bericht nur spätere gelehrte griechische (alexandrinische) Mache oder die Zahl 19 der Jahre „eine Akkomodation an den metonischen Zyklus statt ursprünglich 9" sei (Preller). Aber die Zahl 9 ist, wie wir zeigen werden, so innig mit dem Apollokult verquickt, daß niemand einer gelehrten Schrulle zuliebe davon abweichen konnte, ohne sich lächerlich zu machen. So etwas will bewiesen und nicht bloß behauptet sein.

Gerade Diodors Hinweis auf Meton ist vielmehr ein gewichtiges Zeugnis für die Ursprünglichkeit seiner Angaben. Denn Metons 19jähriger Zyklus ist kalendarisch ganz etwas anderes als die hyperboreische 19jährige Periode. Das konnte Diodor nicht wissen, er dachte irrigerweise durch den Hinweis die alte Tradition rechtfertigen zu können.

Erstens begann nämlich das Metonsche Jahr nicht, wie das hyperboreische, mit dem Frühlingsäquinoktium, sondern mit dem Sommersolstitium. Damit widersprechen sich beide Rechnungen gerade in dem, was die Hauptsache an der ganzen Erzählung ist. Denn die Festzeit mit der Einkehr Apolls in seiner nordischen Heimat ist doch das wesentlichste am ganzen Bericht, um den er sich dreht, wie um seinen Angelpunkt. Gerade, daß sie mit der Tagundnachtgleiche beginnt, ist durch die astronomischen, meteorologischen, nautischen u. a. Verhältnisse, die sich damit verbinden, überaus wichtig.

Zweitens ist in der hyperboreischen Periode die kalendarisch notwendige Schaltzeit, eben diese Festzeit von 54 Tagen, an ihr Ende gesetzt. Das ist zwar ein etwas plumpes Mittel, mehr empirisch als wissenschaftlich, aber sehr einfach und natürlich. Meton jedoch verteilte die Schaltzeit durch seine astronomische Berechnung sehr kunstvoll über die verschiedenen Jahre des Zyklus hinweg in einer Weise, daß man Mühe und Not hat, sich durch diese künstliche Rechnung hindurchzuwinden. Denn 12 Jahre seines Zyklus haben je 12 Monate, 7 andere wieder 13; das gab eine recht verwickelte Rechnung, die man nicht so einfach im Kopfe anstellen oder wie die hyperboreische einfach vom Himmel ablesen konnte. Darum verfertigte man *παραπήγματα* als Kalender mit den Angaben des Sonnen-Jahresumlaufes, der Mondphasen, der Auf- und Untergänge der hauptsächlichsten Fixsterne, der Jahreszeiten usw., die an der Mauer an der Pnyx in Athen in goldenen Lettern aufgeschrieben wurden, damit das Volk sich danach richten konnte, ohne erst selber kopfbrecherische Berechnungen anstellen zu müssen.

Drittens war der Monat, mit dem Meton einzig und allein rechnete, der athenische, synodische, auf den Mondphasen aufgebaute, während die Hyperboreer sich nach der Stellung des Mondes zu den Gestirnen richteten, d. h. den siderischen Monat ihrer Zeitrechnung zugrunde legten.

Digitized by Google

Im übrigen ist die 19jährige Periode keine Erfindung, worauf Meton oder die alten Griechen überhaupt ein ausschließliches Recht geltend machen könnten, im Gegenteil. Einen 19jährigen Zyklus haben auch die Juden. Ihr Mondenjahr besteht aus 12 Monaten zu 29½ Tagen, wie das Solons, beginnt mit dem Neumond, und der Jahresanfang fällt auf denjenigen Neumond, welcher dem Herbstäquinoktium am nächsten liegt, nämlich im September-Oktober. Das Jahr hat regelmäßig 354 Tage, doch kann es auch mehr oder weniger haben. Je 19 Jahre bilden eine Periode, worin das 3., 6., 8., 11., 14., 17. Jahr Schaltjahre sind, d. h. es wird ihnen ein synodischer Monat von 29½ Tagen eingefügt, so daß es dann wie Solons Jahr 383½ Tage, oder einmal 383, ein andermal 384 und 385 hatte. Mit einem Worte, es ist im Grunde genommen Metons Zyklus, vielleicht auch sein Vorbild oder umgekehrt. Mit der von Diodor bezeugten hyperboreischen Zeitrechnung haben beide unmittelbar nichts zu tun. Die Juden rechnen sehr summarisch:

7 Jahre zu je 13 Monaten von 29½ Tagen = 383 × 7 = 2681
12 Jahre zu je 12 Monaten von 29½ Tagen = 354 × 12 = 4248
Zusammen 6929

während Metons Periode von 6940 Tagen der genauen hyperboreischen Rechnung mit 6939 Tagen erheblich näher kommt. Auch feierten die Juden nicht nach 19, sondern erst nach 7 × 7 = 49 Jahren ihr großes Kalenderfest des Jubeljahres.

Eine 19-Jahresperiode kennen auch die Chinesen schon sehr frühe. Das Jahr ist ein synodisches Mondenjahr mit 12 Monaten zu 29—30 Tagen (kleiner und großer Monat). Zum Ausgleich mit dem Sonnenjahr schaltet man einen Monat ein, innerhalb der 19 Jahre hat man 7 Schaltjahre mit 13 Monaten von 383—384 Tagen. Der Monat beginnt mit dem Tage des Neumondes, der Tag mit der Mitternachtsstunde. Diese Kalenderrechnung wurde um 600 nach Chr. durch den buddhistischen Priester Kwankin aus Korea in Japan eingeführt [1]). Sie hat mit der hyperboreischen Periode ebenfalls unmittelbar nichts zu tun. Daraus ergibt sich, daß man auf sehr verschiedenen Wegen und unabhängig voneinander zu einem 19jährigen Zyklus gelangen konnte.

Von welcher Seite wir auch Diodors Hyperboreer-Bericht betrachten, — wir kommen überall zu dem Schlusse, daß sich ihn weder Diodor noch sein Gewährsmann Hekataios erdacht haben kann, sondern daß wir in ihm ein brauchbares historisches Denkmal besitzen. Gerade der Hinweis auf Metons Periode, wahrscheinlich Diodors Zutat, ist ein wichtiges Zeugnis dafür, daß jener fest auf Tatsachen ruht, sonst würde der naive Widerspruch in diesem Vergleiche mit einer Rechnung, die jede summarische Festzeit grundsätzlich beseitigt, nicht haben aufkommen können. Die hyperboreische Zeitrechnung war auf Empirie, rein praktischer Naturbeobachtung begründet, deshalb

[1]) M. Tunas, Vom Kalender der Japaner. Memnon II, 1913, S. 199.

Digitized by Google

naturgegeben und einheitlich, Metons Kalender aber wissenschaftlich durch theoretische Rechnung gefunden, daher der amtlichen Aufzeichnung bedürftig. Dieser schwankt zwischen 12 und 13 Monaten und zwischen 28—31 Tagen im Monate (wie unser Kalender) hin und her, eine Kontrolle durch den Laien war ausgeschlossen. Daher hat sich von Metons Kalender auch nur das erhalten können, was das Wesentliche, weil Naturgegebene an ihm ist, das Gesetz der Güldenen Zahl mit seiner Reihe 1—19, die im altgermanischen Kalender so scharf hervortritt [1]). Das hat Metons Kalender mit dem hyperboreischen allerdings gemeinsam; aber ob es von ihm stammt, ist noch sehr die Frage, wenigstens wissenschaftlich nicht erwiesen. Wenn man auf Grund unserer Darlegung bedenkt, daß die vorsolonische griechische Zeitrechnung offenbar ihrem ursprünglich siderischen Wesen nach Verwandtschaft mit der hyperboreischen hat, so kann man sogar recht wohl vermuten, daß Meton zu seinem 19jährigen Zyklus durch alte Überlieferungen angeregt und bei näherer Ausarbeitung des Gedankens vielleicht von orientalischer Seite her unterstützt worden ist.

II.

Man wird hierbei an die nationalen Festspiele denken, die die alten Griechen seit Lykurg und Iphitos von Rhegion um 888 zum Zwecke des kalendarischen Ausgleiches einrichteten und die, wie die Olympischen, so regelmäßig wiederkehrten, daß man danach die ganze Chronologie einrichtete. Eine Olympiade umfaßte einen Zeitraum von mehr als 4 Jahren. Im 5. Jahre am dritten Vollmond nach der Sommersonnenwende wurde das Fest im August oder Sept. 5 Tage lang gefeiert. Es waren 50 Monate, die zwischen je zwei Festspielen lagen, weshalb denn die Zahl 50 auch in der griechischen Mythologie so häufige und auffällige Verwendung findet. Auf diesen Punkt näher einzugehen liegt im Plane meiner Beweise.

50 Köpfe hat der Sohn des Uranos und der Ge, Briareus, sowie die riesigen Hekatoncheiren Aigaion, Kottos und Gyges, dazu 50 Paar Hände; 50 Köpfe auch bei Hesiod der Kerberos und die Hydra [2]). 50 Töchter hat Nereus, der Gatte der Doris (bei Hesiod), 50 Töchter auch der altargivische Heros Danaus, wie sein Bruder Aigyptos 50 Söhne. 50 Söhne hat des Pelasgos Sohn Lykaon, der vorsintflutliche König in der Peloponnes und Gründer der meisten Städte in Arkadien. 50 Söhne hat der Arkader Pallas, die ihrem Vetter Theseus die Herrschaft streitig machen. 50 Töchter hat Thespios, der König von Thespiae, der den Herakles 50 Tage lang bewirtete, wobei er ihm allnächtlich eine seiner Töchter beigab, woraus 50 Söhne hervorgingen, von

[1]) Mannus 11/12, S. 295ff. Beachte hierzu Anhang II, S. 71.

[2]) Wofür häufig nur 3 Köpfe des Kerberos (Apollodor, Euripides) und der Hydra gezählt oder dargestellt werden. Nach A. Kuhn soll Kerberos Bruder des Ἑρμείας = ind. Sârameyas sein, also einem Kalendermythos angehören. Vgl. Rigveda 10, 14 u. 10.

Digitized by Google

denen dann 7 in Thespiae unter dem Namen Demuchoi die Regierung bis zu Diodors von Sizilien Zeit in Händen hatten. Hier verbindet sich bereits die Zahl 50 mit der 7. Ebenso in der Sage vom Zuge der Sieben gegen Theben, wo die Thebaner den Argivern einen Hinterhalt von 50 Mann legen, Tydeus sie bis auf einen erschlägt und dann die 7 Führer die 7 Tore der Stadt belagern. Als die Achäer unter Aratus Akrokorinth erobert hatten, legten sie 50 Jäger und 50 Hunde zur Besatzung nebst 400 Mann hinein [1]). 50 Jahre lang versprechen die Herakliden den Angriff auf die Peloponnes zu unterlassen, wenn Hillos im Zweikampfe falle [2]).

Es handelt sich hier vorzugsweise um altpeloponnesische Sagen und Mythen [3]). Weniger kommen die Beispiele für 50 im übrigen Griechenland vor, wie wenn den Kadmosenkel Aktaion auf Betreiben der Mondgöttin Artemis seine 50 Hunde zerreißen, oder Hermes als Säugling dem Apoll in Pierien am Olymp seine 50 Kühe entführt. Wohl aber tragen griechische Helden offenbar die Zahl 50 nach Kleinasien hinüber [4]). 50 Helden beteiligen sich an der Argonautenfahrt. Mit 50 Schiffen kommt Achill nach Troja, mit eben sovielen folgt ihm Phönix, und auch Nestor geht mit 50 Schiffen nach Troja. Dort hat König Priamos 50 Söhne; er hieß früher Podarkes und wird von den Mythologen als Sonnenheros angesehen. Dem Gründer Ilions, Ilos, verspricht und gibt der phrygische König 50 Jünglinge und 50 Jungfrauen als Wettkampfpreis nebst einer scheckigen Kuh (die mythologisch auf den Mond deutet). 50 Mannen gibt Tros, der Gründer Trojas, seinem Sohne Ganymed mit nach Lydien, um dem Zeus ein Opfer darzubringen. 50 Töchter wuchsen dem Erbauer von Paphos auf Kypern, Kinyras, heran, die sich über Hera erhoben und deshalb von ihr zu Steinen verwandelt wurden.

Ganz besonders auffällig ist, daß sich diese Zahl 50 gern mit der 7 verknüpft. Theben hatte 7 Tore, 7 Helden ziehen gegen sie und in Heerhaufen von je 50 verteilt dringen sie in die Stadt. Nach Plinius soll Theseus 50 Jahre alt gewesen sein, als er die 7jährige Leda entführte. In der Sage von Phöbos

---

[1]) Plutarch, Aratus.

[2]) Diesen Hillos erklärt Siecke, Mondgottheit bei den Griechen, Progr. Berlin 1885, S. 24 als den glänzenden Sonnenball, sk. svaryas, * *σFελjο*, s. Kuhn, Zeitschr. 10, S. 174.

[3]) Die Zahl Fünfzig erfreute sich im ältesten Ninive einer ganz besonderen Heiligkeit, denn der Gründer Ghanna-ki's, des späteren Ninive am Tigris, Gudi'a erbaute um das Jahr 2340 vor Chr., den „Tempel der Zahl Fünfzig". Er war bis zum Mittelmeer vorgedrungen, vom Amanusgebirge zwischen Kilikien und Syrien holte er Zedern und schmolz bereits Bronze (Hommel, Geschichte Babyloniens, Berlin 1885, S. 326; H. Winckler, Die Euphratländer und das Mittelmeer, Leipzig 1905, S. 9) und so könnte wohl die „heilige Zahl" allmählich nach Westen bis zu den Griechen gelangt sein. Später wurde die Sieben die heilige Zahl der Babylonier.

[4]) Wie schon in der Endymionsage der Held den Rest seines Lebens auf dem phrygischen Latmosgebirge zubringt, nachdem er *ἐκ Θεσσαλίας Αἰολέας ἀγαγὼν Ἥλιν* kolonisiert hatte. (Apollodor. 1, 7, 5).

Digitized by Google

oder Helios auf Thrinakia bei Homer hat Helios von der ewig jungen Neaira 7 Herden Rinder und 7 Herden Schafe zu je 50 Stück, die sich unter der Obhut zweier leuchtender Nymphen (Phaetusa und Lampethe) nie mehren noch mindern, und auf- und absteigend am Himmel hatte Helios seine Lust an diesen seinen Herden. Das hat schon Aristoteles auf die 7×50 Tage (Kühe) und 7×50 Nächte (Lämmer) gedeutet, denn das alte Mondjahr hatte 50 Wochen zu je 7 Tagen und Nächten.

Deutlicher kann die Beziehung auf den Kalender kaum ausgesprochen werden, der auch offenbar in den Mythos von Endymion, dem Könige von Elis, hineinspielt. Endymion soll zuerst unter den Sterblichen auf den Mond und seine Veränderungen acht gegeben haben [1]), er habe den Mond geliebt und 30 Jahre lang diese Mondbeobachtungen betrieben [2]). Mit der Mondgöttin zeugte er 50 Töchter, in denen A. Boeckh und Otfr. Müller mit Recht die Personifikation der 50 Monate zwischen den von Endymion begründeten olympischen Spielen erblickten.

Rechnet man dabei mit synodischen Monaten zu 29,5 Tagen, so ergeben 50 Monate 1475 Tage, das sind 15 Tage mehr als 4 Sonnenjahre, die 1460,97 Tage ausmachen. Diese Rechnung geht also nicht auf. Wohl aber ist das in überraschender Genauigkeit der Fall, wenn man die synodische Monatsrechnung mit der siderischen vergleicht, denn 1475 Tage oder 50 synodische Monate sind genau 54 siderische Monate. Die Sache liegt also so, daß man ursprünglich in Elis die siderische Monatsrechnung hatte, vielleicht (wenn man überhaupt mit Jahren rechnete) mit einem 9monatigen Jahre, wobei dann 54 Monate 6 Jahre ergaben, oder wie die Akarnanier mit 6monatigem Jahre, wobei 54 Monate 9 Jahre bildeten.

Dann ging man zur synodischen Monatsrechnung über. Hier sind 50 synodische Monate = 54 siderischen. Der Ausgleich zwischen beiden führte zum 1475tägigen Zyklus. Die vermutlich noch später eingeführte Sonnenjahrsrechnung aber führte zu keiner gemeinsamen Periode [3]).

Daß man bei den Olympiaden wirklich mit synodischen Monaten rechnete, wird schon aus dem Umstande klar, daß man ein olympisches Fest mit dem Vollmonde (dem nächsten nach der Sommersonnenwende) beschloß. Aber anderseits zeigt die Zahl der Tage, die nach des Aristoteles obiger Angabe das alte Jahr ausmachten, daß die siderische Rechnung noch keineswegs überwunden war, sondern neben der neuen synodischen herging. Denn bei 350 Tagen im Jahr kann es sich eben nur um ein siderisches Mondenjahr handeln, das bei 13 Monaten zu 27 Tagen 351 Tage im Sonnenjahr ergab, wobei also die

[1]) Scholiastes Aristophanis *Νεφ* 397.

[2]) Nach Mnaseas apud Fulgent. Mythologicon 2, 19.

[3]) Wenn man die Olympiade mit 4 Sonnenjahren ansetzt, so ist dies falsch. Die 15,6595 Tage Überschuß machen bei 24 Olympiaden schon beinahe ein Jahr, nämlich 360,1685 Tage aus.

Digitized by Google

$^1/_3$ Tage unberücksichtigt blieben. Das ist ein Tag mehr als 350, und dies führte offenbar zu einer grundlegend verschiedenen Teilung, nämlich $350 = 7 \times 50$, d. h. 50 Siebenerwochen, $351 = 13 \times 27 = 13 \times 3 \times 9$, d. h. 13 Monate zu 27 Tagen oder drei 9tägigen Wochen. Erstere sehen wir in den oben beigebrachten Mythen verwendet. Auch bei den Römern erscheint sie in der Einrichtung, daß 10 Dekurionen nach Romulus' Tode eingesetzt wurden, von denen jeder 5 Tage regierte, und da ihre Zwischenherrschaft ein Jahr dauerte, so kam jeder 7mal an die Regierung, also 7×50 [1]).

Die zweite Teilung mit der Neun, also die Zeitrechnung nach Monaten von je 3 Neunerwochen aber ist in den alten Mythen so häufig und zeigt sich mit der ganzen griechischen Sagenwelt dermaßen innig verschmolzen, daß man ihr das älteste und unbedingte Heimatsrecht zuschreiben muß [2]).

Besonders ist es der Kreis um Apollo, der die Neunzahl pflegt. Schon mit Apolls Geburt beginnt die lange Reihe der apollinischen Neun, denn 9 Tage und 9 Nächte dauern die Wehen, unter denen Leto die Artemis und den Apollo gebiert. Für ihren Beistand dabei erhielt Iris ein Halsgeschmeide von 9 Ellen Länge. In 9 Kreisen wand sich der Drache um den beschneiten Parnaß, als ihn das Kind Apollo tötete. Leto wird von einem Riesen Tityos angegriffen, der 9 Klafter groß ist und dann in der Unterwelt schwer bestraft wird. Als Apolls Schwester Artemis noch ein Kind war, erbat sie sich von Zeus, auf seinen Knien spielend, außer ewiger Jungfrauenschaft noch sechzig 9jährige Okeanostöchter zum Spielen beim Tanze [3]). Beide Geschwister erschießen mit ihren Pfeilen die Söhne und Töchter der Niobe, die dann 9 Tage und 9 Nächte lang unbestattet in ihrem Blute liegen, bis sie von den Göttern begraben werden. 9 Tage und 9 Nächte lang nahm Klytia, als sich Apoll von ihr ab der Leukothea zuwandte, weder Speise noch Trank, beständig ihr Antlitz zur Sonne wendend, bis sie Apollo in eine Blume verwandelte. Als Artemis den nach Troja ausziehenden Griechen in Aulis eine Windstille sandte, weil Agamemnon ihre heilige Hirschkuh getötet hatte, und als ihr deshalb Iphigenia geopfert werden sollte, ersetzte zwar Artemis das Opfer durch eine Hirschkuh und sandte einen günstigen Wind, aber unter dem alten Altare schoß ein greulicher Drache hervor, schwang sich auf einen Platanenbaum über dem Altar und verschlang 9 Sperlinge, nämlich 8 Junge nebst der Mutter, und dieses Zeichen erklärte Kalchas wegen der heiligen Zahl 9 dahin, daß die Griechen 9 Jahre vor Troja liegen würden, ehe sie die Feindesstadt eroberten. In

[1]) Die Prytanen in Athen regierten jede der 10 Abteilungen je 35 (und mehr) Tage, ihre 5 Unterabteilungen je 7 Tage.

[2]) Die häufigen Tessarakontaden weisen auf ein Jahr von 360 Tagen hin, d. h. ein Sonnenjahr, das aber noch die alte Rechnung mit siderischen Neunerwochen beibehalten hat: $40 \times 9 = 360$. Um ein volles Sonnenjahr zu erhalten, mußte man noch eine Fünferwoche zulegen. Vgl. Anhang I.

[3]) Kallimachos, Hymn. in Dianam III, 14. 43.

Digitized by Google

Sparta und seinen Kolonien, wie Thera und Kyrene, aber auch in Messene, Argos und Sikyon, feierte man dem Apollo Karneios im Sommer die Karneien als Apollofest. Es war das eigentliche spartanische Nationalfest, das von Theben aus durch das kadmeische Geschlecht der Aegiden schon vor der dorischen Wanderung nach Amyklai gekommen war und sich erst später mit dem dorischen Apollokult vereinigt hatte. Dieses Kriegsspiel wurde vom 7.—15. August, der selber Karneios hieß, vom ersten Viertel bis Vollmond 9 Tage lang gefeiert als eine Art militärischen Manövers. 9 zeltähnliche Hütten wurden im Freien aufgeschlagen, in denen sich je 9 Mann 9 Tage und 9 Nächte lang wie im Feldlager unter dem Befehle eines Hauptmannes aufhielten. Gewichtiger als hier geschieht, kann die Zahl 9 als eine dem Apoll heilige kaum betont werden. Man wird dabei wohl auch an die 9 Musen denken, mit denen sich Apollo umgab, doch hat es mit ihnen eine eigene Bewandtnis, wie wir sogleich sehen werden. In den Kultkreis der Artemis gehört auch die Sage, nach welcher Oineus die Helden, die zur Jagd auf den kalydonischen Eber gekommen waren, 9 Tage lang bewirtete, ehe sie zur Jagd auszogen. Artemis hatte den Eber zur Strafe dafür gesandt, daß Oineus beim Opfern sie allein von allen Göttern vergessen hatte. Das erinnert an unsere bekannte 13. Fee, die auch in der griechischen Mythologie eine Rolle spielt. Aller 9 Jahre ward in Theben das Fest der Daphnephorien dem Apollon Ismenios gefeiert, das einen chronologischen Sinn hatte. Denn der *Δαφνηφόρος*, ein schöner Knabe, trug in feierlicher Prozession einen mit Lorbeer, Blumen und Wollbinden geschmückten Olivenstab zum Tempel, und der Stab hatte oben eine größere eherne Kugel, an der kleinere Kugeln herabhingen; diese Kugeln aber bedeuteten Sonne, Mond und Sterne. Auch in Delphi war die Apollofeier enneaterisch [1]). 9 Jahre lang muß Apollo die Herden des Admet am Amphryssos im thessalonischen Magnesia weiden.

Man darf wohl sagen, daß die Hochhaltung der Neunzahl schon sehr früh gemeingriechisch gewesen ist. Nach ursprünglicher geographischer Anschauung der Griechen umströmte der Okeanos mit 9 Teilen den Rand der Erde in silbernen Wirbeln, der zehnte ergoß sich als Styx ins Totenreich innerhalb der hohlen Erdscheibe. Bei der Styx schwören die Götter, und 9 Jahre lang wird ein eidbrüchiger Gott vom Olymp ausgeschlossen [2]). Wer bei den Arkadern am Altar des Lykaon einen Menschen opferte, was ursprünglicher Gebrauch war, wurde zu einem Wolf (*λύκος*) verwandelt, d. h. er mußte flüchtig umherirren und durfte erst nach 9 Jahren, also nach 9jähriger Buße wieder zum Menschen werden und in seine Heimat zurückkehren. 9 Tage und 9 Nächte mußten Deukalion und Pyrrha im Schiff bleiben, bis es auf dem Parnaß halt machte und das letzte Menschenpaar das Orakel der Themis befragen konnte, denn solange währte die Flut. 9 Tage lang durchirrte Demeter

[1]) Plut. de def. orac. 418 A.

[2]) Hesiod. Theog. 282. 795.

Digitized by Google

auf der Suche nach ihrer Tochter Persephone alle Länder ohne zu essen, zu trinken und zu baden; am 10. begegnete ihr Hekate (die Mondgöttin), die ihr vom Raube der Tochter erzählen konnte [1]), oder sie erfuhr vom Helios das Nähere darüber. Am 9. Tage fand bei den alten Griechen die Taufe eines Kindes statt, wobei es seinen Namen erhielt. 9 Köpfe hat die lernäische Schlange [2]), die Herakles endlich dadurch tötet, daß er ihr das unsterbliche Haupt in der Mitte der 9 abschlägt, vergräbt und mit einem schweren Steine bedeckt; vorher wuchsen, sobald er mit seiner Keule einen Kopf abgeschlagen, je zwei andere nach. Auf Bildwerken wird die Hydra teils mit 9, teils mit 3 Köpfen dargestellt [3]), nach anderen hatte sie 50 Köpfe — alles uns bekannte Zahlen. Herakles heißt übrigens der Neunfingrige (ἐννεαδάκτυλος) weil der Nemeische Löwe ihm im Kampfe einen Finger abgebissen hatte, wie der Mondwolf dem germanischen Tius. — 9 Jahre lang herrschte Minos von Kreta [4]) und in Athen war die frühere königliche Gewalt seit dem Jahre 683 unter 9 Archonten geteilt, der zweite Archont oder βασιλεύς, dem die heiligen Gebräuche wie z. B. die Eleusinischen Mysterien und alle auf religiöse Angelegenheiten bezüglichen Prozesse unterstellt waren, war ebenfalls ἐννέωρος, d. h. immer nur auf 9 Jahre gewählt. 9 Tage dauerte das Fest der Eleusinischen Mysterien [5]). 9 Jahre dauerte der Feldzug, den Sesostris gegen die Länder des Ostens bis nach Thrakien hinein führte.

Eigenartig berührt es, daß die Neunzahl wie im apollinischen Kreise, so auch im thrakischen Kultkreise besonders stark hervortritt. Daß die 9 in Thrakien eine besondere Bedeutung hatte, ergibt sich schon aus dem Namen Ἐννέα ὁδοί für die Gegend um das spätere Amphipolis, also die „Neunwege". In Pierien ruhte Zeus 9 Nächte lang bei Mnemosyne und diese gebar ihm die 9 Musen. Daneben gebiert sie vom Acheloos auch die 3 (2) Sirenen, die mit den Musen wettsingen, aber von diesen besiegt ihrer Federn beraubt werden, die die Musen fortan als Kopfschmuck tragen, sie schmückten sich mit fremden Federn. Aber die 9 Musen gehören ursprünglich überhaupt in den thrakischen Kultkreis, sie wurden dem Apoll erst später zugelegt, denn Apolls Musen waren anfänglich nur drei an der Zahl, auf Lesbos erscheinen sie in der Siebenzahl und erst später sind es 9 geworden [6]). Das geschah nach thrakischem Vorbild. Der König Pieros von Emathia am Axios hatte 9 Töchter, die sog. Pieriden oder auch Emathiden. Ihr Dienst ward von den Aloaden, die noch unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen werden, im boiotischen Askra

[1]) Kallimachos Cer. 10.
[2]) Bei Apollodor 2, 5, 2.
[3]) Preller, Gr. Myth. 2, 192 A. 4.
[4]) Homer Od. 19, 179.
[5]) H. S. Anton, Die Mysterien von Eleusis 1898, S. 41.
[6]) Die betreffende Stelle bei Homer (Od. 24, 60) mit Angabe von 9 Musen ist späteren Ursprunges. Doch nennt schon Hesiod die Namen der 9 Musen. Vgl. übrigens Diodor 4, 7.

Digitized by Google

von Pierien aus eingeführt. Die Pieriden ließen sich nun mit den 9 Musen Apolls in einen Wettstreit ein, aber ihr Gesang war so traurig, daß alle Welt darüber betrübt und finster ward, wenn sie sangen. Als sich dagegen die Musen Apolls hören ließen, standen der Himmel und die Gestirne und Flüsse still um zu lauschen, und der Helikon hüpfte vor Vergnügen hoch auf, so daß Poseidon den Pegasus abschicken mußte, um ihm mit dem Fuße auf den Kopf zu schlagen, damit er nicht höher steige. Die Pieriden verloren infolgedessen den Sieg und wurden zur Strafe von den Musen in Elstern oder 9 verschiedene Vögel verwandelt. Auch den thrakischen Sänger Thamyris besiegen sie im Sangesstreit und berauben ihn des Gesanges und Gesichtes [1]).

Pierien wird auch sonst allgemein als das Ursprungsland der griechischen Musik und Musiker betrachtet. Die ältesten Sänger der Griechen waren Thraker aus Pierien, wie Orpheus, Linos, Thamyris, Philammon u. a., und mit ihnen allen ward Apollo später in Verbindung gebracht. Denn das thrakische Sängervolk zog zum Teil, von den Makedoniern vertrieben, im 7. Jahrh. an den Pangaios und gründete dort ein neues Pierien, zum Teil wanderten sie nach Boiotien an den Helikon aus. Man kann nun ziemlich genau verfolgen, wie dabei der thrakische Kult in den Apollinischen überfließt. Zum Beispiel, wenn des Thamyris Liebling Hyakinthos, ein Sohn des Pieros und der Muse Kleio, auch von Apollo begehrt und letzterer dem Thamyris vorgezogen wird. Das Fest der Hyakinthien, das die Spartaner in Amyklai feierten, war zum Andenken an den durch Apollo verschuldeten Tod des schönen Knaben von traurigem, threnodischem Charakter, wie der Gesang der Pieriden. Erst nachträglich aber ist dieses Fest von den Doriern mit dem Apollokultus in Verbindung gesetzt worden. Ähnlich ist es mit dem schönen Knaben Linos, auf dessen frühen Tod das Klagelied mit dem Refrain *Αἴλινον* gesungen ward, das schon Homer (Il. 18, 570) erwähnt und das nach Herodot (2, 79) im ganzen Orient verbreitet war. In Theben galt Linos als ein Sänger der Urzeit und mit dem Musendienst auf dem Helikon verknüpft, der im Wettstreit mit Apoll von diesem getötet wird; in Argos aber ward er Sohn des Apoll [2]). Immer tritt Apollo als Feind einer früheren Kultur auf, die er bekämpft und deren beste Vertreter er vernichtet. Im musikalischen Wettstreite mit dem Phrygier Marsyas zieht er diesem die Haut ab, Midas verhunzt er, an Amphion rächt er sich blutig, Linos und Hyakinth tötet er, ebenso den Aressohn Phlegyas, der seinen Tempel anzündete, kurz überall ist er der Bekämpfer einer älteren, besonders musischen

[1]) Hom. Il. 2, 594ff.

[2]) „Ach Linos, du bist von den Göttern
Geehrt, sie verliehen zuerst dir
Vor allen anderen Menschen die Gabe
Hellstimmig Lieder zu singen.
Da erschlug dich Phöbos im Zorne.
Nun klagen am Grabe die Musen".
sagt ein Vers des alten Linosliedes.

Digitized by Google

Kultur, an deren Stelle er sich und seinen Kultkreis einsetzt. Darum wird er auch als Wolf, d. h. als Nichteingeborener, als Fremder oder sein Beschützer dargestellt, der in Wolfsgestalt die Telchinen tötet und als Wolf sich mit Kyrene vermählt, dem ein eherner Wolf in Delphi errichtet war, dessen Mutter Leto eine Wölfin war, als dessen steter Begleiter, Symbol und Herold der Wolf galt. Er ist eben ein Fremdling von Hause aus in Griechenland und hat vieles, was einer früheren Kultur gehörte, sich zugeeignet; dafür aber auch neue Kulturanschauungen und Elemente in die vorhandene eingeführt. So ist Apollo auch erst nachträglich der Anführer der 9 Pieriden, der *Μουσαγέτης*, geworden, die indessen trotzdem die Begleiterinnen oder Ammen des thrakischen Dionysos bleiben, wie sie es wohl von Anfang an waren. Ursprünglich ist nicht Apoll, sondern Dionys der Vorsteher der Musen [1]); man feierte am libethrischen Gebirge in Pierien 9 Tage lang am Grabe des Orpheus nach uralter Überlieferung ein Fest, das man später unter den makedonischen Königen nach Dion übertrug. Dort wurden besonders unter Alexander d. Gr. die Olympien ebenfalls 9 Tage lang zu Ehren des Zeus und der 9 Musen gefeiert. Ohne auf die engen Beziehungen Apolls zu Dionys einzugehen, will ich hier nur darauf hinweisen, daß Preller aus anderen Gründen zu dem Schluß gekommen ist, daß Apollo den Doriern ursprünglich fremd war und zwischen ihm und Dionys „nur ein gradueller, kein prinzipieller Unterschied" stattfindet [2]). Gemeinschaftliche Heiligtümer und gemeinschaftliche Verehrung bezeugen auch äußerlich die Vermischung ihrer Kulte; sogar auf Delos wurde Dionys wie in Naxos besonders gefeiert. Die Musen aber gehören zuerst dem thrakischen Dionys zu [3]), und in Delphi selbst galt Dionys als erster Inhaber des Orakels [4]). Der Tempel zeigte in den Giebelfeldern vorn Apoll mit den Musen, hinten Dionys mit den Thyiaden. Delphos, der Delphi den Namen gab, ist Sohn der Thyia von Apoll, und gerade diese ist es, die zuerst dem Dionys opferte und von welcher die Teilnehmerinnen an den dionysischen Orgien den Namen Thyiaden hatten. Hier ist die Übertragung auf Apoll sehr deutlich. Dionys ist aber ein Kalendergott. Schon sein Beiname als „trieterischer" Gott zeugt dafür, er bringt bei Persephone *τριετῆρα χρόνον* zu; immer ein Jahr ums andere wird er neu geboren; während Apollo bei den Hyperboreern weilt, nimmt Dionys seine Stelle ein, und zwar die 3 Wintermonate lang, während Apoll 9 Monate (3 : 9!) in Delphi waltet. Ja einige alte Mythologen haben beide gänzlich identifizieren wollen [5]), nur daß die apollinische Musik heiter,

[1]) *Διόνυσος μουσαγέτης* auf Naxos s. Bull. de corr. hell. 1878, S. 587 Nr. 3. In Orchomenos ging die Sage, daß Dionys zu den Musen geflohen sei und bei ihnen (im Winter) verborgen lebe.

[2]) Gr. Myth. 222.

[3]) Gr. Myth. 402.

[4]) Arg. Pind. 297.

[5]) Macrob. Sat. 1, 18.

Digitized by Google

ruhig und vom Saitenspiel getragen war, die dionysische aber „sich zwischen Jubel und Schmerz, skurriler Lustbarkeit und ernster Klage hin und her bewegte“ [1]), lärmend und schallend mit Blasinstrumenten und Pauken.

Beide waren Götter der Wahrsagung. Die feierliche Ausdrucksweise der Orakelkunst nannte man τρὶς ἐννέα, das 3mal 9, was aus der Kalenderrechnung von 3 Monaten zu je 9 Tagen zu erklären ist.

Dabei will ich bemerken, daß Aristoteles, um die himmlischen Phänomene zu erklären, 27 kristallene feste und durchsichtige Sphären annahm, eine immer in die andere eingeschlossen, von denen die einen die Gestirne tragen, die anderen aber allen verschiedenen durch den unregelmäßigen Gang der Planeten erforderten Achsen als Stützpunkte dienen [2]). Eine recht interessante Wortbildung geht auch auf die Heilighaltung der Neunzahl zurück: ἐννεακαιεικοσικαιεπτακοσιοπλασιάκις, d. i. 729mal = 9 . 9 . 9 (9^3) oder 27 × 27, das sind 27 siderische Monate zu 27 Tagen oder 2 Mondenjahre, eins zu 14, das andere zu 13 siderischen Monaten, die zusammen ½ Tag weniger als 2 Sonnenjahre ausmachen 729 : 2 = 364½. 729 Monate sind die 59-jährige Periode des Pythagoreers Philolaos um 400 vor Chr. [3]). Ein anderes Beispiel von vielfacher Neunzahl bietet jene Mythe, wonach der Seher Kalchas den Seher Mopsos, Sohn des Apoll, im Haine des Apollo bei Grynia in Mysien fragte, wieviel Feigen wohl der vor ihnen stehende sehr kleine Feigenbaum haben möge und der letztere sagte: 10000, aber nur 9999 gingen gerade in einen Scheffel. Daß Kalchas über diese Prophetengabe, deren Treffsicherheit sogleich erprobt wurde, aus Eifersucht starb, erhöht die Wichtigkeit, die man der apollinischen Neunzahl beimaß.

Wir haben es in der heiligen Neunzahl mit einer dem thrakisch-apollinisch-dionysischen Kulturkreise nahestehenden Erscheinung zu tun. Überall wo thrakische Kultur auftritt, kommt auch die Neunzahl zutage. So z. B. waren die Sintier, die ältesten Bewohner von Lemnos, nach Strabo (12, 3, 20) ver-

[1]) Preller 586.

[2]) Vgl. F. de Rougemont, Gesch. der Astronomie. Gütersloh 1869, S. 37f.

[3]) Die 729 ist überhaupt eine merkwürdige Zahl. Die Quersumme der beiden ersten Zahlen 7 + 2 ergibt die dritte, 9, die Differenz der beiden letzten 9 — 2 aber die erste, 7; die Quersumme 7 + 2 + 9 ist 18, deren Quersumme 1 + 8 wieder zur 9 führt. Ebenso gibt 7 × 2 × 9 = 126 die Quersumme 9. Versetzt man die Zahlen, so ergibt sich: $\frac{279}{9} = 31$, $\frac{297}{9} = 33$, $\frac{729}{9} = 81$, $\frac{792}{9} = 88$, $\frac{927}{9} = 103$, $\frac{972}{9} = 108$. Hierbei will ich noch auf die antike Spielerei hinweisen, daß der Name des Pythagoras nach milesischer Zahlenbewertung der Buchstaben in bekannter mystischer Methode die Zahl 99 darstellt:

Π Υ Θ Α Γ Ο Ρ Α Σ

= 16 + 20 + 8 + 1 + 3 + 15 + 17 + 1 + 18 = 99.

Auch hierin scheint mir, wie in manch anderem, ein Stück delischer Überlieferung bei dem Samier zu stecken. (S. auch W. Schultz, Πυθαγόρας in dem Arch. f. Gesch. d. Philos. (L. Stein) Bd. 21, 1908, Heft 2, S. 240ff.).

Digitized by Google

wandt dem thrakischen Volke der Σιντοί in der gegenüber gelegenen Landschaft Sintike am Strymonflusse und dem Prasiassee mit seinen Pfahlbauern. Sie nahmen auf ihrer vulkanischen Insel den Hephaistos nach seinem Sturz aus dem Olymp liebevoll auf und pflegten freundlich seiner Schwäche, nachdem ihn Thetis und Eurynome 9 Tage lang auf dem Meeresgrunde verborgen hatten [1]). Die Alten erklärten diese Sintier für die ersten Waffenschmiede, sie sollen des Hephaistos Lehrer in der Schmiedekunst gewesen sein. Bei ihnen war es nun ein alter Brauch, daß einmal im Jahre 9 Tage lang, zur Sühne des Männermordes der Lemnierinnen, alles Feuer ausgelöscht wurde, bis das heilige Schiff von Delos kam, um neues Feuer zu bringen. Hier sehen wir zugleich mit der heiligen Neunzahl deutliche Beziehungen dieser Thraker zum ältesten Apollokult auf Delos [2]). Ja, Apoll wird sogar zuweilen als Sohn des Hephaist bezeichnet [3]), der ihm die Pfeile zur Erlegung des Drachen geschenkt hatte.

Es gab aber auch 9 Schmiededämonen oder Telchinen, von denen der eine Lykos den Apollotempel im lykischen Xanthostale gegründet haben soll [4]). Ebenso spricht die Sage auf Kreta von den 9 Erfindern des Waffenschmuckes, der Musik, des Schwertertanzes (Pyrriche) u. a. Künste, den Kureten der Rhea [5]), die auf Kreta den neugeborenen Zeus als seine Leibgarde beschirmten und ihn mit ihren Gesängen, Tänzen und Waffengetürr vor Kronos verbargen. Das waren also Metallurgen und Musiker zu gleicher Zeit, wie die 9 Telchinen, und es hängt die Neunzahl mit allen solchen Anschauungen zusammen, wenn nach Hesiod [6]) ein eherner Amboß 9 Tage und 9 Nächte fallen würde, ehe er vom Himmel auf die Erde käme, und weiterer 9 Tage und 9 Nächte bedurfte, bis er von der Erde in den Tartarus gelangte. Der Rhea Kybele, von den idäischen Daktylen, ebenfalls musikalischen Schmiededämonen, umgeben, ist der 9. Tag des März heilig, und auf dem Berge dieser idäischen Mutter entsprangen 9 Flüsse.

Ein besonders lehrreiches Beispiel für die thrakische Neunzahl bietet auch die Sage von den Aloaden, auf das ich ihres kalendarischen Inhaltes wegen näher eingehen muß. Die Aloaden oder Aloiden (Ἀλωάδαι, Ἀλωεῖδαι) waren Enkel des Sonnengottes Helios, Söhne des Poseidonsohnes Aloeus, wenigstens dem Namen nach. Denn ihre Mutter Iphimedeia, eine Nichte des Aloeus, hatte sich in Poseidon verliebt, streifte beständig am Meere umher und schöpfte mit den Händen die Wogen herauf, um damit ihren Schoß zu

[1]) Hom. Od. 8, 284. 294; Il. 1, 594.

[2]) Ein anderes Zeugnis für den Zusammenhang von Lemnos und Delos bietet die Sage von Orion, der von Eos nach Delos entführt wird, nachdem er in Lemnos bei der Schmiede des Hephäst gewesen war.

[3]) Cic. de nat. deor. 3, 23.

[4]) Strabo 10, 472.

[5]) Diod. v. Sic. 5, 65.

[6]) Theog. 721ff.

Digitized by Google

füllen. Daraus entstanden ihre beiden Söhne Otos und Ephialtes. Diese wuchsen — so erzählt Apollodor 1, 7, 4 weiter [1]) — alle Jahre 1 Elle in der Breite, und 1 Klafter in die Höhe. Als sie nun 9 Jahre alt waren und somit 9 Ellen breit und 9 Klafter hoch waren, faßten sie den Entschluß, die Götter zu bekriegen, stellten den Ossa auf den Olymp und auf den Ossa den Pelion und drohten, mittelst dieser 3 Berge den Himmel zu stürmen. Nun warben sie Ephialtes um Hera, Otos um Artemis. Den Ares hatten sie gebunden, allein Hermes entriß ihnen denselben heimlich wieder, und Artemis räumte die Aloaden auf Naxos durch List aus dem Wege. Sie verwandelte sich nämlich in eine Hirschkuh und sprang mitten zwischen ihnen durch. Beide hatten zugleich auf das Tier gezielt und durchbohrten sich so gegenseitig mit ihren Wurfspießen. Nach Diodor von Sizilien 4, 87 hatten sie ebenfalls in ihrem 9. Jahre eine Breite von 9 Ellen und eine Länge von 9 Plethren, und auf diese Neunzahl wird auch sonst von den Erzählern Gewicht gelegt. 13 Monate lang hielten sie den Ares in einem ehernen Gefäße gefangen, bis es die Stiefmutter der Aloaden, Eeriboia, dem Hermes verriet, der jenen befreite [2]). Nach anderen [3]) sollen Apoll oder Artemis sie mit ihren Pfeilen erschossen haben. Zur Strafe für ihre Bosheit sitzen sie nun in der Unterwelt, mit Schlangen an eine Säule so gefesselt, daß sie einander den Rücken zukehren [4]), und ein Käuzchen (ὦτος) erregt durch unaufhörliches Geschrei Furcht und Entsetzen.

Auf den ersten Anblick erscheint diese ganze Sage recht töricht. Aber sie hat ihren sehr guten Sinn, wenn wir in dem Mythos eine Versinnbildlichung des alten Mondenjahres sehen. Die Aloaden gehören dem apollinischen Kultkreise an, Artemis spielt dabei die Hauptrolle. Auch sind es die Aloaden, denen die Einführung des Dienstes der 9 Musen (Pieriden) im böotischen Askra am Helikon von Pierien aus zugeschrieben wird. Sie galten als die Hauptvertreter der thrakischen Kultur und Begründer vieler Städte in Boiotien. Auf Naxos soll sich die Tötung der beiden Riesen abgespielt haben, das einst die Thraker besiedelten. Die Insel hieß damals Strongyle, wo sie Mutter und Schwester von Seeräubern befreien. Dort sowie im boiotischen Anthedon zeigte man auch ihr Grab.

Sie sind Enkel des Sonnengottes und in Hera und Artemis verliebt, beides Mondgöttinnen, denn der Mond bestimmt im alten Mondenjahre die Ordnung der Tage und Nächte. Sie töten sich gegenseitig, denn der Tag macht der Nacht und die Nacht dem Tage ein Ende, und zwar ist es der Mond, der bei dieser gegenseitigen Vernichtung bei Tagesende und Nachtanfang am Himmel steht und durch beide hindurch geht; es ist Artemis oder die von ihr gesandte Hirschkuh. Beide Brüder wachsen in 9 Jahren 9 Ellen in die Breite

[1]) Vgl. Hom. Od. 11, 304, Virg. Aen. 6, 582, Lucanus 6, 410 usw.
[2]) Hom. Il. 5, 385 ff.
[3]) Hom. Od. 11, 305; Pindar, Pyth.; Servius ad Virg. Aen. 6, 582.
[4]) Hygin. Fab. 28.

Digitized by Google

und 9 Klafter in die Länge, das ist 3 × 9; 9 Tage hat die Woche, und 3 Wochen reihen sich zu einem siderischen Monat. Sie stülpen 3 Berge übereinander, d. h. sie häufen 3 Wochen zu einem Monat. Die neue Einheit, die des Monates, wird von der Sage als Ares verbildlicht, den die Aloaden, will sagen der Wechsel von Tag und Nacht, 13 Monate lang gefesselt halten, bis nämlich ein Jahr vollendet ist; eine neue Einheit, die des Jahres, tritt ein und macht Ares frei. Wahrscheinlich wird nun in der Kalenderfolge sein Befreier Hermes an seine Stelle treten, wenn nicht Apollo, der Vertreter einer anderen, neuen Kalenderrechnung, jenen Aloaden als den Vertretern eines älteren Kalenders, und seine Schwester Artemis oder sie sich selbst ein vorzeitiges Ende bereiteten. Nun sitzen sie in der Unterwelt gegenseitig abgekehrt, denn Tag und Nacht können nicht gleichzeitig sein. So haben wir es offenbar mit der mythologischen Verkleidung einer Kalenderrechnung zu tun, wo die Zahlen 3, 3 × 9 und 13 stark betont werden, d. h. kalendarisch genommen, wo der Monat 3 × 9 Tage und das Jahr 13 Monate hat oder ein siderisches Mondenjahr ist. —

Es gibt aber auch eine Anzahl von Fällen, wo die 9 mit der 7 abwechselt. So z. B. wenn dem Minotaurus auf Kreta die Stadt Athen alle 9 Jahre je 7 Jungfrauen und 7 Jünglinge zum Opfer senden muß. Oder wenn Zeus dem seit seinem 7. Lebensjahre blinden Seher Teiresias (aus dem Geschlechte des thebanischen Sparten Udeios zur Zeit der Thebanischen Kriege) ein Leben von 7 oder 9 Menschenaltern verleiht [1]). Oder wenn des Orpheus Kithara 9 Saiten hat, die er für eine 7saitige von Apoll geschenkt erhielt; wenn die Ephoren in Sparta dem Phrynis 2 Saiten von seiner 9saitigen Leier wegschneiden, um das alte dorische Instrument wieder 7saitig zu machen. Besonders deutlich ist diese Vermischung der beiden Zahlen im apollinischen Kultkreise, wo doch sonst die 9 zu Hause ist. Nach 7 Monaten der Schwangerschaft [2]) am 7. Thargelion (Mai-Juni) nach delischer, am 7. Bysios nach delphischer Sage ist Apollo geboren, wie auch je der siebente Tag in allen Monaten ihm geheiligt war, so daß er ἑβδομαγέτης, ἑβδομαγενής, ἑβδόμειος genannt wird. Bei seiner Geburt nach 9tägigen Wehen umziehen die Schwäne die Insel Delos in 7 Windungen und singen dazu ihr Lied.

„Darum auch spannte der Saiten hernach soviel auf die Leyer
Phöbos, wie vielmal zu den Geburtswehen sangen die Schwäne"

dichtet Kallimachos, während bei demselben der Drache, als ihn Apollo tötete „in 9 Kreisen sich wand rings um den beschneiten Parnassos [3])". Die Apollofeste der Karneien, der Pythien und Pyanopsien (und wohl auch der Hyakinthien) begannen am 7. Monatstage, die Pythia am 1. oder 7. Munichion (attisch) oder Bukation (delphisch) d. i. März-April (nach anderen im Boedromion, September). Neben den 9 Musen Apolls stehen auf Lesbos deren

[1]) Ovid Met. 3, 320ff.
[2]) Schol. Gr. ad Callimachum Hymn. in Delum.
[3]) Hymnos auf Delos v. 93. Übersetzung von Schwenke.

Digitized by Google

sieben [1]). Alle 9 Jahre wurde am 7. Thargelion (Mai-Juni) in Theben das Apollofest der Daphnephoria gefeiert. Vom 7. August an werden die Karneien 9 Tage lang begangen. Mit 7 Strahlen um dem Haupte wird Apoll als Helios später gewöhnlich dargestellt. Als Agamedes und Trophonios sich für den Tempelbau in Delphi von Apollo ihren Lohn ausbaten, sagte ihn dieser auf den 7. Tag zu, aber in der 7. Nacht zuvor starben beide. Amphion hat mit der Tantalostochter Niobe 7 Söhne und 7 Töchter (nach gewöhnlicher Sage), welche von Apoll und seiner Schwester getötet werden, weil Niobe sich mit dieser Kinderzahl der Leto gegenüber gebrüstet hatte, und 9 Tage lang liegen sie unbestattet. Als Meleager 7 Tage alt ist, weissagen ihm die Moiren seinen Tod beim Verbrennen eines Holzscheites auf dem Herde. Alle 7 Jahre feiert man auf dem Kithäron ein Fest zur Erinnerung an die Wiedervereinigung des Zeus mit der Hera nach einer Entzweiung, wobei man weiblich angekleidete Figuren, Daidala genannt und die Töchter des Flußgottes Asopos darstellend, geschnitzt aus dem Holze einer sehr alten durch Vogelwahrsagung ausgesuchten Eiche, feierlich vom Asoposfluß auf den Kithäron zu einem Altar führte, der quadratisch, wie der von Delos, aus Holz errichtet war, und dort mit Opfern verbrannte. Das geschah in der Nähe eines uralten Orakels der Nymphen [2]). Man denkt dabei unwillkürlich an die angekleideten Argei-Figuren, die man an den Iden des Mai in Rom in den Tiber warf, und an das Winter- oder Tod-Austreiben, das eine alte deutsche Frühjahrssitte ist [3]).

7 Kinder sind in der mythologischen Genealogie eine auffallend häufige Zahl neben der 3 (und auch 5). Es gibt 7 Titanen, darunter Apolls Mutter Leto (Thetys, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe, Dione, Thia), 7 Okeaniden, und außerdem hat Okeanos noch 7 Kinder. 7 Söhne hat Aiolos (neben 5 Töchtern), 7 Kinder Perseus mit der Andromeda, von denen Elektryon mit der Anaxo 9 Söhne zeugt. 7 Kinder hat Pterelaos von Thasos. Auf der Insel Rhodos hat Helios von der Nymphe Rhodos 7 Söhne, die Heliaden, die als Stammväter der ältesten Bevölkerung galten. Atlas hat 7 Töchter, die 7 Atlantiden oder Plejaden. Es gibt 7 Weltweise und 7 Weltwunder, 7 Planeten, und je weiter wir dann in der Zeit vorschreiten, drängt sich unter babylonisch-semitischem und schließlich christlichem Einflusse die Siebenzahl immer mehr in den Vordergrund: 7 Sakramente, 7 Todsünden, 7 Worte Christi am Kreuz, die Siebenschläfer, 7 freie Künste usw. Die Neun ist langsam abgestorben. Aber schon Pythagoras soll die Siebenzahl als die schicklichste Zahl zu religiösen Handlungen erklärt haben, wie Apulejus in seinen Metamorphosen (2) bestimmt erklärt.

Soviel darf wohl durch so viele Belege, die sich gewiß noch vermehren lassen, als festgestellt gelten, daß sich die Neunzahl bei den Griechen der ältesten

[1]) Myrsilos, Fragment 4.
[2]) Paus. 1, 8.
[3]) J. Grimm, Deutsche Myth. 2, S. 726.

Digitized by Google

Zeiten einer auffälligen Beliebtheit erfreut, daß sie aber später immer mehr zurücktritt und der Siebenzahl, die allmählich immer stärker in den Vordergrund kommt, Platz macht. Ebenso steht fest die Tatsache, daß diese Beliebtheit beider Zahlen mit der Zeitrechnung in Verbindung steht, in ihnen also kalendarische Niederschläge zu erblicken sind. Heißt doch Apollo auch Boedromios, Metageitnos, Koropaios, alles Beinamen, die in Monatsnamen wiederkehren: Metageitnion, Boedromion, Gorpiaios (makedon.).

So erzählen uns alle diese Mythen im Grunde genommen das Nämliche, und wir können nunmehr folgende Schlüsse ziehen:

1. Archäologische Befunde wie alte griechische Überlieferungen und Sagen weisen darauf hin, daß ein wesentlicher Teil der griechischen Kultur den alten Griechen in grauer Vorzeit aus einem Lande im Norden zugekommen ist.

2. Aus dem Hyperboreerlande kam Apolls Mutter, zu ihm kehrt dieser griechische Kulturgott nach der delischen Überlieferung aller 19 Jahre, nach delphischer Sage alle Jahre, zurück und unterhält so immerfort eine enge Verbindung mit dem nordischen Heimatlande. Durch den Bericht des Hekataios, von Diodor überliefert, erfahren wir die näheren Umstände der hyperboreischen Zeitrechnung, die uns zu der Behauptung befähigen, daß dieses später mythisch gewordene Volk nach einem siderischen Mondenjahre rechnete, in welchem die 9tägige Woche herrschte, sodaß schließlich ihr Jahr $9 \times 3 \times 13 = 351$ Tage hatte. Es erreichte seinen Ausgleich mit der synodischen Monatsrechnung wie mit dem Sonnenjahr in 19 Jahren.

3. Die siderische Mondenjahrsrechnung mit 351 Tagen ist auch in Altgriechenland die ursprüngliche gewesen, wurde aber hier frühe verlassen und vergessen, während sie bei den Germanen bis an die Grenze der neuen Zeit und nur bei ihnen, sonst nirgends mehr nachweisbar geblieben ist. Sie wurde bei den Griechen durch die synodische Rechnung ersetzt. In jener war die 9 die konstitutive Zahl, in dieser ist es die 7, denn $7 \times 50 = 350$. Die 7 und die 50 treten hier ursprünglich gleichberechtigt nebeneinander auf, aber bald überwog die 7. Noch mehr ist letzteres der Fall bei der dritten Kalenderrechnung nach Sonnenjahren, die zu einer Rechnung von 9×40 führte, wenn man die siderische Neunerwoche beibehielt, woher die Tessarakontaden bei Griechen und anderen Völkern zu erklären sind. Bald aber verließ und vergaß man die siderische Woche und ging zur synodischen Siebenerwoche über. Dadurch ward die Herrschaft und Heiligkeit der Sieben immer mehr befestigt, während die Neunzahl sich nur noch sporadisch erhielt.

4. Das spiegelt sich wieder in den Mythen und Sagen. Hier ist ursprünglich die heilige Zahl die Neun. Besonders kommt sie zur Geltung im dionysisch-apollinischen Kultkreise, der dann aber — offenbar unter orientalischer Mitwirkung — um so entschiedener zur Sieben als heiliger Zahl übergeht, je mehr die synodische Wochen- bzw. Monden- und die Sonnenjahresrechnung durch-

Digitized by Google

dringen, während der thrakische Kultkreis, mit dem der apollinische ursprünglich Hand in Hand ging oder dessen Traditionen er übernahm und umbildete, bei der heiligen Neun verblieben ist.

III.

Spuren der hervorragenden Bedeutung der Neunzahl finden wir bei allen indogermanischen Völkern, bei den anderen Rassen aber so gut wie nicht [1]). So z. B. wurde in Rom die Lustration bei den Knaben am 9. Tage nach Geburt vorgenommen, indem man sie zwischen zwei Feuer hindurchtragen ließ, um sie gegen Verzauberung zu sichern [2]). Man hatte 9 Pontifices majores mit dem Pontifex maximus an der Spitze. Das von Livius Andronicus gedichtete Lied zu der Sühnezeremonie im Jahre 207, als der Zwitter von Frusino die Gemüter beunruhigte, wurde von 27 (3 × 9) Jungfrauen gesungen [3]). Bei dem Sühnegebrauch für die Maniä am 9. Mai trat der Hausvater barfuß vor die Haustür, wusch 3mal die Hände am fließenden Quell, warf schwarze Bohnen hinter sich und rief dabei 9mal, ohne sich umzusehen, aus: „Diese gebe ich euch, mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinen", wobei er mit ehernen Pauken zusammenschlug und wieder 9mal rief: „Hinaus ihr Geister des Hauses!" [4]) — Es gibt (nach Plin. 22, 57) 9 Arten des Malum punicum. Um einen Furunkel zu heilen, soll man 9 Gerstenkörner, je 3 und 3 mit der linken Hand um ihn herum legen und dann alle ins Feuer werfen [5]).

Im römischen Kalender hat die 9 eine besondere Bedeutung durch die Nundinae [6]). Ferner, wenn ein besonderes Ereignis, wie namentlich ein Steinregen angezeigt wurde, feierte man ein 9tägiges Fest, das Novendiale sacrum [7]). Am 9. Tage nach einer Leichenbestattung wurde die coena novemdialis (ferialis) als Leichenschmaus abgehalten.

Bei den Römern ist also der Zusammenhang der 9 mit Zauberei und Kalender offenbar und vielleicht alt eingebürgert. Aber noch früher, zu Romulus Zeiten selbst, regiert die 3 und 12. Jene in den 3 Zenturien und 30 Kurien des Romulus, es gab 3 Kuriatier und 3 Horatier (Drillinge). Die

[1]) Ich weise hier auf Heinr. Leßmann, „Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung" hin, Leipzig 1908, eine Arbeit, die mir manche Anregung gegeben hat, während Roscher in der seinigen „Enneadische und hebdomadische Fristen und Wochen der ältesten Griechen" (Abh. d. Sächs. Ges. d. Wissensch., Philol.-hist. Klasse, Bd. 21, 1903) die Bedeutung der Neunzahl für die Indogermanen insgesamt nicht erkannt zu haben scheint. Siehe auch Roscher, Die Sieben- und Neunzahl in Kult und Mythen der Griechen. Ebenda. Bd. 24, 1904, Nr. 1.

[2]) Liv. 36, 42.

[3]) Liv. 27, 37, 5. Vgl. Diels, Sibyllin. Bücher. Berlin 1890, S. 90f.

[4]) Ovid Fast. 5, 415ff.

[5]) Plin., Hist. nat. 22, 65.

[6]) Siehe meinen Aufsatz im Mannus 11/12 über Vorgeschichtliche Musiktheorie, S. 286.

[7]) Liv. 1, 31; 21, 62.

Digitized by Google

12 ist wahrscheinlich von den Etruskern übernommen, wie Livius sagt [1]). Die Etrusker, deren Rasse weder positiv noch negativ feststeht, hatten 12 Stämme und ebensoviel Könige nebst 12 Liktoren; die Römer unter Romulus und Numa Pompilius ahmten das nach. Der erstere richtete 12 Liktoren ein „wohl nach der Anzahl der Vögel, die ihm durch ihren glücklichen Flug den Thron verkündet hatten". Numa setzte 12 Monate im Jahre fest, wählte 12 Salier (Tanzpriester?) zum Dienste des Mars Gradivus, ebenso wie Tullus 12 salische Priester stiftete. Die 12 Tafeln Gesetze, die die Kriegstribunen wieder aufsuchen ließen (Liv. 6, 1), die 12 Ancilien u. a. gehören hierher.

Nur ein Beispiel für die Neunzahl kann ich bei den Etruskern anführen, das Plinius in seiner Naturgeschichte (2, 53) bietet: Tuscorum litterae novem Deos emittere fulmina existunt, eaque esse undecim generum. Jovem enim trina jaculari. Also auch hier die 3 und 9.

Bei den Kelten ist die 9 ebenfalls eine heilige Zahl [2]), aber doch noch weit mehr die 3, nach der bei ihnen alles geordnet wird: 3 × 3 Volksstämme, 3 Furchtereignisse der Bretagne, 3 Meisterwerke, 3 Reformatoren, 3 erste Weise, 3 erste Barden, 3 getaufte Barden, 3 erste Lehrer der Poesie, 3 Meister der geheimen Wissenschaften, 3 Astronomen usw. Aus dem Altertume ist aber nur einmal von einer heiligen 9 bei den Kelten meines Wissens die Rede, und gerade diese Erwähnung ist sehr interessant. Auf der Insel Sena, den Veneti in der Bretagne gegenüber, ist ein Orakel, besorgt von 9 heiligen Jungfrauen, den Gallizenae, die Wind und Meer durch ihre Zaubergesänge beherrschen, sich beliebig in Tiere verwandeln können, die Zukunft vorhersagen und den Schiffern Rat erteilen, so berichtet Mela [3]). Strabo (4, 4, 6) nennt diese „von Dionys begeisterten" Amazonen Samniten, und Artemidor bezeichnet die Opferfeste, die auf einer Insel bei Britannien (gemeint ist wohl die nämliche) der Demeter und Persophone gefeiert wurden, als denen in Samothrake ähnlich. Hier haben wir wegen der thrakischen 9 einen gar nicht gleichgültigen Hinweis auf uralte Kult-Zusammenhänge.

In der Mythologie der Iranier wird die Neunzahl nicht selten verwendet. So hat Pathana 9 Söhne, die Krsaspa-Kerschasp tötet. 9 Jahre regiert der König der iranischen Heldensage Kerschasp. Es gab eine 9tägige Trauerzeit nach dem Begräbnis, wo im Hause kein Feuer brennen durfte und die am 10. Tage durch ein Opfer an die Fravashi abgeschlossen ward. Man vergleiche dazu den Gebrauch auf Lemnos, wo zur Erinnerung an den Männermord das Feuer auf 9 Tage gelöscht wurde, und den römischen Gebrauch, 9 Tage nach einem Begräbnis den Leichenschmaus abzuhalten. Bei den Iraniern hatte die Woche 9 Tage und jede Woche einen Gott als Vorsteher, z. B. den Arjusch

[1]) Liv. 1, 8, ferner 13, 19, 20, 24, 27.

[2]) Ernest David, Études historiques sur la poésie et la musique dans la Cambrie. Paris 1884, S. 8ff.

[3]) Chorogr. 3, 6, 48.

Digitized by Google

(entsprechend dem Ares bei den Aloaden), und wie bei den Griechen in der Sage von Helios auf Thrinakia die Tage und Nächte als Weidetiere und die Wochen als Herden aufgefaßt wurden, so werden auch von den Iraniern die Wochentage als Herden von Stieren (tura) und Rindern (gosch) versinnbildlicht. Der Beginner der ersten Woche von 9 Tagen ist Jama, der der zweiten Afthian Bewaraspa, der dritten Thretana, der vierten Arjusch, dann Manoschtschithra usw., jeder mit einer Reihenfolge von 9 Namen.

Im Zendaveſta (Videvdat 2) erzählt Zarathuschtra von Yima, dem Sohne Vivahvants, und der Bericht von seinen Taten beginnt mit den Weltzeitaltern: 3mal in 900 Jahren wird die Welt übervölkert und muß um $^1/_3$ vergrößert werden. — Im übrigen hatten die Perſer das 365tägige Jahr, wie Curtius Rufus [1]) ganz ausdrücklich sagt, wo er auch von einem in Kristall eingeschlossenen Bilde der Sonne meldet.

Sehr viel weniger Anteil an der Heilighaltung der 9 haben die Inder, bei ihnen herrscht die 7 vor. Immerhin tritt die Beziehung der 9 auf den Kalender deutlich hervor im Mythos von Surja und Tschandra. Denn diese bedeuten Sonne und Mond. Surja „der Strahlenumkleidete, Lichtmacher, Glühende" (Sonne) fährt auf einem mit 7 Rossen bespannten Wagen, von Strahlen umgeben, am Himmel dahin. Tschandra aber „der Kaltstrahlige" (Mond) hatte die 27 Töchter des aus dem Daumen Brahmas entstandenen Gottes Dakscha geheiratet und hält nun 15 Tage lang sein Gesicht der Welt zugekehrt, 15 Tage lang aber schaut er auf das Reich der Seelen und ist nicht sichtbar (Mondphasen). Hier stehen den 30 Tagen der Sonnenjahrsmonate die 27 des siderischen Mondenjahres gegenüber. — Die 27 Gandharven gehören auch hierher, doch waren sie ursprünglich nur wenig an Zahl, wie Apolls Musen. Wischnu hat 9 Fleischwerdungen (awatāras) durchzumachen, die 10. Verkörperung, die noch aussteht, bezeichnet das Ende der jetzigen Welt. — Krschna, der Erfinder der Flöte und Gott der Musik, hat 9 Ammen und ist wie Apollo von 9 Gopis (Jungfrauen, Musen) umgeben, die um ihn ihre Tänze aufführen. Er teilt mit Zeus das Los, daß ihn sein Oheim Kansa, dem Kronos vergleichbar, nach seiner Geburt verschlingen will (ein sehr geläufiges Bild des Neumondes), wie dieser vorher schon Krschnas 7 Brüder (Tage) verschlungen hat. Aber Krschna wird von seiner Mutter Dewaki in die Einsamkeit gerettet, wo er nun von seinen 9 Gopis umgeben wird, wie der gerettete junge Zeus von den musikalischen Kureten, um dann erwachsen seinen bösen Oheim zu entthronen [2]); und wie Zeus den großen Kampf mit Giganten und Titanen, so muß Krschna im Verein mit den Pandus den Kampf gegen die Kurus ausfechten. — 99 Pferdeopfer (diese erscheinen auch bei den Germanen, s. u.)

[1]) De reb. gest. Alex. M. 3, 7. 8—11.

[2]) Der Mythos ist bei allen Indogermanen nachweisbar, in den Sagen von Kyros, Romulus usw., auch bei den Babyloniern stückweise. Krschna gleicht im ganzen dem Apollo und Odhin.

Digitized by Google

hat der fromme König Bali dargebracht, die ihm eine den Göttern gefährliche Macht verschaffen; darum wird er an weiteren von Wischnu verhindert, der sich als Zwerg von ihm soviel Land ausbittet, als er mit 3 Schritten abmessen kann, sich aber plötzlich als Riese Erde, Luftraum und Himmel abschreitet[1]). — Sonst aber ist die Siebenzahl bei den Indern durchaus vorherrschend, wie z. B. Rigveda 5, 45, 9: „Mit 7 Rossen komme her die Sonne — Zum Feld, das weit auf ihrer Bahn sich hinstreckt, — Der schnelle Adler fliege hin zum Soma"; und so vielfach in den alten Gesängen. Wischnu wird gewöhnlich dargestellt als auf der Weltschlange Ananta ruhend, deren 7 Köpfe sich über seinem Haupte zum Baldachin vereinigen. Es ergibt sich also, daß bei den Indern die Sonnenjahresrechnung schon frühe statt der siderischen Mondenjahresrechnung angenommen worden ist.

In der Sagen- und Märchenliteratur der Slawen kommt die 9 nicht selten vor, freilich ist sie jungen Datums, so daß man die Beispiele nicht ohne weiteres für alte Zeiten verwerten kann. Ich beschränke mich daher auf einige bedeutsamere Belege. Ein altrussischer Held „entführt das schöne Mädchen hinter 3 × 9 Mauern im 30. Lande fort aus fester Obhut, fort aus starken Schlössern ins weiße Rußland" (27:30)[2]). Ähnlich kehrt die gefangene Jungfrau hinter 9 Mauern im Märchen vom Prinzen Astrach, von Bulat dem braven Burschen, in vielen der von Afanasiew mitgeteilten Ivan-Märchen als feststehender Zug, aber auch in schwedischen, dänischen und norwegischen Liedern von Bleiarblack, Hildebrand und seiner Schwester usw. wieder[3]). Ein bulgarisches Lied von der Heirat des Sonnenprinzen mit der schönen Grodzanka[4]) ist ein Musterbeispiel für die Beliebtheit der Neunzahl. 3 Tage und 3 Nächte zittert der Prinz als er die Schöne sieht. Die Mutter des Mädchens spricht zu ihr: Siehe, 9 Jahre hab ich dich selbst genährt, also mögest du auch 9 volle Jahre schweigen. 9 Jahre spricht sie weder zum Schwager, noch zur Schwiegermutter, noch zum Prinzen ein Sterbenswörtchen, immer wieder wird die 9 betont. — Bei Afanasiew herrscht ein Zar über 3 × 9 Landen, dessen Schütze die Zarewna über 3 × 9 Lande hinweg am Ende der Welt holen muß.

Noch deutlicher und geradezu ausschließlich aber tritt die 9 bei den Litauern zutage. L. J. Rhesa sagt in seiner Sammlung „Dainos oder Litthauische Volkslieder"[5]) dazu: „Die Zahl 9 erscheint in den lithauischen Volksliedern als eine charakteristische Zeitbestimmung. Die Einteilung von

[1]) Man sehe auch: „Neunzahl bei den Ostariern" in Philolog. Abhandl. f. Schweizer-Sidler von Ad. Kaegi, Zürich 1891 mit Beispielen aus Kult und Dämonologie.

[2]) Jos. Wenzig, Slavische Volkslieder. Halle 1830, S. 123.

[3]) A. Dietrich und J. Grimm, Russische Märchen. Leipzig 1831, S. 17 und 133. — Grundtvigs, Dänische Volkslieder, Nr. 62, 63. — Geijer und Afzelius, Schwedische Volkslieder, Nr. 59. — Landstadt, Norwegische Volkslieder, Nr. 6 u. 7. — Vgl. E. Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas. Glogau 1893, S. 124.

[4]) Greg. Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1887, S. 848ff.

[5]) Königsberg 1825, S. 320.

Digitized by Google

7 Tagen und Wochen kommt gar nicht vor. Dies hat die lettische Mythologie mit der skandinavischen gemein. In der Edda ist die Zahl 9 ebenso vorherrschend, als hier..... Diese Übereinstimmung ist gewiß nicht zufällig, sondern deutet auf den früheren Verkehr der Skandinavier mit den lettischen Völkerschaften hin". Noch heute hat sich die Zahl 9 in sprichwörtlichen Redensarten erhalten z. B. dewyni Guddai wieną Awina pjauja neun Gudden (d. h. Polen [1])) schlachten an einem Schafbock; kad taw dewyni wilkai, daß dich neun Wölfe!

In einem litauischen Volkslied heißt es [2]):

Neun Ströme bin ich hindurch geschwommen
Und diesen zehnten hindurch getauchet....
Die Sonne sprach, sich hernieder lassend,
Ich werd' euch helfen den Bruder betrauern;
Neun Morgen will ich in Nebel mich hüllen
Und an dem zehnten auch gar nicht aufgehn [3]).

Ganz ähnlich wird in dem Lied „Der Weidenbaum" gesagt: [4]), Neun Ströme sind wir hindurchgeschwommen, noch diesen zehnten wollen wir durchtauchen.

Ein anderes [5]) vom Morgenstern (Außrinne) ist von besonderem Interesse für uns, weshalb ich es ganz mitteile:

Der Morgenstern richtete Hochzeit aus:
Perkun (der Donnergott) ritt durch die Pforte hinein —
Und schlug die grüne Eiche nieder.

Vom Blut der träufelnden Eiche
Ward mir mein Kleid bespritzet
Ward mir der Kranz bespritzet.

Es weinte die Sonnentochter,
Drei Jahre las sie die Blätter,
Die verwelkten Blätter auf!
Wo soll ich, geliebte Mutter,
Die Kleider nun waschen?
Wo soll ich das Blut auswaschen?

Geh', o geliebte Tochter,
Zu dem Teiche hin
Worin neun Bächlein fließen.

Wo soll, geliebte Mutter,
Ich nun die Kleider trocknen?
Sie trocknen in dem Winde?

O Tochter in dem Garten,
Wo neun Rosen blühen.

Wo soll, geliebte Mutter,
Die Kleider ich nun anziehen?
Die reinen Kleider vertragen?

O Tochter, an dem Tage,
Wenn neun Sonnen glänzen [6]).

Der höchste Gott der Litauer Pramzinas warf bei der großen Sintflut eine Nußschale herab, um das einzig noch übriggebliebene Menschenpaar zu retten und gebietet ihnen dann über die Gebeine der Erde zu springen. 9mal sprangen sie und 9 Paare entstanden daraus, die Ahnen der 9 litauischen Stämme [7]). Wer dächte da nicht an Deukalion und Pyrrha, deren Schiff 9 Tage

[1]) Es sind vielmehr Weißrussen, vgl. Bezzenberger, Prussiaberichte 21, 217.
[2]) L. J. Rhesa, a. a. O. S. 133f..
[3]) Vgl. S. 293, wo die Sonne ebenso antwortet.
[4]) Ebenda, S. 225.
[5]) Ebenda, S. 221.
[6]) Vgl. auch W. Mannhardt, Lettische Sonnenmythen. Zeitschr. f. Ethn. VII, Nr. 92.
[7]) Grimm, 545 nach Narbutt. E. Krause, Tuiskoland. Glogau 1891, S. 129.

Digitized by Google

auf den Ablauf der Sintflut wartete und die die Gebeine der Mutter Erde rückwärts über sich warfen?

Muß nun schon bei den Litauern auf den starken und unverkennbaren Einfluß seitens der Germanen hingewiesen werden, der bei den Slawen wohl meist ebenfalls vorliegt, so kommen wir mit den Germanen zu einem Kulturkreise, dessen Mittelpunkt in dieser Hinsicht geradezu die 9 zu bilden scheint, ehe das Christentum eintrat. Sie begegnet in der Mythologie, in der Dichtkunst, in den Volkssprüchen usw. auf Schritt und Tritt, so daß die ungeheure Menge von Beispielen hierfür alle aufzuführen gar zu ermüdend sein würde. In dem Reallexikon der Germanischen Altertumskunde [1]) hat E. Mogk die beträchtliche Zahl von 85 Belegen zusammengetragen, doch sind das bei weitem nicht alle. Ich kann mich hier auf diese Sammlung, die auch die Fundorte genau verzeichnet, berufen und füge nur ergänzend bei, was mir bei keineswegs erschöpfender Durchsicht der Literatur sonst noch zugeflossen ist. Im übrigen aber muß ich hier auf einige Belegstücke näher eingehen, weil sich daraus wichtiges für unser Beweisthema ergibt.

Im Anfang der germanischen Kosmogonie stehen wie bei Hesiod 9 Welten. Sie wachsen aus der Weltenesche hervor, die sie beschattet, ähnlich wie bei den Iraniern der Weltenbaum Homa mit den ihn umkreisenden 9 Gefährten des Karafisches. An den Blättern dieses heiligen Baumes, der Weltenesche Yggdrasil, äsen die 5 Hirsche Eikthyrner, Dain, Dwalin, Dunneir und Durathror, die offenbar die kalendarische Bedeutung haben, daß sich die germanische Neunerwoche aus einer ursprünglichen Reihe von 5 Tagen entwickelt hat, wie ich das in meinem Aufsatze im Mannus 11/12, S. 266ff. dargelegt habe. Die Esche hat 3 Wurzeln, wie der siderische Monat 3 Wochen hat.

Der Sonnengott Heimdallr ist der Sohn von 9 Schwestern, seinen Müttern, in 9 Nächten hintereinander, also 9mal geboren, so wie Apollo in Wehen von 9 Tagen und 9 Nächten geboren ist und der indische Apoll Krschna 9 Ammen hat. Wenn die Mutter Siggeirs zur Wölfin wird und von den 10 Söhnen Völsungs in 9 Nächten hintereinander je einen frißt, bis der Zehnte das Untier tötet, so zeigt sich hier der arkadische Aberglaube von der Verwandlung in Wölfe, der nach der Völsunga-Saga (Kap. 8) auch sonst bei den Germanen zuhause ist. Auch Apolls Mutter Leto, ja er selbst verwandelten sich zu Wölfen.

In der mythologischen Genealogie ist die Neunzahl fast feststehend. Halfdan hat 2 × 9 Söhne, die einen werden Stammväter der Könige, die anderen von berühmten Geschlechtern. Sein Sohn Dagr, der Tag, hat ebenfalls 9 Söhne, ebenso wie Ragnar Lodbrok, König Njörfi und sein Halbbruder Vikingr; 9 Töchter haben auch Niörðr und Aegir, der (himmlische) Wassermann, es sind riesige Meer- und Bergjungfrauen wie die 9 Mütter Heimdallrs, den sie durch die geheimen Mächte der 3 Weltbrunnen großziehen lassen (3 × 9).

[1]) Herausg. von J. Hoops, Straßburg 1915, unter „Neunzahl".

Digitized by Google

Wie Zeus von 9 Kureten, Dionys von 9 Pieriden, Apollo von 9 Musen und Krschna von 9 Gopis begleitet wird, so besteht die Begleitung von Fürsten oft aus 9 Skalden, wie bei Harald Hildetonn und Olaf dem Heiligen. 9 Walküren Odhins sahen Helgi und Hedin, die sangen, als der stumme Helgi die Sprache erlangte, wie denn außer den Valkyrien auch die Sylgjen, Seeungeheuer, Riesenweiber und dergleichen in Scharen von 9 der germanischen Mythe ganz geläufig sind, so daß es dem germanischen Geiste widersprechen heißt, wenn man behauptet hat, die 9 Walküren Odhins wären von den Skalden erst den 9 Musen Apolls nachgebildet worden. Daran ist gar nicht zu denken.

Überhaupt knüpft sich an Odhin ebenso mit ganz besonderer Vorliebe die Neunzahl, wie wir es bei Apollo sahen. 9 Nächte hängt Odhin am Baume, um die Weltweisheit zu erfahren, vom Speer durchbohrt, ohne Speise und Trank dem Verschmachten nahe, in jeder Nacht von Odhins Mutterbruder Agnar durch einen Zauberspruch belehrt; der letzte Spruch in der 9. Nacht enthält die Runen, die den Bann lösen und ihn frei machen. 9 Nächte ist er bei Geirrod gefangen, und die Arbeit von 9 Männern verrichtet er im Dienste des Riesen Baugi, wie Apollo im Dienste Admets ein großes Jahr, d. h. 9 12 monatige siderische Jahre ($27 \times 12 \times 9 = 2916$; $8 \times 365 = 2920$) Rinder (die Kalendertiere) hüten muß. Als Odhin zum Baugi kommt, fordern 9 sensende Knechte (die Sensen erinnern an die Mondsichel) von ihm den Wetzestein, den er dann zwischen sie wirft und damit einen Streit erregt, so daß sie sich gegenseitig töten, wie die Sparten des Kadmos und des Jason, aber auch wie die Aloaden.

Auf Odhins Erlaubnis hat Thiassis Tochter Skadhi den Asen Njördr zum Gemahl gewählt, aber weil sie Meeresbrausen und Schwanengesang in seinem Schlosse Noatun nicht vertragen konnte, während er die öden Bergesklüfte und das Wolfsgeheul in den Wäldern nicht leiden mag, kamen sie dahin überein, daß sie 9 Nächte in Thrymheim und 3 Nächte in Noatun verbringen wollten. So teilten sich auch Apollo und Dionys in ihren delphischen Aufenthalt, 9 Monate ist Apollo, 3 Monate Dionys der herrschende Gott, und 9 Monate weilt daher Apollo in Delphi, 3 aber im Hyperboreerlande. Thiassis Augen hatte übrigens Thor an den Himmel geworfen, wo sie als leuchtende Sterne am Himmel glänzen, was deutlich genug die kalendarische Beziehung bezeichnet.

Auf Odhins Rosse Sleipnir reitet sein Sohn Hermodr 9 Nächte lang zur Hel, als er aus deren Macht Baldur wieder heimholen will, wie in der griechischen Mythe ein Amboß 9 Tage braucht, um von der Erde bis zur Unterwelt zu fallen. — Von dem Ringe Draupnir, den Baldur dem Hermodr für Odhin mitgibt, träufeln in jeder 9. Nacht 8 gleich treffliche Ringe ab, wie aus jeder 9. Nacht eine neue Woche hervorgeht. Wie Apollo seinem Sohne Phaeton seine Sonnenrosse überläßt zu seiner Todesfahrt, so übergibt Odhin seinem

Digitized by Google

Sohne Hermodhr sein Roß Sleipnir nebst Helm und Brünne, um zur Todesgöttin Hel zu reiten.

Odhin hat die Hel nach Niflheim versetzt und ihr die Macht über 9 Welten gegeben, damit sie die Wohnungen an die verteile, die, an Krankheit oder aus Alter gestorben, er ihr schicken würde. Auch Hesiod kennt 9 Welten und die 10. war das Totenreich.

Für das Opfer des Königs Vikar gibt Odhin als Totengott dem Starkadh 3 Menschenalter, 9 Nächte hält sich dieser bei Odhin (Hrosshārsgrani) auf. In der Gautrek-Saga heißt es, Starkadh habe sich 3 oder 9 Winter da oder dort aufgehalten. König Auni von Upsala opfert [1]) dem Odhin nacheinander 9 seiner Söhne, um sein Leben immer wieder verlängert zu sehen, bis die Schweden ihn verhindern, seinen 10. Sohn zu opfern. Mit ihnen stehen Völsungs 9 Söhne (s. oben) und die Kinder des Kronos auf derselben mythologischen Linie.

Es bedarf wohl keiner weiteren Beweise dafür, daß in der Tat mit Odhin in der germanischen Welt die Neunzahl in demselben Grade verknüpft ist, als in der griechischen Mythologie mit Apollo. Ja es ergibt sich eine solche Fülle von Belegen für die Wichtigkeit, die der Germane der heiligen Zahl beilegt, daß man geradezu sagen kann, daß kein indogermanisches Volk hierin ihm gleichkommt, die germanischen Länder sozusagen die eigentliche Heimat der 9 sind und alle anderen indogermanischen Völker gewissermaßen nur Abschwächungen dieses Gebrauches aufweisen. Am nächsten freilich steht dem Germanen der Grieche, aber auch er befindet sich später nicht mehr auf derselben Linie, da er vom Orient die 7 und die 50 stark in sich aufgenommen hat, diese Zahlen schon im Altertum in den Kreis der 9 einführt und besonders die 7 schließlich ganz die 9 überwuchern läßt. Dies geschieht bei den Germanen erst durch Einführung des Christentums, also sehr spät und dann auch nur stellenweise. Denn die 9 hat sich als heilige Zahl im Volksmunde noch bis in unsere Tage hinein erhalten. Hierfür einige Belege aus verschiedenen mittelalterlichen und neueren Zeiten.

Wie in Upsala alle 9 Jahre die großen Opfer an Menschen stattfanden, so wurden noch zu König Heinrichs I. Zeit zu Lederun (Leire), der Hauptstadt des Gaues Selon (Seeland) in Dänemark, nach Verlauf von 9 Jahren „im Monat Januar um die Zeit wo wir die Erscheinung Christi feiern" 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde und 99 Hähne den Göttern geopfert, „indem sie (die Dänen) für gewiß glaubten, daß diese ihnen bei den Göttern der Unterwelt (also Odhin voran) Dienste leisten und dieselben wegen ihrer begangenen Missetaten mit ihnen aussöhnen würden". Aber Heinrich „zwang die Northmannen und Dänen mit den Waffen zum Gehorsam und lehrte sie samt ihrem Könige Kanut ihrem alten Irrglauben entsagen und das Joch Christi tragen". So berichtet Thietmar von Merseburg in seiner Chronik (I, 9).

[1]) Nach Snorri in Barthol. Antiq. Dan. II, cap. 7.

Digitized by Google

9 Tage dauert die große Verteidigungsschlacht der Gothen gegen die Hunnen in der Sage von der Hunnenschlacht, welche wohl erst nach der Völkerschlacht auf den katalaunischen Gefilden 451 entstanden ist. — 9 Jahre muß Orendel in der Spielmannssage, die bald nach 1192 entstanden und eine Verwebung nordischer, christlicher und nachantiker Sagen ist, Enthaltsamkeit üben, um die Hand der schönen Königstochter Bride, der Herrin des Heiligen Grabes, zu erhalten. — In der alten Heldensage schmieden drei Schmiede 9 berühmte Schwerter [1]). — Aus dem 14. Jahrhundert (1349) wird uns von den Geißlern berichtet, daß sie sich 5 Tage lang geißelten, dann einen Tag fasteten, dann sich 3 mal gemeinschaftlich geißelten und 9 mal zu Boden warfen [2]). — In dem Liede von den 9 Landsknechten aus dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, das aber sicher auf ältere Fassung zurückgeht, ist die Neunzahl durch nichts weiter begründet, als offenbar durch die Bedeutung, die das Volk dieser Zahl beilegte. Ihr Inhalt ist derselbe, wie vieler deutscher Volkslieder, nämlich die Freibittung eines Geliebten vom Tode. — Luther schreibt in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen 1543 [3])": „Ein Jude stickt so voll Abgötterei und Zauberei, als neun Kühe Haar haben, das ist, unzählig und unendlich, wie der Teufel, ihr Gott, voller Lügen ist". — In einem Grimmschen Märchen (Nr. 69) von Jorinde und Joringel sucht der letztere nach der blutroten Blume, durch die er seine Jorinde erlösen will, 8 Tage lang vergebens in Wald und Feld, bis er sie am 9. Tage findet. — Eichendorffs „Marmorbild [4])" enthält folgenden Satz: „Man sagt, daß einem Mädchen, wenn sie in einem aus neunerlei Blumen geflochtenen Kranze einschläft, ihr künftiger Bräutigam im Traume erscheine".

Neunerlei Kräuter sind im medizinischen Aberglauben noch unserer Zeit besonders heilsam. Neunerlei Holz braucht man zum Notfeuer und zur volkstümlichen Prophetie, auf eine Bank von neunerlei Holz muß man sich in der Weihnachtszeit setzen, wenn man die Hexen erkennen will, Kreuze aus neunerlei Holz schützen vor Krankheiten [5]), neunerlei Kräuter brauchen die Hexen als Zaubermittel, neunerlei Kräuter schirmen vor Gift und Krankheiten, ihrer bedient man sich zur Räucherung der Häuser, sie werden am Grünen Donnerstag u. a. heiligen Zeiten genossen und geben Gesundheit und Stärke. Kränze aus neunerlei Blumen schützen das Haus vor Brand und tun unter das Kopfkissen gelegt die Zukunft kund. 9 Stücke von Löwenzahnwurzel helfen gegen Flecken im Auge, 9 Otterzungen machen im Lechrein junge

[1]) W. Grimm, Die deutsche Heldensage. S. 43 u. 146.

[2]) Chronicon Hugonis Sacerdotis de Rutelinga siehe Runge, Lieder und Melodien der Geißler. Leipzig 1900, S. 25.

[3]) Luthers sämtliche Werke, bearb. v. J. K. Irmischer 1842.

[4]) Kleinere Novellen, Ende des 3. Abschnittes.

[5]) Zum „Suchtenbreken" (Seuchenbrechen) werden 9 kleine Reiser von 9 verschiedenen Holzarten gebrochen, siehe F. Reuter, Anm. zu Läuschen und Rimels, Nr. 21 (Die Schaptur), Originalausgabe.

Digitized by Google

Burschen stark, 9 Herzen ungeborener Kinder machen Räuber unsichtbar, mit 9 Segen über Brot und Salz zwingt man die Diebe; 9 Löcher muß das Glückshufeisen auf der Schwelle haben — und so geht es fort schier ins Endlose, so daß man staunt über die Hartnäckigkeit, mit der das deutsche Volk an der Neunzahl überall hängt, trotz aller christlichen Sucht, die 7 einzuführen. Man spricht infolgedessen im Volke allgemein von einer „bösen Sieben" und es ist eine Art von boshafter Rache, wenn man ihr eine „krumme Neun" entgegengesetzt hat. Mit Scheu spricht man freilich jetzt von der einstmals heiligen Zahl, man hat „alle Neune" davor, und der besonders Weise ist neunmal klug. Was den alten Germanen heilig war, ward den Christen ein Abscheu und den Modernen ein Spott.

Im Rechtsleben haben sich immer die Zeitbestimmungen vorzugsweise an die 9 gehalten. 9 Geschworene zeugen im Prozesse gegen Sloki, im 14. Jahrhundert bestanden am Rhein und auch in der Schweiz Neunerkommissionen im Dienste der Polizei; Kündigungsfristen von 9 Nächten oder 9malige Vorladung vor Gericht, 9faches Wehrgeld und Strafen, in denen die Neunzahl bestimmend ist, sind allerwärts üblich gewesen [1]).

Bei Freiburg i. B. liegt der Kaiserstuhl völlig für sich, ein Gebirge von fast 50 Felskegeln, deren höchsten die Sage als die Gerichtsstätte König Rudolfs I. von Habsburg bezeichnet, und der Platz, wo er Gericht hielt, heißt der Totenkopf, der Berg aber „Neun Linden".

Ich gebe noch einige Sprachbildungen mit 9. Im Altnord. hat man eine eigene Bezeichnung für 3 Chöre von je 9 Mädchen: thrennar niundir meyja, wie überhaupt für Neunheit (niund). Chöre von 3×9 kommen in obigen Beispielen auch bei den Griechen, Römern, Indern vor. Im Mittelhochdeutschen ist niunherzig einer, der an Geist und Gemüt 9fach tüchtig ist. Die Namen Neunkraft für die Pestilenzwurz (Petasites), Neuntöter für den Würgervogel (Lanius collurio) gehören auch hierher, und auffällig ist die Bezeichnung Neunauge (mhd. niunouge) für einen Fisch, der gar nicht 9 Augen hat, sondern wie jeder rechtschaffene Fisch nur zwei; selbst wenn man die äußeren Kiemenöffnungen als Augen gelten lassen will, müßte er 8- oder 16-Auge heißen, weil er an jeder Seite deren nur 7 neben dem richtigen Auge hat.

In Sprichwörtern kommt die 9 nicht selten vor: „Den negenten Dag krigen de jung'n Hunn ok Ogen" sagt Reuter in der Stromtid (II, 20), und ein altes Lied singt von unserer Katze, die 9 Junge gekriegt hat. Ganz bezeichnend erscheint mir aber die germanische Umformung eines alten Sprichwortes, das durch ganz Ost- und Südeuropa hindurch geht: griech. *πᾶσα θαῦμα τρεῖς ἡμέρας* „Jedes Wunder währt drei Tage." Genau in derselben Form gebrauchen es die Bulgaren, Serben, Russen, Italiener (Una meraviglia dura

[1]) Siehe auch hier die weiteren Belege Mogk's a. a. O.

Digitized by Google

tre giorni), aber der Deutsche sagt: „Ein Wunder währt nicht länger als 9 Tage" und der Engländer: „A wonder lasts but nine dags" — ganz gemäß der germanischen Anschauung von der heiligen Neunzahl.

Wenn wir also bei den Nachbarn der Germanen östlich und westlich ebenfalls die 9 ziemlich häufig finden, so ist dies vorwiegend als Entlehnung aus dem Germanischen zu betrachten, ja auch zu erweisen. Ich sprach oben schon von den Litauern. Rhesa betont [1]), daß um Memel „viele Anzeichen" vorhanden sind, daß hier einst Schweden wohnten. Ein Berg auf der Nehrung heißt noch jetzt der Schwedenberg, der litauische Name der Stadt Memel Klaipeda hängt offenbar mit dem germ. Thema hlaifa, got. hlaifs, hlaibs, ahd. leip, leib, agf. hlâf, engl. loaf, an. hleifr, leifr Brot, Brotlaib zusammen, zu lit. klepas, lett. klaips geworden. Rhesa sagt, daß noch heute (1825) sich die Fischer am Kurischen Haff ihr Brot von Memel für ihre Fische holten, Memel sei also für sie in Wahrheit „die Brotstadt".

Ebenso wie mit dem häufigen Vorkommen der Neunzahl bei den Litauern steht es damit in England. Es scheint mir wichtig zu betonen, daß dieses hier nicht etwa keltischem Einflusse zuzuschreiben ist. Ich gebe dazu einige Beispiele. In der englischen Sage vom Worm of Lambton legt sich der ursprünglich kleine Wurm um einen Hügel in 9 Windungen, der Wormhill weist noch heute die Spuren davon auf. Dann erhebt er alle Tage einen Tribut an Milch von 9 Kühen von dem Volke, findet er diese nicht vor, so verschlingt er dafür Menschen und Vieh, bis ihn Held Lambton tötet [2]). Auch der Drache Pytho, den Apollo tötet, windet sich „in 9 Kreisen noch rings um den beschneiten Parnaß". In Wirklichkeit ist dieser englische Held nichts anderes als Siegfried der Drachentöter. — Ninemen's morris bei Shakespeare im Sommernachtstraum [3]) übersetzten Schlegel und Tieck mit „Kegelbahn", was nicht ganz unrecht ist, denn in der Tat ist unser Kegelspiel mit seinen „Alle neun" sehr alt und wahrscheinlich germanischen Ursprunges. Man soll es schon im frühen Mittelalter mit Klötzen, nach denen die Knaben warfen, gespielt haben, erwähnt wenigstens wird es schon im 13. Jahrhundert, und es mag im Rahmen unserer Betrachtung eigenartig berühren, daß man früher im Hannöverschen und Braunschweigschen den einen Kegel Jupiter nannte.

Bei dem ganzen hier dargelegten Sachverhalte wird man die Priorität der Germanen in bezug auf den Gebrauch der Neunzahl als einer im Glauben und Recht maßgebenden Zahl nicht bestreiten können. Er gehört mit zu den

---

[1]) a. a. O., S. 320.

[2]) E. Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas. Glogau 1893, S. 107f.

[3]) Akt 2, Sz. 1: Verschlämmt vom Lehme liegt die Kegelbahn;
Unkennbar sind die art'gen Labyrinthe
Im muntern Grün, weil niemand sie betritt.
Man kann indessen das morris auch auf den damals sehr beliebten Moresca-Tanz beziehen.

Digitized by Google

ursprünglichen Grundlagen der germanischen Kultur und scheint von den germanischen Landen zu den übrigen Völkern ausgestrahlt zu haben.

Ist dem so, dann liegt die Erklärung dafür auf der Hand, sobald man sich vor Augen hält, was ich in meiner Abhandlung über vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa nachgewiesen habe. Die nur bei den Deutschen vorkömmliche Zahlenschrift, die auf die 9 gegründet ist [1]) und zugleich den Ausgangspunkt für das Runenalphabet abgegeben hat, stand ebensowohl im Dienste der Musik als des Kalenders, wie dort gezeigt. Der germanische Kalender ist auf die Neunerwoche begründet als das Ergebnis der uralten siderischen Monatsrechnung der Germanen, die sonst nur noch in den ältesten Zeiten Griechenlands in Spuren nachweisbar ist, und somit hat Weinhold [2]) ganz recht — wenn auch in umgekehrtem Sinne — mit seiner Annahme, daß die 9tägige Woche in der Heiligkeit der Neunzahl wurzle. Die Neunerwoche als Grundlage der germanischen Zeitrechnung rief vielmehr die Hochhaltung der 9 hervor. Infolge der hier nachgewiesenen Tatsachen und bei der auffälligen Gleichartigkeit der mythologischen Anschauungen zwischen Germanen und Griechen in Hinsicht der Neunzahl müssen wir feststellen:

daß die Hyperboreer mit ihrer siderischen Monatsrechnung nicht nur ein reales Volk sind, darin mit den Germanen übereinstimmen, und die uralte griechische Sage von der Herkunft Apollos aus dem Hyperboreerlande einen wahren Kern hat; sondern auch, daß die griechische und die germanische Mythologie eine erstaunliche Menge von ähnlichen Zügen aufweisen und darin völlig übereinkommen, daß dort Apollo, hier Odhin vor allem Träger der Neunzahl und mithin des Kalenders sind.

Aber nicht nur Träger der Zeitrechnung sind Apollo und Odhin-Wotan, sondern auch die Hauptträger von Wissenschaft und Kunst. Auf diesen Punkt muß ich hier noch kurz eingehen, um die große Übereinstimmung von Griechen und Germanen auch in fast allen übrigen Hinsichten darzutun.

IV.

Odhin ist, wie der griechische Apollo, bei den Nordgermanen der Gott des Gesanges [3]). Er ist Herr der Dichtkunst und Schutzpatron der Dichter und Sänger. Er singt den Totenzauber, um die Völva aus dem Grabe herauszubringen; er singt den Liebeszauber, um Frauen ihren Männern abspenstig zu machen; er ist der Herr der Zauberlieder, der ljodh oder galdr, wie des erzählenden Liedes (kvidha). Als Gott des Windes macht er oft eine wunderbare Musik, und die Runen, die er erfindet, sind nicht bloß Zeichen, sondern auch geheime Lieder, denn rún heißt „das Geheimnis, geheimes Lied, geheimes Zeichen", durch die man die Zukunft zu bestimmen in Stand gesetzt wird, wie

[1]) Mannus 11/12, S. 294.

[2]) Die mystische Neunzahl bei den Deutschen. Berlin 1897.

[3]) Vigfusson, Corp. poet. bor. I, C IIIf.

Digitized by Google

auch bei den benachbarten Finnen, die vielfach und schon sehr früh germanisches Kulturgut angenommen haben, runo „der Gesang, das Gedicht" und runoilija „der Dichter" heißt.

Aber auch bei den Sachsen in Deutschland ist Wodan, der später vorzugsweise als Windgott erscheint, offenbar ursprünglich ein Musikgott. Denn wie der Name des obersten Gottes der Nordländer Odhin mit dem nordischen Worte odhr für „Poesie und Gesang" zusammenhängt, so steht der deutsche Name Wotan, Wuotan, älter Woatan (langobard. Wôdan, Gwôdan, altsächs. Wôden, angelsächs. Vôden) zu dem angelsächsischen wôth „Stimme und Gesang" oder wie es in einer handsch. Glosse heißt woot = eloquentia, facundia, als engverwandt. Die angegebenen Bedeutungen eignen diesen Wörtern von jeher, wie das vermutlich ebenfalls verwandte lateinische vâtes „Sänger und Seher" und das altirische faith „Sänger und Seher" andeuten. Ob die sprachgeschichtlichen Bedenken gegen diese Zusammenstellungen sowie schließlich auch gegen die mit ᾠδά, ἀϝοιδή Lied, Gesang, ἀειδεῖν ἀϝοιδᾶν, ᾠδεῖν singen, feierlich verkünden (dessen Verwandtschaft mit dem ahd. wizan wissen, as. witan usw. feststeht) wirklich unüberwindlich sind, kann ich nicht entscheiden. Ist die Zusammenstellung berechtigt, so haben wir Wotan *Wôdanaz = ἀϝοιδῶν Awoidôn, der Sänger und Wissende.

Dem Odhinn zur Seite stehen die Valkyren; sie führen seine Befehle aus, begleiten ihn ständig und kredenzen den Helden das Methhorn in Valhǫll (Walhalla). Einmal wird sogar von 9 Walküren gesprochen, wie Apollo von den 9 Musen ständig begleitet wird. Diese erscheinen zuweilen in Schwanengestalt, wie häufig die Mädchenseelen; so wird auch Apollos Wagen von Schwänen gezogen und Schwäne umkreisen seine heilige Insel. Apollos heilige Tiere sind Wolf und Rabe. So hat auch Odhinn Wölfe und Raben in seiner Begleitung (nämlich die Wölfe Geri und Freki und die Raben Huginn und Muninn). Am Fuße des Berges Kynthos ist Apoll auf Delos geboren, er hat davon den Beinamen der „Kynthier"; so sind auch Wôdan-Odhinns Aufenthaltsort die Berge, er nennt sich selbst (Regm. 18) den „Alten vom Berge" und die Skalden bezeichnen ihn als fjallgautr, fjallgeigudhr d. i. „den Felsengott". Über ganz Deutschland sind die Wôdansberge verbreitet, in Schleswig-Holstein, in Hessen, am Rhein usw.

Apollo wird allgemein als Licht- und später sogar als Sonnengott verehrt und bildlich oft genug dargestellt; so ist auch Odhinn das „Einauge" des Himmels und die Sonne sein Goldhelm. Apollo ist der Künder der Zukunft, der ausgemachte Oratelgott in Delos wie in Delphi; ebenso ist auch Odhinn der Herr und Erfinder des Runenzaubers, er hat Kunde von vergangener Zeit und von der Zukunft; er ist galdrs fadir „Vater des Zaubers", forspár „einer der die Zukunft vorausseht", und Saxo nennt ihn einen vates, Sänger und Seher. Wie die delphische Pythia Apolls alle ihre Orakelsprüche in Gedichtform einkleidet, so heißt es in der Heimskringla, daß Odhinn alles in

Digitized by Google

Reimen (hendingar) gesprochen habe. Und wie die Pythia von dem Dreifuß aus ihre Orakel abgab, so saß auch der nordische Zauberer auf einem Zauberstessel, dem seidhjall. Wie Apoll der Heilkunst besonders als Vater des Asklepios nahe steht, so heilen Odhins Runen alle Krankheiten.

Neben seinem musischen Amte hat Apollo die Kunst des Bogenschießens unter sich, sein schwirrender Bogen ist Musik- und Todesinstrument zu gleicher Zeit. Er bringt Tod und Verderben und tritt oft genug als zürnender Rache- und Kriegsgott auf, ja man muß sagen, daß er in für uns abschreckender Weise das Amt als fürchterlicher, unbarmherziger Rächer ausübt und die Milde eines musischen Gottes oft recht sehr vermissen läßt. So ist auch Wodan nicht nur der musische sondern auch der furchtbare Kriegsgott in der gleichen befremdlichen Weise. Beide sind Totenführer und stehen zur Unterwelt in Beziehung. Apollo schindet mit eigener Hand den Marsyas und führt das Amt eines Henkers oft genug aus, ganz wie Odhin der Gott des Hängens und der Gehenkten genannt wird.

Man könnte diese Vergleiche noch weiter fortsetzen und z. B. die Mythe von der Entstehung des Zauber- und Dichtermethes Kväsir durch den Speichel der Asen und Vanen und von Hötter = Odhin (dem Breithutigen), der der bierbrauenden Geirhilde seinen Speichel zur Hefe gab, mit der Wichtigkeit in Vergleich setzen, die die griechische Mythologie dem Speichel [1]) beim Zaubern und Unterrichten beilegte (Apoll und Kassandra, Polyidios und Glaukos u. a.). Ich beschränke mich indessen auf eine ganz besonders auffällige Übereinstimmung.

Ich habe oben (S. 25f.) den Mythos von den Aloaden, den thrakischen Heroen, ausführlich besprochen, die sich gegenseitig wegen Artemis töten. Ähnliches findet sich in der thrakischen Mythologie noch einmal, verknüpft mit der Iphimedeia der Gattin des Aloeus und ihrer Tochter Pankratis, wegen deren sich die Anführer auf der Insel Strongyle (später Naxos), Sikelos und Hektoros, gegenseitig töteten. Die Aloaden befreiten Mutter und Schwester [2]). Ihre Genossen wiederum herrschten dann über die Thraker auf dieser Insel, gerieten in Zwiespalt untereinander und töteten sich ebenfalls gegenseitig. Schon vorher war ein ähnlicher Vorgang die Ursache der Besitznahme der noch unbewohnten Insel gewesen. Von den beiden Söhnen des Boreas, Lykurgos und Butes, strebte letzterer, der jüngere, seinem Bruder nach dem Leben und ward verbannt. Weil die Insel aber keine Frauen hatte, raubte er Pflegerinnen des Dionys und ward dafür mit dem Tode bestraft. Söhne des Boreas waren auch das Herrschergeschlecht der Hyperboreer.

---

[1]) Der Speichel hatte (nach Varro 7, 2, Plin. 10, 52, Plaut. Captiv. 3, 4, 18) Heilkraft, wirkte verscheuchend auf Dämonen und gegen den bösen Blick (Plin. 28, 4), wurde bei den Mysterien in den Initiationsgebräuchen angewendet usw.

[2]) Diod. v. Sic. 5, 50.

Digitized by Google

Nun lesen wir bei Saxo (1, 110ff.) eine ähnliche Sage. Der dänische König Hothbrod hat einen Sohn Hotherus. Er ist ein Riese und höchst geschickt auf dem Saitenspiel, womit er die Liebe der Königstochter Nanna gewinnt. Aber Baldr wirbt ebenfalls um Nanna, wird jedoch samt den übrigen Göttern von Hotherus geschlagen und schließlich von ihm getötet. Odhin rächt Baldrs Tod, indem er seinen und der Rinda Sohn Bous gegen Hother schickt, und nun töten sich diese beiden gegenseitig.

Der Hotherus des Saxo ist Hoedhur (Hǫðr) der Edda. Der junge Sohn Odhins und der Rind heißt hier Vali.

In seinen Grundzügen ist der Mythos der gleiche wie der griechische von den Aloaden. Hother ist ein Riese, wie diese, und ein geschickter Musikus, so wie die Aloaden den Musendienst in Böotien eingeführt haben. Mit seinem Nebenbuhler Baldr kämpft er um die schöne Nanna, wie die Aloaden um Artemis werben, die Götterwelt mischt sich hier wie dort in den Kampf, hier Odhin dort Apollo, deren Verwandtschaft ich gezeigt habe. Beide Helden gehen dabei zugrunde, nur wird im nordischen Mythos dem Baldr noch ein Sohn Odhins substituiert, und die Kämpfenden töten sich gegenseitig. Auch die Unterwelt wird, wie bei den Aloaden, von der Edda stark herangezogen, Odhin versucht vergebens, Baldr aus ihr zu befreien.

Aber selbst die Namen, die in beiden Mythen zur Verwendung kommen, sind im Griechischen ähnliche wie im Nordischen, wenn auch ihre Unterlegung unter die Personen des Dramas sehr verschieden ist. In der Aloadensage kommen vor: Otos, Ephialtes, Aloeus, die Stiefmutter Eeriboia, Apollo und Artemis; in der nordischen aber Hother, Balder, Vali, Bous, Odhin und Nanna. Daß, wie in Ot-os gegenüber Hoth-er, der Spiritus asper abfällt, ist im Griechischen nicht selten, und der Stamm phjalt in Ephialtes steht zu bald wie *Φερενίκη* : *Βερενίκη*, *Φέρης* : *Βέρης* [1]), *Βοιβηὶς λίμνη* : *Φοιβηὶς λίμνη* [2]) usw. Alo-eus scheint dem Vali zu entsprechen, das Digamma im Anlaut ist im Griechischen ausgefallen; und in Eri-boia klingt der zweite Namensteil an das nordische Bous an. Daß Apollo dem Odhin sachlich gleichsteht, ist gesagt, die Artemis steht sachlich der Nanna gegenüber. Über die letztere melden sonst weder die Edda noch Saxo irgend etwas, um so mehr aber ist dieser Name als der der Mondgöttin bei mehreren alten Völkern wie den Saken und Persern bekannt.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einer weiteren Parallele musikalischer Art. Odhin und Apollo sind Götter alles Wissens; jener Erfinder der Runen, beide Götter der Musik. Nehmen wir die alten germanischen Runen als aus den alten Kalenderzeichen ᚠ = 1, ᚠᚠ = 2, ᚠᚠᚠ = 3 usw. entstanden an, wie ich es Mannus 11/12, S. 294 als berechtigt nachgewiesen habe, so ergibt sich die

[1]) Fick, Kuhns Zeitschr. 22, 24.

[2]) P. Kretschmer, Einl. in die Geschichte der germanischen Sprache 249 (248, 4); v. Willamowitz, Isyllos 70. Vgl. *φέρειν*: ahd. beran, *φράτωρ* : bruodar usw.

Digitized by Google

überraschende Tatsache, daß wir dieselben Zeichen nicht nur in der ältesten griechischen Tonschrift, den Instrumentalnoten, wiederfinden, sondern daß ihre Tonbedeutung ganz dem entspricht, was ich von der Beziehung des Quintenzirkels zu den Tagen der Woche dargelegt habe [1]). Hierbei muß man beachten, erstens daß der griechische „Vater der Musiktheorie" Pythagoras in der ganzen Weltordnung nur die Zahl als Prinzip gelten läßt und ihm die Harmonie der Töne sich in den Zahlen 1:2:3:4 verkörpert, so daß also nach dieser Anschauung den Tönen nur Zahlen als Bezeichnung gemäß sind. Zweitens, daß das griechische Tonsystem aufbaute auf einem Saiteninstrument von 3 Saiten, nach pythagoreischer Überlieferung von 4 Saiten. Alle ihre Töne standen im Verhältnisse des Quintenzirkels zueinander z. B. a—e—h oder e—h—a. Plutarch sagt ausdrücklich in seiner Musica (18), daß die ältesten griechischen Musiker Olympos, Terpander u. a. nur drei Saiten (τρίχορδα) hätten. Nun bezeichnet aber im altgriechischen Notensystem das altgermanische Zeichen der 1 den Ton d; das Zeichen der 2 ist der Ton g und das der 3 der Ton c, d. h. die drei ersten germanischen Zahlenzeichen erscheinen in der griechischen Tonschrift als ein Stück des Quintenzirkels, nämlich $\underset{1}{d}$—$\underset{2}{g}$—$\underset{3}{c}$. Vielleicht kann man weitergehen und auch noch den vierten Quintenton f hinzunehmen, der in seiner griechischen Gestalt 𝅗𝅥 der germanischen 5 ᚦ entspricht. Wir haben dann die Parallele:

griech. Instr. Noten:	⊢	F	E	𝅗𝅥
Germanische Zahlen:	⊢	⊨	⊨	ᚦ
Zahlenbedeutung:	1	2	3	(5)

Dieser Vergleich mag für sich selbst sprechen; die Tatsache ist unwiderleglich.

V.

Als nächste Frage drängt sich nun ohne weiteres die auf: Welches Volk ist mit den Hyperboreern gemeint? Sind es wirklich die Germanen, wie zu vermuten? Ist es möglich, zwingende Beweise zu finden, die darüber Aufschluß bieten, und welche Folgerungen ergeben sich daraus?

Soviel auch über die Hyperboreer in neuer Zeit absprechend und spöttelnd geschrieben und gesprochen worden ist, nahmen doch die alten Griechen selber die Hyperboreer völlig ernst, wie ich nochmals betone. Als die reineren Quellen für unsere Kenntnis des Altertums müssen uns aber immer noch dessen Schriftsteller gelten. Es liegt nicht in meinem Beweisplane, die ganze Hyperboreerfrage hier abzurollen, ich kann mich darauf beschränken, das für Apolls

[1]) Mannus 11/12, S. 279ff.

Digitized by Google

hyperboreische Herkunft wesentlichste für einige Vergleiche und Schlüsse zusammenzufassen.

Außer Aristaios dem Prokonnesier, Herodot u. a. nennt schon Hellanikos von Mytilene auf Lesbos um 480—395 die Hyperboreer als ein Volk nördlich der Rhipäischen Berge, obgleich er sonst über die Grenze Alpen-Ister-Pontus hinaus nur die Geten jenseits des Ister kennt. Schon nach Homer (Il. 23, 194ff.) hatte Boreas seinen Sitz in Thrakien. Dorthin entführt er die Oreithyia von Athen, dort wohnen die Boreaden Zetes und Kalais, wie auch seine Tochter Kleopatra im thrakischen Salmydessos an Phineus verheiratet ist. Also müssen die Hyperboreer darüber, d. h. nördlich davon gewohnt haben.

Der König der Hyperboreer heißt selbst Boreas und sein Geschlecht sind die Boreaden. Auch Kallimach nennt die hyperboreischen Jungfrauen Upis, Loxo und Hekaerge Töchter des Boreas. Als Stammvater der nordischen Menschen gilt aber in der Edda Buri mit seinem Sohne Borr.

Nach Pherenikos von Heraklea waren die Hyperboreer Söhne der Titanen, und eine echte Titanin war auch die Mutter Apollos selber, Leto oder Latona, die Tochter des Titanen Koios und der Titanin Phoibe (daher Phoibos Apollo), in Böotien ursprünglich als vornehmste Göttin und erste Gemahlin des höchsten Gottes Zeus verehrt, noch bevor dieser die Ehe mit Hera einging [1]). Darum war die Titanin auch im Olymp wohlgelitten. Mild und freundlich, mit dunkeln Gewande angetan, bewegte sie sich hier unter den Göttern. Erst in den homerischen Hymnen ist sie nach des Zeus Vermählung mit Hera dessen erste Geliebte geworden und ward deshalb von Heras Eifersucht aus dem Hyperboreerlande fortgetrieben, wo sie nach Hekatäus von Abdera (Fragm. 2) und Diodor 2, 47 geboren war. Unstät wie die argivische Jo irrte sie nun in der Welt umher und fand keinen Platz zu ihrer Niederkunft, weil Hera der Erdmutter Gaia das Versprechen abgenommen hatte, die Flüchtige an keinem Orte zu dulden, der von der Sonne beschienen würde und ebenso wurde ein ungeheurer Drache (Pytho, Delphine), der auf dem Parnaß wohnte, angetrieben, Leto überall hin zu verfolgen. Leto war also so recht das, was die alten Deutschen unter einem warg verstanden, eine Geächtete, Ausgestoßene; vogelfrei und landflüchtig wie der Wolf (an. vargr), den Jedermann ungestraft erlegen darf [2]). Deshalb nahm sie die Gestalt einer Wölfin an, und der Wolf ward auch das Symbol ihres Sohnes Apollo. Doch Zeus stellte sie durch Boreas unter den Schutz Poseidons, und der führte sie auf die Wachtelinsel Ortygia, die er unter den Wellen verbarg, 12 Tagereisen von dem Hyperboreerlande entfernt, südlich von diesem (denn der Nordwind brachte sie dahin). So mußte Pytho von ihr ablassen; nun ließ Poseidon die Insel zum Licht

[1]) Hesiod, Theog. 406, 921. Beim Opfern verblieb ihr auch in späteren Zeiten der Vorrang vor der Hera, siehe Preller, Gr. Myth. 190. In Kreta war sie Schwurgöttin.

[2]) Bei Sidonius Apollinaris und Eumenius ist vargus ein Strolch, wie der herumlungernde Wolf.

Digitized by Google

emporsteigen und Leto gebar in neuntägigen Wehen das Zwillingspaar Artemis und Apollo unter dem Beistande der Eileithyia, die sie mit aus der Heimat gebracht hatte. Die Insel, dann Delos genannt, war auch den späteren Griechen der Ort der eigentlichen und ältesten Verehrung Apolls; sie war wie ein Schiff unstät, bis sie Apollo fesselte. Fast scheint es, als ob die schwimmende Insel Delos nur ein Sinnbild des Schiffes sei, auf dem die unstäte Leto vom Hyperboreerlande etwa Donauabwärts gekommen sein muß.

Schon unmittelbar nach seiner Geburt erhielt Apollo von seinem Vater Zeus die Lyra und wurde damit als Gott der Musik eingesetzt. War doch im Vaterlande seiner Mutter das Saiteninstrument so angesehen und gebräuchlich, daß es Tag und Nacht dort erklang. „Die Kitharaspieler saßen immer im Tempel mit Zitherspiel und Gesang dem Gotte lobsingend und seine Taten verherrlichend." Aelian berichtet auch: „Wenn die Hyperboreer, bei denen Apollo verehrt wird, ihren gebräuchlichen Gottesdienst feiern, fliegen große Scharen von Schwänen von dem Rhypäengebirge herab und um den Tempel herum. Darauf lassen sie sich im großen und schönen Bezirk des Tempels nieder. Wenn dann die Sänger mit ihrer Musik dem Gotte zusingen und auch die Kithariſten dem Chore eine vollharmonische Weise (*παναρμόνιον μέλος*) beimischen, dann singen auch die Schwäne übereinstimmend mit, wie wenn sie das Direktionszeichen von dem Chorführer (*χοροδιδάσκου*) entnähmen, und unterstützen die weisesten Sänger der heiligen Melodien. Sodann fliegen sie nach Beendigung des Hymnos zurück." Der Singschwan ist ein nordischer Bürger, die Griechen kannten ihn nur vom Hörensagen als den „musikalischsten Vogel", und glaubten nicht recht an ihn, wie man aus Pausanias 1, 30 deutlich ersieht.

Skandinavien und das Nordmeer sind die Heimat des Cygnus musicus; hier kennt man seinen Schrei, der, von ihnen im Chor ausgeführt, fernem Glockengetöne gleicht. Auch die Edda berichtet vom Schwanengesang (Gylfag 23, s. o. S. 34) und in „Gunnars Harfenschlag" heißt es: „Mächtig klang die Harfe, als ob Mensch sie wäre; klänge nicht süßer, wenn Schwan sie wäre". Die griechische Schwanensage kann nur aus dem Norden stammen und ist ein unverwerfliches Zeugnis für die Realität der mythologischen Herkunft Apolls vom germanischen Norden.

Zeus gab dem Apoll einen Schwanenwagen, und die Schwäne eilen mit ihm in die Heimat des Lichtes zu den Hyperboreern. Zu verwundern ist, daß hier der Norden gegenüber dem Südlande die Heimat des Lichtes ist, der selbst die Südländer zustreben! Dort weilt er, alljährlich herbeigerufen von seinen Priestern in Delphi, und von Chorgesang begrüßt kehrt er nach Delphi zurück. „Als Apollo geboren wurde [1]), schmückte ihn Zeus mit goldner Mitra und Lyra und gab ihm dazu einen Wagen zum fahren. Schwäne zogen den Wagen, nach Delphi schickt Zeus ihn zum kastalischen Quell, um weissagend

[1]) So singt Alkaios in seinen Hymnen an Apoll, vgl. Th. Bergk, Poetae lyrici Graeci, 2. Ausg., S. 705.

Digitized by Google

Recht und Gesetz den Griechen zu künden. Apoll jedoch befahl, den Wagen besteigend, den Schwänen, zu den Hyperboreern zu fliegen. Als die Delphier das erfuhren, stellten sie den Paian und Loblieder zusammen, stellten Knabenchöre um den Dreifuß und riefen den Gott an, er möge aus Hyperboreerland wiederkommen. Er aber gab dort ein ganzes Jahr lang Gesetze, und als er seine Zeit ersah, daß auch der delphische Dreifuß weissage, befahl er den Schwänen, von den Hyperboreern wieder fortzufliegen."

Der Glaube an den Aufenthalt Apolls bei den Hyperboreern war ebensowohl an seinem früheren Kultorte Delos wie am späteren, in Delphi, ganz allgemein und ernsthaft. Ja „in Delphi beruhte die ganze Anordnung des Festjahres auf dem Glauben an den Aufenthalt Apollons bei den Hyperboreern [1])", man sprach in Delphi überhaupt von Hyperboreern als den eigentlichen Gründern des Orakels und kannte sogar ihre Namen Laodokos (Hamadokos) und Hyperochos [2]) die, wie sich sogleich zeigen wird, keineswegs aus der Luft gegriffen sind. Als die Gallier in Griechenland einfielen und durch den Thermopylenpaß eindringen wollten, erhob sich Blitz und Donner, und die furchtbaren Gestalten des Hyperochos und Hamadokos nebst Pyrrhus, dem Sohne Achills, traten den Feinden entgegen und retteten Delphi [3]). So wußte man auch in Delos viel zu erzählen von Jungfrauen, die aus dem Hyperboreerlande schon mit Leto und auch später gekommen waren. Die Übereinstimmung ihrer Namen mit den genannten hyperboreischen Männern in Delphi gibt einen gewissen Anhalt für die gemeinsame Grundlage, auf die sich beide Überlieferungen stützen. Neben Eileithyia war auch die Schwester der Leto Asteria vom Hyperboreerlande nach Delos gekommen, nebst zwei anderen Jungfrauen Laodike und Hyperoche. Diese beiden Namen entsprechen den delphischen männlichen Laodokos und Hyperochos, es muß also diesbezüglich eine sehr alte gemeinsame Überlieferung vorliegen.

Ganz ausführlich läßt sich über die auch später längere Zeit bestehen gebliebene Verbindung zwischen Delos und Hyperboreerland Herodot (4, 32 bis 36) auf Grund der alten Überlieferung in Delos aus. Mit den Göttern zugleich seien zunächst zwei hyperboreische Jungfrauen Arge und Opis gekommen, um der Eileithyia wegen glücklicher Niederkunft zu opfern. Diese wurden von Olen, der die alten in Delos gebräuchlichen Hymnen gedichtet hat,

---

[1]) Preller, Gr. Myth. 199.

[2]) Während die angebliche Dichterin Boio bei Pausanias 10, 5 singt: *Ἐνθά τοι εὔμνηστον χρηστήριον ἐκτελέσαντο — Παῖδες Ὑπερβορέων Παγασὸς καὶ δῖος Ἀγυιεύς.*

[3]) Paus. 1, 4. *Ὑπέροχος* heißt der Hervorragende, Ausgezeichnete, Übermäßige, *ἀγυία* aber ist die Straße, der Weg, *„ἀγυιεύς* der Straßenbeschützer" ist Beiname Apolls, dessen Bildsäule, meist in Form von kegelförmigen Steinen unten rund und breit, nach oben spitz zugehend, wie sie auch dem Dionys als Straßengott gewidmet waren, vor den Haustüren und an Wegen aufgestellt war, den nordischen Bautasteinen nicht ganz unähnlich.

Digitized by Google

besungen [1]). Die Lieder wurden von den Frauen ausgeführt und dabei Gaben eingesammelt. Auf dem Altar wurden Schenkelknochen verbrannt und die Asche auf das Grab der beiden Fremdlinge gestreut; das Grab war neben dem Tempel der Artemis. Dann kamen wiederum zwei Jungfrauen vom Hyperboreerlande, Hyperoche und Laodike. Zu ihrer Sicherheit schickten die Hyperboreer 5 Männer mit, die man Perpheres nannte und die bei den Deliern in hohen Ehren standen. Zu Ehren der fremden Jungfrauen, die in Delos starben, schoren sich Mädchen und Jünglinge das Haupthaar. Die Mädchen schnitten sich eine Locke vor ihrer Hochzeit ab, wickelten sie um eine Spindel und legten sie auf deren Grabmal; die Jünglinge wickelten eine Haarlocke um ein gewisses Kraut und legten es ebenfalls auf das Grab. Die Hyperboreer aber schickten später keine Jungfrauen selbst mehr, da diese nicht wiederkehrten, sondern taten ihre Opfergaben in Weizenstroh, trugen sie an die Grenze und baten ihre Nachbaren, sie weiter zu geben. Herodot beschreibt ganz eingehend den Weg, den diese Opfergaben von den Skythen an durch verschiedene Völker bis zum fernsten Westen zur Adria, dann nach Süden zu den Dodonäern und schließlich über den malischen Meerbusen, Karystos auf Euböa, Tenos nach Delos nahmen. Der Weg der Gaben muß sich später geändert haben, denn Pausanias (1, 31) beschreibt ihn so: die Hyperboreer übergaben sie den Arimaspen, diese den Issedonen, von denen sie die Skythen in Sinope erhielten und von da bringen sie Griechen zum Apollotempel in Prasiä, die Athener führten sie Delos zu. Es sind also währenddem offenbar Hindernisse eingetreten, die den Weg änderten, so daß die Waren nun nicht mehr den westlichen Weg über die Adria, sondern den östlichen über das Schwarze Meer nahmen. Wir werden sehen, daß dies den Tatsachen entspricht.

Herodot bemerkt übrigens, daß dieselbe Sitte, Opfergaben an die „königliche Artemis" in Weizenstroh zu wickeln, bei den thrakischen Frauen üblich sei. Bei Homer steht denn auch Leto mit ihren Kindern auf der Seite der thrakisch-phrygischen Troer; man würde sie sich von vornherein in gar keiner anderen Stellungnahme denken können. Die Thraker gehören zum ursprünglichen Apoll.

Ich habe Herodots Bericht so ausführlich besprochen, weil er zeigt, daß er ihn völlig ernst nimmt. Er hat selbst in Delos das Grabmal der Hyperboreerinnen gesehen und die sich daran knüpfenden Gebräuche bestanden noch zu seiner Zeit. Er gibt die delischen Sagen ohne eine kritische Bemerkung wieder, die er doch sonst hat, wenn er einer Sache nicht recht traut. Seine Schlußbemerkung, wenn es Leute über dem Boreas, dem Nordwinde gäbe, müßte es doch auch welche über dem Südwinde (Hypernotier) geben, richtet sich nicht

[1]) Nach Paus. 5, 7 hat die Hyperboreerinnen Hekaerge und Opis auch Melanopos von Cumae besungen, sie seien von Delos einst auch nach Achaia gekommen (nach Olen). Man wird die Parallele Arge: Hekaerge nicht verkennen. Die taurische Artemis hieß auch ἀμειλητὰ Ἑκαέργη und Upis ist ein Beiname der Artemis, wie ἑκάεργος, der Ferntreffer ein Beiname des Apoll.

Digitized by Google

etwa gegen ihre Existenz, sondern gegen die Ausdeutung des Namens, daher geht er sogleich zu einem Tadel der seiner Meinung nach unverständigen Geographen über, die die Erde rund wie gedrechselt zeichneten [1]).

Daß diese Bemerkung auch gar keinen Zweifel ausdrücken soll, ergibt sich schon daraus, daß er selber (3, 115) erklärt, vom Westen und Norden Europas nichts zu wissen. Über Metapont und Sizilien (ebenda und 7, 165. 170) nach Westen und Thrakien nach Norden (4, 16. 17. 25) ist er nicht gekommen und er sagt ausdrücklich: „Von Europa weiß offenbar niemand, weder nach Osten noch Norden zu, ob es vom Meer umflossen ist" (4, 45). Also würde auch nicht einmal ein Zweifel Herodots, wenn er ihn ausgesprochen hätte, ins Gewicht fallen können. Heftig aber widerlegt Herodots unschuldige Bemerkung Strabo (1, 3, 22). Er wendet ein, daß schon Eratosthenes diese Behauptung für lächerlich und einen Trugschluß erklärt habe, da es wirklich Hypernotier (die Äthiopen) gäbe. „Wenn auch die Dichter in ihrer mythischen Weise reden, so müssen doch ihre Ausleger der gesunden Wahrheit Gehör geben, daß nur die nördlichsten Menschen Hyperboreer seien. Die Grenze aber der Nordländer ist der Pol [2])", so schließt Strabo seine Richtigstellung.

Die Abstammung Apolls und die Stellung seines Kultes zu den Hyperboreern galt also dem Altertum nicht als Sage und Mythe, sondern als geschichtliche Tatsache. So auch ferner bei Pindar [3]), Cicero [4]), Plinius [5]), Solinus u. a. In der Sage von Medea wird die hyperboreische Abstammung der Artemis betont, z. B. bei Diodor (4, 51), wo Medea in Jolkos König und Volk auffordert, die Artemis anzubeten, die soeben aus dem Lande der Hyperboreer als Gast nahe.

Ist demnach sowohl nach den direkten Zeugnissen der Griechen als nach unserer Beweisführung aus dem Hekatäus-Diodor-Berichte das Volk der Hyperboreer als reales aufzufassen, so erhebt sich als nächste Frage: Wo lag ihr Land?

Die Antwort darauf gibt schon der griechische Name: über dem Boreas [6]), also im Norden, und zwar im äußersten Norden nach Eratosthens. Nicht im Westen bei den Kelten, nicht im Osten bei den Skythen und Sarmaten, geschweige denn — worauf man verwunderlicherweise auch verfallen ist — in Sibirien.

---

[1]) Das spielt auf die Pythagoräer an, die sich schon die Erde als Kugel dachten.

[2]) Daher stammt wohl das Sprichwort: mittere aliquem ad Hyperboreos montes Einen ans Ende der Welt schicken.

[3]) Pyth. 10.

[4]) De nat. deor. 3, 21f.

[5]) Hist. nat. 4, 27.

[6]) Paus. 5, 7: *εἶναι δὲ ἀνθρώπους, οἳ ὑπὲρ τὸν ἄνεμον οἰκοῦσι τὸν Βορέαν* Apollodor 1, 5, 5 nennt die Opis einen Ankömmling aus den Gegenden „jenseits des Boreas".

Digitized by Google

Boreas wohnte, wie gesagt, den Alten in Thrake, da hatte er nach Homer seine Heimat, wo Iris ihn im Auftrage der Götter in seiner Höhle aufsucht, Thrakien gilt geradezu als Land des Boreas. Mithin ist, was nordwärts über Thrakien, dem Sitze des Boreas, hinauslag, das hyperboreische Land.

Geht man von der Mitte Griechenlands, z. B. von Delphi, dem „Nabel der Erde", bis zum nördlichen Ozean, an dem die Hyperboreer wohnen sollen, in gerader Linie, so stößt man auf die Weichselniederung, wo nach Plinius schon Pytheas von Massilia im 4. Jahrhundert vor Chr. die Guttonen an der Bernsteinküste bezeugt hat [1]). Gerade auf das Bernsteinland weist aber der Mythenkreis um Apollo ausdrücklich hin. Denn Phaëton, der Sohn Apolls, der den Vater um den Sonnenwagen gebeten, wird von Zeus' Blitzen, um den drohenden Weltenbrand zu verhindern, in diesem Lande erschlagen, wo er im Eridanosflusse versank und von seinen Schwestern, den Heliaden beweint wird, bis sie in Pappeln oder Erlen verwandelt wurden. Ihre Tränen wurden zu Bernstein [2]). Sonst wird der Bernstein auch als Träne Apolls bezeichnet [3]), ähnlich wie die nordischen Skalden das Gold „Tränen der Freyja" nennen.

Nach Aeschylus kommt der Δανούβιος, die Donau, von den Rhipaien und dem Lande der Hyperboreer. Für Plinius, Cicero und viele andere sind die Hyperboreer ein historisches Volk, der erstere sagt (6, 20, vgl. 4, 26), sie lebten in einem Lande mit gemäßigtem Klima „apricis ab omni noxio afflatu seclusa collibus", ähnlich an Temperatur als es bei den Attaci in Innerasien, den Nachbarn der Tocharen, herrsche. Es mag hier nicht unbemerkt bleiben, daß die letzteren eine indogermanische Sprache redeten und Nachbarn der Issedonen sind, von denen der halbmythische Apollobegleiter Aristaios für sein Werk über die Hyperboreer ausgibige Nachrichten erhalten haben soll.

Somit bleibt nur der Widerspruch zu erklären übrig, wonach Hekatäus die Hyperboreer auf einer Insel am nördlichen Ozean, nicht kleiner als Sizilien, wohnen läßt, andere aber wie Pindar ihr Land sehr viel südlicher, an der Donau beginnen lassen. Dieser beschreibt in seiner 3. olympischen Ode, wie Herkules einst „des Ölzweigs silbergrauen Blattschmuck" aus dem Hyperboreerlande „von des Ister schattenreichem Quell" geholt habe, um die öde Rennbahn in Olympia damit zu bepflanzen, eine Reise „für die er manch freundlich Wort dem Nordlandsvolk, Apollons Mannen, bieten" mußte, wie er dabei

[1]) Hist. nat. 37, 11.

[2]) Plin. a. a. O. 37, 11 u. a.

[3]) Apollonios 4, 611ff.: Auch meldet die keltische Sage:
Daß das Elektron entquoll, von Fluten getragen, Apollons
Tränen, des Letoiden, die einst er zahllos vergossen,
Als er zum heiligen Volk der Hyperboreer gelangte,
Nach dem Gebot des Vaters den strahlenden Himmel verlassend...
Zürnend um seinen Erzeugten, den ihm Koronis die Holde,
In Lakereia, dem reichen, gebar an Amyros Mündung.
So ist die Sage verbreitet daselbst bei den Männern des Landes.

Digitized by Google

ins Land des Ister kam, „wo Latonas Kind vor Zeiten huldreich ihn willkommen hieß, die Rossefreundin". Er erblickte „die Gefilde, wo machtlos stirbt des Nordens eisig Wehn, und blieb gefesselt von dem holden Bilde der grünen Baumpracht stillversunken stehn. Und ihn ergreift ein mächtiges Gefühl, solch Reis zu pflanzen, wo im Hippodrom die Wagen zwölfmal donnern um das Ziel" [1]). Aus dem Hyperboreerlande führte Herakles den wilden Ölbaum (Oleaster, Ölweide) in Olympia ein, dessen Zweige als Siegerpreis verwendet wurden, wie dieser überall leicht fortkommende und stark wuchernde Baum denn auch in der delischen Sage eine besondere Rolle spielt, weil Leto in ihren Wehen sich an ihm festgehalten haben soll [2]). Auf dem Grabe der hyperboreeischen Jungfrauen im Innern des Artemis-Heiligtums stand ein Ölbaum [3]). Bäume, seien es diese Weiden oder die Schwarzpappeln der Heliaden [4]) haben also in der Hyperboreersage ihre Sonderbedeutung, sie weisen auf das bäumereiche Germanien hin.

Das Volk der Hyperboreer hätte hiernach eine gewaltige Ausdehnung gehabt: von einer Insel an der Ostsee erstreckte es sich bis zur Donau — ganz wie noch heute die Germanen diesen Länderkomplex besiedeln und schon zu Ptolemaios Zeiten besiedelt haben, wie seine Germania beweist. Denn diese nennt *Καρπήν*, das ist das heutige Karpfen (ungarisch Karpona) als Schlußortschaft der germanischen Südostgrenze, wenig nördlich vom oberen Knie der Donau.

Auf Hyperboreer im Donaugebiete weist, freilich nur undeutlich, auch die Sage von den Hesperiden hin, wie sie uns Apollodor 2, 5, 11 darstellt. Herakles kommt hier zu den Hyperboreern, wo die Töchter des Atlas, die Hesperiden die goldnen Äpfel verwahren, vom Kaukasus her in Begleitung des von ihm dort befreiten Prometheus, des Bruders des Atlas. „Diese (Äpfel) befanden sich nicht, wie Einige gesagt haben, in Libyen, sondern an dem Atlas bei den Hyperboreern". In der Tat finden wir im Donaugebiet den Namen Atlas als den eines südlichen Nebenflusses der Donau unweit ihrer Mündung (Herodot 4, 49). Daß es sich nicht um das Atlasgebirge in Afrika handeln kann, ergibt sich dabei schon aus der Nähe des Kaukasus.

Wie wir also aus Pindar, Strabo u. a. ersahen, rechnete man das Hyperboreervolk von der Donau an nordwärts bis zur Ostsee, es sind 984 km von der Ostseeküste bis zur Donau unterhalb Widin's am unteren Knie der Donau. Wenn Plinius sagt, daß das Gebiet der Guttonen 6000 Stadien Abstand

---

[1]) Mor. Schmidt, Pindar's Olympische Siegesgesänge. Griechisch und Deutsch. Jena 1869, S. 21. Der hier genannte Herakles ist einer der 5 Idäischen Daktylen vom Ida in Kreta, die von da nach Elis auswanderten.

[2]) Tac. Annal. 3, 61.

[3]) Herod. 4, 32.

[4]) Paus. 5, 14: *αἴγειρον Ἠριδανοῦ.*

Digitized by Google

habe [1]), — so ergeben diese 6000 Stadien, wenn man das ältere gemeingriechische (äginäisch-attische) Stadion zu 164 m zugrunde legt, 164 × 6000 = 984 km, also ganz genau so viel, als die äußerste Entfernung von der Donau bis zur Frischen Nehrung beträgt.

Das ist wohl ein kaum zu widerlegender Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung, und man kann sich nur wundern über die Genauigkeit der antiken Berechnung, die übrigens keineswegs alleinsteht.

Es wird uns weiter von Plinius erzählt, daß ein römischer Ritter im staatlichen Auftrage unter Nero, wohl um 62 vor Chr., zum Bernsteinkauf ausgeschickt ward. Er reiste also zur Bernsteinküste, und zwar, wie nach Ptolemäus zu urteilen, ausschließlich durch deutsches Land. Dem Plinius diente er wahrscheinlich als persönlicher Gewährsmann, als Einer, der dieses Land selbst kennen gelernt hatte, bei seinen Angaben darüber und über den Bernstein, deren Reichhaltigkeit im übrigen beweisen, daß Plinius so ziemlich alle damals vorhandene Literatur über den Bernstein benützt haben muß. Die Feststellungen des römischen Abgesandten gingen nun dahin, daß das Bernsteinland von Carnuntum, dem heutigen Deutsch-Altenburg bei Petronell, das damals Hauptstapelplatz des Bernsteins war, 600 römische Meilen (millia passuum) entfernt war: sexcentis fere M. pass. a Carnunto Pannoniae abest litus id Germaniae, ex quo invehitur, d. h., die römische Meile zu 1472,5 m gerechnet = 883,5 km. Dabei sind wohl die nicht unbeträchtlichen Umwege mitgerechnet, die er machen mußte, denn in Wirklichkeit sind es nach unseren Landkarten nur 725 km in der Luftlinie.

Die griechische Messung ist also offenbar genauer, und aus der so überraschenden Übereinstimmung der aus griechischer Quelle stammenden Angabe der Entfernungen mit dem heute so leicht festzustellenden Sachverhalte erhellt zugleich, daß die antiken Angaben aus einer noch älteren Schrift, als Pytheas ist, entnommen sein müssen. Denn die späteren griechischen Stadien sind allesamt erheblich größer, nämlich anstatt 164 vielmehr 178, 185, 192, 198, 210 km.

In den älteren Zeiten verstand man also unter dem Hyperboreerlande das, was man in späteren Zeiten Germania nannte. Bevor der allgemeine Name „Germanen" aufkam, was übrigens lange vor der Zeit Cäsars geschah oder des Poseidonios, bei dem der Name *Γερμανοί* (überhaupt zum ersten Male) erscheint [2]), muß, wenigstens bei den Griechen, der Ausdruck Hyperboreer für Germanen überhaupt gegolten haben, soweit man sie nicht mit Kelten oder Skythen zusammenwarf. Denn „alle nördlichen Völker nannten die alten Geschichtsschreiber der Hellenen mit einem gemeinschaftlichen Namen Skythen und Keltoskythen. Diejenigen jedoch, welche zuerst eine Scheidung vornahmen,

[1]) spatio stadiorum sex millium.

[2]) E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Teubner 1920, S. 70ff., wo diese Frage sehr ausführlich behandelt wird.

Digitized by Google

nannten die über dem Pontus Euxinus, dem Ister und dem adriatischen Meere wohnenden (entsprechend) Hyperboreer, Sauromaten und Arimaspen", sagt Strabo (11, 6, 2). Zwischen den Hyperboreern und den Thrakern aber lag (südlich der Donau) nach demselben Schriftsteller nur ein schmaler Streifen, der von Geten besetzt war.

Bereits Jahrhunderte vor Christo waren bekanntlich germanische Völker südwärts bis zur Donau vorgedrungen. Schon um 200 vor Chr. sind germanische Bastarner und Sciri am Schwarzen Meere bezeugt. Ihre Heimat war nach Plinius die Weichselniederung. Strabo nennt Atmonen, Sidonen und Peukiner an der Donau. Die Insel Peuke (πεύκη = ahd. fiuhta Fichte, von deren zahlreichem Bestande daselbst sie ihren Namen haben soll) wurde von den germanischen Peukinern bewohnt. Von den an der Ostsee wohnenden Veneti sagt Tacitus, daß sie plündern, was zwischen den Peukinern und den Fenni liege, sie durchstreiften raubend Wälder und Berge [1]). Es wäre verfehlt und für unsere Ansicht der Dinge unnötig anzunehmen, daß Germanen schon in vorgeschichtlichen Zeiten bis zur Donau geradezu ansässig waren, aber sie haben schon frühe angefangen, sich bis zur Donau vorzufühlen, in friedlichen Zeiten durch Handelsleute und Geschäftsexpeditionen, in kriegerischen aber durch Raubeinfälle, bis sie sich allmählich hier und da vereinzelt, später in größerer Fülle in den Ländern über der Donau festsetzten. So konnte man wohl schon in früher Zeit von Germanen bzw. Hyperboreern an der Donau reden, wie Pindar es bereits im 5. Jahrhundert vor Chr. tut.

Geschildert werden die Hyperboreer nicht als kriegerische Leute, sondern allgemein als friedfertiges und kunstliebendes Volk. Ähnlich wie Herodot, Hekatäus und Diodor von Sizilien sagt Pomponius Mela [2]) sie seien Ackerbauer auf einem schmalen sonnigen und an sich fruchtbaren Boden, höchst gerecht, von längerer und glücklicherer Lebensdauer als andere Menschen, sie kannten nicht Streit noch Krieg und seien immer beschäftigt und erhoben vom Gottesdienst besonders Apollos, dem sie die Erstlinge nach Delos sandten, zuerst durch ihre Jungfrauen, dann durch andere Völker, bis der Gebrauch durch Untreue der Völker gebrochen ward.

Ganz ähnlich schildert Plinius (4, 26) die Hyperboreer als ein glückliches Volk. Wir müssen auf seine Ausführungen ein wenig näher eingehen. Wenn man vom Bug nordwärts gehe, stoße man nördlich des Mäotischen Sees auf die Sauromaten und Essedonen, bald danach auf das Riphäengebirge und eine Gegend, die wegen des häufigen Schneefalles, welcher Federn gleicht, Pterophoros d. i. „Federnträger" genannt wird.

[1]) Germ. 46. Veneti...quidquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur latroconiis pererrant.

[2]) Chorogr. 3, 5. Terra angusta aprica per se fertilis cultores justissimi et diutius quam ulli mortalium et beatius vivunt. Quippe festo semper otio laeti non bella novere non jurgia, sacris operati maxime Apollinis, quorum primitias Delon misisse usw.

Digitized by Google

Diese Bemerkung ist recht interessant. Auch Herodot spricht (4, 31) von den Federn, die nach Aussage der Eingeborenen nördlich der Donau in der Luft herumfliegen und das Weiterreisen verhindern, und vermutet darin Schneegestöber. Wir sagen ja in der Tat noch heute, wenn es schneit, daß Frau Holle die Federbetten schüttele. Nun heißt es in der delischen Apollosage, daß Apollo im Hyperboreerlande in einem aus Bienenwachs und Federn (πτερά) gebauten Tempel verehrt würde. Ein Mann aus Delphi mit Namen Pteras habe ihn gebaut, daher käme (Pausanias 10, 5) die Fabel von den Federn. Die Sache ist umgekehrt, der Name kommt von der Fabel, und diese besagt nichts anderes, als daß die Hyperboreer, die nach Plinius gar keine Tempel hatten, sondern statt dessen Haine, wo sie die Götter sei es einzeln, sei es in Gemeinden verehrten [1]), ihren Gottesdienst selbst im Winter bei Schneegestöber abhielten, wo dann also die Schneeflocken, die wie Bienen und Federn herumfliegen, gewissermaßen das Gotteshaus bildeten. Also auch hier birgt die apollinische Überlieferung einen wahren Kern, den man später nicht mehr verstand und deshalb mit Fabeleien umhüllte.

Jener Teil der Erde, sagt Plinius weiter, ist von der Natur verdammt und in dichte Finsternis (der Nichtkenntnis) getaucht. Darum verlegten die Griechen hierher auch das Reich der Toten und der Schatten, die Unterwelt. Eis und frostige Winde herrschen hier. Aber nördlich dieser Berge und über dem Nordwinde lebt ein glückliches Volk, das man die Hyperboreer genannt hat, ein langes Leben, berühmt durch fabelhafte Wunder (fabulosis miraculis). Hierher versetzt man auch die Erdpole und den äußersten Umlauf der Gestirne, 6 Monate lang im Licht, (aber) nur an einem Tage von der Sonne abgewendet, nicht wie Unkundige behauptet haben, von der Frühlingsnachtgleiche bis zum Herbst. „Einmal im Jahre wachsen ihnen durch die Sonnenwende die Tage, einmal nehmen sie durch die Wintersonnenwende ab". Er tritt also dem alten Mißverständnis entgegen, wonach die Hyperboreer ein halbes Jahr lang Nacht hätten; nur an einem Tage fehlt die Sonne, er kennt die sog. lange Nacht.

Sonnig ist ihre Gegend, von glücklichem Klima, bar jedes schädlichen Windhauches. Die Haine sind ihnen Wohnung. Gemeinsam oder jeder Einzelne für sich verehren sie die Götter. Zwietracht ist ihnen unbekannt, ebenso wie jegliche Krankheit. Der Tod kommt ihnen nur aus Lebensüberdruß, nach festlichem Mahl stürzen sie sich, wenn sich die Altersbeschwerden einstellen, freiwillig von einem bestimmten Felsen ins Meer. Diese Art des Begräbnisses halten sie für die glücklichste. (Das ist echt germanisch. Diese Männer fürchteten den Tod nicht, sie fürchteten, wie von den Germanen immer wieder berichtet wird, vielmehr nichts stärker, als den Strohtod, den Tod in Siechtum und Krankheit.) Einige versetzten diese (Hyperboreer) nach dem ersten Abschnitte

[1]) Domus iis nemora lucique et deorum cultus viritim gregatimque.

Digitized by Google

der asiatischen Küste, nicht nach Europa, weil hier ein Volk mit Namen Attaci ist von ähnlicher Sitte und in ähnlicher Gegend. (Über sie spricht Plinius noch einmal ausführlicher 6, 20.) An der Existenz des Hyperboreervolkes aber ist nicht zu zweifeln (nec libet dubitare de gente ea), da so viele Schriftsteller berichten, daß sie gewohnt seien, ihre Erstlingsfrüchte dem Apollo nach Delos zu senden, den sie am meisten verehren. Jungfrauen, die einige Jahre lang der Gastfreundschaft der Völker verehrungswürdig waren, überbrachten die Gaben, bis das Vertrauen getäuscht ward; da führten sie es ein, die Opfer an den Grenzen der nächsten Nachbarn abzuliefern, diese übertrugen sie den anderen Nachbarn und so fort bis Delos. Bald aber kam auch selbst dieses außer Gebrauch.

Ganz ähnlich wie die friedlichen Hyperboreer werden von Tacitus die Ästier geschildert, die die Religionssitten und das Äußere der Sweben hatten, ein Volk von Ackerbauern, das statt jeder Waffe und statt allen Schutzes nur das Abzeichen der Göttermutter in Gestalt von Ebern trug und dadurch vor allen feindlichen Angriffen gefeit war. Sie gehörten zum großen Völkerverbande der Sueben. Auch Jordanes nennt sie ein pacatum hominum genus omnino. Behauptet Tacitus auch nicht, daß sie selber Germanen waren, sondern daß ihre Sprache der britannischen ähnlicher sei, als der germanischen, so treten doch die jetzigen Forscher, wie neuerdings erst wieder Karsten [1]) mit Nachdruck für ihr Deutschtum ein.

Von diesen Ästiern berichtet nun Tacitus weiter, daß sie „die einzigen wären, die Bernstein sammelten" [2]). Sie wohnten also an den Ostseeküsten, und zwar an der östlichen Grenze Germaniens und waren wahrscheinlich ein Teil des Hyperboreervolkes oder ihm hörig. Also auch von dieser Seite werden wir auf die Weichselgegend als Sitz der Hyperboreer verwiesen.

Nun stammten nach Pherenicus, wie die Leto so die Hyperboreer überhaupt von den Titanen ab, nach deren Niederlage im Kampfe mit den Olympiern sie sich mit Kronos in ihre Sitze begaben. Etwas Wahres muß daran schon deshalb sein, weil das Meer, an dem das Hyperboreerland lag, das Mare Hyperboreum oder Cronium (Chronium, Gronium) [3]) genannt wird, auch ein Fluß daselbst Chronus oder Chronius [4]) heißt, vielleicht der Pregel. Dasselbe Meer hat mehrere Namen, die Plinius aufzählt [5]). Es sind drei Namen, sie

[1]) Germanisch-finnische Lehnwortstudien, Acta soc. scient. Fennicae 45, Nr. 2, Helsingfors 1915.

[2]) Germ. 45: sed et mare scrutantur, ac soli omnium succinum, quod ipsi glesum vocant, inter vada atque in ipso litore legunt. Glesum ist deutsch.

[3]) Plin., Hist. nat. 4, 27.

[4]) Ptol. 3, 5; Ammian. Marc. 22, 18.

[5]) Septentrionalis Oceanus: Amalchium eum Hecataeus appellat, a Paropamiso amne, qua Scythiam alluit, quod nomen eius gentis lingua significat congelatum. Philemon Morimarusam a Cimbris vocari, hoc est mortuum mare usque ad promontorium Rubeas: ultra deinde Cronium.

Digitized by Google

bedeuten alle dasselbe, nämlich ein geronnenes, totes, gefrorenes Meer. Hekatäus nennt den nördlichen Ozean, die Ostsee vom skythischen Flusse Paropamisus an, Amalchium, ein Name der in der Sprache dieses Volkes congelatum, das gefrorene Meer heiße. Philemon sagt, daß es von den Kimbern bis zum Vorgebirge Rubeas Morimarusa genannt wurde und das heißt mortuum mare, das tote Meer, darüber hinaus das Cronium. Wenn mit letzterem der Gott Kronos in Verbindung steht oder umgekehrt, so muß man schließen, daß auch dieses Wort etwas mit Tod und Schattenreich zu tun habe, denn Kronos gilt hier (wie bei den Griechen) als vorzeitlicher Herrscher der Erstarrung, als Wintergott.

Es war also ein Eismeer, ein gefrorenes Meer, an welchem die Hyperboreer auf einer Insel wohnten. Indessen das heutige Eismeer selbst, das „muir chroinn" wie der Isländer sein Meer nennt, kann das mare cronium nicht sein, denn dieses hat mit dem Bernstein nichts zu tun und der Septentrionalis Oceanus ist bei Plinius immer nur die Ostsee. Diese friert aber niemals zu, kann also nicht das mare congelatum oder mortuum ebendesselben Plinius sein. Er sagt freilich selbst, daß nur einzelne Teiles des nördlichen Ozeans so hießen.

Es gibt indessen einige Teile der Ostsee, die wirklich zufrieren und somit im Winter gefrorene oder tote Meere darstellen, das sind die beiden Haffe. Ihre Küsten bilden zugleich noch heute das Bernsteinland. Hier ist mithin das eigentliche Hyperboreerland zu suchen.

Wenn nun Hekatäus und Diodor berichten, daß die Hyperboreer eine Insel etwa von der Größe Siziliens bewohnten, so muß man wohl beachten, daß die Griechen und Römer nicht nur ein größeres oder kleineres Eiland im Meere νῆσος oder insula nannten, sondern — ebenso wie wir heute — jedes Land, daß ringsum von Wasser umspült wird, auch im Strome oder in Flußmündungen. So spricht man von einer Insel Peuke im Donaudelta, von den Inseln im Nil-, Indus-, Padus-Delta, von einer Insula Segestica, die beim Einfluß des Colapis in den Savus entstand usw. Es braucht also auch die Insel der Hyperboreer keineswegs mitten im Meere gelegen zu haben, sondern könnte ebensogut ein Flußwerder gewesen sein.

In der Tat aber gibt es einen solchen von beträchtlicher Größe im Bernsteinlande, früher noch größer als er heutzutage ist, wie die alten Flußläufe erweisen, und an einem der zufrierenden Haffe belegen, das ist der Nogatwerder, den das Delta der Weichsel bildet. Wenn das frische Haff im Frühjahr auftaut, ist das Bernsteinsammeln noch heutzutage am ergiebigsten. Das war schon zu Zeiten des Plinius ebenso, denn er berichtet: Der Bernstein wird im Frühling von den Fluten angetrieben und ist der Auswurf des gefrorenen Meeres [1]).

[1]) 4, 28: illuc vere fluctibus advehi et esse concreti maris purgamentum, vgl. 4, 27: in quam (insulam) veris tempore fluctibus electrum ejiciatur.

Digitized by Google

So werden wir denn immer und immer wieder auf die Weichselniederung als das ursprüngliche und Kernland der Hyperboreer hingewiesen. Sie ist es, von der G. Kossinna in seinem „Weichselland, ein uralter Heimatboden der Germanen" (Danzig 1919, S. 11) schreibt: „Nirgends erreicht die germanische Besiedelung ... auch nur annähernd eine derartige Dichte, wie in der Gegend des südlichen Westpreußens im Winkel des Weichselknies zwischen Thorn und Graudenz und auf der gegenüberliegenden Südseite der Weichsel, sowie im obersten Netzegebiet von Bromberg ostwärts bis nach Wloßlawek im benachbarten polnischen Kujavien. Namentlich reich ist hier die Hinterlassenschaft des zweiten nordischen Wanderzuges (der von Jütland und Schleswig-Holstein ausging), der im Bereiche der Tongefäße durch eine besondere Form in Gestalt von Kugelflaschen gekennzeichnet wird, außerdem durch Bernsteinschmuck, hervorragende Beilklingen nordischer Arbeit,....endlich durch nordischen Steinkistenbau der Gräber."

Darüber, daß Germanen es waren, die von jeher die Weichselniederung besetzt hielten, herrscht bei den Archäologen auch sonst keinerlei Zweifel. Das Gebiet von Dänemark, Südschweden, Nord- und Ostdeutschland bis zu den Westgrenzen Rußlands erfreut sich durch alle Zeiten der Vorgeschichte bis zur Völkerwanderung und darüber hinaus eines durchaus einheitlichen Charakters seiner archäologischen Funde, der auf Einheit und Gleichheit der Bevölkerung schließen läßt [1]), zumal da es an Spuren einer späteren Einwanderung der Germanen nach Nordeuropa gänzlich fehlt und sie nach allen Ergebnissen der modernen Forschung wie nach den ausdrücklichen Angaben antiker Schriftsteller Ureingeborene Deutschlands sind.

Wichtig für unsere weiteren Betrachtungen ist auch der Hinweis Kossinnas am selben Orte, daß man durch ausgedehnte Forschungen ein ziemlich klares Bild von der Waldverbreitung Deutschlands im früheren Mittelalter besitzt, aus welchem zu ersehen ist, daß West- und Ostpreußen damals zu ihrem größten Teile von Urwald bedeckt waren und nur das Kulmerland und seine weitere Nachbarschaft auf dem Südufer der Weichsel von Natur aus frei von Wald gewesen ist. Die Archäologie weist dasselbe Landschaftsbild dieser Gegenden bereits im 3. Jahrtausend vor Chr. auf. Auf sie führt uns also der alte Hyperboreermythos hin.

Wenn man vielfach von dem milden Klima des Hyperboreerlandes redete, so scheint der heutige rauhe Charakter des westpreußischen Klimas dem zu widersprechen. Denn diese Gegend ist den nördlichen und östlichen rauhen Winden sehr wohl ausgesetzt, das stimmt anscheinend schlecht zu den Worten des Mela und Plinius von dem sonnigen Lande „omni afflatu noxio carens". Dieselben Worte wendet Plinius aber auch auf die Wohnsitze der asiatischen Attaci an, denn diese seien durch umliegende Hügel vor schädlichen Winden

[1]) M. Hoernes, Kultur der Urzeit. Leipzig 1912, I. 103.

Digitized by Google

geschützt. Hier bei der Weichselgegend boten die damaligen Waldungen ringsum diesen Schutz. Im Wald lebten die Hyperboreer, so wird ausdrücklich gesagt, ohne Häuser, in freier reiner Luft ohne Krankheiten.

Nun kann man überhaupt aus den Hyperboreer-Sagen erkennen, daß die Neigung bestand, dieses Volk sozusagen immer mehr in den Norden zu verschieben, je mehr die Kenntnis der nördlichen Länder Europas wuchs und damit die fines terrae, die äußerste Nordgrenze unseres Erdteiles, sich erweiterten und nach Norden vorrückten. Die Hyperboreer galten dem Altertum als das äußerste Nordvolk schlechthin. In der Tat sind aber die Germanen auch historisch das Nordvolk an sich, und ihre Sitze waren ursprünglich noch nördlicher, als die Weichselniederung. In dieser saßen sie, nach den archäologischen Funden zu urteilen, in ältesten Zeiten wohl nur als vereinzelter Stamm. Als kompakte Masse wohnten neben ihnen im südlichen Westpreußen das Volk der Kossinnaschen Nordillyrier. Die Oder-Schnurkeramik mit ihrer „bis zur Ermüdung wiederkehrenden eintönigen Art" ist ihr Hauptkennzeichen. Dieses Illyriervolk leistet sein Bestes in der Keramik, während die Germanen sich durch die Bronzetechnik hervortun, aber umgekehrt in der Töpferarbeit nicht wie jene Meister sind. Handelt es sich also bei den Hyperboreern um ein Bronzevolk, so kann man folgerecht nur an ein germanisches denken. Je mehr Germanen sich in der Weichselniederung im Laufe der Zeit ansiedelten, um so zahlreicher werden die Bronzefunde; desto mehr ist also ihr Bedürfnis nach Bronze gewachsen. Beruhte auf diesem Bedürfnis die Verbindung mit dem griechischen Süden und insbesondere mit Delos, so kann es sich eben nur um die Germanen handeln, nicht die Illyrier. Immer mehr drangen die Germanen vom Norden, wohl über Skandinavien und die Ostseeinseln, in der Weichselgegend zwischen 1400 und 750 vor Chr. vor und schoben die Illyrier immer weiter nach Süden, bis diese Völkerbewegung schließlich unterhalb der Donau endgültig zur Ruhe kam. Somit stellen diese Illyrier die Verbindung zwischen den Ostseevölkern und denen am Adriatischen Meere dar. Hierauf werde ich sofort zurückkommen.

Was aber das warme Klima angeht, durch das sich das Hyperboreerland auszeichnen soll, so muß ich darauf hinweisen, daß in der Tat von einem glücklichen gesunden und auch warmen Klima der alten Germanensitze recht wohl gesprochen werden kann. Das Land des Bernsteins, mit dessen Handel die Germanen sich schon in ältesten Zeiten befaßten, reichte westlich bis zu den friesischen Inseln, wo z. B. auf Sanö, deren nördlichster, noch heute vielfach Bernstein gefunden wird und von jeher einen einträglichen Verdienst den Inselbewohnern brachte. Hier ist das Klima auffällig gesund und milde, die niedrigste Temperatur geht im Winter nur selten unter 2° Kälte hinab und ist so gleichmäßig, daß Erkältungen wenig vorkommen. Die Inseln nehmen eben noch am Einflusse des Golfstromes teil, und noch heute erfreuen sich die Einwohner einer bemerkenswerten Gesundheit. Aber auch die Inseln, über die die Germanen ihren Verkehr mit der Weichselgegend leiteten, stimmen in

Digitized by Google

dieser Hinsicht mit ein. Auf der kleinen Inselgruppe Christianső bei Bornholm z. B., den „Erbseninseln" Aerthholmene, wie sie heißen, gedeihen im Freien Melonen, Weintrauben und Feigen gar prächtig [1]). Alles das läßt die antiken Überlieferungen von einem glücklichen, gesunden und schönen Heimatlande der Hyperboreer in keiner Weise übertrieben erscheinen.

Betreffs der „fabelhaften Wunder", durch die sich dieses Land berühmt gemacht habe, läßt sich ein Gleiches sagen. Die Kunst des Bronzegusses, die von den Germanen der Bronzezeit geübt ward, streift in der Tat ans Wunderbare, und die entzückenden Goldarbeiten reden eine Sprache, die sich nur in Superlativen bewegt. Unsere modernen Gießer können sich — ich wiederhole, was mir in diesem Sache hervorragende Techniker gesagt haben — gar keine Vorstellung davon machen, wie es möglich gewesen sei, die Bronzeröhren der Luren herzustellen, das Verfahren wiederzufinden ist der modernen Gießerei daher bis zur Stunde nicht gelungen. Also in bezug auf Technik waren uns die Germanen der Bronzezeit in vielen Dingen unzweifelhaft überlegen. Das trifft auch auf manches andere zu. Die Steinsetzungen kalendarischer und anderer Natur gehören hierher und mußten die Verwunderung jedes Fremden erwecken, wie sie es noch heute tun, z. B. die in den Kreisen Kulm, Konitz und besonders in Odry bei Skerz. Sie ergänzen das Bild, das ich durch Ausdeutung der Hekatäus-Diodorschen Angaben von der hohen astronomischen Einsicht der Hyperboreer aufgestellt habe. Daher finde ich gar nichts Übertriebenes, Unglaubliches oder Mythologisches an der Überlieferung des Altertumes, daß ein Teil dieser hohen Kultur in Gestalt des Gottes Apollo nach Griechenland gelangt sei. Wundernehmen müßte es vielmehr, wenn der Ruf und einzelne Elemente dieser Kultur *nicht* zu anderen Völkern gedrungen wären.

Die sich in der Weichselniederung gegen Ende der Bronzezeit mehrenden Germanen, die zugleich Bronzekultur einführten, nahmen hier auch den Bernsteinhandel wieder auf. „Und zwar gewann diese neue Handelsblüte an der Danziger Bucht eine derartige Kraft, daß der Bernsteinhandel der jütischen und schleswig-holsteinischen Nordseeküste, der in der Steinzeit unzweifelhaft den Vorrang und während der ganzen Bronzezeit sogar die Alleinherrschaft behauptet hatte, nunmehr durch den steigenden Wettbewerb des preußischen Bernsteinhandels allmählich vollkommen zum Erlöschen gebracht wurde [2])."

Damit kommen wir auf die Nachbarn der Weichsel-Germanen, die Illyrier zurück.

Sie stellten im Laufe der Zeiten eine natürliche Verbindung zwischen der Weichselgegend und den Gegenden an der Adria her, wie es Tacitus von ihnen

[1]) F. Tismar, Die Insel Bornholm. Berlin, Griebens Reisebücher 1899, S. 94.

[2]) Kossinna, a. a. O., S. 15. — Vgl. Olshausen, Über den alten Bernsteinhandel der kimbrischen Halbinsel. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1890, S. 270—300 und A. Götze, Über neolithischen Handel in der Festschrift für Bastian, S. 331.

Digitized by Google

ausdrücklich berichtet, daß sie weithin nach Süden zur Donau Streifzüge unternahmen; auch nach Jordanes bewohnten die volkreichen Venetae von den Weichselquellen an ein ungeheures Gebiet [1]). Darauf ist es zurückzuführen, daß ein südlicher Stapelplatz des Bernsteinhandels in den Vordergrund tritt, der durch Jahrhunderte hindurch an den Mündungen des Po bestanden hat bis in historische Zeiten hinein.

Dafür zeugt eine ganze Reihe von Tatsachen. So sehr galt im Altertum die Poniederung als das Emporium des Bernsteinhandels, daß viele seiner Schriftsteller sogar meinten, der Bernstein wachse hier; auf den Felsen am äußersten Busen des adriatischen Meeres stünden Bäume, die bei Aufgang des Hundssternes den Bernstein als Gummi ausschwitzten [2]). Das Land der Veneti an der Pomündung sei mithin das eigentliche Bernsteinland. Man setzte demgemäß den Padus-Fluß mit dem Eridanos der Hyperboreer und des wahren Bernsteinlandes gleich, ja nannte den Po selbst Eridanus. Ferner behauptete man, am Ausflusse des Padus in die Adria lägen die Electrides Insulae, die Bernsteininseln. Dagegen verwahrt sich Plinius auf das allerentschiedenste: niemals hätte es hier solche Inseln gegeben, so wenig als der Po mit dem Eridanus etwas zu tun habe [3]). Das hatte schon vor ihm Strabo (5, 1, 9) ebenfalls als Märchen festgestellt; auch Polybius spricht darüber (2, 16) ab und zeiht namentlich Timaeus großer Unwissenheit über diese Gegend.

Eine weitere Folge der Beziehungen des Polandes zum Bernsteinlande war, daß man im Altertume den Namen des nordischen Mare Cronium, das die antiken Etymologien mit dem alten Urgotte Kronos, d. i. dem italischen Saturnus zusammenbrachten, auch auf das Adriatische Meer übertrug und die Adria das Mare Saturnium nannte, weil Kronos dessen Küsten bewohnt habe [4]).

Das alte Volk, das die Niederungen des Po bewohnte, waren die illyrischen Veneti. Ihnen steht im nordischen Bernsteinlande das Volk der Venedae oder Veneti des Tacitus, Ptolemäus u. a., ferner der Sinus Venedicus (Kurisches Haff), die Venedischen Berge (*Οὐενέδικα ὄρη* des Ptolemäus) und ein heutiger Ort mit dem seltsamen Namen Venedien, südwestlich von Mohrungen, gegenüber.

Im südlichen Westpreußen und an der Netze breiteten sich nach dem Befunde der Archäologie besonders früher die Illyrier aus. Da ist es denn sehr auffällig, daß ein Fluß im italischen Lande Venetia den Namen Nátiso heißt, dem nordischen Netze (von gotisch natjan, althochdeutsch nezzan, netzen)

[1]) Siehe oben S. 52 und Jordanes V: ab ortu Vistulae fluminis per immensa spatia Venetarum natio populosa consedit.

[2]) Plin., Hist. nat. 37, 11.

[3]) Hist. nat. 37, 11, vgl. 3, 30.

[4]) So z. B. Lucanus II. v. 399.

Digitized by Google

deutlich ganz und gar entsprechend. Aber diese Flußnamenbildung steht nicht allein. Die Ähnlichkeit in der Namensbildung Is-arcus, -argus für einen Nebenfluß der venetianischen Etsch mit den Flußnamen Arge und Pass-arge in Preußen ist nicht zu verkennen, so wenig als die zwischen dem venetischen Flußnamen Liquentia jetzt Livenza und Tila-ventus jetzt Tagliamento (Plinius) nebst den Stadtnamen Fav-entia, Par-entium, Plac-entia gegenüber den in den verschiedenen Gegenden Preußens vorkommenden Flußnamen Dre-wenz nebst Ortsnamen wie Plow-enz, Lab-enz, Graud-enz im Marienwerderschen Regierungsbezirk. So tritt auch dem venetianischen Flusse Plavis (heute Piave) westlich der Liquentia der Fluß Mlaw-ka zur Seite, der unweit Mlawa[1]) an der Südgrenze Westpreußens entspringt und zum Flußgebiet der westpreußischen Drewenz gehört. Ich könnte diesen Parallelen noch viele von — einzeln für sich — geringerer Überzeugungskraft hinzufügen, die aber in ihrer Gesamtheit die durch das Gegebene berechtigte Behauptung erhärten, daß die illyrischen Veneter Oberitaliens mit den Venetern an der Weichsel und in Ostpreußen einerlei Sprachstammes sein müssen.

Einen indirekten Beweis des Zusammenhanges der italischen Veneter mit den preußischen bieten uns Strabos Bemerkungen über die Verwandtschaft der ersteren mit den Veneti in der Bretagne. „Diese Veneter halte ich für die Stammväter jener am adriatischen Meere (sagt er 4, 4, 1). Denn auch die übrigen Kelten in Italien sind fast alle aus dem Lande jenseits der Alpen eingewandert, wie die Bojer und Senonen. Aber der Gleichnamigkeit wegen hält man jene für Paphlagonier" (die Enetoi des Homer). Er spreche dies, fügt er vorsichtig hinzu, nicht als feste Behauptung aus, denn in dergleichen Dingen genüge Wahrscheinlichkeit. Aber da er die Veneter am Ozean in Gallien zu den Belgiern rechnet, so mag hier darauf hingewiesen werden, daß Pomponius Mela von den den Germanen benachbarten Skythen in Asien sagt, sie würden mit gemeinsamem Namen Belcae genannt[2]), ihre Wohnsitze lägen Thule, wie er Skandinavien nennt, gegenüber und die ersten an der asiatischen Küste seien die Hyperboreer. Es handelt sich also bei den Belcae um die Veneti. Somit wären sowohl die preußischen wie die bretagnischen Veneter Belgier, d. h. ein den Germanen zwar nicht gleiches aber stammverwandtes Volk. Und wenn die bretagnischen Veneter mit den italischen verwandt sind, so sind letztere es natürlich auch mit den preußischen, umsomehr, als die bretagnischen Veneter auserlesene Handelsleute waren, die den Handel

[1]) P, b und m wechseln häufig schon im Altertum, z. B. in Bargus neben Margus (Nebenfluß der Donau), bei Strabo 7, 5, 12 („Margus, den Einige Bargus nennen"); Pedasos in Karien heißt jetzt Melasso; neben Marpessus bei Varro und Pausanias steht Marmessos bei Lactantius und Suidas usw. Das labiale m ist nur eine Erweichung der Labialmuten.

[2]) 5, 36: Scythici populi incolunt (Asiae confinia), fere omnes in unum Belcae appellati. 5, 57: Thyle Belcarum litori adposita est.

Digitized by Google

mit Britannien, wo es im Südwesten auch Belgae gab, ganz in ihren Händen hielten, vorzügliche Seefahrer und ein kräftiges und mächtiges Volk [1]). Zu den Venetischen Inseln [2]) gehörte auch jene Insel Sena, von der wir das einzige Beispiel der Neunzahl in Gallien berichten konnten [3]), wo neun heilige Jungfrauen den Kult der Erdmutter Demeter besorgten. So haben auch die Veneter eine Sage, daß ihr Grenzfluß Timavus „neun Schlünden entrollte" (Virg. Aen. 1, 243). Die Erdmutter war auch die Hauptgöttin der den preußischen Veneti benachbarten und mit ihnen wohl verwandten Aestii „mit ihrer der britannischen ähnlichen Sprache". So schlingt sich ein gemeinsames Band von dem preußischen Bernsteinlande zu dem italischen Venetien und den bretonischen Veneterlande, und nicht unbeachtet kann dabei bleiben, daß die letzteren mit dem britannischen Handel auch den des Zinnes der britischen Cassiterides innehatten, dessen die Germanen zur Herstellung der Bronze so dringend benötigten.

Diesen Sachverhalt bezeugt auch die Verbreitung der Kurzschädel in der Steinzeit, wie sie Kossinna in seinem neuesten Werke „Die Indogermanen" Taf. 1 darstellt. Es ergibt sich deutlich deren Häufung erstens im Gebiete der Belgier, zweitens an der Küste der bretagnischen Veneter, drittens in Südostgallien an der unteren Rhone, sowie viertens in Nordostdeutschland. Vielleicht läßt sich solche auch für die italischen Veneter noch feststellen.

Daß aber die italischen Veneter auch zum Kultkreis des Apollo gehören, beweist Strabo 5, 1, 9, denn sie hatten einen Hain der Artemis mit zahmen Wölfen, wovon er eine ergötzliche Geschichte erzählt, aus der sich ferner ergibt, daß sie mit großem Eifer der Pferdezucht oblagen, wie Pindar die hyperboreeische Artemis, Latonas Kind, die Rossefreundin nennt, und wie bis auf heute die Pferdezucht eine wesentliche Rolle in Preußen spielt. Die Stadt Triest hieß übrigens ursprünglich Artemidorus.

Noch im Mittelalter nannte man die Handelsleute kurzweg Venediger. Die berühmte Handelsstadt des Mittelalters an der Ostsee, Vineta, hieß urbs Venetorum. Das mag ein Nachhall der uralten Handelstätigkeit der Veneter sein. Sie scheinen auch sonst ihren Namen dort, wo sie auf ihren Handelszügen hinkamen, hinterlassen zu haben, denn den Bodensee nannte man auch Lacus Venetus und zwei in ihn mündende Flüsse hießen Argus, jetzt Arg. Die Namen des Berges Groß Venediger in den hohen Tauern, sowie des Venetberges bei Imst am Inn (unweit der Stadt Vent im Ötztal) könnten recht wohl in ähnlicher Weise entstanden sein. Denn daß Veneter auch weiter nordwärts in Tyrol ansässig waren, haben Fr. Stolz und A. Walde wahrscheinlich gemacht, und venetische Inschriften sind in Würmlach bei Mauthen

[1]) Vgl. Cäsar, B. G. 3, 8. 12ff.
[2]) Insulae complures Venetorum quae et Veneticae appellantur, Plin. 4, 34.
[3]) Siehe oben S. 27.

Digitized by Google

und bei Gurina im Obergailtal in Kärnten gefunden worden[1]). Die Veneter waren Illyrier, das scheint für Herodot (1,196 *Ἰλλυρίων Ἐνετούς*) unzweifelhaft zu sein, und Pauli weist in seinem Werke über die Veneter mehrere Gemeinsamkeiten zwischen venetischen und illyrischen Namen nach. Wenngleich diesen „sehr alten Volksstamm" Polybius (2, 17) in Sitten und Tracht den Kelten sehr nahe stellt, so sprechen sie doch nach ihm eine andere Sprache[2]). Die Veneter teilen, so sagt er, mit den Hyperboreern den Ruf, ein eigenartiges Volk zu sein, von dem man viel Wunderbares zu melden wisse.

Sind wir nunmehr nach alledem vollberechtigt, eine geschichtliche Beziehung dieser italischen Veneter mit den preußischen als wahrscheinlich anzunehmen, so knüpft sich anderseits eine Verbindung mit Griechenland dadurch an, daß in ältesten geschichtlichen Zeiten an einem Arm des Po eine hellenische Stadt lag, von der Strabo 5, 7 berichtet, daß zwischen Altinum und Ravenna „Spina, jetzt nur ein Flecken, früher aber eine berühmte hellenische Stadt, liegt; wenigstens wird ein geweihter Schatz der Spineten zu Delphi gezeigt, und auch sonst spricht die Geschichte von ihnen wie von Seebeherrschern. Man sagt auch, der Ort habe am Meere gelegen, jetzt aber ist er im inneren Lande, etwa 90 Stadien von der See entfernt." Wenn diese Stadt, jetzt Spinazzino genannt, einst unmittelbar an der Adria gelegen war, so mußte eine nicht unbeträchtliche Zeit darüber hingegangen sein, bis sich 16,648 km Landes dazwischen ansetzten, das heißt also, diese einst mit Delphi in Verbindung stehende Stadt muß in graue Vorzeit zurückreichen. Auch das nahe Ravenna, die später so berühmte Hauptstadt des ostgothischen Reiches unter Theoderich dem Großen, dem deutschen Helden Dietrich von Bern, wurde nach Strabo als eine alte griechische Kolonie betrachtet; er berichtet darüber: „Auch Ravenna wird eine Gründung der Thessalier genannt. Da diese aber den Übermut der Tyrrhener nicht ertragen konnten, nahmen sie freiwillig eine Anzahl Ombriker (Umbrer) auf, die auch noch jetzt die Stadt besitzen, sie selbst aber kehrten in ihre Heimat zurück." Die starke Sumpfbildung, die eintrat, wird das Übrige zu dem Rückzuge der griechischen Bevölkerung getan haben.

Bis zu den Grenzen des venetischen Gebietes kamen aber noch zu Strabos Zeit an den Fluß Natiso die „illyrischen Völker um den Ister herum", um Wein in hölzernen Fässern auf Lastwagen, Öl und die Erzeugnisse des Meeres zu holen und dafür Sklaven, Schlachtvieh und Häute zu bringen. Die Griechen in Spina und Ravenna vermittelten dann offenbar den Verkehr dieses Handels ihrer Nachbarn mit Griechenland, der schließlich mit ihrem Weggange von selbst ein Ende nahm. Der Schiffsverkehr ward dadurch unmöglich gemacht.

Bei dem ungezwungenen Zusammenhange dieser Tatsachen können wir also wohl sagen, daß wir den einen Weg der Gastgeschenke der Hyperboreer an

[1]) Vgl. auch Hirt, Indogermanen, S. 151f.

[2]) Dem Jordanes sind es Slawen und Anten, oder wie er sie nennt Sclaveni et Antes. Noch heute reicht ja das slawische Sprachgebiet bis hierher.

Digitized by Google

die Griechen, nämlich den durch verschiedene Völker über die Adria, wie ihn Herodot angibt (s. oben, S. 47), festgelegt haben. Das war noch in der älteren Zeit, aber schon, nachdem der unmittelbare Verkehr der Nordländer mit Delos aufgehört hatte.

Der spätere Weg der hyperboreeischen Opfergaben, wie ihn Pausanias darlegt, führte über das Schwarze Meer. Wenn die Hellenen die Po-Gegenden schon früh verließen, mußten die Nordländer eben eine andere Straße wählen, wenn sie ihren Tauschverkehr mit dem griechischen Bronze-Markte in Delos aufrecht erhalten wollten. Mittlerweile waren die Germanen auch immer weiter nach Südosten vorgedrungen, bis in das Dnjepr-Gebiet, wie Kossinna überzeugend nachgewiesen hat. Ein Blick auf die Karte der archäologischen Funde im Osten Germaniens, die er seinen vortrefflichen Untersuchungen über den „Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten" (im Mannus II, Taf. X) beigegeben hat, überzeugt unmittelbar von dieser Tatsache. Immer mehr setzten sich die Germanen in diesen östlichen Ländern fest, in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten wird ihre Herrschaft am Schwarzen Meere auch von den griechischen Schriftstellern anerkannt und ihr Vorhandensein hierselbst wird noch in späten Zeiten bezeugt[1]). In der Verlegung des Weges der hyperboreischen Opfergaben an Apollo nach Delos scheint sich diese spätere Ausbreitung der germanischen Völker nach Südosten statt nach Süden und Südwesten wiederzuspiegeln.

Immer mehr häuften sich sodann germanische Völker an der Weichselmündung seit Beginn der Eisenzeit. Die Rugier kamen und die Wandalen, von welch letzteren (nach Plinius 4, 28) die Goten ein Stamm waren. Diese setzten sich in der Weichselniederung fest, und zwar muß das erheblich früher gewesen sein, als man allgemein annimmt. Man setzt ihre Übersiedlung von Schweden, die Jordanes ausführlich beschreibt, nach Westpreußen in das erste vorchristliche Jahrhundert. Aber Artemidorus von Ephesus soll sie schon 104 vor Chr. in seinem Periplus erwähnen, und noch früher, um 334 vor Chr. stellt sie bereits Pytheas in der Weichselniederung als ansässig fest. Darüber berichtet uns Plinius (37, 11) mit folgenden Worten, die ich hier nach der trefflichen alten Bipontiner Ausgabe von 1783 gebe, weil die neueren Plinius-Ausgaben mannigfache Änderungen vorgenommen haben, die kaum zu billigen sind[2]).

---

[1]) Es sind die bekannten Krimgoten.

[2]) Müllenhoffs Behauptung (D. A. 1, 479), statt Guttonibus müsse es Teutonis heißen, fällt schon aus paläographischen Gründen in sich zusammen, besonders aber, weil irgend eine zwingende Nötigung zur Abänderung des an sich vollkommen klaren Textes gar nicht einzusehen ist; ebenso die Lesart von Detleffsen und Riese „Inguionibus". Für Guionibus statt Gutonibus gibt es keine rechtfertigende Parallele, ja man schwankt bezeichnenderweise, ob es nicht auch vielleicht Suionibus (Schweden) heißen könne — eine vage Konjektur.

Digitized by Google

Pytheas Guttonibus Germaniae genti accoli aestuarium Oceani, Mentonomon nomine, spatio stadiorum sex millium: ab hoc diei navigatione insulam abesse Abalum: illuc vere fluctibus advehi, et esse concreti maris purgamentum: incolas pro ligno ad ignem uti eo, proximisque Teutonis vendere. Huic et Timaeus credidit, sed insulam Basileam vocavit.

Pytheas (sagt), daß eine Niederung des (nordischen) Ozeans von den Guttonen, einem Volke Germaniens, bewohnt würde, mit Namen Mentonomon, 6000 Stadien (von uns) entfernt. Von ihm um eine eintägige Schiffahrt ab läge eine Insel Abalus. Dorthin werde durch die Fluten (der Bernstein) im Frühjahr angespült und er sei der Auswurf des gefrorenen Meeres. Die Einwohner benützten ihn statt des Holzes zum Feuer und verkauften ihn ihren Nachbarn, den Teutonen. Ihm (dem Pytheas) stimmt auch Timaeus bei, nennt aber die Insel Basilea.

Nach Pytheas, den Strabo freilich zweimal einen Erzlügner nennt, dessen Meldungen aber ein Mann wie Timäus und die neueren Forschungen bewahrheiten, bewohnten also die Guttones eine Küstenniederung am germanischen Ozean mit dem Namen Mentonomon. Wenn wir sehen, wie Namen des Altertums sich häufig fast unverändert bis heute im Gebrauche erhalten haben, so werden wir wohl vermuten können, daß sich auch die Namen Gutones oder Guttones, Mentonomon und Basilea in der einen oder anderen Form noch nachweisen lassen. Denn z. B. die Galindae des Ptolemaios leben heute noch im Namen des Gallinderlandes oder Gallinden in Ostpreußen weiter (um Ortelsburg), sowie in dem des Ortes Gallinden zwischen Allenstein und Mohrungen. Ingleichen ist der Name der Venedae, Veneti des Plinius, Tacitus, Ptolemaios, Jordanes, wie gezeigt, noch heute vorhanden. So ist auch eine große Zahl von heutigen Ortsnamen in West- und Ostpreußen wohl auf den Guttennamen zurückzuführen: Guttstadt im südlichen Ermeland und n. davon Guttenfeld, Gutfeld bei Neidenburg, westl. davon Guttowo sö. von Löbau, Guttowo ö. von Straßburg, um den Spirdingsee Gutten bei Johannisburg und Gutten am See, nördlich darüber Seegutten, Guttenfeld sö. von Pr. Eylau und Gutenfeld sö. von Königsberg.

Die große Menge der Namen, zusammengedrängt auf ein so eng umgrenztes Gebiet, schließt die Zufälligkeit ihrer Ähnlichkeit aus, wenn auch nicht jeder dieser Namen genau den gleichen Ursprung haben mag. Im großen und ganzen geben sie uns die Möglichkeit das Land der Guttonen nach seinen Grenzen zu bestimmen. Der Zweifler aber möge nur einmal versuchen, im ganzen deutschen Reiche eine einzige Gegend nachzuweisen, wo sich auch nur drei Ortschaftsnamen mit diesem Wortthema beieinander finden; hier aber sind es 10 und vielleicht noch mehr auf so engem Raume. Er reichte von Gumbinnen als östlichstem Punkte südwestlich bis zur Drewenz und an die Weichsel, westlich bis zum Frischen Haff.

Diese Ortsnamen stammen selbstverständlich nicht alle aus so alter Zeit, wohl aber die Sprache, aus der sie gebildet sind. Im übrigen weist Plinius

Digitized by Google

selber ausdrücklich darauf hin, daß die Hillevionen, ein den Goten einst benachbartes Volk, nicht weniger als 500 Ortschaften hatten [1]).

Wenn wir weiter bei Plinius die ganze Weichselniederung Mentonomon benannt sehen, so werden wir es nunmehr nicht für unmöglich halten, auch diesen Namen noch in heutigen geographischen Bezeichnungen wieder zu finden. Das ist auch der Fall. Er ist ein Kompositum bestehend aus Mento- und nomon; die zweite Hälfte klingt höchst verdächtig an das griechische *νομός*, *νομή* „die Weide" an, ist aber wohl nur die griechische Zurechtstutzung des deutschen Wortes für denselben Begriff, nämlich nimid Weideplatz, heiliger gehegter Waldplatz für geheiligte Opfertiere [2]). Gegenüber Graudenz fließt fast parallel zur Weichsel ein kleines Nebenflüßchen, das bei Neuenburg in die Weichsel mündet, es heißt Montau; unweit davon, zwischen Neuenburg und Graudenz fast in der Mitte, liegt der Ort Montau an der links-weichseler Straße. Weiter nach Norden westlich von Marienburg an der Straße rechts von der Weichsel gibt es ein Groß- und ein Klein-Montau, von denen das Dreieck, das die hier ihr Mündungsdelta beginnende Weichsel bildet, die Montauer Spitze heißt. In der Mitte zwischen den beiden Montau in Süd und Nord befindet sich, ebenfalls unweit der Weichsel an der Straße, der Ort Montauerweide. Letztere Namensbildung scheint nun mit dem Mentonomon oder Mentauweide gänzlich übereinzukommen [3]), wie denn auch andere Zusammensetzungen mit Weide z. B. im nahen Rudnerweide belegt sind. Noch ein Fluß ähnlichen Namens kommt hier vor, Montwey (oder Netze) bei Hohensalza im Posenschen etwas weiter südlich, sowie westlich bei Deutsch Eylau ein Ort Montig, südlich von Löbau aber ein Ort Montowe (neben Guttowo) und noch weiter westlich hinter Neidenburg Montwitz. Bei so vielen Belegen des Namens in dieser Gegend ist wohl auch hier ein Zufall ausgeschlossen. Bis zur Gegend von Marienburg, Marienwerder, Graudenz müßten demnach die Guttonen zur Zeit des Pytheas gesessen haben und zwar östlich der Weichsel, wo sie auch Ptolemäus angesetzt hat.

Dieses ihr Land nennen Pytheas-Plinius ein aestuarium Oceani. Das ist es auch im vollsten Sinne des Wortes, eine See- oder Meerlache, eine durch die Flut (aestus) bedrohte Niederung. Denn trotz der bis 8 m hohen Deiche und Dämme werden diese Gegenden auch heute noch nicht selten durch schwere Überschwemmungen verheert, wie man sie ja auch im Weltkriege zum Schutze gegen den Einbruch der russischen Völkerflut in einen See verwandeln wollte. Daß dies auch früher der Fall war, bezeugen die vielfachen, noch deutlich er-

[1]) 4, 27: Hillevionum gente D incolente pagis.

[2]) De sacris silvarum quae „nimidas" vocant, s. Schade, Altdeutsches Wörterbuch.

[3]) Man könnte Mentonomon ungefähr auffassen als Zusammensetzung von munt Schutz und nimid geheiligter Weideplatz. Die latein. Formung Mento steht zum deutschen munt, mont — was die Vokalisation angeht — wie lat. mentum zu deutsch mund, menta zu munza, minza usw.

Digitized by Google

kennbaren Veränderungen des Stromlaufes, und noch jetzt verändern nach jeder Flut die Sandbänke ihre Lage.

Von Mentonomon aus lag, wie Pytheas Bericht fortfährt, eine eintägige Schiffahrt entfernt, die Insel Abalus, wohin der Bernstein als Auswurf des „geronnenen, gefrorenen Meeres" von den Fluten angetrieben wurde. Eine Tagesfahrt zu Schiffe oder vielmehr damals zu Kahn von Montau aus kann freilich nicht weit geführt haben, zumal auf der triebsandreichen Weichsel mit ihren Sandbänken. In die Ostsee hinaus kommt man damit an einem Tage sicher nicht und noch weniger zu einer Insel in derselben, denn so nahe gibt es keine in der Ostsee. Wohl aber gibt es eine starke Tagesfahrt vom südlichen Montau bis zum nördlichen Montau (39 km Luftlinie) eine Insel, das ist der Nogat-Werder, der ebenso im Weichseldelta liegt, wie etwa die „Insel" Peuke im Donaudelta. Die Spitze dieses Deltas ist eben die Montauer Spitze. Von hier aus ist es dann fast ebensoweit bis zur Mündung der Nogat ins Frische Haff rechts, wie zu der der Weichsel in die Ostsee links.

Die Insel selbst wird von Pytheas Abalus genannt, von Timäus aber Basilia, das ist „die Königliche" (ἡ βασιλεία νῆσος). Timäus gilt als sehr gewissenhafter Forscher [1]), er gibt dieser letzten Bezeichnung den Vorzug, die Plinius dann noch einmal (4, 27) nennt. Nun zieht sich auf der guttonischen Seite an dem Nogat-Werder, mit der Montauer Spitze beginnend, ein Kranz von Ortschaften entlang, deren Namen mit „König" zusammengesetzt sind: Königswalde gegenüber Montauerweide bei Mewe, Königsdorf bei Marienburg, Königshagen bei Elbing. Sollte sich hierin nicht das Andenken an die „Königsinsel" verkörpern? Daß die Guttonen unter königlicher Gewalt ständen, sagt Tacitus ausdrücklich, und sogar „ein wenig schärfer als die übrigen Germanen, wenn auch noch nicht über die Freiheit hinaus" [2]).

Dieselbe Insel wird von Xenophon von Lampsacus Baltia genannt. Er sagt, sie liege 3 Tagereisen von der skythischen Küste entfernt [3]). Die Entfernung trifft auf den Nogatwerder recht wohl zu. Der Name Baltia aber auch; bei Dirschau hat er sich, in einem noch zum Werder gehörigen Ort Baldau an der Weichselstraße erhalten, und wenn dieser Name später auf das gesamte östliche Gestade, auf die Ostseeprovinzen übertragen worden ist [4]),

[1]) Die Schriften dieses sizilisch-griechischen Schriftstellers sind größeren Teils verloren gegangen und waren wegen ihrer quellenmäßigen Zuverlässigkeit geschätzt. Da er 352—256 vor Chr. lebte, ist er ein jüngerer Zeitgenosse des Pytheas.

[2]) Trans Lugios Gotones regnantur, paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. Germ. 44.

[3]) Plin. 4, 27: Xenophon Lampsacenus, a litore Scytharum tridui navigatione, insulam esse immensae magnitudinis, Baltiam tradit. Eandem Pytheas Basiliam nominat. Die „ungeheure" Größe entpuppt sich als ein gewaltiges Mißverständnis der Angabe des Pytheas, daß das Land 6000 Stadien Entfernung habe, nämlich von Griechenland aus, wie oben S. 50 f. gezeigt. Auch Diodor v. Sic. bespricht sie 5, 23.

[4]) Der Name „Baltisches Meer" ist erst bei Adam von Bremen († 1076) nachweisbar.

Digitized by Google

so ist das eine Folge der überwiegenden Bedeutung des alten Handels-Emporiums für dieses ganze Hinterland.

Denn Handelsmittelpunkt blieb die Gegend nach wie vor bis zum Ausgang des Altertums. Nur waren im Norden an die Stelle der urgermanischen Hyperboreer die Goten, und an die Stelle der Griechen die Römer getreten.

Hiermit ist den wohl die Zuverlässigkeit der beiden vielgeschmähten Berichterstatter, des Pytheas wie des Plinius, vollkommen dargetan, zugleich aber auch ein helles Licht im Dunkel des germanischen Altertums gewonnen.

So können wir nun den Ring unserer Untersuchungen als geschlossen betrachten. Ich glaube einen lückenlosen Beweis dafür erbracht zu haben:

1. Daß die Hyperboreer kein mythisches, sondern ein wirkliches, und zwar ein germanisches Volk waren, erwiesen durch die genügend kontrollierbaren kalendarischen wie auch geographischen Angaben der Schriftsteller des Altertums.

2. Daß die Sage von der nordischen Herkunft des griechischen Kulturgottes Apoll der Niederschlag einer geschichtlichen Tatsache von größter völkergeschichtlicher Bedeutung ist, die einen uralten kulturellen Zusammenhang der Germanen und Griechen erweist.

3. Daß beide Völker ursprünglich gleiche Zeitrechnung und in mancher Hinsicht gleiche Anschauungsformen gemeinsam hatten, wie auch die beiden Kulturgötter Apollo und Wodan im wesentlichen die gleichen sind.

4. Daß der Verkehr zwischen dem nordischen und südlichen Volke in ältester Zeit ein direkter und persönlicher war, später aber durch sich dazwischen schiebende andere Völker, wie namentlich die Veneter, vermittelt wurde und schließlich ganz aufhörte.

5. Daß dies zum Teil auch durch Völkerverschiebungen und andere Veränderungen im Norden selbst bewirkt wurde, wodurch der Bronze- und Bernsteinhandel, der bei diesem Verkehr ein wesentliches Glied bildete, teils erschwert, teils mit beginnender Eisenzeit gegenstandslos ward.

6. Endlich, daß bei allen diesen Beziehungen die Nordländer mehr die Gebenden als Empfangenden waren, und zwar in materieller wie besonders in geistiger Hinsicht.

Anhang I.

Ich halte es für geboten, die Hauptergebnisse meiner manigfachen Untersuchungen über den altgriechischen Kalender zusammenzufassen, soweit sie hier einschlagen. Wir haben drei Rechnungsarten festgestellt:

1. Die mit siderischen Monaten zu 27,32166 oder rund 27 $^1/_3$ Tagen. Sie liegt dem ältesten griechischen Kalender zugrunde. Es scheint, daß man ursprünglich eine feste Jahreseinteilung nicht gehabt hat, solange man noch keine andere Rechnung, wie die nach synodischen Monaten oder nach Sonnenjahren, zum Vergleich hatte oder heranzog. Erst als das geschah, kann man

Digitized by Google

von einer Jahresrechnung sprechen. Bis dahin konnte man eine beliebige Anzahl von siderischen Monaten zu einer größeren Zeitperiode zusammenfassen, wie z. B. die Akarnanier 6 Monate auf ein Jahr rechneten. So konnte man beliebig viele Monate zu einer Periode zusammenstellen; doch ergab sich eine Bevorzugung derjenigen Reihen, die bei Berücksichtigung der Dritteltage annähernd volle Tage ausmachten, wie 164 Tage = 6, 246 Tage = 9, 328 Tage = 12 Monate usw. bilden. Auch späterhin gab es bei den Griechen keine von allen Hellenen anerkannte Jahresteilung (vgl. Plut. Aristid. cap. 19). Astronomisch gerechnet, also durch Empirie festzustellen, machen 28 Monate zu je 27,32166 Tagen 765 volle Tage (765,00648) oder zwei 14monatige Jahre zu je 382 $^1/_2$ Tagen. Das 14monatige Jahr scheint daher neben den 9- und 12monatigen eine bevorzugte Rolle zu spielen, wie schon bei den Hyperboreern.

2. Die Rechnung mit synodischen Monaten zu 29,53059 oder rund 29 $^1/_2$ Tagen ist schon früh neben die siderische getreten und hat durch Ausgleichsversuche mit dieser ohne weiteres zur Periodenbildung geführt. Je zwei und zwei Monate ergeben hier annähernd volle Tage. Sehr nahe kommt die Tageszahl von 13 synodischen Monaten (29,53059 × 13 = 383,89767 Tage) der von 14 siderischen (27,32166 × 14 = 382,50324 Tage), so daß sich hierdurch eine Jahreseinheit ergibt. Das alte siderische Jahr zu 14 Monaten ist also fast genau gleich dem 13monatigen synodischen Jahre. Dadurch ward der Übergang von der siderischen zur synodischen Rechnung sehr erleichtert, wie denn der Solonische Kalender eine Kombination von einem synodischen 12- mit einem siderischen 14monatigen Jahre bzw. mit einem 13monatigen synodischen Jahre darstellt. Eine andere Einheit ergibt sich bei 54 siderischen Monaten (1475 Tagen), die ebensoviel sind als 50 synodische. Sie ist die Pentaeteris genannte olympische Frist, wobei der Name „Fünfjahrsfrist" auf ein 10monatiges synodisches Jahr von 295 Tagen hinweist, denn 1475:5 = 295. Hier ergibt sich mit Sicherheit, daß man den siderischen Monat astronomisch genau mit 27,32166 Tagen faßte (× 54 = 1475,36964), den synodischen aber weniger genau mit 29$^1/_2$ statt 29,53059 Tagen ansetzte, denn die genauere synodische Rechnung ergibt nicht bloße 1475 Tage, sondern 1$^1/_2$ Tage mehr (1476,5295 Tage). Mithin war die siderische Rechnung durch Empirie gefunden, die synodische aber an diese nur angeglichen.

3. Zu der siderischen und synodischen Mondenjahresrechnung trat im Laufe der Zeiten die nach Sonnenjahren. Aber das Sonnenjahr hatte anfangs nur 360 Tage, geteilt in 12 Monate, wie das die Ägypter (nach Herodot) zuerst eingerichtet hatten. Die Zwölfteilung war bei ihnen überall durchgeführt (Herodot 2, 152): ganz Ägypten war in 12 Teile mit 12 Königen geteilt, jeder ägyptische Krieger bekam 12 auserlesene Äcker, ein Kreis von 12 großen Göttern ward aufgestellt, das Labyrinth oberhalb des Sees Möris, das bedeutendste Bauwerk Ägyptens, hatte 12 bedeckte Höfe. Nach Diodor von Sizilien 1, 22 waren auf der Nilinsel Philae rings um das Grabmal des Osiris 360

Digitized by Google

Opferschalen aufgestellt, die das altägyptische Jahr von 360 Tagen darstellten, und in Akanthos in Ägypten an der libyschen Grenze über Memphis war ein durchlöchertes Faß, in welches 360 Priester täglich Wasser aus dem Nil trugen (1, 97). Dieses Jahr scheint in 40 Wochen geteilt worden zu sein, wie z. B. die ägyptische Legende erzählt, daß Typhon den Leichnam des Sonnengottes Osiris in 40 Teile zerschnitt, die er überall hin verstreute. Das wären also 40 Neunerwochen. Dann fügte man ihnen noch die 5 Epagomenen hinzu. Nach Plutarch gewann Thut im Brettspiel von der Selene (Isis) $^1/_{72}$ jedes Tages im Jahr und bildete daraus die Epagomenen. Die Griechen nahmen ebenfalls das 360tägige Jahr an; Hippokrates setzt 9 Monate = 270 Tage, Aristoteles $^1/_5$ des Jahres zu 60 und $^1/_6$ zu 72 Tagen. Ebenso übernahmen sie die Zwölfteilung, nicht bloß für den Kalender, wofür die Amphiktyonie der 12 Völker zu Thermopylä, die Zwölfstädtebünde (Dodekarchien) der Jonier und Aioler, die 12 Götter, die 12 Arbeiten des Herakles und vieles andere, zeugen (vgl. die Zwölf bei den Römern und Etruskern), und diese übertrug sich auch auf das Mondjahr. Das synodische hat ja sowieso 12 Monate im Sonnenjahr. Ein Ausgleich mit der siderischen und synodischen Mondenjahrsrechnung war schwer, weil bei beiden gegenüber dem Sonnenjahre ein Rest von 14 oder 10 (siderisch) bis $11^1/_4$ (synodisch) Tagen übrig bleibt; letztere sind unsere germanischen Zwölfnächte. Einigermaßen gelang er nur dadurch, daß man mehrere Sonnenjahre zu einer Periode zusammenfaßte, die annähernd einer Mondenjahrsperiode entsprach. Das geschah in dem großen „Jahr" oder der Ennaeteris (*Ἐννατηρίς*), der Neunjahrsfrist, die Kleostratos von Tenedos um 545 vor Chr. oder nach anderen Eudoxos erfunden haben soll. Das große Jahr spielt in der Mythologie eine besondere Rolle; Apollo muß wegen des Mordes am Drachen Python dem Admet ein großes Jahr dienen, ebenso Kadmos für die Tötung des Ares-Drachens. Es gehört mit seiner Neunzahl so recht zum Kultkreise des Apoll. Die pythischen und olympischen Spiele waren enneterisch, ebenso wie die Daphnephorien in Theben, das Fest des Septerion, das eine Nachahmung des Kampfes mit dem Drachen war, und die Feste Herois und Charila (die sich mehr an den Dionyskult anlehnen). Diese Frist von 9 Jahren (dem Namen nach) umfaßte 99 (synodische) Mondmonate oder $2920^1/_2$ oder nach anderen 2922 Tage. Das sind aber, solar gerechnet, in Wirklichkeit nur 8 Jahre: $365 \times 8 = 2920$, $365^1/_4 \times 8 = 2922$. Die Benennung widerspricht auch hier dem sachlichen Inhalte, es muß also ursprünglich eine andere Kalenderrechnung vorgelegen haben. Das synodische Mondenjahr kann nicht ursprünglich vorliegen. Die 2922 Tage verteilte man zwar auf 96 gewöhnliche und 3 Schaltmonate. Der Schaltmonat hatte 30 Tage; zieht man 3×30 von 2922 Tagen ab, so bleiben 2832 Tage für 96 Monate übrig, wobei sich diese als zu 29,5 Tagen gerechnet herausstellen, also synodische sind. Aber 96 Monate machen ebenfalls nur 8 Jahre aus, während es sich doch um eine Neunjahrsfrist handelt. Nimmt man aber 12 siderische Monate von

Digitized by Google

27 Tagen für ein Jahr an, so ergeben sich wirkliche 9 Jahre (2916 mit dem kleinen Überschuß von 6 Tagen). Dann deckt sich der Name mit der Sache. Es ergibt sich daraus ohne weiteres auch hier, daß bei den Griechen die siderische Mondenjahrsrechnung die ursprüngliche gewesen ist. Die Bezeichnung Ennaeteris ward erst später dem Sonnenjahr zu Liebe in Oktaeteris umgewandelt. Den gleichen Vorgang haben wir bereits bei der Trieteris feststellen können. Das große Jahr war auch bei Illyriern und Dalmatern heimisch, denn jene opferten alle 8 (Sonnen-) Jahre dem Neptun ein Viergespann von Pferden (Paulus, epit. Festi 101; Serv. zu Verg. Georg. 1, 12), und diese teilten alle 8 Jahre den Grund und Boden neu auf (Strabo 315).

Auf die Zahl 99 aber scheinen die Griechen ebenfalls erst vom Norden her gestoßen worden zu sein. Sie spielt in der Mythologie und den Volksgebräuchen vieler indogermanischer Völker neben der Neun ihre Rolle, ich habe davon verschiedene Proben bereits angeführt und füge noch aus dem Indischen hinzu: Rigveda II, 14, 4 Opferpriester (Indra), der den Urana getötet hat, der doch 99 Arme zeigte. X, 49, 8: Ich bin 7fach stärker überlegen dem Nahus..... 99 Gewaltige ließ ich erstarken. G. Wilke gibt in seinem (mir erst jetzt zu Gesicht gekommenen) Aufsatz über die Zeiteinteilung der Indogermanen im Deutschen Volkswart, 4. Jahrg., Heft 7 und 8 noch folgende Beispiele: „Auf 99 Jahre lauteten früher ganz allgemein die Pachtverträge. In der Provinz Brandenburg verkauft man zu Weihnachten eine schwarze Katze in 9 Tücher mit 99 Knoten eingenäht in der Kirche für einen Hecketaler und läuft dann schnell weg, ehe der Teufel am Altar das Bündel aufhebt (Ldk. der Provinz Brandenburg, III, 239). Niemand darf mehr als 99 Güter haben. 99 Krankheitsnamen erscheinen mehrfach in deutschen, slavischen und indischen Beschwörungsformeln. Der Ursprung der symbolischen 99 muß also jedenfalls bis in die indogermanische Urzeit zurückreichen, und es liegt dann die Annahme nahe, daß sie, wie fast alle anderen symbolischen Zahlen, dem Kalenderwesen entstammt." Wie wir gesehen haben, umfaßt die hyperboreische 19jährige Periode 6939 Tage, das Sonnenjahr zu $365\,^1/_4$ Tagen gerechnet. Da aber das alte griechische Sonnenjahr nur 360 Tage hatte, so betrug diese Periode nur 6840 oder 99 Tage weniger, denn die Epagomenen mit dem Vierteltage $5{,}2425 \times 19$ machen 99,6075 Tage aus. Anderseits beträgt der Unterschied von 19 siderischen Mondjahren zu 13 27tägigen Monaten ($351 \times 19 = 6669$) und der von 18 Sonnenjahren zu 365 ($= 6570$) Tagen ebenfalls 99 Tage. Da ist es denn überraschend, daß der berühmte neolithische Steinkreis von Avebury in Wiltshire 99 Platten in der Runde aufwies (nach den Feststellungen Stukeleys 1715 u. a.) und der eine Doppelring 30 Platten im Außenkreis und 12 im Innenkreis hatte, was auf ein Sonnenjahr von 360 Tagen hinweist, der andere aber aus 27 (oder aus 29) Platten im Außenkreis und ebenfalls 12 im Innenkreis bestand. Hierin ist offenbar der Ausgleich eines 360tägigen Sonnenjahres mit einem Monden-

Digitized by Google

jahre versinnbildlicht, wie ich ihn soeben angegeben habe. Stephan bezieht aber die Anordnung auf 99 Monate, und zwar auf 49 Monate zu 29 Tagen = 1421 + 50 Monate zu 30 Tagen = 1500, zusammen 2921 Tage. Das wäre also die Enna- oder Oktaeteris der Griechen. Wir wissen nicht, welcher Nation die Erbauer des Avebury-Denkmales angehörten, ausgeschlossen ist es bei den ganz auffälligen Übereinstimmungen der zahlreichen archäologischen Funde, z. B. der Zonenbecher und der vortrefflichen jütischen Steinäxte in England einerseits und in Jütland und Skandinavien anderseits nicht, daß sich auch hier germanischer Einfluß zeigt.

Auf allen Wegen ergibt sich mithin, daß der siderische Kalender bei den Griechen der älteste war und daß sie ihn von den Hyperboreern überkommen haben, nicht umgekehrt diese von den Griechen, und zwar in sehr früher, wahrscheinlich vorgeschichtlicher Zeit, wie auch der Umstand beweist, daß die Griechen der geschichtlichen Zeit die ursprünglichen Bezeichnungen Ennaeteris, Pentaeteris, Trieteris selber nicht mehr verstanden und schließlich in Okta-, Tetra- und Di-eteris umwandelten, um nur einigermaßen zur Übereinstimmung von Namen und Bedeutung zu kommen.

Anhang II.

„Die Bauern (in Schweden) — so bezeugt im 16. Jahrhundert der Erzbischof von Upsala Olaus Magnus in seinem Werke De gentium septentrionalium usw. — werden so kundig gefunden, daß sie auf einen Tag genau vorhersagen können, die wievielste goldene Zahl vorliegt, und welcher Sonntagsbuchstabe, Schaltjahr, bewegliche Feste und Mondveränderungen nach 10 oder 600 oder 1000 Jahren usw. (Rustici adeo periti reperiuntur, ut die uno praedicere possint, quotusquisque aureus numerus sit, literaque Dominicalis, annus bissextilis, intervalla, festa mobilia et lunares mutationes post decem vel sexcentos aut mille annos...). Hierzu halte ich für förderlich wiederzugeben, was das Kloster, Bd. 12 von J. Scheible, Stuttgart 1849, S. 878, ausführt: „Da die Religion aller heidnischen Völker Sterndienst war, so mußte auch die Runenschrift kalendarischen und astronomischen Zwecken dienen. Der Runen- oder Jahresstab wurde zur Berechnung der Jahreszeiten und der Tage, an welchem Opferfeste und Volksversammlungen einfielen, verwendet. Die Leichtigkeit, Sicherheit und eigentümliche Art, wie der mit dem Christentum eingeführte katholische Kirchenkalender mit seinen Bestimmungen für die beweglichen und unbeweglichen Kirchenfeste in Skandinavien vom gemeinen Mann angewendet wurde, scheint auf eine nicht erst mit dem Christentume eingeführte Kenntnis in der Zeitrechnung hinzudeuten. Nicht nur haben die alten Runenstäbe ein selbständiges System der Zeitbestimmungen, sondern sie nehmen auch Rücksicht auf andere dem Kirchenkalender fremde Berechnungen, die einen alten einheimischen

Digitized by Google

Ursprung erkennen lassen und eine größere Anwendbarkeit für das bürgerliche Leben mit sich führen. Überdies finden sich keine Nachrichten, daß die Mönche jemals den Runenstab gebrauchten, sondern nur den katholischen Kirchenkalender, und sogar in den Zeiten, wo die Geistlichen im allgemeinen sogar mit diesem weniger bekannt gewesen zu seyn scheinen, so daß sie Anweisungen bedurften, an welchen Tagen die beweglichen Feste eintreffen. Wir haben noch einen bei der Synodalversammlung im Erzstifte von Upsala im Jahre 1535 ausgefertigten Circulärbrief übrig, in welchem die beweglichen Kirchenfeste bis auf die nächste Versammlung im Sommer 1536 festgesetzt sind. Er ist abgedruckt in Liljegrens Abhandlung über die Run-lära. Dagegen verstanden.... die Landleute in Schweden, nach einer von den Vorfahren auf sie übergegangenen Kenntnis, auf ihrem Runenstabe alle ihnen notwendigen Zeitbestimmungen selbst aufzusuchen; sie haben die beweglichen Festtage und die Mondsveränderungen zu bestimmen gewußt, und dies 10, ja 600—1000 Jahre vorher. Und da dieses, wie die Runenforscher anmerken, nicht als ein Erzeugnis katholischer Gelehrsamkeit betrachtet werden kann, da nirgends in andern christlichen Ländern etwas Entsprechendes nachgewiesen werden kann, so muß der Grund des Vorhandenseyns des Runenstabs im Norden, die Einrichtung und allgemeine Bekanntschaft desselben in einer der vorchristlichen Zeit bekannten Berechnungsart oder einem Jahresstabe liegen, und dieß um so mehr, als die ganze Einrichtung und das eigene System der Zeitrechnung ihrem Grunde und ihrer Anwendung nach ein uraltes Eigentum Skandinaviens ist (Liljegren, Run-lära)."

Wenn man das alles zusammenhält mit dem, was ich über die Runenkalender in meiner Abhandlung über „Vorgeschichtliche Musiktheorie" im Mannus 11/12 nachgewiesen habe, und bedenkt, wie verhältnismäßig spät die alten Griechen erst z. B. zu ihrer Buchstabenschrift gekommen sind, so verführt nicht eine übermäßige Liebe zu unserem Volke, als vielmehr wissenschaftliche Überzeugung zu der Meinung, daß die vorchristlichen Germanen besonders in ihrer vorgeschichtlichen Blütezeit an Bildung höher standen als die vorklassischen Griechen.

Digitized by Google

Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst.

Von Georg Wilke.

Mit 23 Textabbildungen.

Im indogermanischen Sagenkreise begegnen wir oft dem Mythos von einem Baum und zwei auf oder neben ihm sitzenden Vögeln, an deren Stelle bisweilen auch andere Wesen treten. Die Barito, ein Dajakstamm, erzählen von zwei uranfänglichen Bäumen im Reiche der Götter; auf dem einen, Bunkin Sangalan, wohnten der Vogel Sinan und der „Flügelengel" Tambiran. Ein in den „Engelsfluß" gefallener Kugelsproß dieses Baumes verwandelt sich in eine Jungfrau, die in einem Baumblatte den Fluß hinabfährt und schließlich einen aus einem Baumstamm entstandenen Menschen findet, mit dem sie sich vermählt [1]).

Bei den Batak begegnen wir dem Weltenbaum Jambubarus; unter ihm wohnen zwei Frauen, eine wägende und eine schreibende; die erste wägt die Worte des Tondi, der Mensch werden wollenden Seele, die zweite schreibt das Ergebnis auf ein Blatt des Jambubaumes nieder, und so fällt dann unveränderlich das Schicksal des Menschen aus [2]). Mit vollem Rechte vergleicht Hüsing diese beiden Schicksalsfrauen am Jambubarus mit den Nornen unter der nordischen Weltesche, an deren Stelle auch zwei Schwäne überliefert sind und die gleichfalls das Schicksal des Menschen bestimmen [3]).

Bei den Indern findet sich in einem Rigvedahymnus [4]), der offenbar kosmogonische Probleme behandelt und Sonne und Mond durch verschiedene Bilder bezeichnet, die Stelle: „Zwei schön geflügelte (Vögel), zusammengeschirrte Freunde, umschlingen einen gemeinsamen Baum; der eine von

[1]) Bastian, Indonesien IV (Borneo und Celebes), S. 9ff.

[2]) J. Warnack, Die Religion der Batak; Leipzig 1909.

[3]) G. Hüsing, Die iranische Überlieferung und das arische System; Leipzig 1909, S. 188.

[4]) Rigveda, 1, 164, 20.

Digitized by Google

ihnen genießt die süße Pipallafrucht (Feige), nicht essend schaut der andere zu[1])." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Auf welchem Baume die schön geflügelten, welche die süße Frucht genießen, alle sich niederlassen und nisten, an dessen Gipfel sagt man, sei die süße Feige; diese kann niemand erreichen, der den Vater nicht kennt." Hüsing vermutet, daß diese „schöngeflügelten" (Suparṇa) identisch sind mit dem Suparnī und Kadru des im Çatapatha-Brâhmana III 6, 2, 2 erzählten Sehwettstreitmärchen, in dem sich beide streiten, wer die Herrin sein solle und die Frage durch einen Sehwettstreit entscheiden. Ein am jenseitigen Ufer des Meeres befindliches Roß soll zur Sehprüfung dienen. Suparnī sieht, daß es von weißer Farbe und angepflockt ist. Das sieht auch Kadru, aber sie erkennt auch noch, daß der Schweif herabhängt und sich im Winde bewegt. Da fliegt Suparnī hinüber, überzeugt sich, daß Kadru recht hat und begrüßt sie als ihre Herrin. Diese aber fordert sie auf, den himmlischen Soma den Göttern herbeizubringen und sich damit von den Göttern loszukaufen. In der Kadru, die von Suparnī eingeladen wird, mit übers Meer zu fliegen, glaubt Brunnhofer[2]) allerdings ein geflügeltes Roß erblicken zu dürfen, doch sind die von ihm beigebrachten Gründe wenig überzeugend, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie gleichfalls ein Vogel ist, daß also beide tatsächlich mit den Vögeln am Pipallabaume des Rigveda wesensgleich sind.

In jüngerer Zeit erscheint das Motiv in etwas abgewandelter Form mehrfach in den buddhistischen Jātakamerzählungen[3]). In Buch VII, 406 beschließt der König von Gandhāra infolge einer Verdunkelung des Mondes durch Rahu, dem Thron und der Welt zu entsagen, und auch der König von Videha entsagt der Welt. Beide treffen sich am Vollmondstage am Fuße eines Baumes und reden über Wahrheit und Recht. Als Rahu wiederum den Mond verdunkelt, erfreuen sich beide der Ekstase und gelangen dann in die Brahmawelt.

In einem auf ein Sanskritoriginal (Vikramacaritra) zurückgehenden mongolischen Märchen hat ein König Namens Tsokku Hagukssan eine Tochter Naran Gerel (wörtlich „Sonnenschein"). Wer sich ihr näherte wurde blind oder getötet (d. h. von den Strahlen der Sonne geblendet oder versengt). Einst erbat sich Naran Gerel, die sich ob ihrer Abgeschlossenheit

[1]) Die Pipallafrucht ist, wie auch Hillebrandt, Ved. Myth. I, 352 annimmt, offenbar der Mond, während die beiden Vögel Sonne und Mond bedeuten, von denen der letzte der essende, d. h. sich selbst verzehrende ist. Ihr Gegenstück hat diese Mythe in der biblischen Erzählung von Adam und Eva; vgl. hierzu E. Böklens Abhandlung über die Sintflutsage in Bd. VI, D. Arch. f. Religionswissensch. u. E. Siecke, Drachenkämpfe, S. 93.

[2]) H. Brunnhofer, Urgesch. d. Arier in Vorder- und Zentralasien. Bd. III. Vom Aral bis zur Gangā, S. 173ff.

[3]) Jātakam, Das Buch der Erzählungen aus früheren Existenzen Buddhas. Aus dem Pāli übersetzt von Dr. Julius Dutoit; Leipzig 1906. — C. Fries, Jātakam-Studien; Myth. Bibl. Bd. 8, Leipzig 1916.

Digitized by Google

sehr langweilte, von ihrem Vater die Erlaubnis, am Fünfzehnten des Monats (d. h. am Vollmondtage) auszugehen. Die Bitte wird gewährt, doch erläßt der König strenge Befehle, daß ihr niemand nahen, niemand sie anblicken darf. Ein Minister Scharan („Mond") mit Namen, beobachtet sie von seinem Söller aus. Sonnenschein lädt ihn durch ein Zeichen ein, und sie vereinigen sich im Blumengarten unter einem Baume. Sie werden gefangen, aber durch Scharans Frau gerettet, die zunächst Sonnenschein durch eine List (Aufsetzen ihres großen schwarzen Hutes, d. h. Verdunkelung der Sonne) aus dem Gefängnis befreit und dann ihren Mann durch Aufschmieren von schwarzer Farbe (Schwarzmond) in einen ganz häßlichen Menschen umwandelt. Zum Reinigungseid genötigt, schwört Sonnenschein der Wahrheit gemäß, daß sie nur mit diesem häßlichen Geschöpf Umgang gehabt habe. Da dies aber dem Könige und seinen Höflingen unmöglich dünkt, wird sie und Scharan freigesprochen [1]).

In der iranischen Überlieferung finden sich zwei Vögel in Verbindung mit einem Baume im Menoi-i-krat. Danach sitzt der Vogel Sena-murw auf dem Baum „Allsamen", an dem 1000 Äste wachsen, wenn der Vogel aufsteht, und 1000 zerbrechen, wenn er sich setzt; und der Vogel Čamrōs-murw sitzt immer in seiner Nähe [2]). Ebenso dürfte der von Ktesias erwähnte Baum *πάρυβον* oder *πάρηβον* (= skt. parvavan) „der mit Schößlingen versehene" hierher gehören, der in Persien nur in den Gärten des Königs wuchs (*ἐν τοῖς βασιλείοις μόνοις εὑρίσκεται κήποις*), und der die Kraft hatte, nicht nur mit seinen Wurzeln Gold, Silber, Erze und Steine mit einziger Ausnahme des *ἤλεκτρον*, sondern auch Ziegen, Schafe und Vögel anzuziehen und festzuhalten. Und auch die Erzählung von den beiden Bäumen Helios und Selene, die Alexander der Große in dem als Berg (= Baum) gedachten Paradies antrifft und die ihm seinen Untergang weissagen, kann hier erwähnt werden [4]).

Auf europäischem Boden tritt uns das Motiv besonders bei den Slawen und Balten entgegen, so in dem bekannten littauischen Liede: „Bitterlich weinte das Sonnchen — Im Apfelgarten; — Vom Apfelbaum ist gefallen — Ein goldener Apfel. — Weine nicht, Sonnchen, — Gott macht einen andern, — Von Gold, von Erz, — Von Silberchen [5])".

Aus dem nordischen Sagenkreise endlich hatten wir schon oben die unter der Weltesche sitzenden Nornen, an deren Stelle auch zwei Schwäne

[1]) Mongolische Märchensammlung. Die neun Märchen des Siddhi-kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi-Chan, Mongol. m. deutscher Übers. von Bernhard Jülg; Innsbruck 1868, S. 245ff. E. Siecke, Memnon, Bd. 5, S. 222.

[2]) G. Hüsing, a. a. O., S. 193f.

[3]) Brunnhofer, a. a. O., II, 77.

[4]) Winkler, Krit. Schriften III, 100.

[5]) Mannhardt, Lettische Sonnemythen, Z. f. E. VII. Nr. 28.

Digitized by Google

genannt werden, kennen gelernt. Wie Helios und Selene im Paradiesgarten Alexanders des Großen, und wie die beiden Frauen unter dem Jambubaume der Batak, so werfen auch sie das Los über den Menschen. Und ähnlich weissagen vom Baume aus zwei Vögel dem Siegfried, nachdem er durch das Trinken des Herzblutes des getöteten Drachen Fafnir die Fähigkeit erlangt hat, die Sprache der Vögel zu verstehen (vgl. u. S. 9 u Abb. 1). Ebenso kehrt das Motiv in verschiedenen Märchen wieder, so in der hessischen Erzählung vom Marienkind, das, nachdem es aus dem schwarzen Schlosse verstoßen ist, unter einem Baum übernachtet und hier vom Königssohn aufgefunden wird, der sich mit ihr vermählt (Grimm, KHM 3).

Über die astralmythische Bedeutung dieses überall in wesentlich gleicher Form wiederkehrenden Motivs, die besonders von G. Hüsing klar gelegt worden ist, kann meines Erachtens kein Zweifel bestehen, wenn auch seine letzten Wurzeln ganz wo anders liegen, nämlich in einem uralten Seelenglauben, in manistischen und totemistischen Vorstellungen. Denn nur von diesem Gesichtspunkte aus wird uns, wie ich meine, die weissagende Kraft der Vögel, die ja auch dem Baum allein schon zukommt, verständlich. Diese Seelenvorstellungen sind aber sicherlich sehr viel älter, als alle Astralmythen, da das Geheimnis des Todes und alles dessen, was ihm vorausging und folgte, und die ganz rätselhaften Vorgänge und Erscheinungen im Traumleben, ebenso aber auch die mannigfachen Erscheinungen in der unmittelbar umgebenden Natur, das Heulen des Sturmes, das Rauschen der Blätter, die Stimmen der Vögel und Waldtiere, die gespenstig am Boden sich hinwindende Schlange, mancherlei zu Sinnestäuschungen führende optische Wirkungen (Luft- und Wasserspiegelungen; Schattenbilder) u. a. m. die Phantasie des in seinen Lebensgewohnheiten ganz auf die Erde angewiesenen primitiven Menschen zweifellos viel mehr beschäftigen mußten, als alle Vorgänge am Himmel, die er zunächst noch nicht einmal mit dem ewigen Werden und Vergehen auf der Erde in kausalen Zusammenhang zu bringen wußte. Die wärmespendende Kraft der Sonne, deren Einfluß auf das Wohlbefinden des Menschen und das Wachstum der Pflanzen unter allen Himmelsphänomenen doch noch am meisten sinnenfällig ist, ist auch heute noch manchen Naturvölkern unbekannt, und sie wissen ihre Auffassung sogar ganz logisch zu begründen. „Denn wäre die Sonne, so sagen sie, die Quelle der Wärme, warum ist es dann nicht auch im Winter warm? Da scheint sie doch auch, aber da ist es kalt [1])".

Ist also der Ursprung des Baum-Vogelmotivs zunächst auch in irdischen Vorgängen und daraus erwachsenen Anschauungen zu suchen, so ist doch anderseits nicht zu verkennen, daß auf einer höheren Stufe der menschlichen Entwicklung, beim Übergange vom Geo- zum Uranotropismus, diese in der

[1]) Kötz, Über die astronomischen Kenntnisse der Naturvölker Australiens und der Südsee. Leipzig 1911, S. 7.

Digitized by Google

Urzeit entwickelte Vorstellung in den neuen Vorstellungskreis übertragen wurde, daß man also den Baum und die Vögel oder deren Entsprechungen fortab vielfach auch auf den Himmel bezog. Daß diese Auffassung in der Tat zu recht besteht, ergibt sich schon daraus, daß in vielen Mythen statt der beiden Vögel unmittelbar Sonne und Mond genannt oder doch so gekennzeichnet werden, daß man sie als solche ohne weiteres erkennt, wie beispielsweise das vom Sonnchen beweinte Äpfelchen, das sich zweifellos auf den Mond bezieht. Hierzu gehören auch die in den Mythen mehrfach vorkommenden Verwandelungsmotive, z. B. in dem vorhin erwähnten mongolischen Märchen von Naran Gerel („Sonnenschein") und Scharan („Mond"). Nur muß man dabei im Auge behalten, daß auch das Verwandlungsmotiv ursprünglich in rein animistischen und manistischen, hauptsächlich wohl aus dem Traumleben entstandenen Vorstellungen wurzelt und erst sekundär unter entsprechender Umformung und Anpassung auf die Erscheinungen des Mondes und anderer Himmelskörper übertragen worden ist.

Sind die beiden Vögel Sonne und Mond, so kann der Baum, auf oder unter dem sie sitzen, nur der Himmel sein, und die Früchte, die an dem Baume hängen, müssen alsdann die Sterne bedeuten, die von vielen Naturvölkern zugleich als Seelensitze oder als die Seelen der Verstorbenen selbst aufgefaßt werden [1]). Auch hier stoßen also wieder alte manistische und astralmythische Vorstellungen aneinander, insofern die Seelen gern in Früchte oder Fruchtbäume, besonders den Apfelbaum verlegt werden, wie man sich umgekehrt in Bäumen oder Früchten die Heimat der Kinder dachte. Bekannt ist die Apfelinsel Avalun, wo König Artur im Reiche der Frau Morgana bis zu seiner Rückkehr auf die Oberwelt herrschte und die heimgegangenen Seelen sich zusammenfanden. Im Aargau kennt man einen „Kindlibirnbaum", in Brunneken ist es ein Eschenbaum, in Nierstein a. Rhein eine Linde, und in Nauders soll ehedem ein uralter immergrüner Lärchenbaum gestanden haben, in dessen Zweigen die Kinder ihre zukünftigen Geschwister erblickten. Noch heute pflegt sich die südslawische Braut am Hochzeitstage einige Äpfel in den Busen zu stecken; in Bulgarien muß sie einen Apfel über das Dach ihres neuen Wohnhauses werfen, um Kinder zu bekommen, und in der Völsungensage und der

[1]) Auf Neuseeland hält man die Sterne für das linke Auge der Verstorbenen (Polack, Manners and customs of the New-Zealanders, London 1840, Bd. I, 224), wobei noch zu bemerken ist, daß nach Ansicht der Neuseeländer das linke Auge den Sitz der Seele bildet. Bei den Gnaycuru-Südamerikas schweiften die Seelen der Häuptlinge um den Mond, also offenbar als Sterne gedacht (Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika, Bd. III, 87), bei den Diaguita (Calchaqui) verwandelten sich die Seelen in Sterne und die der Häuptlinge in Planeten (a. a. O., I, 490). Auf den Antillen gelten die Sterne als die verstorbenen Cariben und im Childugu (Sprache Chiles) bezeichnet Ayarcun das Funkeln der Sterne, in denen die Seelen der abgeschiedenen Helden strahlen (Kunike, Vischnu als Mondgott; Myth. Bibl. Bd. 8, 8).

Digitized by Google

griechischen Überlieferung kommt es mehrfach vor, daß Frauen durch Essen von Äpfeln geschwängert werden [1]).

Die Auffassung des Himmels als Baum, die sich über die ganze Erde verbreitet findet und die ja wohl auch von den Gegnern der astralmythischen Richtung der Mythenforschung anerkannt wird, kann verschiedenen Ursprungs sein, und namentlich mögen auffallende Wolkenbildungen das Bild eines Baumes erweckt oder auch schon, wie in dem erwähnten litauischen Liede, in der Quasavaramythe der Bankinseln [2]), in einer Schwanenjungfrauenmythe von Neuholland [3]) und zahlreichen anderen Sagen das himmelanstrebende Wachstum hoher Baumriesen die Vorstellung hervorgerufen haben [4]). Ander-

---

[1]) Wilke, Kulturbez. zw. Indien, Orient u. Europa, Würzburg 1913, S. 150ff., wo auch noch weitere Beispiele zusammengestellt sind.

[2]) Quat und seine Brüder sind zu dem Kannibalen Quasavara geraten. Um sich vor ihm zu retten, pflanzt Quat einen Baum. Als es zum Essen geht, fehlt Wasser. Zwei Brüder Quats gehen hinaus, um solches zu holen. Als sie nicht wiederkommen, werden zwei andere geschickt. Und so, bis endlich alle Brüder hinausgelangt sind, die dann auf den neugepflanzten Baum klettern. Nunmehr will aber Quasavara über Quat herfallen. Sie jagen sich um den Ofen herum. Quat nimmt aber alle Speise mit und läuft dann zu seinen Brüdern hinaus. Er klettert auch auf den Baum. Der Baum wächst, und trägt die Quatbrüder immer weiter nach oben. Auch Quasavara klettert hinauf. Der Baum neigt inzwischen seinen Gipfel wieder zur Erde. Die Brüder springen hinab, und nun schnellt der Baum zurück und schleudert Quasavara fort, der am Himmel zerschlagen wird und als Stein zur Erde fällt.

[3]) Wurrunah gelingt es nach mancherlei Abenteuern von 7 beim Mahle sitzenden fremden jungen Mädchen zwei, die ihre Grabstöcke aus der Hand gelegt haben, zu fangen und heiratet sie. Sie fügen sich ihm. Eines Tages trägt er ihnen trotz ihrer Warnung auf, von zwei Fichten einige Borke abzuschälen. Kaum haben die Meamei dem Befehle Wurrunahs gehorchend ihr Beil in die Fichten getrieben, als diese plötzlich begannen jäh emporzuwachsen und sie mit sich trugen. In dem Augenblicke, da die Spitzen der Fichten den Himmel erreichten, sahen aber auch die anderen fünf Meamei aus dem Himmel und riefen ihren beiden Schwestern auf den Fichten zu, nicht zu erschrecken, sondern zu ihnen zu kommen. Sogleich klommen diese bis zu den Baumspitzen empor und wurden nun von ihren Schwestern in den Himmel gezogen. Dort sind alle sieben noch heute zu sehen (als Plejaden). Die Schwarzen nennen das Sternbild Meamei.

Nahe verwandt damit ist eine Plejadenmythe von Victoria: Die Plejaden (Miai-Miai) waren ehedem auf der Erde lebende schöne Mädchen. Da verliebten sich die Beri-Beri (Sterne des Orion) in sie und verfolgten sie. Sie erkletterten hohe Bäume und sprangen von hier ins Himmelsgewölbe, wo sie in Lichtwesen verwandelt wurden. Die siebente blieb etwas zurück, und das ist Gurrigurri, „die Scheue", der am wenigsten sichtbare Stern der Plejaden.

[4]) In der griechischen Lügenwette bei Hahn (Griech. u. albanes. Märchen, 1864, Nr. 59) lügt der Bartlose, aus dem geborstenen Bauche seines Esels sei eine Kürbispflanze bis zum Himmel emporgewachsen. Sie habe an ihrem Stengel eine solche Masse Knoten getrieben, daß er daran in den Himmel hinauf und wieder hinab habe steigen können. In ganz gleicher Weise klettert in dem englischen Märchen Jack and the beanstak der kleine Held an einer Bohnenleiter (Grimm KHM. III, 333) und in einer Erzählung aus dem Münsterischen an einem schnell emporgeschossenen Kohlkopf zum Himmel empor

Digitized by Google

seits aber hängt die Vorstellung wohl auch mit dem Bilde zusammen, das man sich von der Milchstraße machte. In Babylonien bedeutete sie geradezu den Weltenbaum selbst: „In Eridi wächst ein schwarzer Kiškanû-Baum, er wurde geschaffen an einem lichten Ort. Seine (Zweige?) bestehen aus strahlendem Lasurstein, die sich über den Ozean erstrecken." Bei der Grundstellung, bei der Arion und Skorpion im Ost- und Westpunkte des Horizontes stehen, während die Milchstraße sich vertikal über dem Beschauer wölbt, kann sie in der Tat poetisch als Baum aufgefaßt werden, der seine Zweige über Erde und Meer ausspannt.

Außer mit den beiden kosmischen Vögeln wird der Weltenbaum in vielen Mythen auch noch zum Ozean in Beziehung gesetzt. Mehrfach dienen dann die ins Meer herabhängenden Zweige dem Helden des Mythos dazu, sich an ihnen zum Gipfel des Baumes zur Erlangung der dort in reichlicher Fülle hängenden Früchte emporzuarbeiten, oder sie erretten ihn aus schwerer Seenot [1]). In dem oben angeführten babylonischen Text sind diese Beziehungen zwischen Baum und Himmelsozean ganz unmittelbar ausgesprochen. In einem Märchen von Borneo, in dem der Held Si Jura mit einer Anzahl Dayaks in See geht, gelangt er schließlich zu einem ungeheueren, mitten im Meere befindlichen Fruchtbaume, dessen herabhängende Zweige die Wellen berühren. Von seinen Gefährten aufgefordert, ersteigt Si Jura, um die reichlich vorhandenen Früchte zu sammeln und seinen Genossen zuzureichen, den Baum, gerät aber dabei so hoch, daß ihn diese aus den Augen verlieren und schließlich, mit Früchten reich beladen, von dannen segeln [2]). In einer Flutsage der Dalman in Berlinhafen, Neu-Guinea, treibt der „brave Mann", als seine Landsleute entgegen seinem Verbot einen großen, am Ufer schwimmenden Fisch gefangen und verzehrt haben, schnell ein Paar Tiere jeglicher Art auf die Bäume und klettert dann selbst mit seiner Familie auf einen hohen Kokosbaum. Kaum hatten die bösen Menschen den Fisch verzehrt, als

(a. a. O., S. 208). Die Vorstellung vom Himmelsbaum liegt auch noch in einer altgriechischen Sage vor, nach der Amalthea, die Amme des Zeus, das von Kronos gesuchte und bedrohte Kind in einer Wiege an einem Baume aufhängte, damit es weder im Himmel noch im Meere zu finden wäre.

[1]) Dieses Motiv des Baumerkletterns spielt auch sonst noch in den Mythen eine sehr große Rolle, besonders bei der sogenannten „magischen Flucht". So in einer schwäbischen Variante des Rotkäppchenmärchen (Grimm, KHM. III, 26), in einem südslawischen Märchen (Fr. Krauß, Sagen und Märchen der Südslawen, Bd. I, 80), in einer diesem nahe verwandten siebenbürgischen Erzählung (Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, Nr. 10) und in dem englischen Volksmärchen The little bull-calf (Joseph Jacobs, More English Fairy Tales, Nr. 79). Auf den Bankinseln findet es sich in der Erzählung von dem Menschenfresser Guasavara (Frobenius, a. a. O., S. 378), bei den Zulus in der Sage von der Menschenfresserin Uzamban (a. a. O., S. 380), und ebenso erscheint es bei den Thompsonriverindianern Nordamerikas, in Zentralamerika, bei den Algonquin, Shiroki usw. (a. a. O. 411).

[2]) E. Krause, Tuiskoland, S. 611.

Digitized by Google

das Wasser mit solcher Heftigkeit aus dem Boden hervorbrach, daß sich keins mehr retten konnte. Nur der brave Mann und seine Familie blieben erhalten [1]). In gleicher Weise erfolgt auch die Rettung in der Flutsage der Kolhs Nordindiens, der Algonquin Nordamerikas, nach der hinsichtlich ihrer Echtheit allerdings nicht ganz einwandfreien mexikanischen Sage von Coxcox, und nach der Flutsage der Tupi und der Acawojo in Britisch-Guinea [2]). Im Rigv. I, 182, 7 lautet es: „Was war da für ein Baum, entstanden in des wogenden Meeres Mitte, den der bedrängte Taugrya umschlang, wie Zweige zum Erfassen für einen Vogel führten ihn die Açvinâ heraus zum Ruhme." Im indischen Saktidevamärchen durchschifft der junge Brahmane auf der Fahrt nach der goldenen Stadt den großen Meeresstrudel, aus dem er sich dem Rate des Fischerkönigs Satyawrata folgend durch Ergreifen der in den Strudelbrunnen herabhängenden Zweige eines Feigenbaumes rettet [3]). Genau so rettet sich Odysseus auf Anraten der Kirke aus der Gewalt der Charybdis, und auch Thor schwingt sich bei seiner Ankunft auf Island an den ins Meer herabhängenden Zweigen eines Baumes ans Land. In einem russischen Zauberspruch, mit dem man eine Jungfrau verderben kann, heißt es: „Im Meere, im Ozean, auf der Insel Bujan stand ein Baum; auf diesem Baum saßen 70 Vögel, einer wie der andere; diese Vögel pflückten Zweige ab, diese Zweige warfen sie auf die Erde, diese Zweige klaubten Teufel aus und trugen sie zu Satan Satanowič usw. [4])". Auch findet sich in den russischen Märchen mehrfach ein mitten im Meere stehender Baum mit einem mystischen Ei darunter, aus dem das (Sonnen-)Gold hervorgeht [5]). Endlich sei hier noch des tiefempfundenen littauischen Liedes von dem am Meere stehenden Rosenbaum gedacht, der mit seinen Zweigen und seinen prangenden roten Rosen bis in den Himmel hineinwächst [6]).

Die Entstehung dieser Verbindung von Baum und Meer, die auch noch in der Zeus-Amaltheasage herausklingt, wird uns ohne weiteres klar, wenn wir uns die ursprüngliche Bedeutung jedes einzelnen der beiden Motive vor Augen halten. Beide sind eben nur, wie ja auch der oben angeführte babylonische Text unmittelbar zeigt, zwei verschiedene Bilder für ein und denselben Gegenstand, den Himmel, den man sich ja wegen des von ihm herabströmenden fruchtbringenden Regens gern auch als Ozean vorstellte. Die Verknüpfung von Baum und Meer ist daher im Grunde genommen nichts weiter als ein bloßer Pleonasmus.

[1]) Globus LXXVIII, 6.

[2]) Vgl. Andree, Die Flutsagen ethnogr. betrachtet, Braunschweig 1891, S. 25; 73f.; 102f.; 118; 123.

[3]) E. Krause, Tuiskoland, S. 611.

[4]) Mitt. d. Wiener Anthr. Ges. 1901, S. (136).

[5]) Афанасіевъ, Русскія сказки.

[6]) Mannhardt, a. a. O.

Digitized by Google

Es fragt ſich nun, können wir dieſe Vorſtellungen, die wir bisher nur aus den verſchiedenen Mythen erſchloſſen haben, auch archäologiſch belegen? Ich glaube, daß dies in der Tat ſehr wohl möglich iſt und meine zugleich, daß erſt durch die Vertnüpfung der in Betracht kommenden vorgeſchichtlichen Denkmäler mit den oben entwickelten Anſchauungen der Weg zum Verſtändnis dieſer bisher noch gar nicht oder völlig verkehrt gedeuteten Darſtellungen gezeigt wird.

Ich beginne zunächſt mit der oft genannten Felſenzeichnung von Ramſundsberget im Kirchſpiel Jäder in Södermanland (Abb. 1), die eine merkwürdige Vereinigung zweier ganz verſchiedener Entwicklungsſtufen darſtellt. Die Runeninſchrift iſt lediglich eine der im 11. Jahrh. nach Chr. ſo häufigen Gedächtnisinſchriften, mit denen der Stifter eines Barmherzigkeitswerkes ſeine

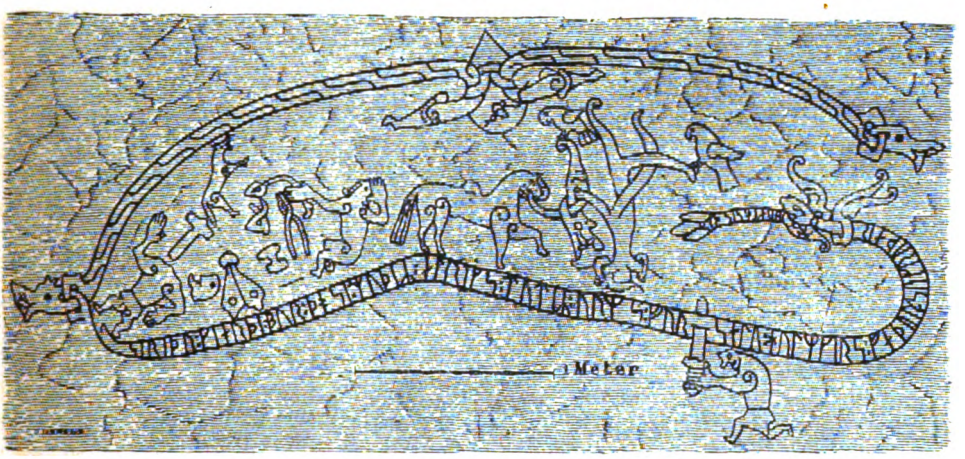


Abb. 1. Das „Sigurdbild“ auf dem Ramſundsberge in Södermanland.

Tat unter genauer Aufzählung ſeiner Familie der Nachwelt übermittelte. Als geeigneter Platz für ſeine Inſchrift bot ſich im vorliegenden Falle dem Stifter ganz zufällig das Umrandungsband der uralten Felſenzeichnung dar, das er denn auch ohne weiteres benutzte.

Die Bilderreihe ſelbſt behandelt die einzelnen Motive der Siegfriedſage. Das aufgerichtete Tier links iſt der Otter, den Loki in Gemeinſchaft mit Odin tötet und für deſſen Tötung beide ſo viel Buße zahlen müſſen, bis das Otterfell ganz mit Gold bedeckt iſt. Fafnir, der Bruder des Otters, behält dieſen Schatz allein und hütet ihn auf der Gnitaheide in Geſtalt eines Drachen. Siegfried durchbohrt den Drachen mit dem Schwert und bratet dann deſſen Herz am Feuer; dabei verbrennt er ſich und ſteckt den Finger in den Mund (Figur links vom Pferde). Durch die Berührung ſeiner Zunge mit Fafnirs Herzblut erhält er die Fähigkeit, die Sprache der Vögel zu verſtehen (die beiden Vögel auf dem Baume). Sie verkünden ihm den Anſchlag Regins

Digitized by Google

(der links von ihm dargestellt und durch den Hammer, den Blasebalg, den Amboß, das Feuer und die Zange als Schmied gekennzeichnet ist) und raten ihm, den Zwerg zu töten (Regin ist ohne Kopf, der neben ihm liegt). Dann lädt Siegfried den von Fafnir gehüteten Goldschatz auf sein Roß Grane, das er am Baume angebunden hat.

Prüfen wir den Inhalt dieser Sage etwas näher, so glaube ich zunächst, daß, wie Dietrich von Bern, der Kaiser Barbarossa, die heilige Elisabeth und manche andere Gestalten aus der späteren geschichtlichen Zeit, so auch die Helden der älteren Sagen, Odysseus, Herakles, Siegfried usw. nicht, wie manche meinen, depossedierte Götter, sondern geschichtliche Persönlichkeiten sind, wenn auch vielfach mehrere zeitlich weit auseinanderliegende Gestalten zu einer einzigen verschmolzen sein mögen. An diese Personen hefteten sich dann verschiedene Sagen, die ihrerseits gleichfalls nicht selten das Ergebnis der Verschmelzung mehrerer, aus verschiedenen Vorstellungen hervorgegangenen Mythenmotive oder eine einfache Umgestaltung oder Umwertung älterer Motive bilden. So ist das Entrückungsmotiv, wie wir es beispielsweise in der Barbarossasage vor uns haben, ursprünglich aus dem Totenkult entstanden. Der Tote wurde in seiner Hütte oder in seiner Berghöhle, die ihm bei Lebzeiten als Wohnung gedient hatte, bestattet. Aber er führte dort sein Leben weiter, und wenn er nun gar eine hervorragende Persönlichkeit gewesen war, blieb er für das Volk noch auf lange Zeiten der in den Berg entrückte Held. Auf derartige Vorstellungen dürften nebenbei bemerkt die Grabhügel zurückgehen, die nur eine Nachbildung der alten Bergbestattungen bedeuten und die dementsprechend oft eine ganz erstaunliche Höhe aufweisen [1]). Als man dann später über die Erscheinungen am Himmel nachzudenken begann, sah man, daß die sterbende Sonne allabendlich hinter den Bergen verschwand und so wurde das Entrückungsmotiv auch auf sie übertragen [2]). Aber wie allabendlich, so siecht die Sonne auch alljährlich im Winter dahin, und damit wurde dieses Motiv zugleich auch zu einem Jahreszeitmythos. Ähnlich verhält es sich mit den Drachenmythen. In seiner ältesten Gestalt ist der „Wurm" ein leichenfressender Dämon, hervorgegangen aus der Beobachtung von Maden oder „Würmern" an den anfangs noch unbestatteten Leichen. Doch entwickelte

[1]) So hat der Silbury südlich des großen Tempels von Avebury die gewaltige Höhe von 130 Fuß, und kaum niedriger waren einige Grabhügel, die ich zwischen Ardabil und Mianeh in Persien sah.

[2]) H. Schneider, der alle Mythen und auch die vorgeschichtlichen Grabbräuche und vielerlei Erscheinungen auf dem Gebiete der darstellenden Kunst einzig und allein durch den Sonnenkult zu erklären sucht, nimmt allerdings die umgekehrte Entwicklung an und meint, daß die großen Hügelgräber, die Pyramiden und die Kuppelbauten nur eine Nachbildung des Berggrabes der Sonne darstellen. Psychologisch einfacher scheint mir aber doch die hier entwickelte Auffassung. Vgl. H. Schneider, Die Felsenzeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivik, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion; Halle 1918, S. 7f.

Digitized by Google

sich aus der gleichen Beobachtung auch noch die Vorstellung der Seele als „wurm-" oder schlangenförmiges Wesen. Das Verschwinden der sterbenden Sonne hinter dem Horizonte oder im Meere führte dann später zu der Auffassung, daß auch sie allabendlich, wie der Mensch, von leichenfressenden Dämonen, von Würmern oder Drachen verzehrt werde, in deren Bauch sie dann zu ihrem Aufgangspunkte im Osten zurückkehrt [1]). Und wie das Entrückungsmotiv, so wurde auch das Verschlingungsmotiv späterhin auf die Wintersonne übertragen: der ursprünglich rein chthonische wurde zu einem astralen Mythos, mit dem man sich dann auch noch weitere Himmelserscheinungen, wie den Schwarzmond, die Sonnen- und Mondfinsternisse usw. verständlich zu machen suchte. In ganz gleicher Weise endlich hat sich auch das Vogelmotiv umgestaltet. Ursprünglich ist auch der Vogel weiter nichts als ein leichenfressender und zugleich Seelendämon, der auf dem Baum in der Nähe des toten Körpers umherflattert. Als man dann später anfing, sich den Himmel als Baum vorzustellen, wurden die zunächst als Früchte des Himmelsbaumes aufgefaßten Sterne, die man sich gern als Sitze der Seelen oder als diese selbst dachte [2]), unter dem Einflusse der alten, noch immer fortlebenden manistischen Anschauungen zu Seelenvögeln, unter denen die beiden großen Himmelskörper natürlich besonders hervorragten. Ich glaube daher, daß man auch den Baum und die beiden Vögel in der Siegfriedsage und der sie verherrlichenden Darstellung auf den We tenbaum und Sonne und Mond beziehen darf, doch weist die Fähigkeit der Vögel, die Zukunft zu verkünden noch ganz auf ihre ursprüngliche, rein manistische Bedeutung hin. Siegfried selbst ist in der Sage zum Sonnenhelden umgestaltet, der die vom Drachen gefangen gehaltene Sonnenjungfrau (das vom Drachen gehütete Gold) befreit.

Eine ganz ähnliche Verschmelzung chthonischer und astralmythischer Züge liegt offenbar einer Darstellung auf einem prächtigen, etwa der Mitte des 1. Jahrtausends nach Chr. angehörigen Elfenbeinrelief im Nationalmuseum zu München (K. S. 157) zugrunde, das die heilige Maria am Grabe Christi und Christi Himmelfahrt behandelt. Hinter einem Mausoleum, das in seinen Formen sehr an das bekannte Grabdenkmal Theoderichs in Ravenna und an die ihm architektonisch nahe stehende Kapelle der St. Maria Maggiore bei Nocéra de Pagani erinnert, erhebt sich ein stattlicher Baum, auf dem sich

[1]) Der Verbleib der Sonne während der Nacht und ihre dem Menschen unsichtbare Rückkehr zu ihren Aufgangspunkte im Osten bildet eine der rätselhaftesten Erscheinungen am Himmel, deren Ergründung dem primitiven Menschen bei der unmittelbaren Einwirkung der Sonne auf sein körperliches und seelisches Wohlbefinden und auf das ganze irdische Leben gewiß viel näher liegen mußte, als die wechselnden Erscheinungsformen des Mondes, die für ihn höchstens die Bedeutung eines Analogiezaubers haben konnten. Ich kann daher auch E. Siecke nicht beipflichten, wenn er die von Leo Frobenius in seinem Buche „Im Zeitalter des Sonnengottes" zusammengestellten Walfisch- und Drachensagen lediglich als Mondmythen aufgefaßt sehen will.

[2]) Siehe o. S. 5.

Digitized by Google

zwei Vöglein wiegen. Auch dieser Baum ist meines Erachtens als das uralte Sinnbild des Himmels aufzufassen, dem die Seele Christi entgegenschwebt. Denn wollte der Künstler die Vögel in rein manistischer Bedeutung als bloße Seelenvögel aufgefaßt wissen, so würde er, da es sich ja hier nur um eine, nämlich[1]) Christi Seele handeln konnte, schwerlich ein Vogelpaar dargestellt haben.

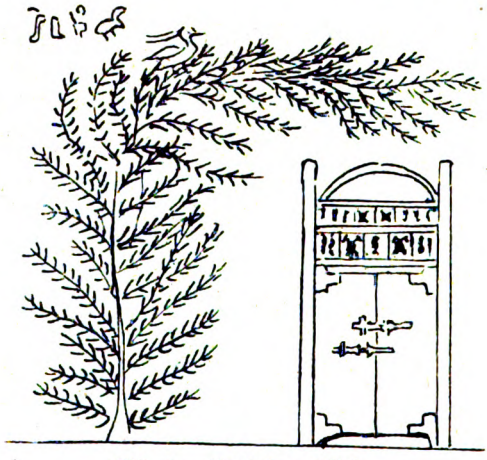


Abb. 2. Grab des Osiris.
Wilkinson, Birch III. S. 349. M. A. L. XIX S. 21 Fig. 6.

Abb. 3. Baum mit Vogelpaar auf einer slawischen (?) Knochenplatte des 6. bis 9. Jahrhundert von Velburg, Oberpfalz. Naturhist. Mus. Nürnberg, Nr. 7694[6].

Abb. 4. Baum mit Kranichen auf einem Altar von Trier. A. Bertrand, La Religion des Gaulois, S. 353, Fig. 51.

Diesem Relief sehr ähnlich ist eine ägyptische Darstellung, die das Grab des Osiris veranschaulicht (Abb. 2) Auch hier haben wir wieder den Baum

[1]) Ziemlich häufig finden sich die beiden Vögel auf frühmittelalterlichen Grabsteinen, hier meist in Verbindung mit dem Kreuze oder dem „himmlischen Vater" (AhV. I, III, Taf. VIII, 1, 3, 8; II, V, Taf. V, 4; Mann. VII, S. 297, Abb. 36 u. a.), doch erscheinen an Stelle der Vögel neben oder über dem Kreuze nicht selten auch Sonne und Mond. So bei mehreren Darstellungen von Monza (Mannus VII, S. 301, Abb. 41, 44 u. 45). Daß aber

Digitized by Google

mit den beiden Vögeln, von denen der eine offenbar die Seele des Osiris selbst, des Sonnengottes, bedeutet, so daß der kleinere auf die Mondgottheit bezogen werden muß. Diese Darstellung zeigt uns also besonders deutlich, wie eng das uralte manistische, das Seelenvogelmotiv, mit dem astralmythischen, dem Sonnenmotive verknüpft worden ist.

Als weiteres Beispiel schließe ich eine zwar ziemlich rohe, aber doch sehr bezeichnende plastische Darstellung von einem Baum mit zwei Vögeln von Velburg in der Oberpfalz an, die man früher meist für neolithisch oder gar für eine der berüchtigten Fälschungen aus den Velburger Höhlen gehalten hat, die aber nach freundlicher Mitteilung des Herrn Hörmann sicherlich echt ist und wohl der slawischen Volkskunst des 6.—9. Jahrhunderts angehört. Sie gibt das oben besprochene Mythenmotiv in so reiner Form wieder, daß über ihre Bedeutung kaum Zweifel bestehen können.

Keltischen Ursprungs sind mehrere kaiserzeitliche Darstellungen auf den bekannten gallischen Altären. So auf dem Altar von Trier (Abb. 4) und denen von Notre Dame in Paris. Nur erscheinen hier drei, statt der sonst üblichen zwei Vögel, ein Vorgang, der in ganz ähnlicher Weise auch in der nordischen Mythologie wiederkehrt, die ja gleichfalls an Stelle der — wohl ursprünglichen — zwei Schwanenjungfrauen drei Nornen unter der Weltesche kennt.

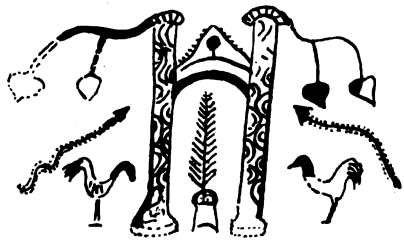


Abb. 5. Darstellung auf einen Gefäße von Angóbriga, Prov. Zaragoza. Nach El Alto Talón.

Aus vorchristlicher Zeit ist zunächst eine farbige Darstellung auf einem spätlatènezeitlichen Gefäße von Arcóbriga bei Monreal de Ariza in der Provinz Zaragoza in Spanien bemerkenswert, bei der der Marqués de Ceralbo und P. Paris — doch ohne hinreichenden Grund — karthagische oder punische Einflüsse glaubten annehmen zu müssen. Wiederum sehen wir die beiden Vögel mit dem Baume und — anscheinend vor diesem — ein aus zwei mächtigen, efeuumrankten Säulen gebildetes, bogenförmig abschließendes Tor, das jedenfalls den Zutritt zu diesem, d. h. zum Paradies, vermittelt. Dazu treten als ausgesprochen chthonische Motive noch zwei Schlangen, die sich gegen das Tor heran- und hinaufwinden (Abb. 5).

neben diesen tief im Volksbewußtsein wurzelnden kosmischen Vögeln doch auch die alte Vorstellung von den Seelenvögeln noch fortbestand, lehrt sehr deutlich ein im Britischen Museum in London aufbewahrtes Elfenbeinrelief, das wahrscheinlich dem 5. Jahrhundert angehört. Es zeigt uns Christus am Kreuz und links davon Judas Ischariot an einem Baume hängend. Auf dem Baume sitzen 2 kleine und ein großer Vogel, die wohl nur die Seelen Christi und der beiden mit ihm gekreuzigten und von ihm entsühnten Schächer darstellen können. Jedenfalls ist es ausgeschlossen, den Baum, an dem der Verräter Christi hängt, als Himmelsbaum aufzufassen, und dann können auch die Vögel keine kosmische, sondern nur eine manistische Bedeutung haben.

Digitized by Google

Nicht weniger bezeichnend ist eine zuerst im Corpus Inscript. Semit. Atlas I, 45, 183 wiedergegebene Darstellung der karthagischen Himmelskönigin Tanit. Sie trägt in den Händen Sonne und Mond. Außerdem befinden sich unter ihr zwei Vögel, die dem Nabel der Welt, d. h. dem von der höchsten Gottheit bewohnten Welt- oder Himmelsberg zufliegen und die daher gleichfalls nur als Sonne und Mond aufgefaßt werden können (Abb. 6).

Abb. 6. Die karthagische Himmelskönigin Tanit.

Das gleiche Motiv fand Jeremias (Altoriental. Geisteskultur, S. 231[2]) auch noch auf einem frühmittelalterlichen Grabstein aus dem Dome zu Meldorf a. d. Nordsee, und zwar glaubt er dies als eine Übertragung durch nordafrikanische Seefahrer auffassen zu müssen. Doch halte ich eine selbständige Entstehung der nordischen Darstellung für weit wahrscheinlicher, da ein Seeverkehr nordafrikanischer Völker nach der Nordsee in älterer Zeit kaum anzunehmen ist, und anderseits die dem Bildsteine zugrunde liegende Vorstellung im Norden von Alters her ebenso heimisch war, wie in den Mittelmeerländern.

Ziemlich häufig erscheint das Vogelpaar mit dem Baume auf kyprischen Gefäßen, so auf einer Vase ägyptischen Stils im britischen Museum in London (Nr. 1042) und auf mehreren Gefäßen bei Cesnola-Stern und Ohnefalsch-Richter, von denen ich hier je eins von Hyle und Kition als Beispiele abbilde (Abb. 7 u. 8).

In der symmetrischen Anordnung der Vögel auf den meisten dieser Vasen wie auch auf dem Gefäße von Arcóbriga und der Knochenskulptur von Velburg stimmen diese Darstellungen mit den wappenartigen Tier- und Dämonendarstellungen des ägäischen, ägyptischen, babylonischen und elamitischen Formen-

Digitized by Google

kreises überein (Abb. 9)[1]). Diese Darstellungen, unter denen das berühmte Löwentor von Mykenä wohl das bekannteste Beispiel bildet, werden seit der grundlegenden Arbeit von Evans wohl allgemein auf den Pfeilerkult bezogen, der seinerseits nur eine Modifikation des alten Baumkultus ist. Dies

Abb. 7. Vase von Hyle, Cypern. Cesnola-Stern, Cypern, Seine alten Städte, Gräber und Tempel, Taf. LXXIII, 4.

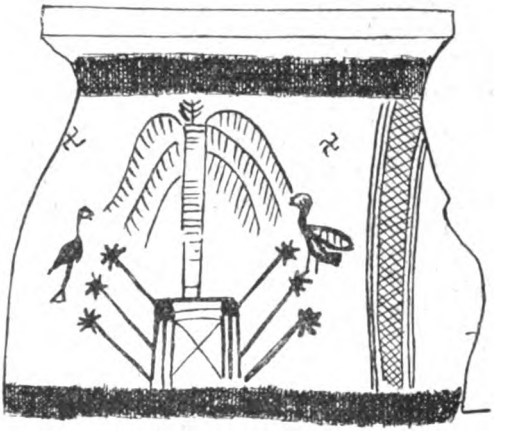


Abb. 8. Gefäßscherben von Kition, Cypern. Ohnefalsch-Richter, Der Orient und die frühgriechische Kunst; Oriental. Arch. Bd. III, 1912/12. Taf. XXX, 18.

ergibt sich sehr deutlich daraus, daß bei einer ganzen Reihe derartiger Darstellungen an Stelle der Säule oder eines Pfeilers — der schließlich bei noch weiterer Entwicklung dieses Schemas nur noch durch die zu einem Untersatze erweiterte Säulenbasis oder durch schildartige Figuren und ähnliche Motive angedeutet ist — der Baum noch mehr oder weniger realistisch dargestellt ist oder doch wenigstens in noch deutlich erkennbaren Abbreviaturen erscheint. Es liegt daher nahe genug, auch bei ihnen ein ursprünglich kosmisches Bild anzunehmen und den Baum gleichfalls als Sinnbild des Himmels, die beiden Tiere zu seinen Füßen aber als die beiden großen Himmelskörper aufzufassen. Das schließt natürlich nicht aus, daß daneben auch noch ältere, totemistische oder animalistische Vorstellungen beim Zustandekommen dieses Schemas mitgewirkt haben, die mit den neuen, aus der Beobachtung der Sternenwelt hervorgegangenen Anschauungen verschmolzen. Wie bei der hier wiedergegebenen Darstellung von Curium, die sich noch mehrfach wiederholt und

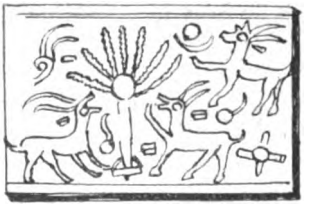


Abb. 9. Darstellung auf einem Cylinder von Curium, Cypern. Cesnola-Stern Taf. LXXVI, 13.

[1]) Vgl. hierzu Wilke, Indien, Orient und Eur. S. 184, Abb. 180 a—i.

Digitized by Google

auch in Ägypten wiederkehrt, so zehrt auch die Ziege Heidrún, aus deren Euter täglich ein Strom von Meth hervorquillt, vom Laube des mächtigen Weltbaumes Ljeradr in Valhöll. Und wenn wir diesem Mythos eine astrale Bedeutung zusprechen müssen, so muß das gleiche auch für die am Baume zehrenden Ziegen der ägyptischen und ägäischen Kunst gelten.

Nahe verwandt mit den soeben besprochenen Verbindungen ist auch noch eine Darstellung auf einem assyrischen Relief, die zwei Wanderheuschrecken an einem Baume zeigt (Abb. 10). Die Heuschrecken spielen in den Mythologien der verschiedensten Völker eine nicht ganz unwichtige Rolle und noch heute werden sie in manchen Gegenden als Volksheilmittel verwendet. In Süddeutschland legt man kleine Heuschrecken, mit Roggenbrot und Salz in ein Tüchlein gebunden Fieberkranken auf die Pulse; am 9. Tage (Mondzahl!) werden sie wieder abgenommen und in fließendes Wasser geworfen. Anderwärts sollen gewisse Heuschrecken (Decticus verru-

Abb. 10. Heuschrecken an einem Baume. Assyr. Relief. Nach Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, S. 65. Abb. 45.

Abb. 11. Darstellung auf einem altbabylonischen Zylinder. Nach einer Aufnahme von W. A. Mansell in London.

civorus) wie der zunehmende (auch abnehmende) Mond die Warzen entfernen. Und nach Plinius legte man Heuschrecken mit Käsetalg oder Schafstalg bei rauhen Nägeln auf.

Nach Plato verwandelten die Musen die Menschen, die so in das Singen vertieft waren, daß sie darüber das Essen und Trinken vergaßen, in Cikaden. Nach Isidorus entstehen die Cikaden aus dem Speichel des Kukuks, ein Glaube, der nach der Auffassung von Gubernatis den Übergang von der Frühlings- in die Sommerzeit ausdrückt. In Cypern wurde nach Hesychios der Esel τέττιξ πρωϊνός genannt, weil die Cikade (als Sonnentier) stirbt und der Esel (als Nacht- oder Wintertier) ihre Erbschaft antritt. Und nach Manual Philes (περὶ Ῥώων ἰδιότητος XXIV) nähren sich die Cikaden vom östlichen Tau, d. h. sie stehen mit der aufgehenden Sonne in Beziehung.

Nach diesen Meldungen scheint man, wenigstens in späterer Zeit, die Heuschrecken tatsächlich mit gewissen astralmythischen Vorstellungen in Beziehung gebracht zu haben, wenn ihnen vielleicht auch ursprünglich noch eine

Digitized by Google

andere Bedeutung beigelegt wurde. Dies gilt namentlich von den Wanderheuschrecken, die, alles vernichtend, wie eine von einem bösen Winddämon getriebene schwarze Wolke über die Erde hinwegziehen, und die die Phantasie des Menschen gewiß sehr lebhaft beschäftigen mußten.

Außer einem Vogelpaar hatten wir oben in den Mythen verschiedener Völker auch noch ein Menschenpaar unter einem Baume stehend kennen gelernt. Diese Vorstellung veranschaulicht sehr klar eine Darstellung auf einem im Britischen Museum befindlichen Zylinder (Abb. 11). Man hat diese Darstellung früher auf den Sündenfall bezogen, doch hält man heute die beiden Menschenfiguren wohl allgemein für Göttergestalten, und zwar bedeutet die Figur links augenscheinlich die stierköpfige Sonnengottheit, die rechts, von einer Schlange begleitete, die Mondgottheit.

Endlich gehört in diese Gruppe noch eine etwas abweichende Kombination auf einem Tonzylinder von Susa, die ich in anderem Zusammenhange schon mehrfach besprochen habe. Man bemerkt rechts ein Rad, das zweifellos die Sonne versinnbildlicht, links eine in Kampfstellung aufgerichtete Antilope, die drohend der Sonne entgegenschreitet. Zwischen beiden steht als Schützer der Sonne der bogenbewaffnete Held (Abb. 12). Da die Antilope in der indoiranischen Mythologie und Kunst das ständige Attribut der Mondgottheit bildet und auch der indische Mondgott Soma vielfach auf einer Antilope reitend dargestellt wird, kann kein Zweifel obwalten, daß auch in unserem Bilde die Antilope den Mond bedeutet. Wir haben also hier den Kampf des Mondes gegen die Sonne, mit anderen Worten, die mythische Umschreibung einer Sonnenfinsternis vor uns. Den hinter dem Rade befindlichen Baum habe ich bisher immer als bloßes Sinnbild der befruchtenden und lebenspendenden Kraft der Sonne aufgefaßt. Da wir aber bei allen sonstigen Kombinationen von Sonnen- und Mondsymbol mit dem Baume diesen auf den Welten- oder Himmelsbaum zu beziehen haben, so müssen wir die gleiche Bedeutung, wie ich mich selbst verbessernd hinzufügen will, wohl auch dem Baume in der Susanischen Darstellung beimessen. Er bedeutet also den Himmel, vor oder an dem sich die Sonnenfinsternis abspielt.

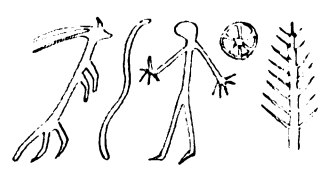


Abb. 12. Zeichnung auf einem Tonzylinder von Susa (Antilope, Bogen, Mann, Sonnenrad, Baum). Mém. de la Dél. en Perse. T. VIII, S. 24, Fig. 55. Mond in Gestalt einer Antilope die durch den bogenbewaffneten Sonnenhelden geschützte radförmige Sonne angreifend. (Sonnenfinsternismotiv.)

Sehr nahe verwandt mit dieser ist noch eine Darstellung auf einem andern Tonzylinder von Susa. Hier sehen wir wiederum eine in Kampfstellung aufgerichtete Antilope, die sich gegen einen Hirsch mit einem Adler auf dem Rücken bewegt und auf deren Rücken eine Schlange angebracht ist. Zwischen beiden steht ein Baum (Abb. 13). Über die Bedeutung der Antilope als Mond

Digitized by Google

kann nach dem soeben Gesagten kein Zweifel obwalten. Sie wird hier durch die auf ihrem Rücken befindliche Schlange, ein ganz ausgesprochenes, die Mondgottheit als Totengottheit kennzeichnendes Unterweltstier, noch klarer hervorgehoben. Und daß der Hirsch überall ein ausgeprägtes Sonnentier ist, habe ich in meinem Buche, Indien, Orient und Europa, S. 113 ff. ausführlich dargetan. Noch im Solarlied, Str. 35 heißt es:

Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommen
Von zweien am Zaume geleitet,
Auf dem Felde standen seine Füße,
Die Hörner hob er zum Himmel.

Und auf einem Bilde Cranachs „Christus in der Vorhölle" finden wir auf der niedergebrochenen Höllentür als Zeichen des Sieges einen Hirschkäfer, ein Abbild Christi in seiner Eigenschaft als Sonnengott, unter der Tür hingegen eine zerquetschte, große schwarze Kröte, ein Abbild des Teufels, d. h. der Unterwelts-Mondgottheit, die im Mythus wie in der Kunst außerordentlich häufig durch die Kröte versinnbildlicht wird. Wie in der vorliegenden susanischen Darstellung die Antilope durch die Schlange noch besonders als Mondtier gekennzeichnet wird, so wird auch die Bedeutung des Hirsches als Sonnentier durch den beigefügten Sonnenadler noch ausdrücklich hervorgehoben. Wir haben also auch hier einen Kampf zwischen einem tiergestaltigen Mond- und Sonnenattribut, d. h. wiederum die mythische Umschreibung einer Sonnenfinsternis vor uns. Auch in diesem Falle kann daher der zwischen beiden Tieren befindliche Baum nur den Himmel bedeuten, an dem sich die grauenerregende Himmelserscheinung abspielt.

Abb. 13. Darstellung auf einem Tonzylinder von Susa. Mém. de la Délég. en Perse. Bd. XIII, Abb. 77.

Aus derartigen Darstellungen sind meines Erachtens die oben erwähnten wesentlich jüngeren wappenartigen Gruppierungen entstanden, bei denen unter dem Einflusse des dem Menschen innewohnenden, in der bilateralen Symmetrie des Körpers wurzelnden Gefühls für räumliche Rhythmik [1]) das Bestreben sich durchsetzt, die sich bekämpfenden oder auch umgekehrt in Liebe begegnenden [2]) Tiere zu beiden Seiten des Baumes symmetrisch zu gestalten. So entwickelte sich allmählich ein bestimmtes konventionelles Schema, der „Wappenstil", nach dessen Ausbildung die Erinnerung an seine ursprüngliche Bedeutung und Herkunft sehr bald verloren ging. Man wußte eben nur noch, daß das Schema irgend einen mythischen Sinn hat, aber welches dieser Sinn war, hatte man vergessen, und man brachte es daher mit dem weit verbreiteten

[1]) W. Wundt, Völkerpsychologie III, 182.

[2]) Als Motiv für das Zusammentreffen von Sonne und Mond am Himmel (Konjunktion; Sonnenfinsternisse) nehmen die Naturvölker Haß oder Liebe an; vgl. Wilke, a. a. O.

Digitized by Google

Pfeilerkult [1]) in Verbindung, der allerdings zum Teil gleichfalls in der Auffassung des Himmels als Baum, zum guten Teil aber auch in der alten totemistischen oder manistischen Bedeutung des Baumes wurzelt (vgl. Wilke, Indien, Orient und Europa, S. 150 ff.). In noch jüngerer Zeit wurden dann die heraldisch gepaarten Tiere vom Baum und seinen oben genannten Ableitungsformen (Pfeiler, Säule, Säulenbasis usw.) völlig losgelöst und mit irgend welchen andern Dingen oder lebenden Wesen verknüpft, unter denen namentlich die πότνια θηρῶν sehr häufig in Verbindung mit ihnen erscheint (Hörnes, Urgeschichte der Kunst, 2. Aufl., S. 65, Abb. 2, 4, 5 und viele andere). Doch blieb daneben das alte Schema auch noch in seiner ursprünglichen Gestalt weiter bestehen. Diese Herleitung des Wappenstils hat jedenfalls viel mehr Wahrscheinlichkeit, als die von der Berliner mythologischen Schule vertretene Auffassung, nach der der Baum den lichten Vollmond, die beiderseits von ihm befindlichen Vögel oder sonstigen Tiere aber die Mondsicheln bedeuten sollen, die am Vollmond picken oder nagen und ihn zum Verschwinden (Schwarzmond) bringen [2]).

Mit erstaunlicher Zähigkeit hat sich dann dieses konventionelle Schema die Jahrtausende hindurch unverändert in der kirchlichen und Volkskunst erhalten, und noch unter den Stickmustern des vorigen Jahrhunderts bildete es neben der gleich zu besprechenden noch merkwürdigeren Kombination von Schiff und Baum, wie eine auf meine Anregung vom Leiter des Stadtgeschichtsmuseums zu Leipzig im vorigen Jahre veranstaltete volkskundliche Ausstellung zeigte, eines der häufigsten und beliebtesten Motive.

Wir haben nunmehr noch eine Reihe von Darstellungen zu betrachten, in denen der Baum nicht mehr mit zwei Vögeln, sondern mit zwei Sternen vergesellschaftet und außerdem noch zum Meere in Beziehung gesetzt ist, und zwar lege ich zunächst die Abbildungen von zwei neuerdings mehrfach behandelten Rasiermesserklingen der Bronzeperiode V aus Dänemark vor (Abb. 14 a u. b).

Beide zeigen uns den Baum aus einem Schiffe emporwachsend, eine an sich gewiß äußerst fremdartige Erscheinung. Hörnes [3]) und ihm folgend K. Schuchhardt [4]) haben daher den Baum als eine primitive Segelvorrichtung aufgefaßt, wie sie noch heute vereinzelt bei manchen Naturvölkern vorkommen soll. Eine derartige Deutung erscheint indessen, wie ich bereits an anderer

[1]) Die Verehrung des Pfeilers, und zwar des wie im Orient und in Spanien nach unten verjüngten, ist durch einen Fund aus dem Skjelmoore bei Vranum in Jütland auch für die nordische Steinzeitkultur bezeugt. Vgl. hierzu Wilke, Südwesteur. Megalithkultur und ihre Beziehung zum Orient S. 115 f. und Archäol. Erläuterungen zur Germania des Tacitus S. 76.

[2]) v. Spieß, Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst. Sonderabdruck aus dem Progr. des k. u. k. Staats-Obergymnasiums zu Wiener-Neustadt S. 20.

[3]) M. Hörnes, Prähist. Miszellen. Wien. Prähist. Zeitschr. IV, S. 32 ff.

[4]) K. Schuchhardt, Der Busch als Segel; Prähist. Zeitschr. X, S. 178.

Digitized by Google

Stelle dargetan habe [1]), schon mit Rücksicht auf die allgemeine Kulturhöhe, die die bronzezeitlichen Germanen erreicht hatten, völlig unannehmbar. Ein Volk mit einer sowohl in technischer wie ornamentaler Hinsicht so reich entwickelten Bronzekunst, mit seinen einzig dastehenden Luren, mit den prächtigen Goldgefäßen, mit den vollendeten Waffen und den feinsinnigen Kultgegenständen — ein solches Volk war eben nicht mehr eine rohe Horde von Wilden, die sich allenfalls noch derartig primitiver Hilfsmittel bedienen mögen. Aber auch aus inneren Gründen verbietet sich die Deutung Schuchardts. In zahlreichen Fällen ist das Schiff mit kultischen oder mythischen Figuren verknüpft. Bald sehen wir auf ihm zwei menschliche Figuren mit Strahlenkranz am Haupte, die wohl nur als Dioskuren aufgefaßt werden können,

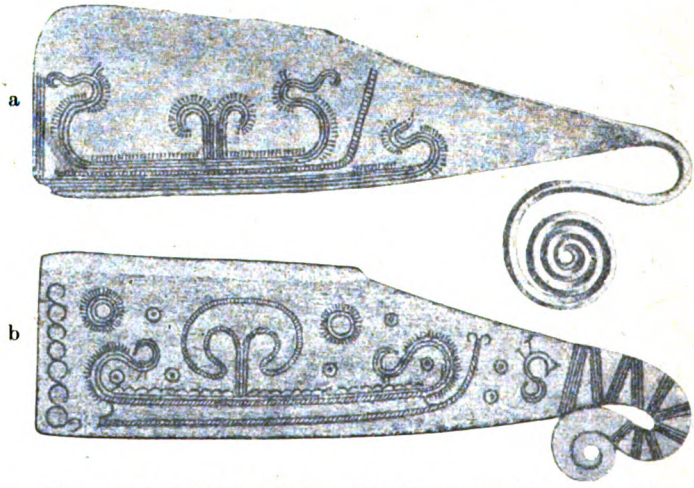


Abb. 14. Baum und Schiff auf Rasiermesserklingen der Bronzeper. V aus Jütland. Madsen, Broncealderen I, Taf. 24.
a) Mit Schwan bespanntes Schiff, b) Baum mit Sternenpaar.

bald erscheint es in Verbindung mit dem Hakenkreuz oder der Triskele, bald mit Tierfiguren, mit Vögeln und namentlich Drachen, die mehrfach auch das Schiff angreifen und zu vernichten drohen. In allen diesen Fällen muß dem Schiff ganz zweifellos eine tiefere, eine mythische Bedeutung zugrunde liegen, und das gleiche müssen wir daher auch für die uns hier beschäftigende Zusammenstellung des Baumes mit dem Schiffe annehmen. Und wenn wir nun oben zahlreiche Mythen kennen gelernt haben, in denen der Weltenbaum mit dem Ozean verknüpft erscheint, liegt es da nicht nahe, auch in den fraglichen Darstellungen den gleichen Gedanken wiederzufinden und das Schiff als ein einfaches Sinnbild des Himmelsozeans, auf dem es sich bewegt, auf-

[1]) Wilke, Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und in der darstellenden Kunst der indogermanischen Vorzeit. Das Weltall, 19. Jahrg., Heft 23/24, S. 203f.

Digitized by Google

zufassen? Das schließt natürlich nicht aus, daß das Schiff daneben auch noch eine besondere astralmythische Bedeutung haben kann, die sich mit jener verschmolzen hat, nämlich die Bedeutung einer Mond-, hauptsächlich wohl aber Sonnenbarke, als die wir die meisten sonstigen Schiffsdarstellungen auf den nordischen Rasiermesserklingen, ebenso wie viele der Schiffsbilder in den nordischen Felsenzeichnungen usw. zu beziehen haben. Diese Bedeutung scheint bei einer der beiden hier behandelten Klingen sogar in den Vordergrund gerückt zu sein, da hier das Schiff von einem Schwan gezogen wird, also offenbar das gleiche Motiv, wie in der Lohengrinsage und in manchen griechischen Mythen vorliegt, und wie wir es auch bei den mit einem Delphin bespannten Schiffen auf den frühbronzezeitlichen Gefäßen von Chalandriani vor uns haben[1]). Wie das himmlische Sonnenrad oder der Sonnenwagen von Rossen oder anderen Landtieren (Eseln, Böcken usw.), so wird die Sonnenbarke von Wassertieren gezogen.

Abb. 15. Schiff und Baum mit zwei Kreisen; Felsenzeichnung von Lökeberg in Bohuslän.

Bei den Darstellungen dagegen, bei denen eine solche ausdrückliche Kennzeichnung des Schiffes als Sonnen- oder Mondbarke fehlt, wie bei der zweiten hier wiedergegebenen Rasiermesserklinge, scheint mir in Anbetracht der oben besprochenen Mythen das Schiff nur noch ein Sinnbild des Meeres zu bedeuten. Ganz besonders aber ist, wie ich meine, diese Auffassung da geboten, wo zu dem Baume noch andere Figuren hinzutreten, die kaum etwas anderes sein können, als die Entsprechungen zu den oben behandelten kosmischen Vögeln. Das gilt in erster Linie von der genannten Rasiermesserklinge selbst, auf der wir beiderseits vom Baume einen großen Stern sehen. Diese beiden großen Sterne, von denen der eine drei, der andere zwei konzentrische Kreise einschließt, können doch unmöglich eine bloße Spielerei des Künstlers oder einfach Raumfüllsel sein, sondern müssen vielmehr einen ganz bestimmten Gedanken ausdrücken. Was aber sollen sie dann anders bedeuten als die beiden großen Himmelskörper, die golden glänzende Sonne, und den silberleuchtenden Mond?

Diesen beiden Zeichnungen schließe ich gleich noch eine dritte, aber wesentlich ältere nordische Darstellung auf einem Felsenbilde von Lökeberg bei Bohuslän, an. Auch hier sehen wir wieder das Schiff mit dem Baume und rechts und links an dessen Fuß je einen mit einem Punkt in der Mitte

[1]) Wilke, Indien, Orient und Europa, S. 140, Abb. 150.

Digitized by Google

versehenen Kreis, die offenbar dem Sternenpaar auf der dänischen Rasiermesserklinge entsprechen. (Abb. 15).

Aus dem ägäischen Formenkreise haben wir als getreues Gegenstück zu den drei nordischen Darstellungen zunächst das öfter behandelte Bild auf der Ringplatte von Mochlos (Abb. 16), das uns gleichfalls den aus dem Schiff emporwachsenden Baum — und zwar einen Fruchtbaum — und innerhalb des Schiffes außerdem eine weibliche Figur zeigt, die wohl nur als Gottheit aufgefaßt werden kann [1]). In Betracht kommt dann nur die Mondgöttin, und die Barke müßte dann als Mondbarke aufgefaßt werden, wie dies auch bei der bekannten Exekiasschale der Fall ist (Abb. 17), die uns den Rauschgott Dionysos — gleich dem indischen Soma und iranischen Haoma eine ausgesprochene Mondgottheit — in einer von sieben Delphinen begleiteten und einen Weinbaum mit sieben Reben tragenden Barke vorführt (Sieben als Mondzahl; der rauschtrankspendende

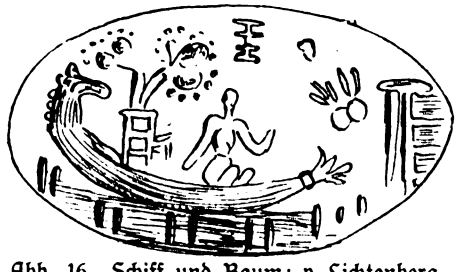


Abb. 16. Schiff und Baum; v. Lichtenberg, Ag. Kult. S. 125, Abb. 76.

Abb. 17. Darstellung auf der Exekiasschale.

Weinbaum wesensgleich mit dem den Somatrank liefernden indischen Somabaum, d. h. dem Himmel). Insoweit entspricht also die Darstellung von Mochlos sehr gut dem zuerst behandelten nordischen Schiff mit Baum, nur daß ich dieses eher auf die Sonne als den Mond beziehen möchte. Außer den genannten sehen wir aber auf dem Ringe von Mochlos auch noch einige andere Figuren, von denen zwei unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich lenken: Es sind dies die beiden kleinen sich berührenden kugelförmigen Körper über dem Hinterteil des Nachen, von denen der eine drei, der andere zwei kleine Fortsätze aufweist. Man hat in diesem Figurenpaar schon immer Früchte erblickt, und diese Deutung erscheint auch recht wohl möglich. Da alsdann die übrigen Früchte des Baumes, wenn anders seine Deutung als

[1]) Gegen die Deutung von Lichtenbergs (Die Ägäische Kultur, 2. Aufl. S. 125), der in dieser Frau eine Adorantin erblickt, hat schon M. Hörnes mit Recht geltend gemacht, daß die Frau alsdann dem Baume nicht den Rücken zuwenden könne (M. Hörnes, Präh. Miszellen; Wiener Präh. Zeitschr. Bd. 4).

Digitized by Google

Weltenbaum richtig ist, als Sinnbilder der Sterne aufgefaßt werden müßten, so könnten diese beiden Kugeln, die sich außer durch ihre Isoliertheit auch noch durch ihre Größe von den übrigen abheben, nur auf Sonne und Mond bezogen werden, wie wir dies in vielen lettischen Liedern sehen. Doch könnten die beiden Körperchen auch irgend etwas anderes, und namentlich auch zwei Vögelchen darstellen sollen. Auch dann aber müssen sie, wie unsere früheren Ausführungen gezeigt haben, als Sonne und Mond aufgefaßt werden.

Eine sehr bemerkenswerte Zusammenstellung sehen wir ferner auf einem Spinnwirtel aus der zweiten Stadt von Hissarlik-Troja: Auf einer kammförmigen Figur, deren vorderes und hinteres Ende lebhaft an den drachenförmigen Vorder- und Hintersteven der nordischen, aber auch mancher orientalischer Schiffsbilder erinnert und die daher wohl nur als Ruderschiff aufgefaßt werden kann, erhebt sich in der Mitte eine senkrechte Linie, die sich an der Spitze in mehrere Äste gabelt (Abb. 18). Einen Mast mit Segel kann

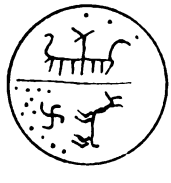


Abb. 18. Spinnwirtel aus Hissarlik-Troja.

Abb. 19. Doppelgestirn mit baumartiger Wasserpflanze auf einem Sarkophag von Kreta.

diese Linie wohl kaum bedeuten, vielmehr wird auch sie als Baum aufgefaßt werden müssen. Unter diesem Schiff mit Baum findet sich nun links das Hakenkreuz, das Symbol der Sonne, rechts ein Rind oder eine Ziege oder ein ähnliches gehörntes Tier, das mit seinen Hörnern zweifellos den Mond versinnbildlichen soll. Auch hier also haben wir den Weltenbaum, den Himmelsozean (versinnbildlicht durch ein Schiff) und die beiden großen Himmelskörper in einer Gruppe vereinigt.

Endlich erwähne ich noch die Darstellung auf einem Sarkophag von Kreta: Wiederum sehen wir den Baum in Verbindung mit zwei großen Strahlensternen. Außerdem bemerken wir eine Anzahl von Fischen und Wasservögeln, die offenbar das Meer versinnbildlichen sollen (Abb. 19). Der Baum steht also entweder am oder im Meere, und es kann kein Zweifel bestehen, daß wir auch hier die Zusammenstellung von Himmelsozean, Weltenbaum und Sonne und Mond vor uns haben.

Auch das Schema „Schiff und Baum" hat sich mit staunenswerter Beharrlichkeit in christlicher Zeit weiter erhalten, und ich war im höchsten Grade

Digitized by Google

überraſcht, als ich es bei der obenerwähnten volkskundlichen Ausſtellung in Leipzig auch noch unter den Stickmuſtern aus dem vorigen Jahrhundert mehrfach wieder fand, und zwar in einer Geſtalt, die ganz und gar der Kombination auf den nordiſchen Raſiermeſſerklingen und noch mehr dem Felſenbilde von Lökeberg entſpricht, auf dem der Baum wie bei den Stickmuſtern ein Nadelbaum iſt. Ebenſo laſſen manche der gleich zu erörternden Jungbrunnen-Darſtellungen (Abb. 20—23) noch deutlich ihre Abſtammung von dem alten Schema erkennen, indem an die Stelle des Mondnachens der Exekiasſchale und der Ringplatte von Mochlos eine einfache, aber teilweiſe noch ſehr einem Boote ähnelnde Mondſichel tritt, aus der der Baum hervorwächſt. Auch dieſes zähe Feſthalten der jüngeren Volkskunſt an einer ſo überaus merkwürdigen, ſcheinbar völlig widerſinnigen Kombination zeigt deutlich, daß es ſich bei dieſer um ein uraltes mythiſches Motiv handeln muß, deſſen urſprünglicher Sinn zwar längſt in Vergeſſenheit geraten war, dem man aber noch immer eine gewiſſe glückbringende Bedeutung beimaß.

In den ſpäteren Mythen und der jüngeren Kunſt ſchrumpft der Regen

Abb. 20. Achat von Daphio.

Abb. 21. Miniatur aus einem byzantiniſchen Evangeliar des 13. Jahrhunderts.

und Leben ſpendende Himmelsozean zu einer einfachen Quelle oder einem Waſſerbecken, dem neue Jugendkraft verleihenden Lebensborn oder Jungbrunnen zuſammen, wobei allerdings gleichfalls wiederum uralte maniſtiſche und zugleich auch chthoniſche Vorſtellungen eingewirkt haben. Denn wie der Baum, ſo galt nach weit verbreiteter Anſchauung auch die Quelle als Aufenthaltsort der abgeſchiedenen Seelen und als Heimat der Kinder, die aus dieſer hervorgehen. Es entwickelt ſich alſo aus dem urſprünglichen Bilde: Tierpaar (als Vertreter von Sonne und Mond), Himmelsozean und Himmelsbaum die Kombination: Tierpaar, Quelle oder Trankbehälter und Baum, der aber ſpäter ebenfalls verkümmert und zwar zu einer einfachen, meiſt dreiteiligen Pflanze, einem Dreiblatt oder einem Pinienzapfen und ſchließlich völlig verſchwindet, ſo daß nur noch der Lebenstrankbehälter mit dem Tierpaare übrig bleibt. Der Lebenstrankbehälter aber, der urſprünglich dem Himmelsozean entſpricht, verſchwimmt mit einer anderen Vorſtellung, nämlich der Auffaſſung des Mondes als Trinkhorn oder Trinkſchale, eine Auffaſſung, die ja durch die Geſtalt der jungen Mondſichel ohne weiteres verſtändlich wird.

Digitized by Google

Die Mondschale enthält also das himmlische Naß, d. h. den befruchtenden Regen.

Dem zu einer Quelle zusammengeschrumpften Himmelsozean begegnen wir zunächst im indo-iranischen Mythenkreise. Nach iranischer Überlieferung wächst der mit dem oben (S. 3) genannten Baume „Allsamen" wesensgleiche weiße Homabaum in der Quelle Ardwi-Sura, die von Hara brzati („ragender Berg", d. i. Himmelsberg) herabfließt. In der griechischen Mythologie sprudelt aus den Wurzeln der heiligen Eiche in Dodona ein Quell hervor. Und im nordischen Mythos befindet sich die Wurzel der Weltesche Yggdrasil am Brunnen Urd. Auch in zahlreichen Märchen kehrt die Verbindung des Lebensbornes mit dem Baume oder einer sonstigen Pflanze wieder. Bei den Südslawen ist es ein Birnbaum mit drei Stämmen (S Krauß, a. a. O., I, 88), bei Zingerle (KHM., Vogel Phönix usw.) eine Wunderblume mit drei Blüten, die mit dem Lebenswasser zusammen geholt werden soll, und in den ungarischen Volksmärchen (Sklarek, Ung. Volksm. I, 14) ein dreiblättriges Kleeblatt.

Auch in dieser abgewandelten Form findet sich das alte Mythenmotiv in der vorgeschichtlichen Kunst noch vielfach vertreten. So u. a. auf dem von mir schon „Indien, Orient und Europa", S. 160 besprochenen Achat von Vaphio, der zwei heraldisch angeordnete phantastische Wesen je mit einem Kruge in der Hand neben einem dreiteiligen, aus einem mondbildartigen Gefäße emporwachsenden Baume zeigt (Abb. 20). Diese phantastischen Mischgestalten bringen wohl nicht, wie ich früher angenommen habe, ein Trankopfer dar, sondern schöpfen vielmehr wie in den Mythen und zahlreichen Märchen und wie in zahlreichen jüngeren bildlichen Darstellungen aus dem Mondgefäße das Lebenswasser. Auch dieses Motiv hat sich in der späteren Kunst, namentlich im Orient, noch lange unverändert erhalten. So bei einer Miniatur aus einem byzantinischen Evangeliar des 13. Jahrhundert, die ein mondsichelartiges Gefäß mit einer daraus emporwachsenden, dreiblättrigen Pflanze und daneben, heraldisch gruppiert, zwei Pfauen zeigt (Abb. 21). Auf einem der auf ägyptische Einflüsse zurückgehenden „Hedwigsgläser" von Breslau sieht man einen von zwei phantastischen Tieren flankierten Kelch, über dem Sonne, Mond und Sterne dargestellt sind. Zwischen beiden Schwanzenden der Tiere steht ein stilisierter Lebensbaum (Schles. Vorz. N. F., Bd. VI, S. 53, Abb. 1). Hier hat sich also die Beziehung des heiligen Trankbehälters zum Himmel noch in ziemlich reiner Form erhalten. Auf einer Bronzetür von Salerno ist ein von einem Pinienzapfen gekrönter Brunnen dargestellt, neben dem heraldisch geordnet ein Greifenpaar steht; hinter dem Brunnen befindet sich ein von einem Kreuze gekröntes Säulentempelchen, dessen Spitze zwei Vögelchen, gleichfalls symmetrisch gruppiert, zufliegen (Beaty, l'Art. Byzantin, S. 205, Fig. 68). Ebenso begegnen wir dem Motiv auf mittelalterlichen Zeugdrucken (Abb. 22) und unter den Stickmustern der Biedermeierzeit. Als Beispiel endlich, wie schließlich der Baum völlig aus dem althergebrachten Schema ver-

Digitized by Google

ſchwindet, diene eine Darſtellung auf dem Sarkophage des Arcives-Giovanni V (725—742) in S. Apollinare in Claſſe bei Ravenna, bei der zwei Vögel von der aus einem Becken überſprudelnden Quelle trinken (Abb. 23). Man ſieht deutlich, daß wir es bei allen dieſen Darſtellungen mit einer fortlaufenden Entwicklungsreihe zu tun haben, deren Ausgangspunkt die uralte Verbindung des Schiffes mit dem Baume bildet.

Mit der den Lebenstrank bergenden Mondſchale hängen auch noch, wie L. v. Schroeder[1]) gezeigt hat, die Grals- und verwandten Sagen zuſammen, wie die von Uhland beſungene Sage vom Becher von Edenhall und eine ähnliche Erzählung vom Geſchlechte der Aſſeburg, deſſen Ahnfrau einſt von der Gattin eines Zwerges in heller Mondſcheinnacht drei gelbgrüne Kriſtallbecher erhalten haben ſoll[2]).

Wenn mich auch die vorſtehenden Unterſuchungen in mancher Hinſicht zu weſentlich anderen Anſchauungen geführt haben, als ſie von der Berliner Mythologiſchen Schule vertreten werden,

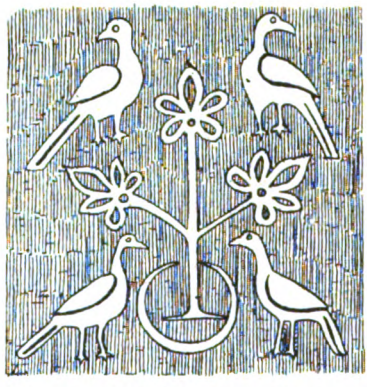


Abb. 22. Mittelalterlicher Zeugdruck. Nach Forrer.

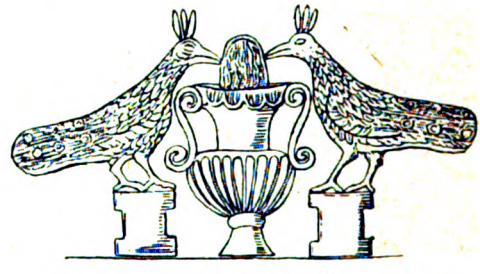


Abb. 23. Darſtellung auf dem Sarkophage des Arcives-Giovanni. Nach v. Spieß.

und ich insbeſondere hinſichtlich des eigentlichen Urſprungs des Baum-Vogelmotivs auf einem ganz anderen Standpunkt ſtehe, als dieſe, ſo ſtimme ich mit ihr doch inſofern überein, daß dieſes, nach meiner Auffaſſung urſprünglich lediglich maniſtiſche Motiv in den ſpäteren Abſchnitten der menſchlichen Entwicklung zu einem rein aſtralmythiſchen umgewandelt worden iſt. Und ich glaube, daß die vorliegenden Unterſuchungen eine neue kräftige Stütze für dieſe Auffaſſung gebracht haben. Denn bei den Darſtellungen der älteren Kunſt erſcheint der Baum oft noch in Verbindung mit zwei Sternen (Sarkophag von Kreta, Felſenzeichnung von Lokeberg, Raſiermeſſer aus Jütland) oder mit zwei allgemein als Sonnen- und Mondſinnbilder anerkannten Figuren (Tonzylinder von Suſa; Spinnwirtel von Troja), und

[1]) v. Schroeder, Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral. Sitz. Ber. d. k. Akad. d. Wiſſ. in Wien. 1911. S. 8ff.

[2]) v. Howorka, und Kronfeld, Volksmedizin Bd. II, 886f.

Digitized by Google

erst auf einer etwas jüngeren Stufe treten an Stelle dieser sinnbildlichen Figuren oder Sterne die beiden Vögel. Daß die älteren Darstellungen auf den Himmel und die beiden großen Himmelskörper bezogen werden müssen, ist meines Erachtens nicht zu bestreiten. Die gleiche Bedeutung muß dann aber auch den Darstellungen zugrunde liegen, die an Stelle der beiden sich bekämpfenden Tiere der zwei Sterne oder der sonstigen astralen Symbole die zwei Vögel zeigen, im übrigen jedoch ihnen völlig entsprechen[1]). Bedeutet aber in den bildlichen Darstellungen der Baum mit den beiden Vögeln den Himmel und Sonne und Mond, so ist dies auch für das gleiche Motiv in den Mythen anzunehmen. Selbst wenn also trotz der in den Märchen und Liedern mehrfach vorkommenden Namen „Sonne und Mond" noch Zweifel über die Bedeutung des Baum-Vogelmotivs in den betreffenden Mythen bestehen könnten und man auch gar nichts damit anzufangen wüßte, so würde es doch durch die uns hinterlassenen Bilder allein schon in befriedigender und einwandfreier Weise zu deuten sein.

Ein weiteres, wie ich meine nicht unwichtiges Ergebnis unserer Untersuchungen besteht in dem Nachweis, daß die mancherlei, in den verschiedensten Abwandlungen wiederkehrenden Erzählungen von einem Lebensborn oder Jungbrunnen in letzter Linie in der uralten Vorstellung vom Himmelsozean wurzeln, aus dem in Gestalt des befruchtenden Regens das himmlische Naß auf die Erde herniederträufelt, um die erstarrte Vegetation zu neuem Leben zu erwecken und zu verjüngen. Mit den Jungbrunnensagen und der den Lebensborn fassenden Mondschale hängen die Grals- und verwandten Mythen zusammen.

Endlich haben unsere Untersuchungen auch noch eine meines Erachtens durchaus einwandfreie Aufklärung über die Entstehung der wappenartigen Darstellungen gebracht, deren Herkunft bisher noch ziemlich rätselhaft erschien. Die heraldisch gepaarten Tiere sind ursprünglich Sonne und Mond, die sich an dem als Baum gedachten Himmel begegnen (Konjunktion).

---

[1]) Ich glaube daher, daß auch die meisten sonstigen Darstellungen mit symmetrisch gegenüber gestellten Vogelpaaren nicht sowohl auf die gegensätzlichen Mondsicheln, wie K. v. Spieß (Progr. d. k. k. Staats-Obergymnasium zu Wiener Neustadt 1910, S. 14) und ihm folgend E. Siecke (Über einige myth. wichtige Tiere, Myth. Bibl. 8, S. 60) meinen, als vielmehr gleichfalls auf Sonne und Mond zu beziehen sind. Doch dürften die in Verbindung mit einem Sonnenrade auftretenden symmetrischen Vogelpaare (Bronzegefäße von Sier-, Hajdu-Böszörmeny, Orvieto, Bologna usw.) wohl lediglich als Sonnensymbole aufzufassen sein.

Digitized by Google

Der Goldfund von Kommerau Kreis Schwetz, Westpreußen.

Von Professor Hermann Günther, früher Graudenz jetzt Rathenow.

Mit 19 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV.

Seit verschiedenen Jahren waren schon in der Umgebung der Weichselfestung Graudenz vorgeschichtliche goldene Schmuckstücke zutage gefördert. So war auf dem linken Weichselufer bei Warmhof, Kreis Marienwerder,

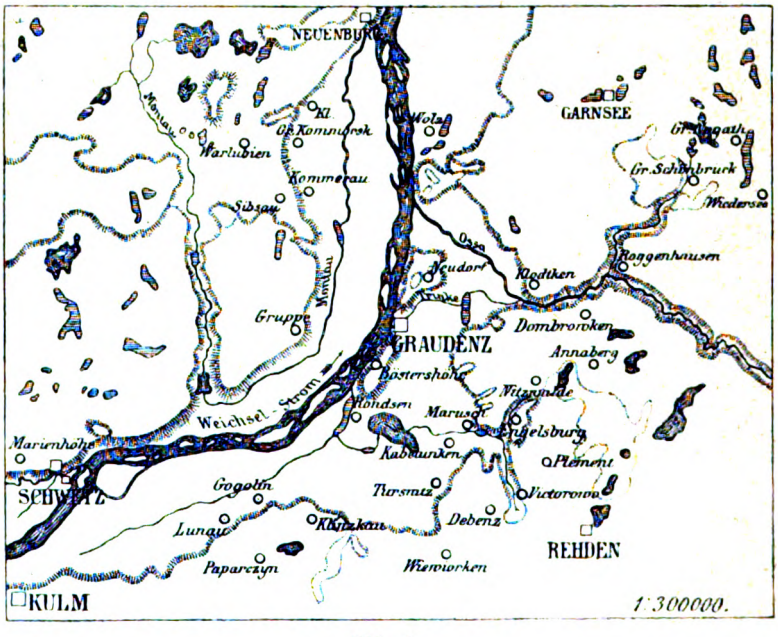


Abb. 1.

in einem Skelettgrabe der römischen Zeit ein goldener Anhänger gefunden worden und bei Garnseedorf im selben Kreise, aber auf dem rechten Weichselufer, auch in einem Grabe aus römischer Zeit ein gedrehter goldener Halsring. Beide Gegenstände sind im Provinzialmuseum in Danzig auf-

Digitized by Google

bewahrt und auf Tafel 68 in H. Conwentz, „Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905" abgebildet. Auch das Graudenzer Stadtmuseum birgt einen prachtvollen goldenen Anhänger aus einem weiblichen Skelettgrabe der römischen Kaiserzeit, das bei Sellnowo, Kr. Graudenz, südlich von Debenz, gefunden worden ist. Zwei silberne Armbänder lagen dabei; vgl. Mannus, Bd. VI, S. 212 f. Die Lage der Fundorte ist aus der Kartenskizze Abb. 1 zu ersehen.

Im Jahre 1915 ist in der Nähe von Graudenz wieder ein Goldfund gemacht worden: ein goldener Armreifen und zwei goldene Fingerringe wurden mit silbernen und bronzenen Gegenständen in Kommerau, Kr. Schwetz, gefunden. Zur Beantwortung der Frage, wie das Gold, das doch anscheinend in Menge hier vorhanden war, hierher gekommen ist, kann vielleicht Tacitus Germania Cap. 45 herangezogen werden. Hier wird von den Aistiern, die östlich der Weichsel wohnten, berichtet, sie hätten den Bernstein, den sie allein von allen sammelten, den westlich wohnenden Germanen verkauft. Diese verkauften ihn dann weiter vielleicht mit dem, den sie selbst fanden, denn noch jetzt findet man bei Graudenz und namentlich in der Tucheler Heide Bernstein. So ist ein Strom von Edelmetall in den metallarmen Osten Deutschlands gelangt, wie schon zur Bronzezeit im Austauschverkehr Metall für Bernstein an die Nordseeküste gelangt ist, vgl. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I, München 1913, S. 118 ff.

Die Bergung des Kommerauer Goldfundes sei jetzt geschildert.

Bei militärischen Arbeiten in der Nähe von Graudenz wurden zu Kriegsbeginn 1914 an verschiedenen Stellen Urnen und Urnenscherben bloßgelegt und zum Teil geborgen, so östlich der Weichsel bei den Pfaffenbergen an der neuen Armierungsstraße und bei Burg Belchau. Auf dem Westufer wurden beim Bau eines Schützengrabens bei Karolina und bei Altmarsau in der Nähe von Gruppe Urnenscherben und ganze Urnen gefunden. Die den Bau leitenden Offiziere, vor allem das Ehrenmitglied der Graudenzer Altertums- und Museumsgesellschaft, Leutnant d. R. Regierungsbaumeister Schmidtmann, und Leutnant d. R. Dr. Fischer, Dozent an der Technischen Hochschule in Danzig, zeigten lebhafte Teilnahme für die Funde. Die verschiedenen Spuren wurden verfolgt und führten teilweise zu schönen Ergebnissen. Mit Hilfe von russischen Gefangenen wurden auf den Höhen des Weichselufers bei Altmarsau an einer Stelle eine ganze Anzahl von Urnen freigelegt, in denen spärliche Bronzereste und Bronzeringe mit blauen Glasperlen gefunden wurden; leider waren die meisten Urnen in recht schlechtem Zustande, sie waren zu flach beigesetzt gewesen und schon beim Pflügen zertrümmert worden. Am Hange der Höhen wurden auf den Grundstücken des Ortsvorstehers Neumann und des Gastwirts Gadischke zwei gut erhaltene Steinkistengräber mit gut erhaltenen Urnen aufgedeckt, von denen eine im Graudenzer Museum aufgestellt ist. Diese glücklichen Ergebnisse veranlaßten

Digitized by Google

weiteres Nachforschen an einer anderen schon als Fundgebiet bekannten Stelle in der Nähe von Kommerau, das etwa 12 km nördlich von Altmarsau liegt. Hier befindet sich eine alte Begräbnisstätte, die von dem früheren Konservator der Graudenzer Altertumsgesellschaft Florkowski in „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft" 1887 S. 512 als „Gräberfeld von Kommerau, Kr. Schwetz, Westpr." bezeichnet worden ist. Hier waren sowohl von der eben genannten Gesellschaft als auch vom Danziger Provinzialmuseum hervorragende Funde gemacht worden. In den Jahren 1874—89 waren durch Florkowski viele Urnen geborgen worden, die aus Steinkisten,

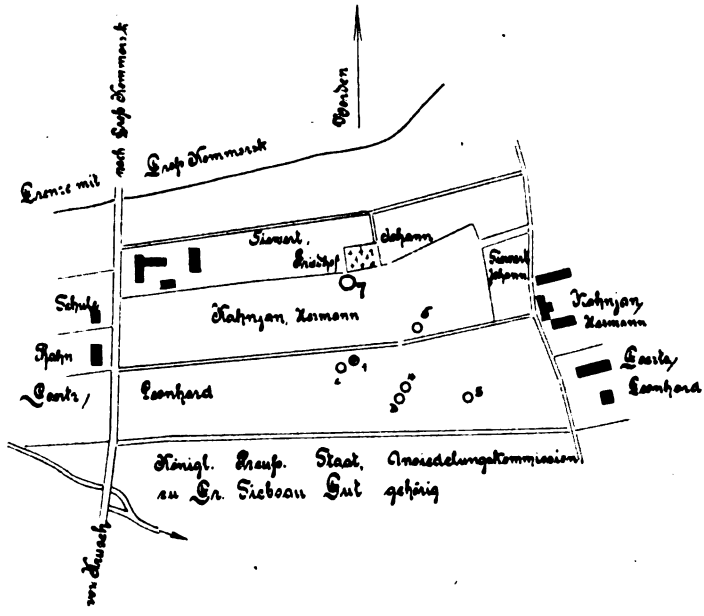


Abb. 2.

der frühen Eisenzeit stammten, darunter befand sich auch eine Gesichtsurne die in Berendts Pommerellischen Gesichtsurnen Abt. 2 Tafel XI Fig. 63 abgebildet ist.

Auf dem Kommerauer Begräbnisplatze wurden aber nicht nur früheisenzeitliche Gräber aufgedeckt, sondern auch solche, die der römischen Kaiserzeit angehören. So ist im Danziger Provinzialmuseum eine sogenannte Kasserolle von Bronze und ein verzierter Bronzebeschlag von der Mündung und der Spitze eines Trinkhorns aufbewahrt, die aus einem kaiserzeitlichen Grabe stammen[1]). Die Grabstätte war also lange Zeit in Benutzung, ja bis auf den heutigen Tag bestatten die Kommerauer ihre Toten auf einem kleinen

[1]) Conwentz, Das westpreuß. Provinzialmuseum 1880—1905. Taf. 71.

Digitized by Google

Friedhofe, der sich nördlich anschließt, siehe Abb. 2 nördlich des Grundstücks von Kahnjan.

Im Frühjahr 1915 war hier wieder eine Urne ausgepflügt worden, deren Überweisung dem Graudenzer Museum von dem korrespondierenden Mitgliede der Altertums- und Museumsgesellschaft, dem Lehrer Paul Behrend in Kommerau, in Aussicht gestellt war. Dieser Fund ließ erhoffen, daß noch mehr vorhanden wäre und daß eine Grabung Erfolg haben könnte. Donnerstag den 14. Oktober 1915 wurde die Arbeit begonnen. Teilnehmer waren die Leutnants d. R. Schmidtmann und Dr. Fischer und der Berichterstatter, dazu eine Anzahl russischer Gefangener und ein Landwehrmann, ein ehemaliger Schachtmeister. Die Erlaubnis zum Graben wurde von den Besitzern der in Betracht kommenden Grundstücke, den Gutsbesitzern Kahnjan und Goertz, gern erteilt. Mit ortskundigem Rate stand zur Seite der frühere Besitzer des einen Grundstücks, Amtsvorsteher Krüger, und der erwähnte Lehrer Paul Behrend. Herr Krüger berichtete uns, daß er auf seinem Grundstück, das jetzt seinem Stiefsohn Kahnjan gehört, vor Jahren ein ein halbes Meter in der Erde befindliches Steinpflaster ausgegraben und zum Bau eines Stalles verwandt habe; es wären über 20 Fuhren Steine abgefahren worden. Außerdem habe er andere Steine, die 30 Meter im Durchmesser kreisförmig gelagert waren, entfernt; es ist wohl anzunehmen, daß es der Platz war, auf dem die Toten verbrannt wurden.

Kommeraus Lage möge etwas eingehender dargestellt werden. Das Dorf ist von Graudenz bequem auf einer neu angelegten Pflasterstraße, die von Groß-Lubin abzweigt, zu erreichen. Es liegt in der Schwetz-Neuenburger Niederung am Rand der Sibsauer Höhen. Früher lag es mehr in der Niederung. Infolge eines durch Eisstauung der Weichsel bewirkten Dammbruches wurde es 1855 fast ganz zerstört und deshalb an den Rand der Höhen verlegt. Nur zwei Häuser, die der erwähnten Besitzer Kahnjan und Goertz, stehen noch am alten Platze. 1500 m vom Begräbnisplatze liegt auf einer Anhöhe der sagenumwobene sogenannte Schloßberg. Reste von gebrannten Steinen und Brandspuren deuten darauf hin, daß er einmal bewohnt war. Zur näheren Erklärung der Lage diene der Plan Abb. 2. In die beiden Grundstücke Kahnjan und Goertz sind die im Oktober 1915 aufgefundenen Gräber eingezeichnet, von denen hier nur 1 und 2 in Frage kommt. Vgl. auch die Abb. in Verh. der Berl. anthrop. Gesellsch. 1887 S. 513. Der Boden ist Niederungsboden diluvialen Ursprungs. Er ist etwas sandig und trocken. Von Natur kommen in ihm größere Steine nicht vor; wenn solche vorhanden sind, so ist anzunehmen, daß sie von Menschen hingebracht sind. Kann man im Boden an einer Stelle eine Anzahl Steine feststellen, so findet sich an ihr wahrscheinlich eine Grabstätte.

Der Boden wurde nun mit einer Stahlsonde untersucht. Zu dieser Sondierung wurden einige russische Gefangene benutzt, sie schritten den

Digitized by Google

Boden ab und stachen mit ihrer Sonde hinein. Stießen sie auf mehrere Steine nebeneinander, so wurde der Spaten genommen und die Steine bloßgelegt. Es ergab sich an mehreren Stellen, daß wohl Steine da waren, aber kein Grab; aus Urnenscherben konnte man jedoch erkennen, daß ein solches vorhanden gewesen war.

Auf dem Grundstück von Goertz wurde nun eine Stelle gefunden, die Erfolg versprach. Sie befand sich auf einer flachen, kaum wahrnehmbaren Bodenwelle. Zunächst mußte die Humusschicht beseitigt werden. Der Boden, der nun folgte, war anscheinend durch Überschwemmung dahin gelangt, man konnte die schichtenweise Lagerung deutlich erkennen. Wenn im Jahre 1855, wie bereits erwähnt, hier alles von der Weichsel überflutet war, so ist das sicher in den vorausgehenden Jahrhunderten auch ab und zu geschehen, namentlich bevor der Weichseldamm angelegt war, der jetzt die Niederung schützt. Der Platz liegt und lag außerhalb des eigentlichen Überschwemmungsgebietes der Weichsel, das etwa 300 m östlich davon beginnt.

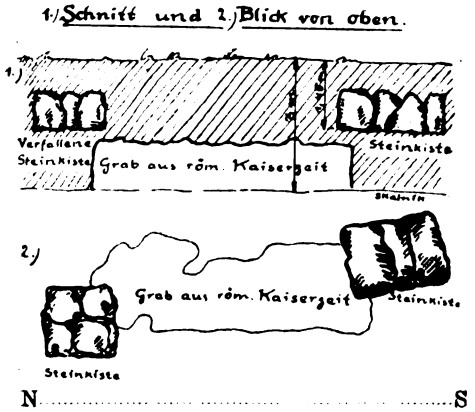


Abb. 3.

Nachdem diese geschichtete Erde in der Höhe von 0,65 m entfernt war, stießen wir auf eine Steinkiste von 0,80 m Höhe und gleicher Länge und Breite, die von allen Seiten durch starke Steinplatten geschlossen und oben abgedeckt war, in Richtung von SO nach NW (Skizze Abb. 3, 1 und 2 und Taf. I Abb. 1). An der NW- und NO-Ecke war ein Flügelanbau von Steinen. Bei der Öffnung der Kiste kam eine große mit Knochenbrand gefüllte Urne zum Vorschein, daneben zwei kleinere und einige Beigefäße; siehe Taf. IV Abb. 2. Die Kiste war mit Sand gefüllt, die drei Urnen standen auf flachen Schalen, ebenso die Beigefäße; die Urnen hatten einfache Deckel. In der größeren Urne waren die Knochen eines kräftigen Mannes. Beigaben fehlten.

Nach Wegräumung dieses Grabes wurden in nördlicher Richtung mit der Sonde in der Erde noch viele Steine festgestellt, die Veranlassung zum Weitergraben gaben. Die Erde wurde bis zur Sohle der abgebauten Steinkiste entfernt, also bis zu 1,45 m Tiefe. Hier zeigte sich nun eine längliche Steinpackung, im ganzen etwa 4 m lang, von Süden nach Norden gerichtet, an den beiden Enden breit, in der Mitte schmal. An der NW-Ecke war eine anscheinend eingefallene Steinkiste in gleicher Höhe wie die vorher erwähnte, sie war vielleicht früher einmal geöffnet und untersucht worden. An einem

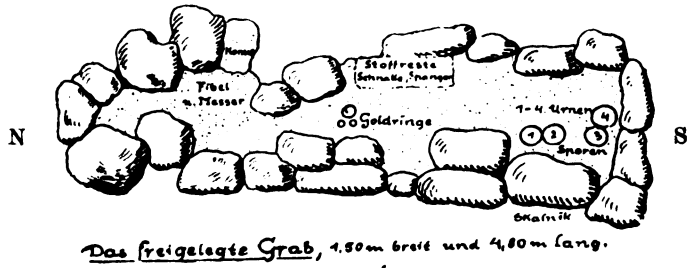
Digitized by Google

großen, flachen Steine, der aufrecht stand, lag angedrückt eine flache Schale. Die Steine dieser Kiste wurden entfernt und die Erde rings um die Steinpackung ausgehoben, so daß man von allen Seiten an sie herankommen und herumgehen konnte. Taf. I Abb. 2 zeigt, wie die Steinpackung aussah, der Gefangene ist im Begriff, die Erde um sie herauszuschaufeln. Die Grube war recht groß und tief geworden. Diese Arbeiten wurden am 15. und 16. Oktober ausgeführt; am 17. war Sonntag; am 18. wurde die Erde um das Grab vollständig beseitigt. An der Stätte befand sich außer den erwähnten Herren noch der Konservator des Graudenzer Museums, Maschinenbauschullehrer Skalnik. Wie die Grube nach Beseitigung der Erdmassen aussah, zeigt die Skizze Abb. 4. Im Hintergrund ist auf ihr der Kirchhof zu sehen. Da die Sohle des Grabes 3 m tief lag, 1,50 m tiefer als die beiden Steinkisten, nahmen wir an, daß dies Grab aus älterer Zeit als jene stammte und nicht etwa aus jüngerer. Wir waren auf Funde aus der älteren Bronzezeit oder noch älterer Zeit gefaßt.

Blick in die freigelegte Grabstätte.

Abb. 4.

Wir begannen die Steine von Süden her vorsichtig zu entfernen. An der Südseite standen einige große Steinplatten hintereinander, die einen doppelten Schutz boten. Sie wurden beiseite gehoben, und schon zeigten sich, in den lehmigen Sand eingebettet, einige kleine Urnen, die zum Teil zerdrückt und kaum zu erkennen waren. Da sie



Das freigelegte Grab, 1,50 m breit und 4,80 m lang. Von oben gesehen.

Abb. 5.

sehr feucht waren, (es hatte etwas geregnet), mußten sie eine Zeitlang zum Abtrocknen stehen bleiben. Stein auf Stein wurde nun entfernt und dabei einige Gegenstände aus Bronze freigelegt (siehe den Lageplan Abb. 5. Die Steine sind bis auf die Umfassung bereits entfernt). Sehr aufregend gestaltete sich der Fund zweier goldenen Fingerringe, die Skalnik aufdeckte. Sie waren nur ein klein wenig mit Lehm behaftet. Auch die Gefangenen waren ganz

Digitized by Google

außer sich vor Überraschung. Noch größer war die Freude, als der Berichterstatter einen goldenen schlangenförmigen Armreifen fand. Die Lage der einzelnen Gegenstände ist aus Abb. 5 zu ersehen.

Die Länge des ganzen Grabes betrug 4,80 m, die Breite 1,50 m. Es war nur an der Seite teilweise aus Steinplatten gebildet, meist waren die Steine mit Zwischenräumen aneinandergefügt, die Lücken waren von dem lehmigen Sande der Umgebung ausgefüllt. Die Höhe der Steinpackung betrug 0,40—0,50 m, es waren Granitsteine, sie waren unregelmäßig und scheinbar wahllos aufeinander gelegt. Sie waren vielfach ganz zermürbt, so daß sie manchmal beim Entfernen zerbröckelten. Teilweise sahen sie schwärzlich aus, fast wie Kohle. Knochen fanden sich nicht mit Ausnahme von kleinen Knochensplitterchen. Zwischen den Steinen waren hier und da Kohlenstückchen. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß diese Knochen- und Kohlenteilchen von zertrümmerten Urnen mit Leichenbrand herrühren, denn auch an anderen Stellen des Ackers finden sich solche Reste.

Die kleinen Gefäße, die an der Südseite des Grabes gleich hinter den großen Steinplatten zum Vorschein kamen, waren zum Teil mit Sand gefüllt. Das eine, a auf Taf. III Abb. 1, ziemlich plump geformte, war zur unteren Hälfte mit einem Stoffe gefüllt, der organischen Ursprungs ist. Eine Untersuchung des Stabsapothekers Dr. Fuchs von hier ergab, daß 54,66% organische und 45,34% anorganische Stoffe darin waren. Deutlich war Eisen nachweisbar, beim Verbrennen roch es nach verbrannten Haaren, was auf stickstoffhaltige Substanz schließen läßt. Die mikroskopische Untersuchung ergab nichts Näheres. Das zweite Gefäß b ist glänzend schwarz, die Gestalt und die Verzierungen sind auf Taf. III Abb. 1 zu erkennen. Gefäß c ist am Fuß mit senkrechten Furchen verziert.

Die Bronzegegenstände, von denen die Sporen (Taf. II a) neben den Urnchen am Südende und die Schnalle f (Taf. II) in einem der Urnchen lag, während die Fibel b, der kegelförmige massive Gegenstand e, das Messer h, die Dolchklinge c an der NO-Ecke lagen, sind alle mit schöner Patina bedeckt. Die beiden Sporen, die auf eine männliche Leiche schließen lassen, haben ungleich lange Arme, am Grunde der Spitze ist eine zahnradähnliche Verzierung (siehe Taf. III Abb. 5). Die Spannweite der Arme beträgt bei a_1 7,5 cm, bei a_2 7,9 cm. Die Fibel (Taf. III Abb. 2) ist ziemlich klein, sie ist 3,8 cm lang. Das Bruchstück eines Dolches hat eine Länge von 7 cm, der kegelförmige Gegenstand ist 2,8 cm hoch. Taf. II, Abb. d ist eine Art von Zwinge, wie wir sie an Spazierstöcken haben; da sich darin noch Reste anscheinend von Holz befinden, ist sie wohl an einem Stabe befestigt gewesen. Sie lag dicht bei den Sporen. Einige kleinere Bronzegegenstände wie Taf. II, g und die schmale Spitze von h wurden beim Sieben des Sandes gefunden, auch Spuren von Gold.

Etwa in der Mitte des Grabes an der Ostseite lag eine eigenartige Masse, die mit Lehm gemischt war. Sie ist wohl als Gewebereste anzusprechen,

Digitized by Google

sie wird auch Holz und Leder enthalten haben. Die chemische Untersuchung ergab 22% organische Substanz und starke Eisenreaktion, die mikroskopische Bronzebruchstücke ohne Struktur. Bei näherer Prüfung konnten in der Masse verschiedene Gegenstände festgestellt werden: eine Spange mit vier Nägeln, Taf. III Abb. 3, verschiedene einfache Stäbchen mit Nägeln, Taf. II l, Taf. III Abb. 7, Ringchen, Taf. III Abb. 4, zwei Stäbchen mit Ösen, Taf. III Abb. 6 b und Taf. II k, und eine schöne Schnalle, Taf. III Abb. 6 a. Sie waren wohl an einem Ledergürtel befestigt. An der Schnalle und den übrigen Gegenständen befand sich ein graublaues Pulver, das sich bei der Untersuchung vom Metalle abhob. Die chemische Prüfung stellte fest, daß das Metall und das Pulver Silberchlorid waren. Daneben war Eisen nachweisbar. Wie mag wohl das ursprüngliche Silber in Silberchlorid umgewandelt sein? Ist etwa Kochsalz beigefügt worden? Die Schnalle ist auf Taf. III Abb. 6 noch in der ursprünglichen Masse eingebettet, ebenso zeigt diese Abbildung Stäbchen in ungesäubertem Zustande. Bei der Schnalle läßt sich an beiden Seiten des Bügels und an beiden Enden des Querstabes dasselbe Rädchenmuster erkennen wie an den Sporen.

Die beiden Fingerringe und der Armreif sind von feinstem Golde (Taf. IV Abb. 1). Das Gesamtgewicht beträgt fast genau 200 g, die Ringe wiegen 39,05, der Reif 160,42 g. Der kleinere Ring ist 20—21 mm weit und paßt an den Goldfinger, der große 23—24 mm weit und paßt an den Zeigefinger einer mäßig großen Hand. Sie sind nicht ganz rund. Sie erinnern an Ringe, wie sie zuweilen von Witwern getragen werden, die den Ring der verstorbenen Gattin haben an den eigenen Ring löten lassen, nur daß sich hier zwischen den beiden noch ein dritter befindet, der ebenso gemustert ist wie die Ringe an der Schnalle und an den Sporen. Alle diese Dinge sind also wohl von derselben Hand gefertigt. Der Armreif lag unter einem zermürbten Granitstein, der beim Entfernen auseinanderfiel. Die Spirale ist dreimal gewunden und läuft an beiden Enden in einen Schlangenkopf aus. Der Kopf hat zwei Augen, ist 1,4 cm lang und geht auf einer Länge von 12 cm in ein 9 mm breites Band über, das den Rücken einer Schlange darstellt, der mit vier Reihen dreieckiger Schuppen bedeckt ist. Die Felder zwischen den Schuppen sind gerieft. Der Rand des Bandes ist fein eingekerbt. Zwischen den beiden Schlangen befindet sich ein 26 cm langer runder Goldreifen von 0,4 cm Dicke. Die Gesamtlänge von Mund zu Mund beträgt etwa 52 cm. Innen gemessen ist der Reif 11,5 und 11 cm, außen 12 und 12,5 cm weit. Ringe und Reif können nur sehr wenig getragen sein, da sie gar nicht abgenutzt erscheinen, die inneren Ränder der Ringe sind noch scharf. Das Metall ist, wie das spezifische Gewicht (Armreif 19,07 und Ringe 19,06) ergab, fast ganz rein, ohne Legierung. Über die Herstellung der Schmuckstücke schreibt mir Fräulein Irmgard Köhler, Frankfurt a. M., Wöhlerstr. 5, die als die Inhaberin einer Goldschmiedewerkstatt zwei Nachbildungen in vergoldetem Silber angefertigt

Digitized by Google

hat, folgendes: „Die Arbeit erscheint mir wunderbar klar und einfach. Ich nehme an, daß der runde Draht des Armreifs an seinen beiden Enden flach geschlagen und dann mit dem Bunzen zum hohlen, halbrunden Draht gehämmert wurde, und zwar so weit, wie das Schlangenschuppenmotiv das Armband bedeckt. Bei diesem Motiv sind mir die glatten, sehr unregelmäßigen Dreiecke und dagegen die sehr gleichmäßigen schraffierten aufgefallen. Ich vermute deshalb, daß ein ganz besonderer Bunzen angefertigt wurde. Durch einmaligen Hieb auf ihn entstand das ganze schraffierte Dreieck. Die Köpfe haben jedenfalls ihre Form durch Feilen des Drahtes erhalten, genau so auch die beiden Ringe. Die Zeichnung der Köpfe bei dem Armband und der Perlstab an den Ringen wurde durch einen sehr feinen, scharfen Bunzen eingeschrotet."

Als wir zwischen den früheisenzeitlichen Steinkisten und in größerer Tiefe als sie das eben geschilderte Grab entdeckten, mußte zunächst in uns die Meinung entstehen, daß es aus älterer Zeit als die Steinkisten stammte. Die Reaktion auf Eisen und die Form der metallenen und keramischen Funde stellte aber die ursprüngliche Vermutung bald als Irrtum fest, das Grab stammt aus römischer Zeit, nach dem Urteil des Herrn Geheimrats Professor Kossinna aus dem vierten christlichen Jahrhundert [1]). Dadurch ist erneut bewiesen, daß das Kommerauer Gräberfeld viele Jahrhunderte im Gebrauch war; vgl. dazu Blume, „Die germanischen Stämme und ihre Kulturen", S. 137, wo berichtet wird, daß Fälle, in denen Kaiserzeitgräber mitten auf alten Friedhöfen der thrakischen (richtiger illyrischen) Kultur gefunden werden, gar nicht selten sind.

Wer in diesem Grabe bestattet wurde und wer die Verfertiger dieser Gegenstände sind, ist noch nicht sicher festgestellt, eins erscheint aber sicher, nämlich daß es Germanen waren. Die Vermutung liegt auch nahe, daß wir einheimische Arbeit vor uns haben. Schon manches an der unteren Weichsel angefertigte Schlangenarmband ist hier bei Graudenz gefunden worden, eine stattliche Anzahl davon sind im Graudenzer Museum vorhanden, ich verweise namentlich auf eins der bereits S. 101 erwähnten silbernen Armbänder aus Sellnowo. Ein goldenes Armband dieser Art ist noch nicht in Deutschland gefunden worden. Man könnte zum Vergleich wohl den goldenen Armreifen von Flurstedt, Großherzogtum Sachsen-Weimar, jetzt im Museum für Völkerkunde, Berlin (Blume, Abb. 99), und die goldenen Armreifen aus Schweden (Blume, S. 77) heranziehen, es gleicht ihnen aber nicht; mehr Ähnlichkeit hat es mit dem silbernen Armring von Rebenstorf, Kr. Lüchow (Blume, Abb. 91). Vgl. hierzu auch Kossinna, Die deutsche Vor-

[1]) Mannus VII, S. 359 und IX, S. 121. Nachdem ich durch die reichen Abbildungen der Güntherschen Abhandlung den Fund besser kennen gelernt hatte, bin ich allerdings zu der Ansicht gekommen, daß er richtiger in die Mitte oder die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. zu setzen ist. Vgl. meinen hier folgenden Aufsatz. G. Kossinna.

Digitized by Google

geschichte, 2. Aufl., S. 161 ff., und über den Flurstedter Fund Götze, Höfer und Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 296. Es wäre wohl denkbar, daß das Armband von skandinavischen Germanen verfertigt ist, die über die Ostsee ins Weichselgebiet gezogen sind, nachdem die früheren Bewohner in der Zeit der Völkerwanderung ihre Wohnsitze hier verlassen hatten. Da es aber nicht genau den schwedischen entspricht, ist es auch möglich, daß es noch von Ostgermanen herrührt, die es einem der Ihren ins Grab legten, ehe sie auswanderten. Nach Blume S. 169 und 203 wohnten auf dem Westufer der Weichsel zwischen Schwetz und Oliva bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. die Gepiden, ein Stamm der Goten, die ihre Toten zu bestatten pflegten. Man kann also annehmen, ein jüngerer Gepidenheld mit seiner Gattin hat hier seine Ruhestätte gefunden.

Als Anhaltepunkt für die Zeit, aus der die oberen Steinkisten (siehe Abb. 3, 1 und 2) stammen, mögen hier noch die Abbildungen einer Reibschale und einer kleinen Gesichtsurne folgen, die aus Grab 3 und 5 (vgl. Abb. 2) stammen. Sie wurden gleichzeitig mit 1 und 2 geborgen. Die Gräber enthielten eine größere Anzahl Urnen. Die Reibschale Taf. IV Abb. 3 ist aus Lehm gebrannt und hat zwei Ausgüsse. Sie diente als Untersatz für eine Urne. Sie ist 25 cm lang, 20,5 cm breit und 4,5 cm tief. Die Urne Taf. IV Abb. 4 enthielt Kinderknochen und ist namentlich dadurch bemerkenswert, daß noch ein halber gedrehter eiserner Ring durch Rost und Sand angekittet ist, der einst um den Hals der Urne herumlag. Rechts von dem winzigen Näschen ist Taf. IV Abb. 4 ein Auge zu sehen, an beiden Ohren ist je ein Bronzering mit Kettchen. Sie ist mit Deckel 16 cm hoch.

Alle Fundstücke sind von dem Besitzer des Ackers dem Graudenzer Museum überwiesen worden, dessen durch die Rondsener Funde bekannten Sammlungen dadurch eine vortreffliche Erweiterung erfahren haben.

Die Photographien sind von Dr. Anger, Dr. Hecht und Schmidtmann, die Skizzen von Skalnik angefertigt.

Digitized by Google

Das Reitergrab von Kommerau in Westpreußen
und die germanischen Trinkhörner, Spielsteine und goldenen Schlangenkopfarmspiralen der Kaiserzeit [1]).

Von Gustaf Kossinna.

Mit 36 Textabbildungen.

Den Fund von Kommerau, der in den Zeitungen anfangs der Bronzezeit zugeschrieben wurde, habe ich seinerzeit auf Grund nicht voll zureichender Fundberichte und flüchtiger Skizzen einiger Fundstücke ins 4. Jahrhundert nach Chr verlegt. Nachdem ich jedoch den Fund in seinen Einzelheiten genau kennen gelernt, ein paar Stücke zweifelhafter Art durch das Entgegenkommen des Herrn Professor Günther sogar zugeschickt erhalten hatte, war ich zu der Ansicht gekommen, daß wir es mit einem einheitlichen Grabe eines vornehmen, reichen Mannes aus der Mitte des 3. Jahrhunderts zu tun haben. Denn weder die gewaltige Länge der Steinkammer — sie beträgt 4,80 m —

[1]) Als ich von Herrn Studienrat Günther vor etwa vier Jahren sein Manuskript über die Kommerauer Grabung erhielt, empfand ich die Notwendigkeit einer eingehenderen, vergleichenden Würdigung dieses reichen und wichtigen kaiserzeitlichen Grabes, und Herr Günther teilte dann auch durchaus meine Meinung. Ich sammelte damals zu vergleichender Behandlung aus meinen Fundmappen und der Literatur sofort eine große Stoffmenge über germanische Trinkhörner, Würfel und Spielsteine, goldene Tierkopfarmspiralen usw. Leider kam ich dann infolge andauernder Abhaltung durch andere unaufschiebbare Arbeitspflichten mehrere Jahre nicht dazu, jenen großen Stoff zu verarbeiten, mitzuteilen und darzustellen. Und so blieb auch Günthers Aufsatz so lange im Satze stehen. Nun endlich war kein längerer Aufschub mehr angängig. In den Märzwochen dieses Jahres habe ich die Darstellung ausgearbeitet, konnte aber von dem übergroßen Stoff an Trinkhornfunden aus Raumrücksichten wie aus Zeitmangel nur ganz wenige statistisch behandeln, die Würfelfunde mußte ich sogar fast ganz beiseite stellen, was insofern zu rechtfertigen ist, da im Grabe von Kommerau Würfel nicht gefunden worden sind. Ich hoffe aber, auch mit dieser mir jetzt allein möglich gewordenen kürzeren Behandlung der einschlägigen Fragen die Erforschung der kaiserzeitlichen Germanenkultur, die mir, wie schon meine Abhandlung von 1905 beweist, ebenso wie Bronze- und Steinzeit, ganz besonders ans Herz gewachsen ist, in manchen Punkten gefördert zu haben.

31. März 1922. G. Kossinna.

Digitized by Google

noch der von den Findern zu einseitig hervorgehobene Goldschmuck kann hinreichenden Grund bieten, neben der durch die Sporen bezeugten Beisetzung einer Mannesleiche noch eine zweite Bestattung, etwa die einer mit Goldschmuck ausgestatteten Frau, anzunehmen. Denn Goldschmuck von der Art des Kommerauer, insbesondere der goldene Handgelenkreif, ist gerade Kennzeichen des vornehmen Mannes, wie wir aus gleichzeitigen dänischen Gräbern wissen. Es liegt hier also eines von jenen reicheren spätkaiserzeitlichen Skelettgräbern vor, die oft auch ein provinzialrömisches Bronzegefäß oder einen Glasbecher enthalten, in Ostthüringen, an der Odermündung, in Seeland und in Südnorwegen sogar oft deren mehrere aufweisen.

Abb. 1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Da die Fibel beim Manne am Halse oder an der Schulter zu liegen pflegt, so muß der Kopf der vergangenen Leiche nach Norden, mithin die Füße, wie auch die Sporen zeigen, nach Süden gelegen haben. Die Gewebereste in der Mitte des Grabes, wo die Schnalle die Gegend des Gürtels anzeigt, beweisen, daß der Tote in seiner Kleidung beerdigt worden ist. Die Richtung der Leiche N—S entspricht dem Brauche dieser Zeit in Bornholm und Schweden, während auf dem an prächtig ausgestatteten Skelettgräbern des 3. Jahrhunderts reichsten Gebiete, der Insel Seeland, der Kopf der Skelette nach Süden, die Füße nach Norden gelegt wurden [1]).

[1]) Sollte hiermit nicht zusammenhängen, daß bei den aus Seeland stammenden Silingen des Zobtengebiets die Lage der Skelette im 1. Jahrh. nach Chr. ebenfalls die von S nach N gerichtete ist, während in Ostthüringen im 3. Jahrh. die Lage N—S bevorzugt wird (25 Jahre Siedlungsarchäologie, Mannusbibliothek 22, S. 83f. M. Jahn, und S. 96ff. W. Schulz)?

Digitized by Google

I. Südende.

Tönerne Beigefäße, 4 an der Zahl (Taf. III, 1 Günther und unsere Abb. 1), standen, wie es häufig der Fall ist, zu Füßen der Leiche. Ebenso häufig stehen sie sonst freilich auch zu Häupten des Toten. Unter ihnen befindet sich, als Gefäß a bezeichnet, eine jener meist ziemlich roh gearbeiteten Tassen mit dickem, weit ausgezogenen, oft spitzwinklig geknicktem Henkel, die ich schon 1905 in meiner Abhandlung über die „Archäologie der Ostgermanen“ [1]) als Kennzeichen ostgermanischer Zivilisation hingestellt habe. Treffen wir solche Henkeltassen vereinzelt auch schon im letzten Jahrhundert vor Chr. an [2]), so ist doch erst die Kaiserzeit, besonders die spätere Kaiserzeit, namentlich das 3. Jahrhundert nach Chr., die Zeit ihres häufigen Erscheinens. Ich habe sie seinerzeit aus dem Gebiete von Schlesien, Niederlausitz, Hinterpommern, Westpreußen, Ostpreußen und Bornholm bekannt gemacht. Später sind solche auch aus der Provinz Posen veröffentlicht worden [3]), sowie aus Polen [4]) und Ostgalizien [5]).

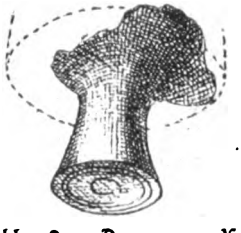


Abb. 2. Damme, Kr. Prenzlau, Uckermark (nach Schumann). Mus. Prenzlau.

Zu einem anderen, ebenfalls durchaus ostgermanischen, jedoch nur gotisch-burgundisch-rugischen, nicht auch wandalischen Typus, nämlich dem schwarzglänzenden einhenkligen Pokal mit hohem, von innen her hohlem Fuß, gehört das Kommerauer Gefäß b. Ich habe diese Gefäßart aus Ost- und Westpreußen [6]), Ostbrandenburg (Abb. 2), sowie dem Thorsberger Moor nachweisen können. Später

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 398, Abb. 23, 24.

[2]) J. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatène-Zeit. S. 192, Abb. 216.

[3]) Mannus II, S. 226, Abb. 10 (M. Schultze): Latkowo, Kr. Hohensalza; E. Blume, Katalog der Posener Ausstellung 1909, S. 77 Nr. 1055: Wlostowo, Kr. Schroda (Taf. 18) und S. 27: Gr. Gay, Kr. Samter (Mus. f. Völkerk. Berlin Id 1703); Album prähist. Denkmäler d. Grh. Posen IV. Posen 1915, Taf. 64, Abb. 4: Bozejewice, Kr. Strelno; außerdem unveröffentlicht im Bromberger Museum je ein Stück aus Parchanie Parzelle, Kr. Hohensalza, und Montwyfluß, Kr. Strelno; im Kaiser Friedr.-Mus. zu Posen ein Stück aus Gorszewice, Kr. Samter.

[4]) Tyczyn, Kr. Sieradz, Gouv. Kalisch: 1 Stück (Archäol. Sammlung d. Univers. Krakau), unveröffentlicht.

[5]) K. Hadaczek: Cmentarzysko cialopalne kolo Przeworska. Lemberg 1909. Taf. T, Abb. 43.

[6]) Vgl. im allgemeinen: Kossinna, a. a. O. S. 398; Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte [2], [3], S. 176 f. nebst Taf. 30; für Westpreußen kommt noch hinzu ein nur im Fußteil erhaltenes Stück von Ladekopp, Kr. Marienburg (Lissauer und Conwentz: Schriften d. Danziger Naturf.-Ges. N. F. VI, 3, Taf. II).

Digitized by Google

konnte ich Vertreter derselben auch in Hinterpommern [1]) und Nord-Posen [2]) feststellen.

Die senkrechten Furchen, mit denen der Bauch des Kommerauer Pokals bedeckt ist, finden sich in ähnlicher Weise angebracht bei dem einzigen auf Bornholm gefundenen Seitenstück dieser Gefäßart [3]).

Als ostgermanisch ist wegen der senkrechten Furchung des Fußes auch die niedrigere Fußschale c anzusprechen.

Über das vierte Gefäß erfahren wir nichts Näheres.

Von den Metallgeräten des Fußendes fallen zunächst die beiden bronzenen Knopfsporen (Abb. 3 = Günther Taf. III, 5) auf. Ihre

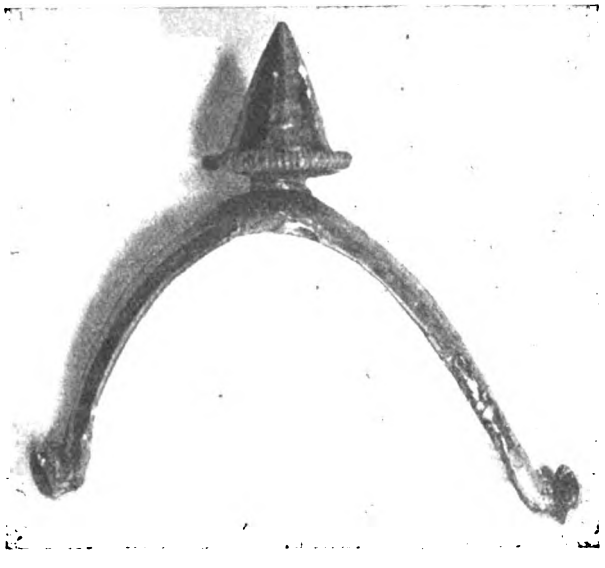


Abb. 3. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Gestalt ist zwar selten, aber gerade aus dem benachbarten Hinter-Pommern konnte ich mühelos zwei ähnliche Vorkommnisse feststellen: ein Stück aus Groß-Gustkow, Kr. Bütow, und 2 Stücke aus einem Skelettgrabe zu Polzin, Kr. Belgard. Seitdem hat Martin Jahn in seinem trefflichen Buch „Der Reitersporn" eingehender die typologische Stellung dieser Sporenart dargestellt, wobei er noch ein zugehöriges Sporenpaar eines Skelettgrabes in

[1]) Selchow, Kr. Greifenhagen (Mus. Stettin: Balt. Stud. 39, S. 234, Taf. IV, 10 aus dem 2. Jahrh. nach Chr.); Bublitz (Mus. Stettin, unveröffentlicht).

[2]) Karlsdorf, Kr. Bromberg: mit Mäanderband, wie bei den Stücken aus Ost- und Westpreußen (Mus. f. Völkerk. Berlin); Bozejewice, Kr. Strelno: Posener Album IV, Taf. 64, Abb. 3; Ottorowo, Kr. Samter, und Orschkau, Kr. Schroda: beide im Kaiser-Friedr.-Mus. zu Posen (unveröffentlicht).

[3]) S. Müller, Ordnung, Jernalderen, Abb. 171.

Digitized by Google

Hügel II zu Mischischewitz, Kr. Karthaus in Westpreußen, hinzufügen konnte [1]). Alle diese Gräber gehören ins 3. Jahrhundert nach Chr. Das Eigentümliche dieser nordostdeutschen Abart ostgermanischer Knopfsporen besteht darin, daß der gedrungene Stachel sich am breiten Ende einzieht und dort schließlich einen scharf abgesetzten, wenn auch kurzen Hals erhält, offenbar unter dem Einfluß der spätesten Formen der westgermanischen Stuhlsporen. Die Kommerauer Sporen und auch der Groß-Gustkower Sporn betonen die Engigkeit des Halses noch besonders dadurch, daß bei ihnen der Unterteil des Stachelkegels mit einem ausladenden, quergekerbten Wulst über dem Halse sich ausbreitet [2]).

Bemerkenswert ist, daß, wie es ziemlich oft bei Sporenpaaren der späteren Kaiserzeit der Fall ist, das Kommerauer Sporenpaar verschieden gewölbte und verschieden lange Schenkel besitzt, und zwar im Gegensinn gestaltete. Jahn hat jetzt nachgewiesen [3]), daß der gestreckte, also längere Schenkel an der Außenseite des Fußes, der gewölbte, also kürzere Schenkel an der Innenseite des Fußes saß, so daß also der Stachel im Ruhezustande dem Pferdeleibe schräg auswärts abgekehrt war — und nicht umgekehrt saß, wie man früher angenommen hatte.

Abb. 4. Kommerau, Kr. Schwetz.

„Dicht bei den Sporen" lag die „Bronzezwinge", Günther Taf. II, d (unsere Abb. 4), die mir auf meinen Wunsch von Herrn Studienrat Günther zur Ansicht übersandt worden ist, ebenso wie die Fibel b und der Bronzekegel e.

Über die Bedeutung der „Zwinge" war ich schon lediglich aus der Abbildung ins Klare gekommen, indem ich voraussetzte, daß sie weder oben noch unten einen Verschluß habe. Diese Voraussetzung traf zu. Wir haben hier den Bronzebeschlag einer **Trinkhorn**spitze vor uns. Der Gestalt nach ähnelt dieser Spitzenbeschlag mit Randleiste dem gleichartigen und fast einzigen Trinkhornbeschlag der dänischen Völkerwanderungszeit, d. h. nach dänischer Bezeichnung vom Ende des 3. Jahrhunderts nach Chr. Dies Stück ist allerdings aus Silberblech gehämmert [4]); es entstammt dem männlichen Skelettgrabe II aus Varpelev bei Stevns im südöstlichen Seeland, auf das ich wegen seines sonstigen Inhalts später noch werde zurückkommen

[1]) M. Jahn, Der Reitersporn. Leipzig 1921. Mannusbibl. 21, S. 58.

[2]) Gekerbte Wulste sind in der späteren Kaiserzeit bei den Ostgermanen — namentlich allerdings an Silberarbeiten — eine so häufige Verzierung, daß es nicht zulässig ist, aus dem Auftreten dieser Erscheinung bei den Sporen und der Schnalle auf einen und denselben Verfertiger dieser Gegenstände zu schließen, wie Günther tut (oben S. 107).

[3]) Jahn, a. a. O. S. 59.

[4]) S. Müller, Ordning, Jernalderen, Abb. 311; Aarböger 1877, S. 355, Abb. 13b (C. Engelhardt).

Digitized by Google

müssen. Der einzige andere so spät fallende Fund eines Trinkhorns in Dänemark stammt aus einem männlichen Skelettgrabe von Aasö, Amt Præstö im östlichen Seeland [1]). In Ostpreußen dagegen erscheinen Trinkhörner erst seit dem 3. Jahrhundert nach Chr., um bis ins 5. Jahrhundert durchzuhalten [2]). Dieses scheinbar so späte erste Auftreten wird aber doch wohl nur auf unserer Unkenntnis beruhen, da in Livland und selbst darüber hinaus in Finnland bereits im 2. Jahrhundert Trinkhörner auftauchen.

Da bei Auffinden der „Bronzezwinge" sich noch „Holzreste" in ihr befunden haben sollen, so wird man diese eher wohl für die Reste des Rinder-

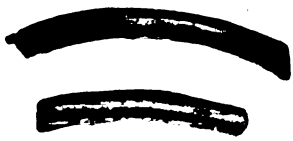


Abb. 5. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Abb. 6. 2/3. Kommerau, Kr. Schwetz.

horns zu halten haben, was eine chemische Untersuchung vielleicht auch jetzt noch festzustellen vermöchte [3]), falls jene Reste noch erhalten sind.

„Beim Sieben des Sandes" — leider wird nicht gesagt, von welchen Stellen des Grabinneren der Sand genommen worden ist — haben sich die Bronzegegenstände, Günther Taf. II g, (unsere Abb. 5) gefunden: es sind Teile eines einfachen geschlitzten Hohlringes, klärlich Reste der Bronzeeinfassung des Mündungsrandes desselben Trinkhorns, dessen Spitzenbeschlag wir soeben behandelt haben. Diese Reste werden also wohl von derselben Stelle kommen, wo die Trinkhornspitze gelegen hat: neben den Sporen.

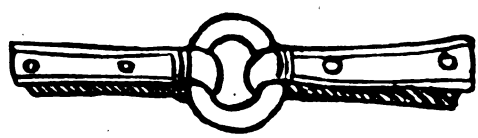


Abb. 7. 1/1. Lünow, Kr. Westhavelland, Brandenburg.

Weiter fand sich dicht bei den Sporen in einem der vier Beigefäße die „Bronzeschnalle" f (Taf. II Günther; unsere Abb. 6). Tatsächlich liegt hier nicht eine Schnalle, sondern ein kleiner Ring vor, der zwei Bronzebeschläge verbindet, die, wie ihre Endniete zeigen, an Lederriemen festgesessen haben müssen. Durch Bronzeglieder unterbrochene Lederriemen sind bezeichnend für die Tragketten der Trinkhörner der festländischen Germanen, und zwar vom Anfang des Aufkommens an, soweit es durch Gräberfunde zu erkennen

[1]) Katalog des dänischen Nationalmuseums (Etiketten), Eisenzeit, S. 78 Nr. 29.

[2]) Bezzenberger: Sitzungsberichte der Prussia, Heft 22. Königsberg 1909, S. 184 ff. und S. 564. — F. Peiser, Die Trinkhornränder des Prussiamuseums in: Festschrift Adalb. Bezzenberger dargebracht. Göttingen 1921. S. 114 ff.

[3]) Vgl. übrigens Olshausen: Verh. d. Berl. anthr. Ges. 1892, S. 448 ff., besonders S. 452 f.

Digitized by Google

ist, d. h. vom 1. bis 3. Jahrhundert (Abb. 7) [1]). In Dänemark und auf Gotland (nebst Finnland: Finskt Museum 21, 1914, S. 31 f.) dagegen bestehen diese Tragketten im 1. Jahrhundert nach Chr. ganz überwiegend aus ineinander greifenden Bronzegliedern ohne Unterbrechung durch Lederteile, und die deutsche Art greift hier erst mit dem 2. Jahrhundert Platz [2]), ohne die andere zu verdrängen. Die vollkommen aus Bronzegliedern hergestellte Trinkhornkette des Hügelgrabes VII aus Mischischewitz, Kr. Karthaus in Westpreußen [3]), sehe ich als gotländisches Einfuhrstück an.

Wir haben es hier nur mit einem einzigen Trinkhorn zu tun; das ist, wie schon Undset [4]) beobachtet hat, die Regel im 3. Jahrhundert und noch später, wo wir Trinkhörner allerdings außer in Ostpreußen und im Baltenlande nur noch in Norwegen und England [5]) antreffen. In der frühen Kaiserzeit dagegen ist die Doppelzahl der Trinkhörner das Gewöhnliche, in Mannes- wie in Frauengräbern. Aber nicht nur im Tode, auch im Leben haben die Germanen damals stets zweier Trinkhörner sich bedient. Das erfahren wir aus einer Bemerkung des älteren Plinius in seiner „Naturgeschichte", die allerdings, da der Text hier vom Herausgeber

[1]) Von solchen dreiteiligen Riemenverbindungsstücken aus Bronze, deren Bestimmung er allerdings noch nicht erkannt hatte, führt Blume aus Westpreußen folgende fünf Beispiele an: Maciejewo, Kr. Dirschau (Skelettgrab des 1. Jahrh. nach Chr.), Abb. 69; Dirschau Zuckerfabrik, Preußisch-Stargard (Urnengrab vom Ende des 2. Jahrh.), Groß-Zirkwitz, Kr. Flatow (Urnengrab vom Anfang des 2. Jahrhunderts), Hansdorff, Kr. Elbing (E. Blume, Die germanischen Stämme, 1912, Mannusbibl. 8, S. 58 f.). Unvollständige Stücke der Art liegen wohl noch aus Ladekopp, Kr. Marienburg, vor (Lissauer und Conwentz, Schriften d. Naturf. Ges. Danzig, VI, Heft 3. Taf. IV, 14, 15). — Im übrigen habe ich zu dem Verzeichnis der Trinkhornreste, die Blume a. a. O. S. 145 aus dem Gebiete zwischen Oder und Passarge bespricht, nur nachzutragen: 1. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe: verzierter Spitzenbeschlag (29. Danziger Museumsbericht für 1908, S. 33); 2. Czacz, Kr. Schmiegel: frühes Skelettgrab mit Spitzen- und Mündungsbeschlag und Kettenrest (Posener Album III, Taf. 59, 10—13); 3. Reisau, Kr. Nimptsch: Skelettgrab mit Trinkhornspitzenbeschlag (Jahn: Mannusbibl. 22 (1922), S. 82, Abb. 13, S. 85); 4. Rützenhagen, Kr. Schivelbein: Spitzenbeschlag in Form eines Stierkopfes, also wohl Einfuhrstück aus Dänemark (Schumann, Kultur Pommerns, S. 172; nicht im Stettiner Museum); 5. Lübsow, Kr. Greifenberg: Zwei auch in der Hornmasse großenteils erhaltene Trinkhörner mit silbernen Beschlägen und Kettengliedern (Prähist. Zeitschr. IV, S. 142ff., Taf. 13); Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw. [2], [3], Abb. 427. — Aus dem benachbarten Polen nenne ich noch einen Fund augusteischer Zeit, der 1883 in Dzierlin, Kr. Sieradz, Gouv. Kalisch gemacht wurde, wo neben 1 frühen Eisenfibel, 1 Schere, 1 Spornrest, 1 schmalem Schwert mit Griffknauf, 1 scharfgratigen Lanzenspitze, 1 Schildbuckelrest nebst 5 Nägeln, 1 Eisenmesser auch ein früher Trinkhornspitzenbeschlag zu Tage kam (Universität Krakau).

[2]) Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands. S. 21.

[3]) Conwentz, Das Westpreußische Provinzialmuseum. Danzig 1905. Taf. 72, Abb. 4.

[4]) Undset, Fra Norges ældre Jernalder (Aarböger 1880, S. 135 f.).

[5]) R. C. Neville, Saxon Obsequies. London 1852. Taf. 15.

Digitized by Google

aus Mißverständnis entstellt worden ist, in ihrer Bedeutung bisher nicht richtig eingeschätzt werden konnte. Nat. hist. 11 § 126 heißt es: urorum cornibus barbari septentrionales potant urnisque bina [1]) capitis unius cornua implent, d. h. die Nordvölker (also die Germanen) trinken aus Urstierhörnern und füllen aus Gefäßen je zwei Hörner ein und desselben Stierhauptes.

Wir wissen jetzt also, daß, wenn während der frühen Kaiserzeit in den Gräbern und selbst in den Moorfunden, die auf Seeland in zwei Doppelfällen eine besondere Art von linearverzierten Trinkhörnern mit angehängtem Spitzenring aus Rinderhorn und ohne Metallbeschläge bieten [2]), zwei Trinkhörner beisammen niedergelegt werden, diese von einem und demselben Urstiere stammen und von den Bestatteten oder den Opfernden zu Lebzeiten bei festlichen Mahlen (dies nach Cäsar) gemeinsam verwendet worden sind. In welcher Weise diese gemeinsame Verwendung zweier Hörner zu denken ist, darüber ist es freilich schwer, etwas zu sagen. Mit Montelius aber es merkwürdig zu finden, daß gerade die Trinkhörner in doppelter Zahl ins Grab mitgegeben wurden, dazu liegt kein Anlaß vor. Denn auch andere hervorragende Trinkgefäße werden gern doppelt mitgegeben, ja dies geschieht sogar mit ganzen Trinkservicen [3]). Ich brauche hier nur an das reiche Grab des 1. Jahrhunderts aus Lübsow, Kr. Greifenberg, zu erinnern, worin sich 2 Silberbecher, 2 senkrecht gefurchte Glasschalen, 2 Trinkhörner fanden. Zwei ebensolche Glasschalen fanden sich in dem Skelettgrab von Bietikow [4]), Kr. Prenzlau, ferner in dem Grabe von Kossin, Kr. Pyritz, in dem von Espe auf Fünen (hier neben 2 Trinkhörnern), zu Juellinge auf Laaland (ebenfalls neben 2 Trinkhörnern), zu Storedal in Smaalenene (Norwegen). Das bekannte oberschlesische Skelettgrab des 1. Jahrhunderts zu Wichulla enthielt 2 Bronzeeimer und 2 Schöpfkellen; das gleichzeitige Grab von Schladitz-Zwochau, Kr. Delitzsch, neben 2 Trinkhörnern 2 Bronzeschüsseln und 2 mal 2 Schöpfkellen. Je zwei gleiche Silberbecher bargen die jütländischen Gräber

[1]) Detlefsen hat hier die schlechte Vermutung vini statt bina in den Text eingesetzt. E. Norden (Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig 1920, S. 284) bemerkt, daß er bei der Lesung meiner „Deutschen Vorgeschichte" S. 205 auf die Notwendigkeit der Herstellung der handschriftlichen Überlieferung gekommen sei. — Nicht beistimmen kann ich Norden jedoch, wenn er in den „Ergänzungen zum zweiten Abdruck" seines Buches, 1922, S. 510 meint, des Plinius Worte bezögen sich auf die Thraker, bei denen die Verwendung der Hörner des Wisents und des Urs zu Trinkhörnern oft bezeugt sei. Wenn Plinius von Nordvölkern spricht, so kann er wohl nur die Bewohner Germaniens in Sinne haben, die er persönlich in ihrem Lande beobachtet hat, nicht aber die ihm nicht näher bekannten Thraker. Außerdem weise ich auf die in Dänemark heimische Art des Spitzenbeschlags von Trinkhörnern hin, der einen Stierkopf darstellt.

[2]) Aarböger 1886, S. 239 und 1892, S. 285; auch S. Müller, Ordning 181.

[3]) Prähist. Zeitschr. 4, S. 126 ff.

[4]) Dieser Ort wird infolge fehlerhafter Schreibung in der ersten Veröffentlichung des dort gehobenen Fundes wie auch auf den Etiketten im Berliner Museum bisher stets Bietkow genannt; er heißt aber Bietikow.

Digitized by Google

des 1. Jahrhunderts von Byrsted, Amt Aalborg, und von Mollerup, Amt Viborg; je 2 gleiche Glasbecher fanden sich in Grab I und Grab IV von Juellinge auf Laaland. Und dasselbe gilt für die späte Kaiserzeit. Die seeländischen Gräber von Nordrup, Vallöby, Varpelev und Himlingöje enthielten mehrfach je zwei gleiche Glasbecher, zuweilen im Verein mit Paaren von Bronzegefäßen; ebenso das schwedische Grab von Öremölla. Das Grab von Vallöby z. B. enthielt neben einem Goldspiral-Armband und 3 goldenen Doppel-Fingerringen vom Typus der Kommerauer Stücke 2 germanische Silberbecher, je 2 kampanische Bronzeeimer, Schöpfkellen und Siebe, 2 schräggewellte Bronzeeimer und 2 zweihenklige flache Bronzeschalen. Da diese Gräber jedem Fachmann bekannt sind und auch in den allgemeinen Darstellungen vielfach beschrieben worden sind, spare ich mir nähere Literaturangaben. Die Beispiele ließen sich natürlich leicht vermehren.

Man fragt sich „nach berühmten Mustern", ob hier nicht vielleicht südeuropäischer Einfluß vorliegt. Möglich ist es in diesem Falle schon. Man vergleiche, was Pernice in dem 58. Berliner Winckelmannsprogramm „hellenistische Silbergefäße" über die Zweizahl der antiken Becher ausgeführt hat.

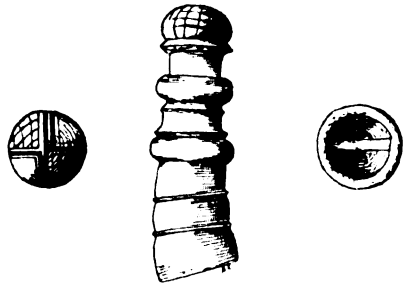


Abb. 8. 2/3. Büßen, Kr. Salzwedel.

Ich möchte hier aus meiner für Deutschland wohl annähernd vollständigen Stoffsammlung für Trinkhornreste nur noch mitteilen, daß eine kleinere Anzahl derselben noch aus dem Ende der Spätlatènezeit stammt. Das ist zunächst der Fall mit den Tragkettengliedern vom Hradischt bei Stradonitz an der Beraun[1]), wo man in diesem Falle wohl eher an Germanen, als an Bojer denken muß, da gallische Trinkhörner mir wenigstens nicht bekannt sind. Ein zweiter Fundort ist das Spätlatène-Gräberfeld von Großromstedt bei Jena. Von hier kenne ich zwei Trinkhornspitzenbeschläge, die einen Schlußknopf mit kreuzweiser Oberflächenrippung zur Füllung mit Blutemail darstellen, wie sie kennzeichnend sind für den Ausklang der Latènezeit bei Kelten und Germanen. Sie fanden sich in Grab 13 zusammen mit einem bronzenen geknoteten Tragkettengliede[2]). Ferner erscheint ein solcher Spitzenbeschlag in einem Grabe von Büßen, Kr. Salzwedel, dessen Inhalt im Museum zu Salzwedel sich

[1]) Pic, der Hradischt bei Stradonitz. Prag 1903 (Starožitnosti II, 2), Taf. XXVI, 14, 15, 20, 21, 23, 25, 27; ein Spitzenbeschlagrest liegt möglicherweise in dem Stück vor, das Taf. XXIII, 27 abgebildet ist.

[2]) Kropp, Zeitschr. d. Ver. f. Thür. Gesch. u. Alt. Bd. 26, Taf. I, 13, 14 und G. Eichhorn: Tafeln zur Vor- und Frühgeschichte Thüringens. Jena 1910, V, 182 und 172.

Digitized by Google

befindet. Die Abbildung des Beschlags (Abb. 8) verdanke ich Herrn Konservator Zechlin daselbst. Im Grabe befanden sich außerdem 2 ganz frühe kegelförmige Schildbuckel von der Form Jahn Nr. 5; der eine von ihnen besitzt 5 flachgewölbte kleine Eisennietköpfe, also von besonders früher Art; beide Buckel waren mit Leichenbrand gefüllt. Ferner Reste eines zweischneidigen Schwerts; 3 flache Lanzenspitzen; Reste einer Bronzeschale mit 2 beweglichen Bronzegriffen an dreigeteilten Henkelanhängern, 2 eiserne Rahmenfibeln, 1 Bronzefibel mit geschlossenem Nadelhalter und 1 zweite Bronzefibel mit Stützplatte [1]). — Der 5. Fundort eines Endbeschlags mit keltisch gefurchtem Knopf bietet das schon erwähnte Grab von Czacz in Posen (oben S. 116, Anm. 1). — Ob ein eiserner Trinkhornspitzenbeschlag von Ragow, Kr. Teltow (Märk. Museum) hierherzurechnen ist, kann zweifelhaft erscheinen.

II. Nordende.

Am Nordende muß der Kopf des Bestatteten gelegen haben. Dort finden wir, und zwar in der Nordostecke, die Fibel b, die „Dolchklinge" c, den

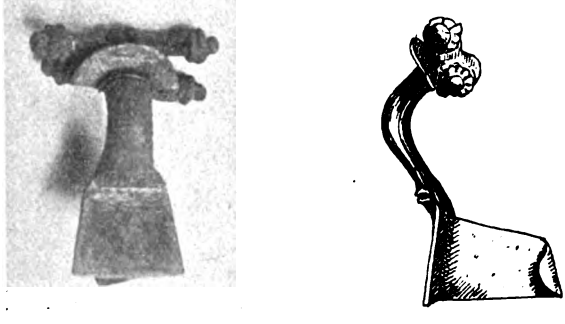


Abb. 9. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

kleinen Bronzekegel e. Ich nehme aus inneren Gründen an, daß auch das „Messer" h nebst dem Bronzerest i von dieser Stelle stammen, obwohl über die Lage von i gar nichts und über h nur bemerkt worden ist, daß es wie die Stücke g des Trinkhornmundbeschlags aus dem Sande ausgesiebt worden ist.

Die Fibel, Günther Taf. II, b gehört zu der großen Gruppe der zweigliedrigen Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter (Abb. 9). Sie hat eine doppelte Spiralrolle, halbkreisförmigen Kopfkamm, scharf abgesetzten breiten Fuß, der nach oben hin durch eine gefurchte Querleiste abgeschlossen wird, ist demnach der Almgrenschen Reihe 1 dieser Fibelgruppe einzuordnen, die ins 3. Jahrhundert fällt. Das Auffälligste an dem Stück ist der ganz wie bei

[1]) Die Fibeln sind abgebildet in der Hallischen „Jahresschrift" Bd. 9 (1910), S. 18, Abb. 3, S. 25, Abb. 4 und Taf. I, 23.

Digitized by Google

den eingliedrigen Armbrustfibeln der frühen Kaiserzeit gestaltete, taubenschwanzartige Fuß. Als Vorstufe ist wohl anzusehen die ostgermanische Reihe 8 der Almgrenschen Gruppe V, bei der für gewöhnlich Bügelkamm und Fußknopf schon fehlen. Und zwar am ehesten wohl eine Fibel wie Almgren, Fibelformen, Taf. VI, 122, bei der außer dem halbkreisförmigen Kopfkamm noch eine mittlere Querleiste als Rest des Bügelkammes erhalten geblieben ist und die auch den breiten, taubenschwanzförmigen Fuß besitzt. Das Urstück zu Almgren Abb. 122 stammt auch aus Westpreußen, und zwar aus Ladekopp, Kr. Marienburg.

Abb. 10. $^2/_3$. Kommerau, Kr. Schwetz.

Übrigens gibt es im 3. Jahrhundert innerhalb der anderen damals herrschenden Fibelart, der Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, ganz ausnahmsweise auch Stücke mit Taubenschwanzfuß. E. Blume hat eine solche aus

Abb. 11. $^1/_1$. Kommerau, Kr. Schwetz.

Hansdorf, Kr. Elbing, eine andere aus Neustadt, Kr. Neutomischel in Posen nachgewiesen [1]).

Außer der Fibel lag am Kopfende die „Dolchklinge", Günther Taf. II, c (Abb. 10) und vielleicht auch das „Messer" h (Abb. 11) nebst dem Bronzerest i (Abb. 12). Ich nenne diese drei Bronzebruchstücke

Abb. 12. $^2/_3$. Kommerau, Kr. Schwetz.

zusammen, weil ich glaube, daß sie zu einem und demselben Gegenstande gehörten, nämlich zu einer Schöpfkelle. Von dem Stück c ist es ohne weiteres klar, daß es der platte, mit Seitenauszackungen versehene Griff einer Schöpfkelle ist. Ich bilde zum Vergleich eine Schöpfkelle (nebst Sieb) des 3. Jahrhunderts aus Damme, Kr. Prenzlau, ab (Abb. 13a, 13b, 14). Über die Stücke h und i bin ich nicht so sicher, und leider habe ich es auch

[1]) Blume, Die germanischen Stämme, S. 28 und Ausstellung Posen 1909, Nr. 1085, Abb. 21.

Digitized by Google

versäumt, sie mir zur Ansicht kommen zu lassen, wie es mit der Fibel, dem „Bronzekegel e“ und der „Stockzwinge d“ geschehen ist. Vor der Hand weiß

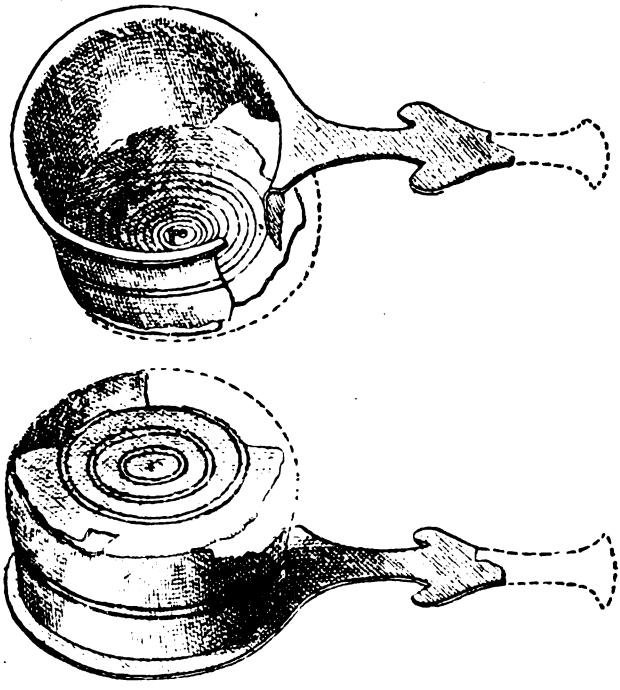


Abb. 13a, b. Damme, Kr. Prenzlau (nach Schumann). Mus. Prenzlau.

ich sie nach der Abbildung dieser letztgenannten beiden Stücke nicht anders unterzubringen denn als Randteil der Schöpfkelle, die durch den Griffrest

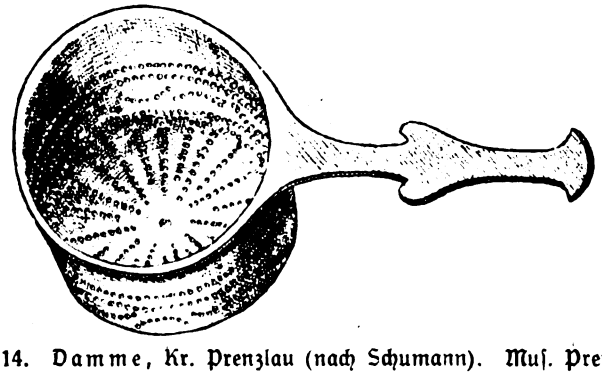


Abb. 14. Damme, Kr. Prenzlau (nach Schumann). Mus. Prenzlau.

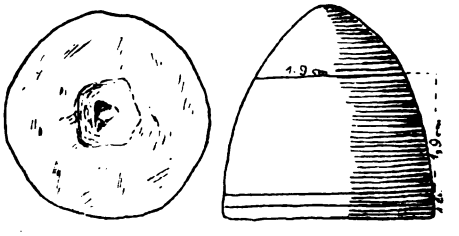
sicher bezeugt ist. Kampanische Bronzegefäße sind ja in West- und Ostpreußen im Gegensatz zum unteren Odergebiet und zu Ostthüringen recht wenig vertreten. Höchst auffallend ist es nun, daß von diesem Gefäß nur

Digitized by Google

ſo geringe Reſte erhalten geblieben ſind, da doch das Grab zweifellos unverſehrt geblieben iſt. Andernfalls wären nicht die koſtbaren Goldringe darin geblieben.

Endlich haben wir noch von dem kleinen Bronzekegel, (Abb. 15, 15a) zu reden, der auf Tafel IIe (Günther) ſehr ungenügend, von oben geſehen, abgebildet worden und daher kaum zu erkennen iſt. Als ich das maſſive, 88 g ſchwere Stück in die Hand bekam, ſah ich alsbald,

Aufſicht
Abb. 15. Faſt 1/1.



Unterſicht Seitenſicht
Abb. 15a. 1/1.

Kommerau, Kr. Schwetz.

daß wir hier die für die Kaiſerzeit bisher noch nicht, ſondern erſt für die Völkerwanderungs- und Wikingerzeit bezeugte Art des kegelförmigen **Spielſteins** vor uns haben. An ein Gewicht, zum Abwägen von Edelmetall, zu denken — eine Wagſchale enthält ja der gleichzeitige Vimoorfund — verbietet die Form des Geräts, denn Bronzegewichte dieſer Zeit ſind niedrige Zylinder [1]), oder wenn ſie ausnahmsweiſe einmal einem Kegel ähneln,

Abb. 16. 1/1. Teterow, Mecklenburg.

Abb. 17. 1/1. Skjerſhem, Bohuslän.

Abb. 18. 1/1. Skjerſhem, Bohuslän.

ſo iſt es ein abgeſtumpfter Kegel, deſſen Oberſeite vollkommen flach abgeſchnitten iſt und in einer Ebene liegt, die parallel iſt zur Grundfläche, nicht aber ein Kegel mit gewölbter Wandung.

Kegel mit Parabelumriß ſind zwar auch als Spielſteine ſelten. Indes kommen ſie doch vor. Ein recht kleiner knöcherner befand ſich nebſt einem kubiſchen Würfel (tessera) in einem der beiden aus dem 5. Jahrhundert

[1]) Rygh, Norſke Oldſager 181c; Guſtafſon, Norges Oldtid, Abb. 346. Schetelig, Veſtlandſke Graver fra Jernalderen. Bergen 1912, S. 111 ff., Abb. 262.

Digitized by Google

stammenden Skelettgräber (N—S-Richtung) aus Teterow in Mecklenburg (Abb. 16)[1]). Schlankkegelförmig ist ein Spielstein aus Speckstein (Abb. 17), der nebst fünf kleineren halbkugeligen (Abb. 18) in der schwedischen Gemarkung Skjerfhem Ksp. Tose, Härad Tunge, Bohuslän gefunden worden ist[2]).

Die gewöhnliche Form der Spielsteine der Kaiserzeit ist die runder, unten flacher, oben niedrig gewölbter Scheiben, wie sie aus den reichen westgermanischen Funden der frühen Kaiserzeit von Klatzow, Kr. Demmin in Vorpommern, und von Gr. Kelle bei Röbel in Mecklenburg bekannt geworden sind.

Aus einem Brandgrabe in Steinhügel auf dem Trompeterberge zu Klatzow, das 1844 aufgedeckt wurde, stammen außer 4 Bronzegefäßen, 2 Spitzen- und Mündungsbeschlägen und Kettengliedern von 2 Trinkhörnern nebst einem Spitzenbeschlag eines dritten Trinkhorns, 2 goldenen glatten Fingerringen, einem dreikantigen massiven Bronze-Armbandbruchstück mit Endknopf, einer Bronze-Riemenzunge auch ein knöcherner Stangenwürfel (talus), und 8—9, zum Teil zerbrannte, knöcherne Spielsteine (Mus. f. Völkerk. Berlin II, 3076—3086)[3]).

Zu Gr. Kelle fanden sich in einem Hügelgrabe eine silberne Schöpfkelle, ein gerades Messer, 1 Schere, 1 Knochennadel, 3 knöcherne Stangenwürfel und 5 knöcherne Spielsteine[4]).

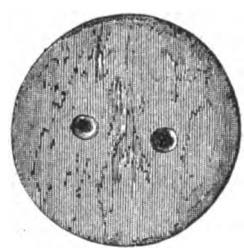


Abb. 19. 1/1. Schonen.

Ungefähr ebenso, höchstens um ein geringes größer, sind die spätkaiserzeitlichen Spielsteine (Abb. 19). Bei den Westgermanen kenne ich sie aus folgenden Gräbern: Bordesholm, Kr. Bordesholm in Holstein; Schmedebye, Kr. Flensburg in Schleswig; Hamburger Gegend; Westerfode a. Oste, Kr. Neuhaus a. Oste, und Hemmoor, Kr. Neuhaus a. Oste, Prov. Hannover; Borstel-Stendal in der Altmark; Rheindorf, Kr. Opladen, Rheinprovinz; Gießen.

Ein unsicherer Fund des Jahres 1898 vom Friedhof in Bordesholm — man weiß, wie mir Prof. Knorr mitgeteilt hat, nicht, ob die Gegenstände aus ein und derselben Urne stammen — enthält eiserne Schildfesselbruchstücke des 3. Jahrhunderts (Abb. 20, also wie Jahn, Waffen, Abb. 220), einen verborgenen Eisennagel, Messerbruchstücke, eine kleine Schere, Bruchstücke eines dünnen Bronzegefäßes mit dickem Rande und 6 unvollständige, kleine ovale Spielsteine aus Knochen (Abb. 21) (Mus. Kiel K. S. 10302). Die Zeichnungen für Abb. 20 und 21 verdanke ich dem Kieler Museum.

Im Urnenfelde von Schmedebye zeigte sich ein knöcherner Spielstein mit 2 Löchern an der Unterseite, deretwegen er jedoch nicht etwa mit Prof. Knorr als Knopf anzusehen

---

[1]) R. Beltz, Die vorgeschichtl. Altertümer d. Grh. Mecklenburg-Schwerin. 1910, Taf. 68, 4; Derselbe: Prähist. Zeitschr. I, Taf. 45.

[2]) E. Ekhoff, Bohusländska Fornsaker frau hednatiden. Heft 4. Stockholm 1882, S. 262, Abb. 170, 171.

[3]) L. v. Ledebur Die heidn. Altertümer des Reg.-Bez. Potsdam. Berlin 1852. S. 21.

[4]) Beltz, Vorgeschichtl. Altertümer, Taf. 54, Abb. 21, 22; Taf. 59, Abb. 86; 90, 91.

Digitized by Google

ist. Denn zwei, seltener drei solcher Einbohrungen sind bei knöchernen Spielsteinen etwas ganz Gewöhnliches und dienten wohl dazu, die Steine auf kleine hervorragende Spitzen des Spielbretts zu stecken. Erst nach Ablauf der Völkerwanderungszeit, um 600, erhalten die Spielsteine nur noch ein Loch. Dagegen kommen bei den gläsernen Spielsteinen (latrunculi), die als eingeführte Ware zu betrachten sind, derartige Löcher niemals vor. Doch sind die Glassteine, die auf der Oberseite stets glatt poliert sind, auf der Unterseite ebenso ausnahmslos uneben, porös und rauh gelassen oder gemacht, offenbar zu dem Zwecke, daß sie nicht so leicht von der ihnen zugewiesenen Stelle des Spielbretts abgleiten. Auch die Unterseite des bronzenen Spielsteins von Kommerau hat in der Mitte auffällige Unebenheiten.

Im Hamburger Museum für Völkerkunde befinden sich 14 Glassteine verschiedenster Größe und Farbe, die mir dank des Entgegenkommens von Dr. Byhan in farbiger Abbildung vorliegen. Man weiß von ihnen nichts weiter, als daß sie aus „Urnen" herrühren; aber ich wage die Vermutung, daß sie, mindestens zum Teil, dieselben sind, die aus den Gräbern von der „Holtjer Höhe", Amt Ritzebüttel, ins Hamburger Museum gekommen sind und von E. Rautenberg erwähnt werden [1]).

In Westersode a. Oste, Kr. Neuhaus a. Oste, wurden 1892 vier Bronzekessel und 9 Tongefäße aufgedeckt, weiter ein Bronzebeschlagstück, 1 Bronzeschere, 12 Bronzestückchen (Scherenreste?), ein Eisenstäbchen (Fibelrest?), 4 Bruchstücke von Knochenschalen

Abb. 20. 1/3.

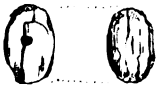


Abb. 21. 1/2. Bordesholm. Mus. Kiel.

(Gerätgriffe), eine zusammengeschmolzene schwarze Glasperle, ein kubischer Knochenwürfel nebst 4 weißen und 4 schwarzen kleinen Spielsteinchen [2]).

Zu Hemmoor, Kr. Neuhaus a. Oste, wurden ebenfalls 1892 elf Bronzeeimer, zwei Eibenholzeimer und ein Tongefäß entdeckt [3]). Unter diesen Gefäßen enthielt Bronzeeimer V 4 weiße Knochenspielsteine nebst einem Würfelrest, Bronzeeimer VII 2 ebensolche, davon einer mit eingedrehtem Loch, Bronzeeimer IX 9 Knochenspielsteine, 1 Alabasterspielsteinrest und 3 Stangenwürfel (das Spiel Duodecim scripta wurde mit 3, seltener 2 Würfeln gespielt), Bronzeeimer X mehrere weiße und schwärzliche Spielsteine, Bronzeeimer XVI einen Stangenwürfel aus Knochen, endlich der Eibenholzeimer I 12 verschlackte teils weiße, teils farbige Glasreste, sicher von latrunculi.

Im Gräberfelde von Borstel-Stendal kamen 14 gläserne, teils runde, teils ovale Spielsteine, davon 11 weiß und 14 schwarz, zum Vorschein, ungewiß ob aus einer oder mehreren Urnen (sie befinden sich in der Sammlung zu Stendal unter Nr. 548; gef. Mitteilung des Herrn Gewerberats Kuchenbuch).

Drei Spielsteine aus Knochen mit durchgehendem Mittelloch, davon zwei zerbrannt befanden sich laut gef. Mitteilung von Direktor C. Rademacher in Köln im Brandgrab 102 des großen Gräberfeldes von Rheindorf, dessen ausführliche Schilderung durch E. Rademacher jun. das nächste Mannusheft bringen wird. Sie lagen in einer Fußurne, die mit einer zweiten gedeckt war; dabei lagen Scherben eines kleinen Fußnapfes germanischer Arbeit,

[1]) Jahrb. d. wissenschaftl. Anst. zu Hamburg IV (1887), S. 157 f. (S. 7 f. des Sonderdrucks); vgl. ebd. III (1886), S. 152 f.: ein kubischer Würfel aus Hügel I desselben Fundorts.

[2]) Willers, Bronzeeimer von Hemmoor S. 9 ff.

[3]) Willers, Hemmoor S. 16 ff., Taf. II und III.

Digitized by Google

Reste von 2 späten Terrasigillata-Gefäßen und vereinzelte Scherben von 5 weiteren provinzialrömischen Gefäßen, darunter eines mit schwarzer Barbotinearbeit, Reste von 3 bis 4 Knochennadeln mit abgedrehten Köpfchen der gewöhnlichen Art, eine Menge zerstörter Bronzereste, darunter kleine Beschlagreifen von Leder, Ringe und ein fingerhutförmiger Schildniet, endlich eine sehr beschädigte Eisenfibel des 3. Jahrhundrets.

Zuletzt ist noch von dem bekannten Brand-Gräberfeld des 3. Jahrhunderts zu Gießen-Stadtwald zu berichten, daß dort 3 gläserne Spielsteine gefunden worden sind, die von Prof. Gundermann seinerzeit für Zierknöpfe gehalten wurden [1]).

Bei den Ostgermanen kennen wir keine frühkaiserzeitlichen Funde von Spielsteinen, so wenig wie aus Dänemark und Skandinavien. Erst mit dem 3. Jahrhundert setzen hier überall die Funde ein. Besonders gut bekannt sind sie aus den berühmten Skelettgräbern von Sackrau, Kr. Breslau, wo sie in dem ersten und dritten Grabe, Frauengräbern, erscheinen, und zwar befinden sich im ersten 19 weiße und 20 schwarze Glassteine, im dritten 14 weiße und 15 schwarze Glassteine [2]). Sehr reich war auch die Ausstattung der Gräber von Dorotheenhof, Kr. Flatow, Westpreußen, und von Damme, Kr. Prenzlau, Uckermark.

Im Vorwerk Dorotheenhof beim Rittergut Sypniewo fand sich in einem Hügelgrabe mit Steinpackung ein schräggewellter Bronzekessel, worin angeblich gebrannte Knochen sich befunden haben, ein gedrehter Goldhalsring mit scheinbarer Rückwicklung der Enden und Verschlußkapsel, worin sich ein Einsatz von blauem Glas befunden hat, 2 Stangenwürfel aus Glas und 20 Spielsteine, von denen einer aus Glas, die übrigen aus Stein (Kreide?) sind [3]). Wir haben hier ebenfalls ein Frauengrab vor uns.

Das reiche Grab von Damme, angeblich auch ein Brandgrab (?), zeigt eine verzierte Fußschale, eine verzierte bauchige Schale, den Unterteil eines ostgermanischen Pokals (Abb. 2), eine Schale aus Terrasigillata, eine bronzene Schöpfkelle nebst Sieb (Abb. 13, 14), 13 Glas-Spielsteine (es sollen ursprünglich 40—50 gewesen sein), 2 silberne Armbrustfibeln, 1 silberne Schnalle mit rechteckiger Kappe [4]).

Weniger üppig, ja kärglich ist die Ausstattung zweier hierher gehöriger Brandgräber aus der Provinz Posen, die E. Blume veröffentlicht hat [5]). Beides sind Hügelgräber aus dem Kreise Jarotschin.

Auf der Kapalice bei Gora kamen aus Hügelgräbern 1891 zutage: gebrannte Knochenreste, viel Bronzeblechreste, eine kleine Speerspitze und andere Eisenreste, Scherben von zum Teil reichverzierten Gefäßen, verschlackter Boden eines Glasgefäßes, eine Emailperle, zwei Spielsteine aus blauem Glas. — Hügelgrab V von Siedlimin enthielt neben Schlacken und Scherben einen Spielstein aus weißem Email. Auch in den von Peiser so anhaltend ausgegrabenen großen masurischen Gräberfeldern soll nach seiner Mitteilung wenigstens ein Spielstein zutage gekommen sein.

---

[1]) Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver. X. Ergänzung: Fundberichte 1899—1901. Gießen 1902, S. 121*, a 2, c 2, d 1.

[2]) Grempler, Der 1. Fund von Sackrau. 2. Ausg. Berlin 1888. S. 15, Taf. VI, 7, 7a; Derselbe, der II. und III. Fund von Sackrau. Berlin 1888. S. 9.

[3]) Die genaueste Beschreibung dieses Grabfundes findet sich im Katalog der Berliner Ausstellung von 1880, S. 484 ff. (G. v. Hirschfeld).

[4]) Schumann, Mitteil. des Uckermärk. Museumsvereins zu Prenzlau I, S. 49 ff.

[5]) E. Blume, Ausstellung im Kaiser Friedrich-Museum. Posen 1909. S. 46 und S. 98.

Digitized by Google

In der nachkaiſerzeitlichen Periode verändert ſich die Form der Spielſteine inſofern, als ſie ſich immer mehr der Halbkugelform nähert, und dieſer Umſtand gibt eine ungefähre Zeitbeſtimmung des oben beſprochenen Fundes aus Bohuslän (Abb. 17, 18) an die Hand.

In den älteſten ſchwediſchen Königsgräbern bei Alt-Uppſala, dem Odinshügel mit dem Grabe des Königs Aun von etwa 480, worin ſich neun knöcherne Spielſteine von Halbkugelform noch mit zwei Löchern auf der Unterſeite befanden [1]), und dem Thorshügel mit dem Grabe des Königs Adils von etwa 600, worin ſich ein knöcherner Spielſtein befand [2]), ferner im Hügel des Königs Ottar bei Vendel in Uppland von etwa 520, mit überaus zahlreichen, noch nicht genau gezählten Spielſteinen [3]), in dem königlich ausgeſtatteten „Helmgrab" von Ultuna [4]) in Uppland, das in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts fällt und 37 Spielſteine und (nach römiſcher Weiſe) 3 Würfel barg, in den zeitlich damit übereinſtimmenden früheren Königsgräbern von Vendel, ſowie in den ſpäteren, die ſchon der Wikingerzeit angehören: überall iſt hier die Halb- oder Dreiviertelkugelform der knöchernen Spielſteine üblich, die ſeit dem 7. Jahrhundert ſtets nur noch ein Loch auf der Unterſeite aufweiſen. Das räumlich nächſtgelegene Beiſpiel ſind die drei Knochenſpielſteine aus dem Wikingergrabhügel 75 auf dem Galgenberg bei Wollin [5]).

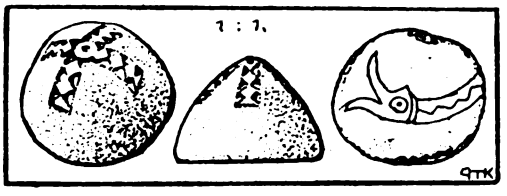


Abb. 22. Goting auf der Inſel Föhr (nach S. Behn).

Die Ausſtattung gerade der Königsgräber mit Spielſteinen, ſelten auch mit Würfeln, zeigt, daß das Rigsmål mit Recht davon ſpricht, das Brettſpiel zu pflegen ſei eine Beſchäftigung für Fürſten. Über Spielſteinfunde in Norwegen verweiſe ich auf einen ausführlichen Aufſatz von Jan Peterſen [6]).

[1]) Congrès intern. préhistorique Stockholm 1874, Bd. II, S. 605, Abb. 4; Zeitbeſtimmung nach Stjerna: Antikv. Tidſkr. f. Sverige 18 : 4, S. 48 ff. und Birger-Nerman: Vilka konungar ligga i Uppsala högar? Uppſala 1913.

[2]) Congrès Stockholm, Bd. II, S. 609, Abb. 8.

[3]) Fornvännen 1917, S. 136, Abb. 10—13 (S. Lindquiſt); Upplands Fornm. Tidſkr. XXXII, S. 23 ff., Taf. II, Abb. 4.

[4]) B. E. und H. Hildebrand, Tecknингar ur Svenska Statens Hiſtoriska Muſeum. I. Stockholm 1873, S. 5, Taf. 9. Upplands Fornm.-fören. Tidſkr. Heft XXXII, S. 335 ff. (G. Ekholm); vgl. dazu Fornvännen 1919, S. 236 (Arne).

[5]) Stubenrauch: Bald. Stud. N. F. II (1898), S. 114, Abb. 4 IV; Olshauſen: Verhandl. d. Berl. anthr. Geſ. 1899, S. 220.

[6]) Jan Peterſen, Bretſpil i forhiſtoriſt Tid (Oldtiden. 1914. Kriſtiania. Sonderheft, Feſtſchrift für K. Rygh. S. 75 ff.).

Digitized by Google

Zuweilen scheint der Spielstein der Vendel- und Wikingerzeit an der höchsten Stelle ein wenig zugespitzt zu sein. Sehr auffällig tritt das bei einem Grabfund der Wikingerzeit von Goting auf der Nordseeinsel Föhr zutage, wo der in Abbildung 22 wiedergegebene Stein [1]) durch seine Verzierung sich als „König" erweist. Dieser Fund im Verein mit dem oben erwähnten kegelförmigen „König" aus Bohuslän bringt auf den Gedanken, der Kommerauer Spielkegel möge auch einen „König" darstellen. In den uppländischen Gräbern von Ultuna und Vendel wird der „König" durch eine auf der Spitze befestigte Bronzekappe ausgezeichnet. Sollte dies der Nachklang einer Sitte sein, den „König" massiv aus Bronze zu bilden, wovon der Kommerauer das einzig erhaltene und sehr auffallende Beispiel wäre?

Auch aus dem seit augusteischer Zeit in Gräbern wie in Kastellen an Spielsteinen so überreichen provinzialrömischen Gebiet kenne ich wohl knöcherne, steinerne, tönerne, gläserne, auch Millefiori- latrunculi, aber keine bronzenen.

Nur in Italien sollen auch Spielsteine aus Bronze gefunden worden sein. Von Würfeln, auf deren Sonderbehandlung ich hier leider nicht näher eingehen kann, obwohl ich auch für diese über reichen Stoff verfüge — ich übergehe daher auch das wichtige Grab 120 von Körchow [2]) bei Wittenburg in Mecklenburg — kenne ich allerdings einen bronzenen, dessen Augen aus eingesetztem blauen und roten Glas bestehen; er stammt aus dem Kastell Noväsium [3]).

Eingehender kann ich mich hier auch mit der Verbreitung von Spielsteinen und Würfeln auf provinzialrömischem Gebiete nicht abgeben. Doch will ich folgende Funde mitteilen [4]), bei denen indes das leicht zugängliche „Limes-Werk" übergangen wird.

Zu Straßburg i. Els. wurden nach Rud. Henning (Els. Denkmäler. Straßburg 1912, Taf. 39) in der Blauwolkengasse ein Knochenwürfel und zwei Knochenspielsteine gefunden.

Zu Worms gibt es sehr zahlreiche einschlägige Funde, doch noch mehr aus Wohnstellen, als aus Gräbern. Nach Koehls Mitteilung stammen viele aus den Brandgräbern der ersten drei Jahrhunderte; in einem Sarkophag des 4. Jahrhunderts lagen 29 knöcherne Spielsteine.

Das Mainzer Museum besitzt nach S. Behn nur aus einem derartigen Grabfund, einem Sarkophag des 4. Jahrhunderts, von Ober-Ingelheim einen einzigen knöchernen Spielstein. Doch erwähnt schon Grempler (a. a. O.) aus dem Mainzer Museum einen

[1]) Prähist. Zeitschr. V (1913), S. 470, Abb. 6 (Behn): 13 unverzierte Spielsteine und der König, aus Bernstein.

[2]) R. Beltz, Vorgeschichtl. Altertümer, Taf. 59, und Jahrb. d. Ver. f. mecklenb. Gesch. 85 (1921), S. 69 und 92, Taf. XII.

[3]) Bonner Jahrbb. 1904. Taf. XXX, 3, Abb. 51, 10613 (Lehner).

[4]) Als erster hat Jos. Emele (Beschreibung römischer und deutscher Altertümer im Gebiete der Provinz Rheinhessen. Mainz 1825, S. 58) diese Spielsteine, die vordem als „Pfeilschuhe" aufgefaßt wurden, richtig erkannt.

Digitized by Google

Grabfund des 2.—3. Jahrhunderts von Bingen, bei dem sich eine runde Bronzebüchse mit blauen und roten Glassteinen nebst Würfeln befand.

Im Kastell Hofheim a. Taunus fand man gegen 80 gläserne Spielsteine (Annalen des Ver. f. nass. Gesch. u. Altert. 40 (1912), S. 377).

Auf der Saalburg entdeckte man (nach Jacobis Saalburgwerk) hunderte von Spielsteinen, auch solche aus Ton und Schiefer.

In Oberlahnstein liegen nach Prof. Bodewig acht Spielsteine aus Knochen und einer aus Schiefer, die vom Kastell Niederberg stammen.

Zu Andernach lag im Brandgrab 19 ein Knochenspielstein zusammen mit einem Nero-Mittelerz (Koenen: Bonner Jahrbb. 86. 1888, S. 168).

In dem Lager von Vetera bei Xanten kommen zahlreiche Spielsteine vor, alle aus Glas, in den verschiedensten Farben, sowohl in den augusteischen wie in den claudisch-neronischen Abfallgruben (Bonn. Jahrbb. 122 (1913), S. 400).

In den Kastellen von Haltern sind im ganzen 112 Spielsteine aus Glas gesammelt worden (Westfäl. Mitt. III, S. 97; IV, S. 110; V, S. 174, 16; VI, S. 114, 4).

Im Kastell Neuß (Novaesium) entdeckte man ein Brandgrab aus der Zeit um 200 nach Chr. mit 7 knöchernen Spielsteinen (Lehner, a. a. O. S. 316); sonst kamen noch zahlreiche aus Glas, Knochen, Ton, Marmor, Schiefer usw. in Einzelfunden vor (ebd. S. 418).

Dann kann ich noch auf viele Funde, wohl meist Grabfunde, aus Duna Pentele, Komitat Stuhlweißenburg in Ungarn, auch einen aus Mala Mitrowitza an der Save in Serbien hinweisen, die sämtlich im Berliner Museum für Völkerkunde lagern.

Endlich sei noch des Fundes der Reste eines ganzen Spiels in einem Brandgrabe der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. nach Chr. zu St. Matthias in Trier gedacht, das einen Würfel, 6 weiße Spielsteine und 6 knöcherne Spielmarken in Fischform mit Zahlzeichen (III, XI, XIII und VI, VII, VIII) enthielt [1]).

Wir sehen, wie stark verbreitet schon seit den Kriegen des Drusus das Brettspiel bei den römischen Soldaten am Rhein war. Von den Germanen wissen wir, durch Tacitus, daß am Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. das Würfelspiel außerordentlich leidenschaftlich von ihnen betrieben wurde; sie müssen es damals also schon längere Zeit gekannt haben, wenn auch die Sitte, dies Spielgerät ins Grab mitzugeben, erst ums Jahr 100 nach Chr. durch Funde bezeugt wird. Es sind die beschriebenen Gräber von Klatzow in Vorpommern, Gr. Kelle bei Röbel und Körchow bei Wittenburg in Mecklenburg. Diese Funde bezeugen, daß bei dem Glücksspiel der Germanen nicht nur mit Würfeln, sondern auch mit Spielsteinen gespielt, also ein Brettspiel geübt wurde. Solch ein Spiel war z. B. das schon erwähnte ‚Duodecim scripta', so benannt nach den zwölf Parallelen, die auf dem Spielbrett gezogen waren. Bei ihm wurden außer den Spielsteinen drei Würfel verwendet. Die besprochenen frühen Grabfunde mit Spielgerät gehören ins Gebiet der swebischen Elbgermanen oder Herminonen, deren eigentümliche Zivilisation in frühaugusteischer Zeit innerhalb Nordböhmens sich entwickelte, vielfach unter dem Einfluß der alpenkeltischen Provinzialkultur, wozu sich noch ein zwar nicht ganz geringer, aber innerlich so gut wie wirkungsloser

[1]) Trierer Jahresberichte IV (für 1911), S. 29, Abb. 8. — J. S. Dölger, Röm.-Germ. Korresp.-Blatt IV (1911), S. 26 ff.

Digitized by Google

Einfluß italisch-römischer Handelsware gesellte, die wesentlich nur aus kampanischen Bronzegefäßen und von Ägypten hergeholten Gläsern und Glasperlen bestand.

Nun kamen aber in Böhmen auf der berühmten spätkeltischen Höhenburg des Hradischt bei Stradonitz an der Beraun zahlreiche Stangenwürfel (tali), ein kubischer Würfel (tessera) und zahlreiche Spielsteine aus Knochen[1]) zutage. Da sich dort auch einige germanische Gegenstände vom Übergange aus der Latènezeit in die Kaiserzeit fanden[2]), oder aus früh augusteischer Zeit, so wäre es nicht undenkbar, daß ein Teil dieses Spielgeräts bereits in der Hand von Germanen gewesen ist, wenn es auch wahrscheinlicher ist, daß alles dem zurückgebliebenen Bojerrest angehört hat. Immerhin bot sich hier den eindringenden Elbsweben Gelegenheit, Brett- und Würfelspiel kennen zu lernen. Die Kelten aber kannten damals das Spiel schon seit Jahrhunderten. So sind in der Feste La Tène zwei Stangenwürfel zum Vorschein gekommen[3]). Zu Bologna-Benacci wurde ein gallisches Häuptlingsgrab aufgedeckt, das neben 3 Elfenbeinwürfeln 22 Spielsteine aus Glaspaste barg[4]). In Montefortino bei Sassoferrato fanden sich im Frauengrab 23 neben 3 Knochenwürfeln 20 Glassteine, im Kriegergrab 35 neben 2 Knochenwürfeln 12 verschiedenfarbige Glassteine[5]). Zu Magny-Lambert in der Côte d'Or zeigte sich nach Brulard ein Steinwürfel sogar neben Früh-Latène-Gräbern[6]).

Schließlich erwähne ich noch, daß bereits im „Spielerlied" des Rigveda (X, 34) die schlimmen Folgen der unglückseligen Spielleidenschaft für den von ihr Befallenen in ergreifender Weise geschildert werden[7]).

III. Mitte.

Hier befand sich auf der linken Seite die Bronzeschnalle (Taf. III, 6 Günther), ein Zeichen, daß einst der Gürtel der Leiche hier lag. Auch daraus erkennen wir, daß nur eine einzige Bestattung vorliegt. Eine ähnliche Bronzeschnalle des 3. Jahrhunderts stammt aus den Brandgräbern von

[1]) Pic, Starožitnosti zeme české, II, 2. Prag 1903, S. 84 f., Taf. 42 sind 20 Stangenwürfel, 1 kubischer Würfel und 26 Spielsteine abgebildet.

[2]) Pic, a. a. O. Taf. 19, Abb. 16 Bronzegürtelhaken; Taf. 21 Trinkhornkettenglieder (s. oben S. 118); Taf. 23 und 38 profilierte Riemenzungen; Taf. 38 frühe Augenfibel; Taf. 39 Trinkhornspitzenbeschlag.

[3]) Groß, La Tène un oppidun Helvète. Taf. XI, Abb. 33, 34.

[4]) Montelius, Civilisation de l'Italie I, S. 522 nebst Taf. 111; Brizio, Tombe galliche (1887), S. 474, Taf. VI; Capellini: Congrès internat. Budapest I, S. 442 f. Taf., Abb. 6.

[5]) Brizio, S. 682, Taf. V, 10, 11 und S. 699, Taf. XI, 4, 5 (Monumenti antichi IX).

[6]) Commission des antiq. de la Côte d'Or. T. XV, Taf. h, Abb. 30.

[7]) Siebenzig Lieder des Rigveda, übersetzt von Geldner und Kägi. Tübingen 1875: LXV; auch bei Rich. Heinzel, Stil der altgermanischen Poesie. Straßburg 1875. S. 53 f.

Digitized by Google

Selchowhammer, Kr. Filehne, Nordposen [1]); doch entbehrt sie der gekerbten Wulste an den Wurzeln des Bügels und des Dorns, die wir außer in Kommerau bei einer Schnalle aus Schönwarling, Kr. Danziger Höhe, finden (Museum Danzig 9732), während die Verzierung einer rechteckigen Bronzeschnalle aus Rondsen, Kr. Graudenz, nur ähnlich ist (Anger, Rondsen, Taf. XIV, 15).

Auf der rechten Seite der Mitte, also nach Westen hin, kamen die Glanzstücke des Grabfundes zutage, die beiden goldenen Fingerringe und die goldene Schlangenkopfarmspirale.

Die beiden Fingerringe (Abb. 23) sind ein Paar Doppelringe in der Form unserer Eheringe. Und es leidet keinen Zweifel, daß nach dem Befund der kaiserzeitlichen dänischen Gräber von Nordrup, Varpelev II, Juellinge und verschiedenen anderen Orten, wo solche Ringe, und zwar einfache wie Doppelringe, bei den Skeletten am ersten Gliede des vierten Fingers, also des Ringfingers, der rechten Hand angetroffen wurden, diese Ringe und mithin auch unsere Kommerauer Fingerringe tatsächlich Eheringe gewesen sind.

Abb. 23. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Goldene Doppelfingerringe in der Art der Kommerauer, meist auch mit Perlstab in der Mitte, erscheinen zahlreich in den dänischen und skandinavischen Skelettgräbern des 3. Jahrhunderts nach Chr., so zu Gunderup, Varpelev (Grab II) und Vallöby auf Seeland, zur Nordre Rör, Hundstad und Saetrang in Norwegen, in letzterem Grabe vereint mit einem dreigedoppelten Goldfingerring [2]). Dieser letztgenannte Fund ist der späteste aller vorher aufgezählten, eben wegen des Vorkommens des dreigedoppelten Ringes, er fällt schon in den Beginn des 4. Jahrhunderts. In das gleiche Jahrhundert aber in noch spätere Jahrzehnte desselben fallen die vierfach, fünffach und sechsfach gedoppelten Fingerringe aus Norwegen, während ein siebenfacher von der Insel Christiansö bei Bornholm und ein zwölffacher aus Dänemark sogar erst ins 5. Jahrhundert gehören.

Der früheste aller dieser Funde ist das schon öfter berührte Mannesgrab von Vallöby, das aus der Mitte des 3. Jahrhunderts stammt. Zu Häupten des Toten befanden sich eine Schnalle aus Terrasigillata, 2 nordische Silberbecher, 2 Bronzeeimer, 2 Paar Bronzeschöpfkellen und zugehörige Siebe, 2 Glasbecher, Bruchstücke vom Beschläge eines Trinkhorns, an

[1]) Abgebildet bei Blume, Die germ. Stämme. I, Abb. 52.

[2]) Wilh. Boye, Oplysende Fortegnelse usw. I. Kopenh. 1859 verzeichnet S. 109 ff. 13 solche Ringe aus Dänemark; vgl. besonders Montelius, den nordiska Jernålderns Kronologi (Svenska Fornm. Tidskr. IX. 1896, S. 260 ff.).

Digitized by Google

der rechten Seite des Toten 2 Silberfibeln, 46 Spielsteine, davon 16 schwarz und 30 weiß, 3 doppelte Goldfingerringe und 1 goldene Tierkopfarmspirale (Abb. 31) von ein wenig späterer Art als die Kommerauer, auf der linken Seite 60 gläserne Spielsteine, davon 31 schwarz, 29 weiß, endlich zu Füßen 2 schräggewellte Bronzeeimer, 2 zweihenklige flache Bronzeschalen, 1 schwarzes einhenkliges Tongefäß und 2 kleine Silberbuckelchen [1]).

Der Inhalt des Kommerauer Mannesgrabes ist zwar viel weniger reich als der des Mannesgrabes von Vallöby, ähnelt ihm aber in vielen Stücken, besonders auch in der Mehrzahl der goldenen Doppelfingerringe und in der goldenen Tierkopfarmspirale. Da letztere aber im Kommerauer Grabe einen etwas älteren Typus aufweist, so muß dies Grab spätestens auch in die Zeit um 250 fallen, stammt vielleicht aber noch aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts.

Von größter Bedeutung ist die Kommerauer **Tierkopfarmspirale** (Abb. 28), die zu einer Art von Goldringen, teils in Form von Halsringen, teils von Armspiralen, ja auch von Fingerspiralen gehört, die nur in Schweden zahlreich vertreten ist, während in Dänemark bis 1898 nur 3 Stück bekannt waren, in Norwegen bis jetzt nur 2, in Finnland 4 und im Baltenland ein bronzener zum Vorschein gekommen sind.

Die dänischen Spiralen von Vallöby (Abb. 31) und Darpelev (II) auf Seeland sowie von Donbäk, Amt Hjörring in Jütland [2]), sind dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß sie bis vor kurzem die einzigen waren, die durch die mit ihnen vereinten reichen Grabbeigaben eine genauere Zeitbestimmung für sich und für die durch sie vertretenen Stufen der ganzen Gruppe zuließen.

In Finnland und im Baltenlande allein entwickelt sich schließlich eine in Bronze und Silber hergestellte Entartungsform, die im Laufe des 5. Jahrhunderts nach Schweden zurückkehrt und dort, wie zum Teil auch in Dänemark, zu jenen prachtvollen Goldhalsringen sich weiterbildet, die um 500 herum so häufig auftritt, worauf ich aber hier nicht näher eingehen kann [3]).

Aus dem unteren Elbgebiet (Nordostthannover, Schleswig-Holstein) und dem Havelgebiet liegt eine Anzahl silberner und bronzener Armringe vor,

[1]) Engelhardt: Aarböger f. nord. Oldk. 1873, S. 285 ff.

[2]) Neergaard: Aarböger f. nord. Oldkyndighed 1892, S. 296 f. — Die meisten der 24 schwedischen Ringe sind aufgezählt bei Montelius, Kulturgeschichte Schwedens (1906) S. 180 f., wo auch die schwedische Literatur angeführt wird. — Über die finnländischen Funde s. A. Hackman, Die ältere Eisenzeit in Finnland (1905) I, S. 213 ff. und A. Europaeus: Finsk Museum 21 (1914), S. 27 ff. (Grabfund mit Armspirale vom Typus Darpelev). — Die livländische Bronzespirale von Ronneburg (gleichfalls Typus Darpelev) ist abgebildet bei Aspelin, Antiquités du Nord Finno-ougrien, Heft 5, S. 340, Abb. 1825.

[3]) Diese letztgenannte Gruppe goldener Halsringe habe ich für sich ausführlich behandelt: Mannus IX (1917), S. 97 ff.

Digitized by Google

die als Vertreter einer frühen, durch Bewahrung des zugespitzten, knopflosen Kopfes dem Kommerauer Urtypus noch näherstehenden Stufe von Bedeutung sind. Erich Blume hat sie zum ersten Male in die Erörterung hineingezogen [1]), wodurch sich die von Hans Hildebrand gegebene, so einfach erscheinende Entwicklungsgeschichte tatsächlich als eine viel verwickeltere und weniger durchsichtige erwies.

Bedeutet Blumes scharfe Betrachtung der ganzen Ringgruppe einen Fortschritt der Erkenntnis, so verdarb er diesen leider dadurch, daß er eine mehr provinzielle Armbandgruppe, die „Schildkopfarmbänder" (Abb. 24) in die Entwicklungsreihen der Tierkopfarmbänder fälschlich mit einbezog. Er faßte nämlich diesen hauptsächlich westpreußischen Typus, der auch nach Ostpreußen, Hinterpommern und Nordposen seine Ausläufer entsendet und überwiegend aus Bronze, nur in seiner spätesten Gestalt mit doppelter Spiralwindung stets aus Silber (Abb. 25) gearbeitet wurde, ebenfalls als „Tierkopf"-Armbänder und als eine Parallelgruppe zu den schwedischen Schlangenkopfspiralen auf. Die westpreußischen „Schlangenkopfarmbänder", wie Blume sie nennt, haben aber weder ursprünglich Tierkopfenden gehabt, noch entwickeln sich solche später bei Typus II (Abb. 24) und III (Abb. 25) dieser Schmuckform; ihnen gebührt daher durchaus nicht der Name „Schlangenkopfarmbänder". Man kehre also zurück zu der früheren richtigen Bezeichnung „Schildkopfarmbänder", die besser und kürzer ist als der vom Westpreußischen Provinzialmuseum in seinen „Berichten" gebrauchte Name Armbänder „mit mehrfach abgesetzten, verbreiterten Endköpfen", ein Name, der, wie ich sehe, erst seit Blumes Museumsstudien zu Danzig aus jenen „Berichten" zugunsten des irrigen „Schlangenkopfarmbänder" verdrängt worden ist (1908).

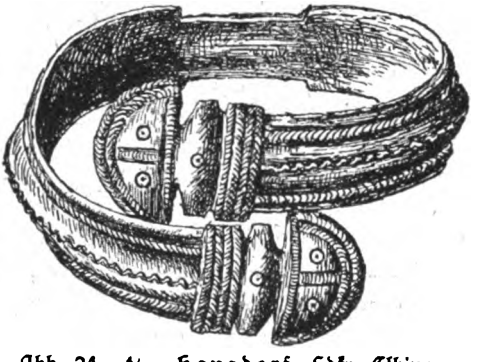


Abb. 24. 1/5. Hansdorf, Ldkr. Elbing.

Ich gebe nun in Kürze die Ergebnisse meiner Untersuchung über die Anfänge der Tierkopfarmbänder.

Ich spreche die Kommerauer Armspirale als einen Vertreter des so lange vergebens gesuchten Urtypus der ganzen Gruppe an. Der Schlangenkopf ist möglichst naturgetreu wieder gegeben als eine sich zuspitzende Schnauze mit zwei plastisch hervorstehenden Augen, die jeder gepunzten Verzierung

[1]) Blume, Die germanischen Stämme usw. (Mannusbibl. 8, 1912), S. 73 ff., wo man auch die bis dahin erschienene Literatur fast vollständig verzeichnet findet.

Digitized by Google

entbehren und von denen, wie auch von der Stirn, aus je eine Reihe eingepunzter Doppelpunkte nach der Schnauze hin läuft. Dann fehlt jede Andeutung eines Halses, und der enganschließende Leib ist mit naturgetreu dargestellten Schlangenschuppen dicht bedeckt, indem glatte gelassene und durch Punzung wagrecht schraffierte Dreiecke in vier Parallelen miteinander abwechseln. Das Schuppenmuster und der ganze Leib brechen gegen den rundstabigen Mittelteil der Spirale unvermittelt ab. Das findet man so weder bei einem der schwedischen, noch bei einem der frühen westgermanischen Stücke wieder.

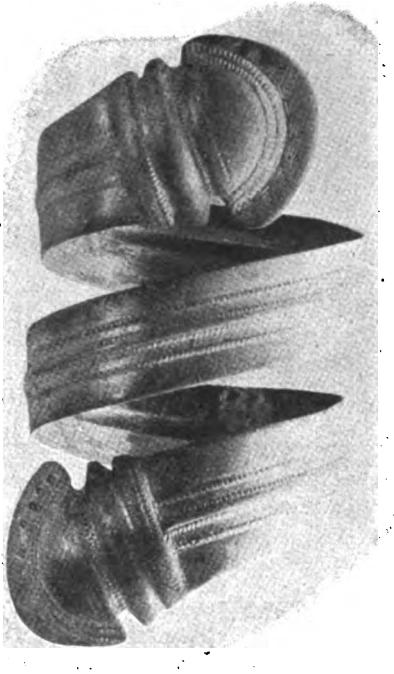


Abb. 25. 5/8. Krossen, Kr. Pr. Holland, Ostpreußen.
(Bildstock Leihgabe des Prussiamuseums.)

Der Tierkopf des finnländischen Goldhalsringes von Nousis im Län Åbo (Abb. 26) ist in seiner Art zwar auch noch naturalistisch, er besitzt noch plastische Augen, aber durch die Breite und die dreifache Abschnürung der Schnauze, die spitzen Ohrenlappen, den stark abgesetzten Hals erweist er sich als der Kopf eines Phantasietieres. Sein Leib hat zwar noch das Kommerauer Schuppenmuster, aber es findet sich nur noch in je einer Randreihe, während die Mittellinie des im übrigen weit platter gewordenen Leibes durch einen hohen Grat bezeichnet wird. Endlich wird der Übergang des Leibes in den stabförmigen Mittelteil schon durch zwei kleine Wulstringe vermittelt. Alles das sind gegenüber dem Kommerauer Stück Zeichen einer Fortbildung.

Die schwedischen Ringe können unmöglich von dem Ringe von Nousis abstammen, wie man bisher stets angenommen hat, denn keiner von ihnen zeigt auch nur eine Andeutung des scharfen Halsabsatzes, der jenen Ring so eigenartig abhebt. Dagegen ist der Halsabsatz kennzeichnend auch für die westgermanischen, mindestens die hannöverschen Ringe (Abb. 29), die aber durch ihre spitze Schnauze dem Kommerauer näher stehen, als der Halsring von Nousis, obwohl andererseits wiederum der Rebenstorfer Armring durch den Beginn einer Abschnürung und eines Knopfansatzes an der Schnauzen-

Digitized by Google

spitze sich dem Ring von Nousis und noch mehr der Hauptreihe der schwedischen Ringe nähert. Die beiden für sich stehenden öländischen Ringe von Ösby (Abb. 27) und Näsby, die zwar eine etwas verbreiterte Schnauze, aber keine Abschnürung der Schnauzenspitze und auch keinen Hals haben, können natürlich ebensowenig vom Ringe aus Nousis abstammen, sondern nur durch verlorene Mittelglieder auf den Kommerauer zurückgehen. Daß das Ornamentdreieck einiger älteren schwedischen Ringe, das mit der Spitze zwischen den Augen, mit der Grundlinie auf der Stirn liegt, ein Nachklang, der Umrisse der Ohrlappen und des anschließenden Halsansatzes beim Ringe aus Nousis sei, wie Blume es auffaßt, scheint mir durchaus keine unbedingt überzeugende Annahme.

Sollte diese letzte Auffassung Blumes dennoch zutreffen, so wäre das ein Beweis mehr dafür, daß die Gesamtheit dieser Ringgruppe sich nicht in eine einzige fortlaufende typologische Reihe schließen läßt, die in allen Einzelheiten eine folgerechte Entwicklung stets in derselben Richtung aufweist. Diese Beobachtung kann man ja auch bei den typologischen Reihen der Bronzen der germanischen Bronzezeit machen. Menschenwerk zeigt eben auch in seiner langsamsten Fortbildung doch nicht die volle Gesetzmäßigkeit der Natur, sondern hin und wieder das Hineinspielen von Willkürlichkeiten. Verwandte Typen, ja selbst nur verwandte Gegenstände derselben Zeit beeinflussen einander, wie man das z. B. von den germanischen Absatz- und Tüllenbeilen vom Schluß der Periode II der Bronzezeit weiß, und stören dadurch wenigstens vorübergehend die regelrechte typologische Folge. Vor allem sind die verschiedenen Provinzen des germanischen Bereichs gesondert zu betrachten. Denn es ist nicht zu erwarten, daß die Entwicklung in Westfinnland genau dieselben Wege geht, wie die im Elbgebiet, sofern eben Finnland hier eigene Arbeit aufweist und nicht nur eingeführte.

Ich lasse vom Kommerauer Urtyp (I) vier Zweige ausgehen. Der erste (A) wird durch den Ring von Rebenstorf (Abb. 29) und seine westgermanischen Verwandten gebildet. Der zweite (B) durch den Halsring von Nousis (Abb. 26). Der dritte (C) durch die beiden öländischen Halsringe von Ösby (Abb. 27) und Näsby. Und der vierte Zweig (D), der allein zu einer Reihe, der schwedischen Hauptreihe, sich auswächst, beginnt mit der Armspirale von Bredinge (Abb. 30 = II a), die einen bereits voll ausgebildeten Schnauzenknopf zeigt. Noch mehr gewachsen ist dieser Knopf bei der Spirale des Grabes von Dallöby (Abb. 31 = II b), das, wie wir sahen, in die Mitte des 3. Jahrhunderts fällt. Der Abstand dieses Typus von dem Kommerauer Urtypus läßt uns die Abschätzung der Zeit des Kommerauer Grabes richtiger ausführen. Noch jünger sind die beiden Halsringe von Tuna (Abb. 32 = II c) mit der nicht mehr geraden, sondern geschwungenen Umrißlinie des Schlangenkopfes, der sich außerdem noch am hinteren Ende des Leibes wiederholt. Die jüngste Stufe der Gruppe (III a) bildet jene Art, die über-

Digitized by Google

haupt keinen Kopf mehr erkennen läßt und an dem zu einem beiderseits zugespitzten Endschilde gewordenen Leibe einen schmalen, hohen und scharfen Mittelgrat erhält (Abb. 33). Ein Stück dieser Art enthält das mehrfach erwähnte seeländische Grab von Varpelev II, das sich etwa vom Jahre 300 herschreibt; ebenso das jütländische Grab von Donbäk und das von Isokylä, Ksp. Uskala im „Eigentlichen Finnland". Zuweilen fügt diese Abart zu den beiden Endschildern noch ein gleichgeartetes Mittelschild hinzu: ein solches Stück (III b), das natürlich Einfuhrware aus Schweden ist, kam in Flurstedt, Kr. Apolda in Thüringen, zutage (Abb. 34).

Wir haben also folgendes Stammbaumschema:

I. Kommerau (Abb. 28)

A Rebenstorf (Abb. 29)

B Nousis (Abb. 26)

C Ösby (Abb. 27)

D

IIa. Bredinge (Abb. 30)

IIb. Vallöby (Abb. 31)

IIc. Tuna (Abb. 32)

IIIa. Eskilstorp (Abb. 33)

IIIb. Flurstedt (Abb. 34.)

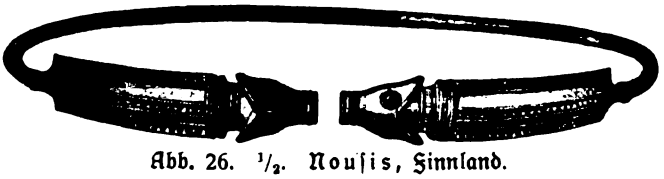


Abb. 26. 1/2. Nousis, Finnland.

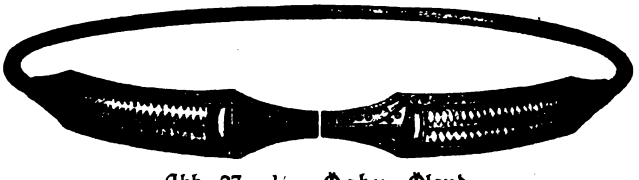


Abb. 27. 1/2. Ösby, Öland.

Ich gebe nun eine Übersicht sämtlicher Stücke der Hauptreihe D mit Angabe ihres Gewichts in Grammen.

Digitized by Google

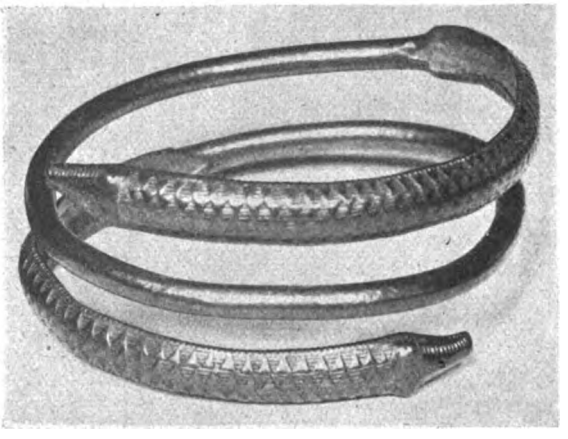


Abb. 28. Kommerau, Kr. Schwetz.

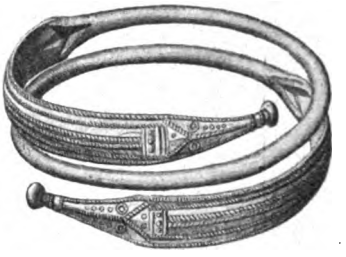


Abb. 30. 1/2. Bredinge, Öland.

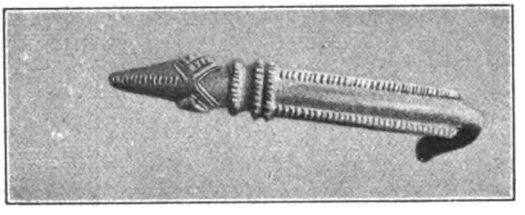


Abb. 29. 1/1. Rebenstorf, Kr. Lüchow, Hannover.

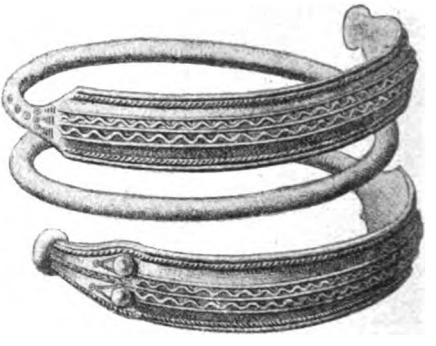


Abb. 31. 1/2. Vallöby, Seeland.

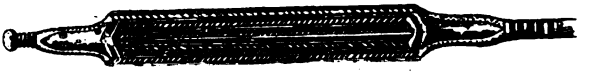


Abb. 32. 1/2. Tuna, Uppland.

Abb. 33. 1/2. Eskilstorp, Schonen.

Abb. 34. 1/1. Flurstedt, Kr. Apolda, Thüringen.

Digitized by Google

	Schweden:	Sonst:
II a:	Bredinge, Öland (217, 4)	
II b:	Luggawi, Nerike (173, 5) Långtora, Uppland (Endstück)	II b: Dallöby, Seeland
II c:	Tuna, Uppland (178, 2) Tuna, Uppland (191, 5) Westrings, Gotland (226, 9)	II c: Thorsberg, Kr. Schleswig
III a:	Eskilstorp, Schonen (189, 6) Bunkeflo, Schonen (191, 3) Tryserum, Småland (186, 6) (Kalmar Län) Påboda, Småland (Kalmar) (202, 2) Westra Ricketby, Uppland (191,3) " " " (191,3) " " " (177,2) Långalma, Uppland (191, 5) Hejnum, Gotland (Bruchstück) Lilla Ryftes, Gotland (184) " " " (186, 1) Mannegarda, Gotland (ungewöhnlich klein; fast Fingergröße)	III a: Darpelev, Seeland Donbäk, Jütland Hove, Hördaland, Norwegen (Endstück) [1]) Isokylä, Finnland (Endstück) Ronneburg, Livland (aus Bronze)
III b:	Höwikenäs, Bohuslän (191, 5) Kråkelund, Småland (Kalmar) (180) Resmo, Gotland (191, 5) Träkumlo, Gotland (197, 7)	III b: Flurstedt, Thüringen (176, 4).

Was die Reihe B betrifft, so wiegt der Halsring von Nousis 201 g, in der Reihe C der Ring von Ösby 199 g, der von Näsby 191 g; außerdem gehört zur Reihe C wahrscheinlich ein kleines Bruchstück aus einem Grabe auf der Insel Indbjoe, Ksp. Fjelberg, Hördaland, das nach Mitteilung von H. Schetelig [2]) wahrscheinlich dem Typus Montelius, Svenska Fornsaker II, Abb. 344—345, angehörig ist.

Aus den Angaben der Gewichtszahlen sieht man, daß die schwedischen Goldarmspiralen, ganz besonders allerdings die des spätesten Typus III, überwiegend 191 oder im Durchschnitt 190—200 g wiegen. Um 1300 nach Chr. betrug in Schweden die Goldmark 208—210 g. Dieser Zahl steht das Gewicht der Goldarmspiralen ziemlich nahe, und daß hier ein Zusammenhang bestehen

[1]) Eine Zeichnung dieses Stückes verdanke ich der Leitung des Museums in Kristiania.
[2]) Vgl. Schetelig, Vestlandska Graver (1912) S. 60.

Digitized by Google

kann, lehrt auch die Überlieferung, daß es in Island zur Sagazeit Goldarmringe von 1 Mark gab [1]). Jedesfalls war also in der spätrömischen Kaiserzeit die Gewichtseinheit Schwedens nicht das römische Pfund von 327,5 g, sondern ähnlich wie im Mittelalter etwa 200 g. Die allerleichtesten schwedischen Goldarmspiralen wiegen 178 (Tuna), Westra Ricketby 177, Flurstedt 176 und Luggawi 173,5. Demgegenüber weicht die Spirale von Kommerau mit nur 160 g doch zu sehr ab, um nicht aus der schwedischen Gruppe herauszufallen. Also auch in diesem Punkte zeigt das Kommerauer Stück seine Selbständigkeit gegenüber den schwedischen Gegenstücken. Es leidet daher keinen Zweifel, daß wir es bei ihm mit einer einheimischen, also gepidischen, Arbeit zu tun haben.

IV. Steinkistenfund.

Hier möchte ich zu Günthers kurzer Beschreibung der über der Südostecke, also über dem Fußende des Reitergrabes gelegenen Steinkiste (Günther, Textabb. 3) und seiner Erwähnung ihres Inhalts (S. 104), einer größeren Urne und zwei kleineren nebst einigen Beigefäßen, die alle, Urnen wie Beigefäße, auf flachen Schalen standen (Taf. IV, 2 Günther) nur noch einiges hinzufügen. Und zwar über eines der Beigefäße.

Abb. 35. 2/5. Kollenken, Kr. Kulm, Westpreußen.

Es handelt sich hier um ein zwar seltenes, aber dennoch kennzeichnendes Tongefäß der früheisenzeitlichen Steinkistenkultur des unteren Weichselgebiets, nämlich eine kleine kugelbäuchige Tasse mit abgesetztem, eingekehltem Halse, die einen recht merkwürdigen großen Henkel hat. Er ist kreisförmig gebildet und durch einen wagrechten stabförmigen Stiel mit der Gefäßwand verbunden. Von derartigen Täßchen kenne ich nur noch zwei Vertreter: einen, der aus Weißenhöhe, Kr. Wirsitz in Nordposen, stammt und sich in der Bromberger Sammlung befindet, falls diese heute noch besteht, und einen zweiten aus einer Steinkiste von Kollenken, Kr. Kulm, der ins Danziger Provinzialmuseum gekommen ist [2]) und dessen Abbildung hier wiedergegeben wird (Abb. 35). Schließlich kann man noch ein Gefäßchen aus einer Steinkiste von Konarczyn, Kr. Schlochau in Westpreußen, herbeiziehen, das denselben Kreishenkel auf sehr langem, tiefsitzenden Stiel besitzt, aber nicht ein kugelbäuchiges Täßchen ist, sondern ein Becherchen mit umgekehrt konischer Wandung.

[1]) Konrad Gislason, Udvalg af oldnordiske Skjaldekvad S. 199.

[2]) Amtl. Bericht des Westpreuß. Prov.-Mus. für 1908, S. 32, Abb. 20.

Digitized by Google

Nahe verwandt mit dieser Art Beigefäße sind solche Täßchen mit Kugelbauch und engem, steil zylindrischen Halse, die einen womöglich noch weiter hinausgeschwungenen Henkel zeigen, der aber nicht auf einem Stiel sitzt, sondern unmittelbar mit der oberen und mittleren Wandung verbunden ist. Solche Stücke kenne ich aus Steinkisten von:

1. Weißenhöhe, Kr. Wirsitz, zusammengefunden mit einer Gesichtsurne (Kaiser Friedrich-Museum Posen);
2. Obornik, Kr. Obornik (ebendort);
3. Büttkau, Kr. Posen-West (ebendort);
4. Siedlimowo, Kr. Strelno: eine Tasse mit Ringhenkel, der vom Rande ausgeht, zusammen gefunden mit einer Gesichtsurne (Museum Bromberg 1056);
5. Montwy, Kr. Strelno: eine Schale mit Ringhenkel (Museum Bromberg);
6. Linde, Kr. Flatow (Museum Danzig);
7. Gr. Sibsau, Kr. Schwetz (ebendort);
8. Woltnitz, Kr. Neustettin: 2 Stück nebst einer Gesichtsurne (Museum Stettin 5888: Pommersche Monatsblätter 1904, S. 62).

V. Eine Urne von Karolina bei Gruppe.

Ich teile bei dieser Gelegenheit einen bemerkenswerten Fund aus Karolina bei Gruppe im Kreise Schwetz mit. Gruppe liegt etwas südlich von Kommerau auf der Höhe des linken Weichselufers dicht an seinem Abfall zur Niederung und genau gegenüber Graudenz (vgl. die Kartenskizze bei Günther S. 100).

Dort wurde Anfang 1915 beim Bau von Schützengräben eine Urne gefunden, die leider nur zum Teil erhalten ist. Die Nachricht hierüber und die Photographie, angefertigt von Dr. Anger, dem Sohne des einstigen Gymnasialdirektors, Begründers des Graudenzer Museums und Verfassers des trefflichen Werkes über das Gräberfeld von Rondsen, Kr. Graudenz, übermittelte mir Studienrat Günther, damals noch in Graudenz, zu gleicher Zeit, da er mir das Manuskript seines Aufsatzes über Kommerau sandte (1919).

Erhalten ist nur noch der größte Teil des Deckels, links auf der Photographie, und ein kleiner Teil der Urne, die außen lehmfarben aussieht, innen geschwärzt ist (Abb. 36).

Das Merkwürdige an dem Gefäß ist seine Verzierung, die vielen parallelen Rippen, die die Wandung bedecken, und die überaus zahlreichen Grübchen, die in den breiten Furchen zwischen den Rippen eingegraben sind. Aus der Photographie möchte man schließen, daß die Rippen auf die Gefäßwand aufgelegt worden sind. Ein solches Muster und in solcher Technik hergestellt dürfte äußerst selten vorkommen. Doch habe ich einige Male wenigstens Ähnliches gesehen.

Digitized by Google

So an einem Gefäß der Latène-Zeit aus Herdgruben von der „Hohen Stadt" zu Erfurt, das einst in der Sammlung des verstorbenen Dr. Zschiesche in Erfurt sich befand und das er in dem Thüringer Werk [1]) hat abbilden lassen, ohne es aber im Texte zu erwähnen.

Ein ähnliches Muster zeigt auch ein Gefäß des Lüneburger Museums, das M. M. Lienau veröffentlicht hat [2]). Das Gefäß stammt aus Barum, Kr. Ülzen, und gehört in die Periode III der Bronzezeit.

Herangezogen werden können endlich noch ähnliche Gefäße aus Skelettgräbern spätester Hallstattzeit aus Oberhessen, so eines aus Kleinlinden [3]).

Das Allermerkwürdigste an dem Gefäß aus Karolina sind jedoch die beiden plastischen Verzierungen an der Urnenwand, links eine Gruppe von 4 gleichmittigen Kreisen, rechts eine Doppelspirale von je 3 Umdrehungen:

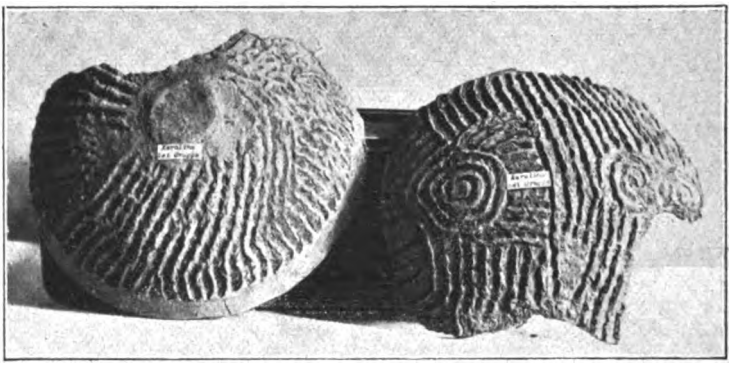


Abb. 36. Karolina bei Gruppe, Kr. Schwetz.

also ein Nebeneinander der beiden zur Darstellung der Sonne verwendeten heiligen Zeichen. Man möchte das Gefäß am liebsten der früheisenzeitlichen Steinkistenzeit zurechnen, die ja reich ist an allerlei figürlichen Darstellungen an Urnen, eingeritzten wie aufgelegten.

Damit seien meine Ausführungen zur Ergänzung der Günther'schen Beschreibung der Funde von Kommerau geschlossen.

Nachtrag zu S. 125: **Spielsteine der Ostgermanen.**

Nach einer Zeitungsnotiz sollten in den aus dem 2. Jahrh. nach Chr. stammenden Brandgräbern aus Mlawa in Polen, deren Funde dem Märkischen Museum zugesandt worden sind, auch Spielsteine sich befinden. Die Funde sind später dem Mus. f. Völkerk. in Berlin übergeben worden und dort wegen des Umzugs nicht aufzufinden. So kann ich leider nicht feststellen, ob hier tatsächlich Spielsteine vorliegen; es wären die frühesten ostgermanischen.

[1]) Götze, Höfer, Zschiesche, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. Würzburg 1909, Taf. XV, Abb. 223. — Schon in seiner Schrift „Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung", Erfurt 1904, Taf. I, Abb. 21, hat Zschiesche diese Abbildung gegeben, aber ebenfalls ohne jede Besprechung im Texte.

[2]) Lüneburger Museumsblätter 6 (1909), S. 157, Taf. II, 7.

[3]) Präh. Zeitschr. Bd. 11/12 (1920), Abb. 7 Nr. 4.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Der neue Schädelfund von Rhodesia.

Von Rud. Martin, München.

Mit 1 Textabbildung.

Die Leser dieser Zeitschrift haben bis jetzt vermutlich nur aus kurzen und recht oberflächlichen Notizen in deutschen Tageszeitungen von einem neuen Fund eines diluvialen Menschenschädels in Südafrika erfahren. Es sollte sich dabei entweder um ein Bindeglied zwischen Pithecanthropus und dem Menschen oder um den Ahnen der diluvialen europäischen Neandertalrasse handeln. Nun liegen die ersten ausführlicheren Berichte einiger englischer Sachleute und photographische Reproduktionen des Schädels vor, die ein annäherndes Urteil über die Bedeutung dieses Fundes gestatten und eine kurze Besprechung an dieser Stelle rechtfertigen[1]).

Die Fundstelle befindet sich in Nordwest-Rhodesia, ungefähr 650 englische Meilen nördlich von Bulawayo und 150 Meilen nördlich vom Kafue-Fluß. Hier liegt die sog. „Broken Hill-Mine", die auf Zink und Bleierze hin ausgebeutet wird. Die Mine befindet sich in einem früher ungefähr 18 m hohen Hügel, einem sog. „kopje", der heute aber schon zum großen Teil abgetragen ist und seit langem wegen seiner Knochenhöhle bekannt war. Der Eingang in die Höhle lag ebener Erde an der Westseite des Hügels. Von hier aus zog sie sich ursprünglich fast horizontal oder leicht abwärts geneigt nach Osten 110—135 m

[1]) Vgl. besonders: Harris E. William: The Finding of the Broken Hill Skull: the Mystery of the Great Bone Cave.

Smith Woodward A., The Broken Hill Skull.

Keith A., On the Broken Hill Skull. Sämtliche Artikel in The Illustrated London News vom 19. Nov. 1921 (Nr. 4309, Vol. 159).

Smith Woodward A., A New Cave Man from Rhodesia, South Africa, Nature vom 17. Nov. 1921. S. 371.

Ferner Artikel in The Times vom 8., 9. und 22. Nov. 1921.

Digitized by Google

lang hin. Decke und Wände bestehen aus Dolomit und sind von Zinksilikaten, von kristallisierten Ablagerungen und Stalagmiten überzogen. Der Boden ist in wachsender Mächtigkeit zwischen 1,20 und 3,60 m oft bis zur Decke von großen ganz oder halbfossilisierten Tierresten bedeckt. Neun m unter dem Eingang der Höhle liegt der Grundwasserspiegel, und ungefähr noch 3 m tiefer senkt sich der Boden der Höhle stark in die Tiefe. Am Ende des Ganges in einer Tiefe von 18 m unter dem Wasserspiegel und 27 m unter der Erdoberfläche wurde gegen Ende des Sommers 1921 der interessante Fund gemacht.

Geborgen wurde nur der Schädel ohne Unterkiefer, außerdem Teile eines Oberschenkelknochens, ein ganzes Schienbein und ein Kreuzbein, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich um ein vollständiges menschliches Skelett gehandelt hat, das in Anbetracht seines ausgezeichneten Erhaltungszustandes bei sorgfältiger Ausgrabung vollständig hätte gerettet werden können. Auch ein Fragment eines zweiten menschlichen Oberkiefers befindet sich unter den Fundstücken. Der Schädel war ganz umgeben von Resten kleiner Tiere; von größeren Knochen lagen in seiner Nähe nur der zerbrochene Schädel einer löwenartigen Form und ein Reibstein von der Größe und Form, wie ihn die heutigen Eingeborenen gebrauchen. Sämtliche Fundstücke befinden sich heute im Britischen Museum in London unter Obhut von Dr. A. Smith Woodward, dem Vorstand der Geologischen Abteilung dieser Sammlung.

Die meisten zu Fragmenten zerbrochenen Knochen dieser Höhle sind in Zink- und Bleiphosphate umgewandelt und liegen an manchen Stellen in Bleikarbonat eingebettet. Dieser Prozeß der Fossilisierung kann in dem trockenen südafrikanischen Klima relativ rasch vor sich gehen, und der Zustand der Knochen, von denen bereits Hunderte von Tonnen zur Erzgewinnung ausgehoben worden sind, ist daher noch kein Beweis für ein hohes geologisches Alter. In der Tat gehören die tierischen Reste der Broken Hill-Höhle ausschließlich rezenten oder von diesen kaum unterscheidbaren Formen an, unter denen Elefant, Löwe, Hyäne, Leopard, Rhinozeros, verschiedene Antilopenarten und zahlreiche kleinere Säuger und Vogelspezies vertreten sind.

Wann und wie diese Tier- und Menschenreste in die Höhle gekommen sind, ist eine noch ungelöste Frage. Die Vermutung, daß sie in Regenzeiten eingeschwemmt wurden, ist nicht haltbar, da die Knochen nicht durch Schlamm oder Erde zusammenverkittet sind, sondern locker beisammen liegen. Auch daß Tiere in solchen Massen vor großen Naturereignissen, wie z. B. Steppenbrände, sich in die Höhle geflüchtet haben und hier zugrunde gegangen sind, ist nicht anzunehmen. Gerade in der Tiefe der Höhle, wo die Menschenreste lagen, finden sich ausschließlich ganz kleine Tiere, während die größeren Knochen vorwiegend mehr dem Höhleneingang zu gelegen sind. Ebenso wenig befriedigend ist die Behauptung, daß die Anhäufung der Knochen durch Menschenhand erfolgte, d. h. daß es sich vielleicht um einen älteren Minenschacht handelt, in den ein Jägervolk die Abfälle seiner tierischen Nahrung schüttete. Dafür ist

Digitized by Google

die Masse der Tierreste doch zu groß, und ferner besteht sie aus einer Menge ganz kleiner Tiere, von denen nicht anzunehmen ist, daß sie den Menschen zur Nahrung gedient haben. Mir will daher am wahrscheinlichsten scheinen, daß die Tiere selbst während relativ langer Zeiträume die Höhle als Wohnstätte aufgesucht und Beutetiere eingeschleppt haben. Bei dem sicher großen Reichtum an mannigfachen Tierformen im subtropischen Afrika und der früher wahrscheinlich geringen Besiedlung des Landes durch den Menschen würde schließlich auch die überraschende Menge der tierischen Reste zu verstehen sein. Allerdings muß auch der Mensch in der Höhle gelebt haben, denn nach früheren Angaben von Franklin White[1]) und F. P. Mennell[2]) sind zwischen den

Der Schädel von Broken Hill. Nach Smith Woodward.

zerbrochenen Tierresten Steinartefakte, besonders Messer und Schaber aus Quarz in reichlichem Maße gefunden worden.

Die Beschaffenheit des menschlichen Schädels selbst gibt auch keinen sicheren Aufschluß über sein Alter. Nach Smith Woodward ist er ausgezeichnet erhalten und im Gegensatz zu den tierischen Resten nicht fossilisiert; der Knochen unterscheidet sich nur dadurch von demjenigen eines rezenten Schädels, daß er seine organische Substanz verloren hat. Die Dicke der Schädelwandung ist nicht größer als wir sie heute an europäischen Schädeln finden.

Aber die Form des Schädels weicht durchaus von der aller heutigen südafrikanischen Menschenformen ab. Der Gehirnschädel ist langgestreckt und niedrig. Nach einer mir vorliegenden photographischen Reproduktion ist die Länge der postaurikularen Region (hinter einer im äußeren Gehörgang er-

[1]) White Franklin in Proc. Rhodesia Scient. Assoc. Vol. 7, 1908, p. 13.

[2]) Mennell, F. P., On an African Occurrence of Fossil Mammalia assiocated with Stone Implements. Geological Magazine. Vol. 4, 1907, p. 443.

Digitized by Google

richteten Senkrechten) nicht viel geringer als diejenige der präaurikularen, die ihrerseits noch durch die starke Entwicklung der Überaugenhöhlenwülste vergrößert wird. Das Gehirn, das dieser Schädel umschloß, muß nach den äußeren Umrissen und den absoluten Maßen zu urteilen, nicht wesentlich an Größe hinter demjenigen des rezenten Südafrikaners oder selbst Europäers zurückgestanden haben. Die Schädelkapazität ist bis jetzt noch nicht bestimmt worden. An Maßen gibt Smith Woodward nur an: Glabello-Inion-Länge annähernd 210 mm, größte Breite in der Gegend der Parietalhöcker etwa 145 mm, woraus sich ein Längenbreitenindex von 69,0 berechnet. Es besteht also ausgesprochene Dolichokranie. Infolge der starken Entwicklung der Protuberantia occipitalis fällt in der Tat bei dem Broken Hill-Schädel das Inion mit dem Opisthokranion zusammen, während aus den Abbildungen nicht ersichtlich ist, ob die absolut größte Breite nicht unterhalb der Tubera parietalia gelegen ist. Bei einer größeren Breite würde der Index natürlich etwas steigen. Eine Abbildung der so wichtigen Norma verticalis ist in der mir zugänglichen Literatur noch nicht zu finden.

Die Stirnwölbung hinter dem mächtig vorspringenden und seitlich weit ausladenden Überaugenhöhlenschirm ist außerordentlich flach, nur in der Medianlinie leicht kammartig erhoben, am meisten an die entsprechende Bildung bei dem diluvialen Spy-Schädel (I) erinnernd. Bei Einstellung des Schädels in die Ohraugen-Ebene fällt die höchste Erhebung der Mediankurve sehr weit nach vorn in die Gegend des Bregma und die Basion-Bregmahöhe beträgt nur 131 mm. Nehme ich die publizierten Längen- und Breitenmaße als definitive an, so berechnet sich der Längenhöhenindex auf 62,4, der Breitenhöhenindex auf 90,3; es besteht also Chamae- und Tapeinokranie, d. h. der Schädel ist in jeder Hinsicht niedrig und entspricht in seinem Längenhöhenverhältnis genau dem Schädel von Chapelle-aux-Saints. Der Processus mastoideus ist relativ klein, die Crista supramastoidea aber stark ausgebildet und breit.

Im Gegensatz zum Gehirnschädel erscheint der Gesichtsschädel breit und mächtig und unterscheidet sich von dem bekannten Gibraltarschädel nur durch einen etwas niedrigeren Augenhöhleneingang, die schmalere Nase und die ganz gleichförmige Gesichtsprognathie, an der sich sowohl das Mittelgesicht wie die Alveolarpartie des Oberkiefers beteiligt. An dem Gibraltarschädel scheint übrigens die letztere Partie, die auffallend weit zurücksteht, postmortal deformiert zu sein. Smith Woodward findet vor allem in der Ausbildung der Maxilla superior infolge ihrer Flachlage und des Fehlens einer Fossa canina große Ähnlichkeit mit dem Gesichtsschädel von Chapelle-aux-Saints. Für die Richtung und Stellung des Jochbeines und der Jochfortsätze des Oberkiefers geben die Photographien nicht genügend Anhaltspunkte. Wichtig ist auch die große Breite der tiefliegenden Nase und die typisch menschliche Form der Nasenbeine, die von derjenigen aller übrigen Primaten deutlich unter-

Digitized by Google

schieden ist. Die Seitenränder der Apertura piriformis laufen auf der vorderen Alveolarpartie aus, so daß ein Sulcus praenasalis (Affenrinne) vorhanden ist, der aber auch bei rezenten Ozeaniern und Australiern nicht selten vorkommt. Die Spina nasalis ist deutlich menschlich. Da der Schädel nur an der rechten Seite der Basis Substanzverlust aufweist, so ist auch das große Hinterhauptsloch erhalten geblieben, das in seiner Neigung nach vorne und aufwärts ebenfalls eine exzessiv menschliche Bildung darstellt, die einen Beweis für den aufrechten Gang und eine aufrechte Körperhaltung bildet.

Auch der Zahnbogen ist durchaus menschlich, schön gerundet und hufeisenförmig, der Gaumen noch breiter als bei dem diluvialen Schädel von Chapelle-aux-Saints. Die Breite des Zahnbogens, an den Außenflächen der 2. Molaren gemessen (also nicht = der Maxilloalveolarbreite) erreicht den außerordentlichen Wert von 78 mm. Ihr entspricht auch eine Gaumenendbreite (im Niveau des 3. Molaren) von 51 mm. Die Gaumenlänge mißt Smith Woodward von der Alveole des mittleren Schneidezahns („from the socket of the median incisor„ — es ist wohl der Hinterrand gemeint) bis zu einer an den Hinterrand der 3. Molaren angelegten Linie und bestimmt auch dafür 51 mm. Aber der Broken Hill-Schädel besitzt nicht die großen primitiv geformten Zähne, wie wir sie bei den europäischen Paläolithikern meist treffen, sondern seine Zähne sind im Verhältnis zum Kiefer nicht besonders groß, und die Molaren nehmen von vorne nach hinten an Größe ab, besonders der Weisheitszahn ist viel kleiner als die beiden anderen Mahlzähne. Er mißt nur 12,5 mm in der Breite und 9,5 mm in der Länge, während der 2. Molar zwei gleiche Durchmesser von 13,5 mm aufweist, also eine quadratische Kaufläche besitzt. Die ganze Molarenreihe hat eine Länge von 33 mm. Der Eckzahn ist nicht stärker als beim rezenten Menschen. Im übrigen bestand Aufbiß, und sämtliche Zahnkronen sind, wie wir es ja häufig bei primitiven Stämmen treffen, stark abgekaut. Daß sich auch kariöse Prozesse, die selbst auf die Alveolen übergriffen, finden, wird von den englischen Beobachtern besonders hervorgehoben.

So drängen sich in der Tat in vielen Merkmalen Vergleiche mit einzelnen diluvialen europäischen Menschenschädeln auf. Überall treten die menschlichen Züge deutlich hervor, und nur ein Laie kann darüber im Zweifel sein, ob der Schädel einem Menschen oder einer Affenart zuzuschreiben ist. Auch als Bindeglied kann er nie und nimmer aufgefaßt werden. Im Vergleich zu den besterhaltenen paläolithischen Schädeln scheint der Schädel von Broken Hill nur seitlich mehr komprimiert, d. h. schmäler und wohl auch stärker prognath, also in gewissem Sinn etwas mehr negroid zu sein. Darum besteht aber noch kein Grund, ihn mit der sog. Grimaldi-Rasse zu identifizieren oder ihn gar mit dem Gibraltarschädel zu verbinden. Gerade der letztere darf nur mit Vorsicht beigezogen und in eine Stammesreihe eingestellt werden. Seine Geschichte ist ganz unsicher. Man weiß nur, daß er im Jahre 1848 in Forbes-Quarry

Digitized by Google

an der Nordseite des Gibraltarfelsens auf einer Felsterrasse unter zusammengebrochenen und mit Sand vermengten Trümmern gefunden wurde. Teile einer in der Nähe gelegenen Höhle, die später untersucht wurde, brachte keine neuen Funde zutage, so daß auch dieser Schädel nicht auf Grund festgestellter stratigraphischer Verhältnisse, sondern nur im Hinblick auf seine Formverhältnisse zu der Neandertalgruppe gezählt wird.

Die gefundenen Extremitätenknochen aber stimmen in ihrem ganzen Bau durchaus mit dem rezenten Menschen überein und sind nicht vergleichbar mit den gedrungenen massiven und zum Teil gekrümmten Knochen der Neandertalrasse. Besonders die Tibia ist lang und schlank. Darum ist Smith Woodward der Meinung, daß es sich um eine ausgestorbene Menschenform handle, die spezifisch von Homo neandertalensis verschieden sei, und der er den Namen „Homo rhodesiensis" beilegt. Besonders im Hinblick auf die Merkmale des Gesichtsskelettes spricht Smith Woodward den Gedanken aus, daß der Mensch von Broken Hill gleichsam zwischen Homo neandertalensis und dem rezenten Menschen stehe, und daß doch vielleicht eine direkte Linie vom Neandertaler zu Homo sapiens führe. Homo rhodesiensis wäre dann charakterisiert durch ein neandertaloides Gesicht mit einem besser entwickelten Gehirnschädel und einem rezenten Bau seines Extremitätenskelettes („an up-to date skeleton"). Im Gegensatz zu Smith Woodward nimmt Sir Arthur Keith an, daß der Rhodesiaschädel in mehreren Eigenschaften, vor allem durch die Höhenlage der Linea temporalis und die Ausbildung des Torus supraorbitalis primitiver sei als der Neandertaler und glaubt daher, das Ursprungsland des letzteren nach Südafrika verlegen zu sollen. Der Gibraltarschädel bildet seiner Ansicht nach eine Etappe auf diesem Wege in zeitlicher und räumlicher Hinsicht.

Mir will scheinen, daß wir so weitgehende Folgerungen, die für die Stammesgeschichte des Menschen von größter Tragweite sind, erst ziehen können, wenn alle Vergleiche des neugefundenen Schädels mit den bis dahin vorliegenden Fundstücken durchgeführt worden sind. So lange möchte ich auch zögern, das neuentdeckte Individuum als Vertreter einer besonderen Rasse oder gar Art zu betrachten. Die bisherigen Erfahrungen lehren, daß auch in früheren Zeiten die individuelle Variabilität in den einzelnen Merkmalen schon eine recht beträchtliche war.

Ferner darf man nicht vergessen, daß das geologische Alter des nicht fossilisierten Broken Hill-Schädels noch vollständig unbekannt ist, und daß, wie oben bereits erwähnt, selbst die ihn begleitende fossilisierte Fauna keine ausgestorbenen, sondern nur heute lebenden Formen enthält. Sehr weit kann die Besiedlung der Höhle durch den Menschen also nicht zurückliegen: „it may not even have been so remote as the Pleistocene period" schreibt auch Smith Woodward.

Digitized by Google

Man kann jedenfalls mit Bestimmtheit sagen, daß der Broken Hill-Mensch unter Bedingungen in Rhodesia lebte, wie sie zu Zeiten der ersten europäischen Ansiedler noch bestanden haben. Unsere europäischen Paläolithiker dagegen waren von einer zum größten Teil ausgestorbenen Tierwelt umgeben, und ihre Reste liegen in zweifellos quartären Schichten.

Außerdem sei daran erinnert, daß auch noch gelegentlich Schädel aus geschichtlicher Zeit gefunden worden sind, die einzelne Merkmale des Neandertaltypus zeigen und eine gewisse Formverwandtschaft mit diesem aufweisen. Ich erinnere nur an den von Stolyhwo beschriebenen Schädel von Nowosiolka, der einem Skythen angehörte. Aber solche Übereinstimmungen in Einzelheiten sind nicht ausschlaggebend. Nur wo es sich um ein Zusammenstimmen des ganzen Merkmalkomplexes handelt, haben wir ein Recht, direkte genetische Beziehungen anzunehmen. Diesen Nachweis kann für den Broken Hill-Schädel aber erst eine eingehende Untersuchung erbringen.

Nachschrift. Kurz vor der Korrektur dieses Aufsatzes erhielt ich durch die gütige Vermittlung meines Kollegen Professor Dr. Erich Kaiser einen Zeitungsausschnit (vermutlich aus der Cape Times), der einen von E. N. Fallaize in der Januarnummer (1922) von „Discovery" publizierten Artikel, betitelt „The Rhodesian Skull and the Antiquity of Man", wiedergibt. Fallaize legt darin beionderen Wert auf den Umstand, daß auf dem Gipfel des „Kopje" ursprünglich eine flache Bodensenkung vorhanden war und daß über den menschlichen Resten sich ein Spalt befand, der früher mit der Oberfläche des Hügels in Verbindung stand. Diese Tatsache ist im Hinblick auf den frischen Zustand, durch welchen sich der menschliche Schädel von den fossilisierten Tierresten unterscheidet, in der Tat sehr beachtenswert, denn sie gibt der Möglichkeit Raum, daß das Skelett in relativ junger Zeit an die Stelle gelangte, wo es gefunden wurde. In jedem Fall bedarf, wie ich es oben betonte, die Fundgeschichte erst völliger Klärung, ehe der Schädel für die Stammesgeschichte des Menschen verwendet werden kann.

Digitized by Google

Zwei neue Trachtenfunde älterer germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Schweden.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Gerade hatte ich für den letzten Bogen der „Geschichte der germanischen Tracht" von Georg Girke die Druckerlaubnis erteilt, als ich aus schwedischen Zeitungen von zwei neuen besonders wichtigen Funden germanischer Bronzezeittracht aus Dänemark und Schweden Kenntnis erhielt. Von besonderer Bedeutung ist der dänische Fund als ein zweites Zeugnis der Frauentracht, das in manchen Zügen von dem berühmten Borum-Eshöi-Fund abweicht. Ich gebe im folgenden darüber Nachricht.

1. Der Baumsarg von Egtved bei Kolding.

Vor einiger Zeit wurde zu Egtved bei Kolding nahe am Kleinen Belt, also dicht nördlich vom Kreise Hadersleben und an der alten dänisch-preußischen Grenze, wo früher schon die Mehrzahl aller Eichbaumsärge der älteren Bronzezeit zum Vorschein gekommen ist, wiederum ein solcher Eichsarg entdeckt. Die Ausgrabung und Überführung des noch ungestörten Sarges nach Kopenhagen ins Nationalmuseum geschah unter Leitung des Museumsinspektors Professor Thomas Thomsen. Im Nationalmuseum erfolgte dann die Präparierung der Funde, die im September 1921 ausgestellt werden konnten. Professor Thomsen hat darüber in der Zeitschrift „Verden og Vi" ausführlich berichtet, wovon das Hauptsächlichste hier folgen mag.

Ein glückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände hat den Fund zu dem gemacht, was er ist. In erster Reihe ein Eigentümer, der nicht, wie das bei den früheren Eichsargfunden geschehen ist, die Kiste auseinandernahm und ihren Inhalt mit Ofenkratzern oder andern Geräten durchwühlte, sondern sie sorgsam zudeckte, bis sachkundige Hilfe herbeikommen konnte, ja sogar zugab, daß sie fortgebracht wurde, obwohl er so nicht selbst die Untersuchung über-

Digitized by Google

wachen konnte, wodurch zum ersten Male eine Eichkiste im Museum selbst mit allen zu Gebot stehenden Hilfsmitteln untersucht werden konnte. Weiter ein Konservator und Mithelfer, der es versteht, aus losem Haar die Rindshaut wiederherzustellen, die jetzt den Boden des Eichsarges bedeckt, und aus einer nassen, weichen Masse eine Kleidung zu schaffen, wie sie jetzt zu sehen ist: Dazu bedurfte es sowohl großer Mühen als auch einer gewaltigen Geduld. Und zuletzt aber nicht zumindest eine Reihe Gelehrter, von der pharmazeutischen Anstalt, vom gerichtsmedizinischen Institut, von den zoologischen, botanischen und geologischen Instituten, die alle, jeder auf seinem Gebiet, Teilnahme und Arbeit aufwandten, um in die Einzelheiten des Fundes Licht zu bringen.

Gerade südlich an der Stelle, die man als Grabplatz erwählte, wuchs dazumal Eichwald. Das Moor birgt noch seine Stämme; in größter Nähe konnte man also das Material für den Sarg holen. Mit Bronzewerkzeugen hieb man es zu, die Beilhiebe erscheinen noch deutlich an der Innenseite. Man breitete ein Fell über den Boden für die Tote, darauf zu ruhen, und dann legte man sie in die Kiste, eine junge Frau zwischen 18 und 25 Jahren, hellhaarig, nicht wie das jetzt vorkommt, dunkel, von Mittelgröße und schlank von Wuchs. Das Haar, das über der Stirn kurz geschnitten und an den Seiten lang war, hing lose, das Band zum Befestigen des Haares legte man auf den Nacken und den Kamm zur Ordnung desselben auf den Gürtel. Sie trug ihre Kleidung, gewebt aus Schafwolle, die kurze Jacke mit halblangen Ärmeln und den kurzen Rock mit Fransen, der zweimal um den Körper gewunden war. Zwischen Jacke und Rock, wo der Leib auf eine Strecke hin bloß war, band man den wollenen Gürtel um, der einen großen Bronzeschmuck trägt, der ebenso wie die Handgelenkringe dazumal wie Gold glänzte. Aber für die Füße gab man ihr bloß eine ungenähte Bekleidung mit, die aus aufgesammelten Wollappen bestand. Es könnte wundernehmen, wenn eine so vornehme Frau sich mit so einfacher Fußbekleidung begnügt hätte. Sollte diese vielleicht nur ein Ersatz sein, wie man in andern Eichsärgen einen kleinen Dolch in eine Schwertscheide gesteckt gefunden hat? Zu Häupten stellte man ihr die kleine Schachtel aus Lindenrinde mit ihren Kleinigkeiten und schließlich legte man ihr zu Seiten das, was sich jetzt als Wollbündel zeigt. Es enthielt die gebrannten Knochen eines 7—8jährigen Kindes, des Begleiters bei ihrer Todesfahrt. Zwei Arten der Bestattung, eine gebrannte und eine ungebrannte Leiche, begegnen uns hier in ein und demselben Grabe.

Die Tote wurde dann mit dem großen viereckigen Zeugstück zugedeckt, das ihr im Leben wohl als Kleidungsstück gedient hat; die Kanten der Rindshaut wurden nach der Mitte des Sarges zu umgewendet; aber bevor man den Sarg schloß, stellte man zu Füßen der Toten über die Felldecke einen Eimer aus Birkenrinde mit einem Trank, der gebraut war aus Beeren und Kräutern, Heidel-, Sumpfbeeren und Gerbermyrthe, mit Zusatz von Weizen und kräftiger gemacht mit Bienenhonigzucker. Ein Trank ungefähr gleicher Zusammen-

Digitized by Google

setzung wurde einer Frau mitgegeben, die über anderthalb Jahrtausende später begraben worden ist; es war dies offenbar der gewöhnliche Vorzeittrank.

Ein kleines Steinlager wurde auf der Erde an der Stelle angebracht, die als Grabstätte ausgesucht worden war; dort stellte man den Sarg hin und stützte ihn an den Außenseiten mit größeren und kleineren Steinen, so daß er nicht umstürzen konnte. So war alles bereit gemacht, um den Hügel darüber aufzuwerfen. Man verwendete dazu nicht die Erde, die man am Platze fand, sondern holte Wiesenerde von einer feuchten Talsenke her, und zwar nicht bloß soviel um damit den Sarg zu decken, sondern genug für einen Hügel von 8 m Durchmesser und nahezu 1 m Höhe; erst hierauf baute man den großen Sandhügel ringsum. Nicht ohne Absicht hat man mit den damaligen Transportmitteln solche Erdmassen von weit her gebracht. Man hat offenbar Kenntnis gehabt von der bewahrenden Kraft dieser Erdart und sie hat auch den Erwartungen voll entsprochen; um die Wiesenerde hatte sich eine Kruste von fester Grunderde (alv) gebildet, so daß der Sarg völlig eingekapselt und gegen Luftzutritt geschützt war. Drei und einhalb Jahrtausende hat die an Humussäure reiche Feuchtigkeit aus dieser nassen Schicht im Sarg gestanden, und als man den Deckel aufbrach, rann Wasser heraus.

Alles in diesem Bilde ist gegründet auf unmittelbare Beobachtungen, nichts ist aus der Phantasie hinzugefügt worden. Manche bemerkenswerten kleinen Züge über Bodenverhältnisse, über Pflanzen- und Insektenleben könnten noch hinzugefügt werden; aber hier sollten nur die Hauptzüge des Bildes gezeichnet werden, das ein Altertumsfund geben kann, wenn die Wissenschaft die Möglichkeit hat, sofort Hand daran zu legen, bevor, wie es in der Rechtssprache heißt, die Spuren verwischt werden.

Nur ein einziges Mal hat man früher eine Frauentracht dieser Zeit gefunden. Sie hat dieselbe kurze Jacke, denselben Gürtel und Gürtelschmuck, aber im übrigen findet man zwischen beiden Trachten einen in die Augen fallenden Unterschied. Der leichte Rock und das kurze Stirnhaar der Frau von Egtved weichen stark ab von dem faltenreichen Rock und dem dichten Haarnetz der Frau von Borum Eshöi. Etwas von einer Tänzerin könnte man in der Tracht von Egtved vermuten, aber man darf darin nichts anderes sehen als eine Haustracht, über der das große Kleid außerhalb des Hauses getragen wurde; zumal in einem noch kälteren Klima, wie dem Grönlands, die Haustracht stellenweise noch leichter ist.

Leider ist aus der voranstehenden Darstellung der Frauentracht von Egtved nicht ersichtlich, ob die Jacke, so wie es bei dem entsprechenden Stücke von Borum Eshöi der Fall ist, vorn am Halse einen senkrechten Schlitz zeigt, den S. Müller für eine erst bei der Bestattung erfolgte Verunstaltung des Kleidungsstückes, Girke aber für von vornherein bei der Herstellung beabsichtigt und ausgeführt ansieht.

* * *

Digitized by Google

2. Schwedens älteſtes Kleidungsſtück: ein Mantel aus der Bronzezeit.

Der zweite Fund betrifft einen vollſtändig erhaltenen Wollmantel älterer Bronzezeit aus Schweden, von wo bereits ein kleinerer Schal der Periode III der Bronzezeit, aus dem 8. Hügelgrab von Dömmestorp Kſp. Haßlöf in Halland ſtammend, bekannt iſt [1]).

Gerum, Väſtergötland.

„Dieſen Schal hat irgendein Mann vor ein paar Jahren hingelegt. Den dürfte er ſo wohlgeſchützt niedergelegt haben, um ihn bei ſchlechtem Wetter draußen zur Hand zu haben." — So ungefähr iſt der Eindruck, den zuerſt das große Stück braun- und gelbgerauteten Wollenzeuges macht, das die bemerkenswerteſte Erwerbung des Hiſtoriſchen Muſeums auf viele Jahre hin darſtellt — der etwa 3000 Jahre alte Mantel von Gerum in Väſtergötland.

Dieſes älteſte Kleidungsſtück Schwedens — eines der älteſten der ganzen Welt — wurde im Frühjahr 1921 zufällig von ein paar Landarbeitern gefunden, die im Moor gruben. An der unteren Kante des 1,5 m tiefen Schachts, den ſie anlegten, ſahen ſie einen Lappen vorſtechen. Neugierig, was das für ein Stück Zeug ſein könnte, das ſo tief unten im Moore lag, legten ſie es frei, wodurch ſie ſich z. T. wagrecht in den Torf hineingruben, deſſen obere Lage ſomit unberührt über der Fundſtätte liegen blieb — ein Umſtand, der ſpäter von großer Bedeutung für die Zeitbeſtimmung wurde.

Das Zeugſtück, das von ovaler Form etwa 2,5 m lang und 2 m breit iſt, lag zuſammengefaltet unter 3 Steinen, die offenſichtlich dort hingeworfen

[1]) Boye, Hallands Fornm.-fören. Tidſkrift S. 88; Montelius, Svenſka Fornſaker, Abb. 245; Montelius, Minnen från vår Forntid. I, Abb. 1048; Montelius, Kulturgeſchichte Schwedens, Abb. 134.

Digitized by Google

waren, um es unter Wasser zu halten. In der Hoffnung, etwas Kostbares in dem Paket zu finden, wickelten die Finder es auf, aber ihre Hoffnung wurde enttäuscht. Wenn es jemals etwas enthalten hat, so war dies jetzt spurlos verschwunden. Trotz des Spottes seiner Genossen brachte indes einer der Gräber das schwere, vom Schlamm erweichte Zeugstück den weiten Weg bis nach Hause und sandte es darauf nach Skara, um zu erfahren, ob es von Bedeutung wäre. Von hier aus wurde der Fund weiter nach Stockholm an das historische Museum gesandt, wo er verschiedenen Altertumsforschern Grillen in den Kopf setzte.

Abgesehen von der vortrefflich erhaltenen Beschaffenheit mußte die auf den ersten Anblick äußerst modern erscheinende Technik verwirrend wirken. Das Zeug ist, wie bemerkt, rautenförmig in dunkelbraun und gelbbraun gefärbt. Dies ist jedoch vielleicht nicht die ursprüngliche Farbe, sondern kann durch den Einfluß der Torffeuchtigkeit entstanden sein. Die Rauten sind etwa $^1/_2$ cm im Viereck groß. Das Zeug, aus dickem, festem Wollengarn, ist nach Aussage von Sachleuten in der noch heute üblichen Köpertechnik gewebt. Das ganze Kleidungsstück ist aus einem einzigen Stück geschnitten. An ein paar Kanten ist die ursprüngliche Webe„egge" noch vorhanden, aber sonst ist die Kante mit dickem Garn „beworfen".

Die Form ist, wie bemerkt, oval. Wie das Stück getragen wurde, kann zwar nicht bestimmt gesagt werden, aber eine gute Anweisung daüber gibt ein Mantel aus der Bronzezeit, der in Dänemark gefunden worden ist. Dieser, der grad abgeschnitten ist auf einer Seite, und abgerundet auf der andern, befand sich in ursprünglicher Lage bei einem noch jetzt erhaltenen Skelett in der Art, daß die gerade Kante umgeschlagen wurde und um Nacken und Schulter fiel, während der untere, rundabgeschnittene Teil überall ungefähr gleich lang vom Boden ab zu hängen kam. Auf dieselbe Art getragen bildet der ovale Mantel von Gerum eine Art Pelerine, ist aber im übrigen ganz wie das dänische Gegenstück.

Zeugreste sind in mehreren schwedischen Funden zum Vorschein gekommen, sogar aus der Steinzeit, aber irgendein ganz vollständiges Kleidungsstück aus vorgeschichtlicher Zeit ist nicht erhalten geblieben. Der Mantel von Gerum ist das älteste erhaltene Zeugnis schwedischer Tracht.

Wie kann man sich nun über das Alter desselben vergewissern? Dieses kann festgestellt werden durch eine sinnreiche Untersuchungsmethode, die vom Staatsgeologen Dr. L. v. Post ausgearbeitet und schon früher mit Erfolg angewendet worden ist bei Untersuchungen von Moorfunden. Die Methode gründet sich auf das mikroskopische Material aus Samenpollen verschiedener Pflanzen, die mit unglaublicher Zähigkeit in jedem Torf sich erhalten. Durch Beobachtung des Vorkommens verschiedener Pollenarten in den verschiedenen Torflagen kann man sich eine Ansicht bilden über die Gewächse um das Moor herum zu der Zeit, da jede seiner Lagen abgesetzt wurde. Nun kennt man bereits aus anderen Gründen recht gut den Klimawechsel Schwedens über

Digitized by Google

lange Zeiten hin. Wenn z. B. in einer Lage eine Flora von Hasel und Eiche ihre Pollen absetzt, in einer folgenden Lage aber der Birke und Fichte Platz macht, kann man daraus schließen, daß der frühere Zeitabschnitt wärmer war, der spätere kälter. Jede charakteristische Torfschicht weist so Mitteltemperaturen auf unter einer gewissen Periode des Zeitraums, während dessen sich das Moor bildete. Nun weiß man, daß gewisse Abschnitte der Zeit, in der Schweden besiedelt war, sich als wesentlich kälter, andere als bedeutend wärmer erwiesen haben. So ist der Ausgang der Bronzezeit durch ein starke Klimaverschlechterung gekennzeichnet, die sich in der älteren Eisenzeit fortsetzt und erst allmählich von einer steigenden Mitteltemperatur abgelöst wird. Noch heute ist in Schweden das Klima nicht so milde, wie in der älteren Bronzezeit vor der Klimaverschlechterung.

Diese starke Veränderung tritt besonders deutlich in den Torfmooren auf, wo die Torfbildung unter dem Einfluß des Klimas an Stärke wechselt und die in den verschiedenen Lagen erhaltenen Pollenbestände deutliche Vermehrungen innerhalb der Pflanzenwelt an jedem Ort aufweisen.

Da nun ungestörte Torflager glücklicherweise erhalten blieben genau über der Stätte, wo das Zeugstück hingelegt worden war, hat Dr. v. Post an Ort und Stelle feststellen können, daß dieser Platz sich in einem ungestörten Lager befindet seit einer Zeit, die auf keinen Fall jünger ist als die Bronzezeit. Denn ein Stück oberwärts beginnen die bezeichnenden Veränderungen, die infolge der erwähnten großen Klimaverschlechterung gegen Schluß dieser Periode entstanden.

Wir haben also die große Genugtuung, den ersten Fund eines vollständigen Kleidungsstückes aus der Bronzezeit in Schweden festzustellen. Dies ist zugleich, mit Ausnahme des Bundes an einem der dänischen Frauenkleider, einzig dastehend als Webearbeit. Der Stoff der dänischen Bronzezeitkleider ist bedeutend gröber und einfacher. Man kann nur immer wieder sich wundern darüber, wie modern dieses 3000—4000 Jahre alte Gewebe wirkt. Vielleicht gilt auch für die germanische Bronzezeit, was Mommsen über das kaiserzeitliche Rom schrieb, daß man es sich nicht modern genug vorstellen könne.

Digitized by Google

Ein Steinplattengrab in Arnstadt.

Von Dr. E. Caemmerer, Sondershausen.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Bei Anlegung eines Gewächshauses in dem Grundstücke des Herrn Hoflieferanten Erdmann in Arnstadt, Ohrdrufer Straße 4, wurde im Jahre 1900 ein Skelettgrab aufgedeckt. Der Bericht über die Ausgrabung stützt sich auf ausführlichere Notizen meines Vaters, die auf Grund der Angaben des Herrn Erdmann, der die Aufdeckung des Grabes selbst leitete, gleichzeitig aufgezeichnet wurden. Die Beschreibung ist kürzlich von Herrn Erdmann durchgesehen und von ihm nach Vornahme unwesentlicher Änderungen bestätigt worden. Trotz der auffallenden Fundumstände glaube ich die Verantwortung für ihre Richtigkeit übernehmen zu dürfen. Sie ergeben folgendes Bild:

Das Skelett lag in 1—1,5 m tiefer schwarzer Erde auf großen etwa 15 cm dicken, ungefähr 30 cm breiten und 50 cm langen Platten aus weichem Kalkstein, wie sich solche zahlreich in der ganzen Umgegend, besonders auf dem Hochplateau der Alteburg finden. Die seitliche Steinpackung des Grabes, das ein Oval bildete, war je 25 cm stark, an Kopf und Füßen war sie aus kleineren, 5—8 cm dicken Kalksteinplatten gebildet. Mit Steinpackung war das Grab 1 m breit, ohne diese 50 cm; die Länge betrug mit Steinpackung 2,5 m, ohne dieselbe 1,75 m. Bedeckt war das Grab mit mehreren großen Platten, ähnlich denen, die die Unterlage bildeten; durch die Lücken war infolge Einfließens von Regenwasser Erde und feines Kalkgeröll abgesetzt worden, die das Grab und die beigegebenen Gefäße teilweise füllten[1]). Das Skelett war etwa 1,55 m lang. Beim Ausgraben waren besonders gut die Oberschenkelknochen erhalten, die aber ebenso wie die übrigen Knochen und die Gefäße (vgl. später) im Trocknen zerfielen, so daß eine Bergung des Skelettes nicht möglich war. Die

[1]) Das Gefäß (Abb. 4) war dadurch auseinander gedrückt worden und konnte nicht vollständig geborgen werden.

Digitized by Google

allein noch erhaltene Schädeldecke (Abb. 1) trägt ausgesprochen dolichokephalen Typus, ist aber so unvollkommen, daß sich die notwendigen Maße leider nicht angeben lassen. Das Stirnbein ist nicht bis zur Glabella erhalten, die linke Schädelkapsel (von vorn gesehen) noch mangelhafter als die rechte. Die Entfernung von dem Tuber occipitale bis zum hinteren Ende der Pfeilnaht beträgt 7,7 cm, diese selbst 13,2 cm, die sehr gut erhaltene Stirnnaht mißt noch 11,5 cm, die rechte Hälfte der Kranznaht noch 10,3, der Lambdanaht 9 cm.

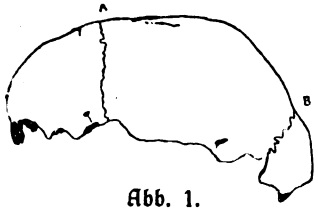


Abb. 1.
A = Kranznaht.
B = Lambdanaht.

Zwischen den Füßen stand eine 28 cm im Mündungsdurchmesser haltende 9—10 cm hohe Schale mit plattem Standboden (9,1 im Durchmesser). Der

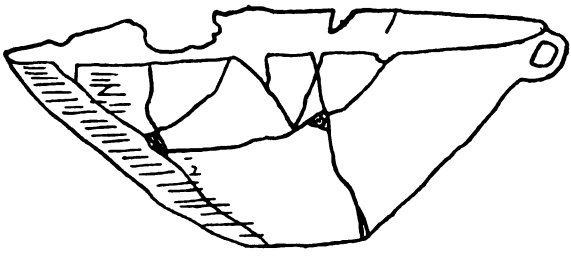


Abb. 2.

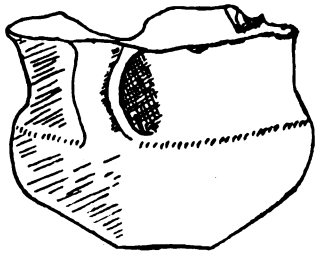


Abb. 3.

Rand des unverzierten mit einem kleinen Henkel versehenen Gefäßes (Abb. 2) biegt wenig nach innen um. In ihr stand eine 9—9,8 cm hohe einhenklige Tasse (Abb. 3) mit schwach konkavem Standboden (5 cm im Durchmesser) und etwas ausladendem 15,2 cm messenden Rande. Der Bauch, der gegen den Hals plötzlich absetzt, ist eng, fast senkrecht kanelliert und trägt in seinem oberen Teile ein einfaches schräges Strichornament. Ein breiter Henkel, der dieses unterbricht, schließt mit dem Rande der Tasse ab. Konnten diese beiden Gefäße fast vollständig wieder zusammengesetzt werden, so war dies bei einem dritten, das an derselben Stelle seinen Platz gefunden hatte, nicht möglich. Die Form läßt sich jedoch aus den Bruchstücken erschließen (Abb. 4). Der nach unten sich etwas verbreiternde steile Hals mit 2 Ösenhenkeln am Halsansatz hat 12,5 cm Mündungsdurchmesser, der größte Durchmesser des Bauches und die Höhe des Gefäßes etwa 17 cm, das schräge Strichornament ist weiter als das

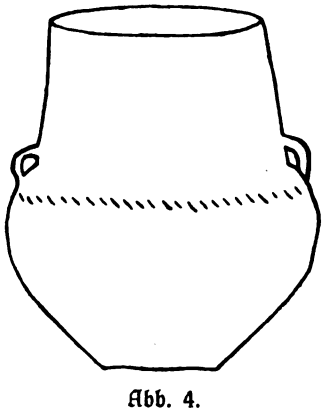


Abb. 4.

Digitized by Google

der Tasse, die sehr flache Kanellierung ebenfalls. Der Ton dieser Gefäße ist schlecht gebrannt, ohne Brandhaut, grob geschlämmt und mit Quarzstückchen und Steinchen reich durchsetzt; die Farbe ist dunkelgrau bis schwarz.

Abb. 5.

Abb. 5a.

Dazu kommen noch zwei bemerkenswerte Beigaben. Auf der Brust des Skelettes lag eine 14,5 cm lange späte Vasenkopfnadel aus Bronze (Abb. 5) mit kugelförmigem, von fünf konzentrischen Rillen umzogenen Kopf, die von vier tiefen Furchen schräg in der Weise durchschnitten werden, daß gleichsam vier abwechselnd gleichliegende Dreiecke entstehen (Abb. 5a). Der kugelförmige Kopf geht in einen 1,1 cm langen von 4 Rillen umzogenen zylindrischen Aufsatz über. Nadeln dieser Form, die der vierten Bronzezeitperiode (Kossinna) angehören und in Süddeutschland, besonders Oberbayern, zahlreich in manchen Gräberfeldern sich zeigen, sind in Mitteldeutschland äußerst selten [1]). Am linken [2]) Unterarm lag eine 9 cm lange Armschutzplatte aus sehr hartem, äußerst fein geschlämmten und gut gebrannten lilagrauen Ton (oder Tonschiefer?; spez. Gewicht 2,46) mit an den Kurzseiten scharfkantig umgebogenem Rande (Abb. 6). Die Breite der stark gewölbten, der Unterarmbildung sich schön anschmiegenden Schiene beträgt an dem einen Ende 5,6, am andern reichlich 5,7 cm [3]), in der Mitte 4,7 cm; die Stärke in der Mitte, oben und unten (Abb. 6b) 6 mm, läßt aber nach den abgerundeten Seiten zu erheblich nach. In ihr befinden sich, entsprechend dem meistens vorkommenden Typ vier konische von innen gebohrte Löcher, deren Durchmesser an der Innenseite 6—7, außen 2—2,5 mm beträgt.

In dem Grundstücke des Herrn Erdmann fanden sich schon früher von

[1]) Herr Dr. Niklasson, Halle, dem ich für seine gütige Auskunft auch an dieser Stelle, ebenso wie Herrn Geheimrat Kossinna und Herrn Hoflieferanten Erdmann meinen besten Dank ausspreche, teilt mir mit, daß sich seines Wissens in der Provinz Sachsen und den Nachbarprovinzen keine ähnlichen Stücke finden und das Arnstädter wohl das nördlichste sein dürfte. Vgl. zwei ähnliche Nadeln von St. Andrä, zwischen Ammer- und Staffelsee, (Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern, Taf. XXXI, Abb. 9, und Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, Taf. XXII, Abb. 2) und eine solche von Peschiera am Gardasee (Much, Kunsthistorischer Atlas, Taf. XXII, Abb. 1).

[2]) Vgl. dazu K. Koehl im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Sept. 1904, S. 354ff., bes. 356f.

[3]) Zu diesem Unterschied in der Breite vgl. z. B. Koehl, a. a. O., S. 356 und Wilcke im Mannus, Bd. VI (1914), S. 322f.

Digitized by Google

Gräbern herrührende menschliche Knochen, besonders Arm- und Beinknochen, die in dunklere, humusreichere (scheinbar von dem jenseitigen östlichen Ufer der Weiße erst herbeigeschaffte?) Erde eingelagert waren. Sie lagen mehr an der Oberfläche; Beigaben fehlten. Die letzterwähnten Gräber können zu einer Datierung so wenig beitragen wie die vor dem alten Erfurter Tore gemachten Funde von „teils größeren, teils kleineren Urnen von runder und schlanker Form", wie sie Hesse[1]) erwähnt, oder die von Olearius[2]) beschriebenen und abgebildeten Fundstücke von dem alten Gottesacker (vor dem Erfurter Tore). Dagegen verweise ich noch auf ein nur in Scherben erhaltenes größeres auf der Drehscheibe gearbeitetes Gefäß mit Zickzackornament an den Randstücken, das der frühesten merowingischen Kultur zugehört[3]). Es gehörte zu einem „Gerippe mit eingedrücktem Schädel" — als Beigabe erwähnt der Fundbericht eine bronzene Armspange — und wurde am 15. Februar 1896 bei der Fundamentausschachtung Ecke Ohrdrufer- und Gothaerstraße gefunden. Es befindet sich jetzt im Museum zu Arnstadt (Zugangsbuch des Arnstädter Museums, Nr. 775); leider fehlen gerade die charakteristischen Scherben und der schon beim Ausgraben wieder verlorene Bronzering.

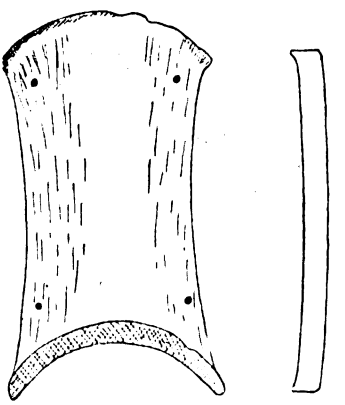


Abb. 6. Abb. 6b.

Abb. 6a.

Die schon von Bühring[4]) ausgesprochene Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins eines früheren größeren Gräberfeldes zwischen Erfurter Tor und Arnsberg — nahe der Weiße, wo das alte Arnstadt gegründet wurde — mag demnach nicht von der Hand zu weisen sein.

Nachschrift. Zu S. 156 Anm. 1: Ohne irgendwie meine Fundmappe für diesen Zweck durchgearbeitet zu haben, kann ich aus dem Gedächtnis hier eine Nadel vom Typus der Abb. 5 nennen, die aus einem bronzezeitlichen Gräberfelde von Stangenhagen, Kr. Jüterbogk-Luckenwalde, Prov. Brandenburg, stammt und seit 1885 im Mus. f. Völk. Berlin (I f 2274a) sich befindet. Sie ist flüchtig erwähnt: Nachrichten f. deutsch. Alt. 1891, S. 60 und abgebildet im Berliner „Merkbuch" Taf. V, 30, 3. Aufl. Taf. VII, 30. G. Kossinna.

[1]) L. F. Hesse, Arnstadts Vorzeit und Gegenwart, Arnstadt 1842, S. 49, Anm. 13.

[2]) J. Ch. Olearius, Mausoleum in Museo, i. e. heidnische Begräbnistöpfe, u. a. bei Arnstadt gefunden. Jena 1701, S. 18f. Dazu Götze, Höfer, Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 254f.

[3]) Diese schon 1900 von Kossinna erkannte Datierung, wonach J. Bühring, Alt-Arnstadt, Beiträge zur Heimatkunde von Arnstadt und Umgegend, Heft 5, 1917, S. 5 zu berichtigen ist, verdanke ich einer schriftlichen Mitteilung des Herrn Geheimrat Kossinna. Vgl. den Fundbericht im Arnstädter Nachrichts- und Intelligenzblatt vom 18. Febr. 1896.

[4]) a. a. O., S. 5.

Digitized by Google

Neuere Literatur zur Vorgeschichte Westfalens.

Von Walther Schulz, Halle a. d. S.

Vorbemerkung.

Da ich in der vorliegenden Arbeit für ältere Literatur auf das Buch von J. B. Nordhoff: „Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie" 1890 verweisen konnte, habe ich mich auf eine Übersicht der neueren Forschungen beschränkt.

Der Hauptnachdruck ist auf die eigentlichen vorgeschichtlichen Zeiten gelegt, da gerade diese in Westfalen besonderer Pflege bedürfen. Während die frühgeschichtliche Zeit von der Römerforschung an nur kurz behandelt ist, wurde bei der vorgeschichtlichen Zeit vielfach auch auf ältere Literatur zurückgegriffen, da es mir nützlich erschien, für einzelne Fundgruppen die zerstreute Literatur, soweit sie mir bekannt und nicht zu schwer zu beschaffen ist, einmal zusammenzustellen. Auch kürzere Erwähnungen westfälischer Verhältnisse, die für die Vorgeschichte dieser Provinz besonders beachtenswert sind, habe ich verzeichnet, wobei mich die Frage leitete: aus welchen Veröffentlichungen kann die weitere Forschung Nutzen ziehen [1]).

Literaturabkürzungen.

A. A. = Archiv für Anthropologie.
B. J. = Bonner Jahrbücher. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Bericht R. G. K. = Bericht der röm.-germ. Kommission, Frankfurt am Main.
Germania = Germania, Korrespondenzblatt der röm.-germ. Kommission.
C. Hölzermann, Lokaluntersuchungen = „Lokaluntersuchungen die Kriege der Römer und Franken sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend." 1878.
Jahresbericht R. = Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Bielefeld.

[1]) Freundliche Auskunft verdanke ich Herrn Professor Dr. Engels, Verwalter der städt. Bibliothek für Heimatkunde in Bielefeld.

Digitized by Google

K. A. = Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
K. G. = Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
Mannus = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
Mitteilung A. W. = Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen.
Müller-Reimers = Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover 1893.
Nachrichten d. A. = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
J. B. Nordhoff, Kr. Hamm = „Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Hamm" 1870.
P. Z. = Prähistorische Zeitschrift.
R. B. = Ravensberger Blätter für Geschichte, Volks- und Heimatskunde, Bielefeld.
K. Schumacher = Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. I. 1921.
Westfalen = Westfalen. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums der Provinz Westfalen, Münster.
Z. E. = Zeitschrift für Ethnologie.
Z. G. = Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Münster.

Westfalen gehört nicht zu den an vorgeschichtlichen Funden reichen Gebieten, wie schon ein Blick auf die prähistorischen Typenkarten der deutschen anthropologischen Gesellschaft oder auf die von G. Wilke im Mannus, Bd. 9 veröffentlichten Verbreitungskärtchen erweist.

Die Gründe für die Fundarmut sind verschiedener Art. Wälder, Moore und im südlichen Teile rauhes Gebirgsland hinderten eine stärkere Besiedelung. Die von O. Schlüter entworfene Karte der Waldverbreitung Mitteldeutschlands in frühgeschichtlicher Zeit (in J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. 1, Taf. 24) zeigt, wie begrenzt damals die für Siedelungen geeigneten Gebiete hier waren. In älteren Zeiten mag die Waldverbreitung allerdings eine andere gewesen sein, da bronzezeitliche Hügelgräber vielfach in heutigen Waldgebieten liegen. Dazu kommt, daß in der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit nur die dünner gesäten Ausläufer einer nördlichen und einer westlichen, bzw. südlichen Kultur in Westfalen hineinragten, wie N. Åberg für die Steinzeit und G. Kossinna für die Bronzezeit dargelegt haben. Seit der jüngeren Bronzezeit und besonders in der frühesten Eisenzeit breitete sich die germanische Leichenbrandkultur aus, doch sind gerade diese Urnenfriedhöfe und Grabhügel nicht reich an Metallbeigaben, so daß bei dem Fortleben älterer Tongefäßformen eine genaue zeitliche Bestimmung dieser Funde recht schwierig ist. In der Wende unserer Zeitrechnung ist der Mangel an gesicherten Funden geradezu charakteristisch für das Gebiet der istwäonischen Stämme Germaniens, zu dem auch Westfalen gehört (vgl. G. Kossinna, „Die Herkunft der Germanen". Mannusbibl. Nr. 6, S. 19), doch stammen aus dieser Zeit die bekannten Römeranlagen von Haltern und Oberaden. In der frühgeschichtlichen Zeit lag Westfalen wiederum an der Grenze fränkischer und sächsischer Kultureinflüsse (siehe W. Schulz, Mannus Bd. 5, 1913, S. 51); das Land kann sich auch jetzt

Digitized by Google

nicht mit den an Merowingerfunden reichen Gebieten Südwestdeutschlands messen, es sind aber zahlreiche Wehranlagen dieser Zeit bekannt.

Ungünstig für die vorgeschichtliche Forschung war auch, daß die historischen Ereignisse, die sich zur Zeit der Römer in Westfalen und seiner Nachbarschaft abspielten, die Lokalforschung vielfach in ihren Bann zogen. Altertümer der verschiedensten Zeiten wurden auf die Römerkriege bezogen. Der Lokalforschung fehlte vielfach der Zusammenhang mit der Vorgeschichtsforschung im übrigen Deutschland, sie blieb etwas rückständig. Doch sollen ihre Verdienste, die sie sich besonders durch Aufsuchen und Erforschen der Wehranlagen erworben hat — führten doch die Forschungen von Pfarrer Prein z. B. zur Entdeckung der Anlagen von Oberaden — nicht gering geachtet werden.

Neuerdings mehren sich die Berichte über vorgeschichtliche Funde, die wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen. Das Material der Museen soll in den Werken „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen" und „Vorzeitfunde aus Niedersachsen" Berücksichtigung finden.

Nur wenige Museen haben namhafte vorgeschichtliche Sammlungen in Besitz. Ein Verzeichnis der Museen Westfalens, die vorgeschichtliche Altertümer enthalten, gibt H. Mötefindt K. A. 1917, S. 35, 36.

K. Hähnle, Westfalen, 5, 1913, S. 69ff. beschreibt eine Museumsreise, die er zur Feststellung vorgeschichtlicher und römischer Funde unternommen hat. Siehe auch K. Schumacher, „Aus westdeutschen Museen". P. Z. 5, 1913, S. 567ff.

Bedeutendere vorgeschichtliche Abteilungen haben:

Das städtische Kunst- und Gewerbemuseum zu Dortmund; dazu A. Baum, „Führer durch die Sammlungen des städtischen Kunst- und Gewerbemuseums zu Dortmund". S. 135ff.

Das Landesmuseum Münster; dazu Führer durch das Landesmuseum der Provinz Westfalen, S. 1ff.

Das städtische Museum zu Bielefeld; dazu W. Schulz und Tümpel, „Ein Gang durch die Altertumssammlung des städtischen Museums in Bielefeld", Abdruck aus R. B. 1911, S. 77ff.

Museum Haltern, für die dortigen Römerfunde; dazu C. Schuchhardt, „Aliso. Führer durch die Ausgrabungen bei Haltern".

Für Westfalen besitzen wir bereits eine Zusammenfassung, die auch die ältere Literatur enthält: J. B. Nordhoff, „Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie (Römerspuren, Erd- und Steindenkmäler, Kleinwerk und ethnographische Altertümer). Geschichtliches, Sammlungen, Literatur usw. Zugleich als Beihülfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie". Münster 1890.

Von westfälischen Zeitschriften enthalten besonders vorgeschichtliches:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Münster und Paderborn.

Digitized by Google

Westfalen, Mitteilungen des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums der Provinz Westfalen. Münster.

Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen.

In der Bibliographie, die in den Berichten der R. G. K. seit Bericht 6 (1910/11) erscheint, aber in den letzten Berichten nicht mehr fortgesetzt ist, sind die neueren Veröffentlichungen über Vorgeschichte Westfalens zu finden.

Die vor- und frühgeschichtliche Zeit.

Die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Zeit Westfalens ist im Mannus Bd. 5, 1913 (Bericht über die Tagung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte zu Dortmund 1912) in 2 Vortragsberichten behandelt:

G. Kossinna, „Westfälische Vorgeschichte" (S. 31ff.), anschließend

W. Schulz, „Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit" (S. 45ff.), beide Arbeiten mit Abbildungen.

Auch der Tagungsbericht der 21. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Münster 1890 im K. A. 1890 enthält einige Vorträge, die sich mit der Vor- und Frühgeschichte Westfalens beschäftigen. Genannt sei J. B. Nordhoff, „Über die Gattungen prähistorischer Denkmäler und ihre Fundgebiete in Westfalen". S. 105ff.; mit z. T. unhaltbaren Anschauungen.

Ältere westfälische Funde sind verzeichnet bei

E. v. Tröltsch, „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete". 1884; siehe Kartenbeilagen: Bronzezeit, Latènezeit, Verkehrswege.

Bei K. Schumacher, „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis zum Mittelalter". Bisher I., die vorrömische Zeit, Mainz 1921, ist auch Westfalen hier und da berücksichtigt worden.

A. Ludorff, „Wandtafel vor- und frühgeschichtlicher Altertümer der Provinz Westfalen" gibt bildliche Auswahl westfälischer Altertümer, doch sind seine Zeitangaben z. T. zu berichtigen.

Für den nordöstlichen Teil Westfalens: W. Schulz, „Übersicht über die vorgeschichtlichen Funde in Minden-Ravensberg". R. B. 1914, S. 19ff. mit Fundkärtchen. Hingewiesen sei auch auf J. Wilbrand, „Römische und vorrömische Fundstücke aus der Gegend von Bielefeld". K. G. 1896, S. 41, 42.

Wie die Orts- und Flurnamenforschung die Archäologie ergänzt, zeigt H. Jellinghaus, „Vor- und frühgeschichtliche Spuren in nordwestdeutschen Orts- und Flurnamen". K. G. 1909, Sp. 382ff.

Die ältere Steinzeit und Übergangszeit.

Die geologischen Verhältnisse behandelt Th. Wegner, „Geologie Westfalens und der angrenzenden Gebiete". Paderborn 1913, S. 136ff. Hier weitere Literaturangaben.

Digitized by Google

Bei R. R. Schmidt, „Die diluviale Vorzeit Deutschlands". Stuttgart 1912 sind die paläolithischen Funde Westfalens, durchweg Höhlenfunde, S. 90ff. dazu Taf. XXXVIII, Abb. 11—23 zusammengestellt. Die ältere Literatur über die Höhlenfunde ist dort angegeben. S. 210 E. Koken über „Die Tierwelt der Höhlen".

Ferner Z. E. 1912, S. 187ff. Bärtling, „Über das geologische Alter der Menschenreste und Artefakte im niederrheinischen Industriegebiet".

Menzel, „Die Fauna der Fundschichten des quartären Menschen vom Rhein-Hernekanal und die Altersbestimmung der Artefakte", mit Abbildungen (atypische Stücke, ein Gerät einer Mousterispitze ähnlich; altalluviale Funde, darunter Menschenschädel von Herne, der vielleicht dem Kampignien angehört). Über einen weiteren Menschenschädel von Oberhausen im Rheinlande, nahe der westfälischen Grenze H. Virchow und Bärtling, Z. E. 1911, S. 622ff. mit Abbildungen. Knochen- und Geweihgerätfunde, wohl aus der Übergangszeit, aus der Lippe bei Camen-Werne veröffentlicht J. B. Nordhoff, „Kreis Hamm 1880", S. 12 mit Abbildungen und Borggreve, Z. G. 28, 1869, S. 309f. Über Feuersteinwerkstätten aus der Gegend von Bielefeld gedenkt Rektor Meise, Verwalter der vorgeschichtlichen Abteilung des dortigen Museums, wohl in R. B. zu berichten.

Die jüngere Steinzeit.

Wie N. Åberg, „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit" (1918) gezeigt hat, läuft durch Westfalen die Grenze zwischen nordeuropäischer und westeuropäischer Kultur, siehe Karte Taf. VIII bei Åberg. Dazu auch K. Schumacher, S. 195. Die Verbreiterungskarten steinzeitlicher Geräte bei Åberg lassen die Fundarmut Westfalens erkennen. Eine Verbreitungskarte der Beile aus Nephrit usw. gibt H. Fischer, A. A. 16, 1886, Begleitworte S. 563ff., der auch einige westfälische Funde verzeichnet. Die Megalithgräber Westfalens sind bei Åberg S. 120 aufgezählt, dazu Karte Taf. V (nach Almgren).

Die verstreute Literatur über westfälische Steinkammergräber älterer und jüngerer Form sei hier zusammengestellt. Ältere Übersichten in den genannten Arbeiten von Nordhoff, bei M. J. Esselen, „Das römische Kastell Aliso. Anhang: Über die älteren Steindenkmäler, die sog. Hünenbetten, in Westphalen und den angrenzenden Provinzen." Hannover 1857, ferner Düllers Z. G. 1902, S. 183f.

Über einzelne Gräber und Grabgruppen:

Bei Rahden, Kr. Lübbecke: Müller-Reimers, S. 289, hier weitere Literatur, ferner W. Schulz, R. B. 1914, S. 19.

Werste, Kr. Minden: W. Schulz, a. a. O.

Kr. Tecklenburg: Müller-Reimers, S. 282ff., dazu Abbildungen von Gefäßen aus Seeste. Abbildungen auch P. Z. I, 1909, Taf. IX und X.

Digitized by Google

G. Kossinna, „Die deutsche Vorgeschichte". Mannusbibl. Nr. 9, Taf. II, Abb. 12 und 13.

Umgegend von Beckum: besonders Z. G. 1875 mit Abbildungen. Außerdem H. A. Erhard, „Nachricht von den bei Beckum entdeckten Gräbern", Münster 1836, Z. G. 1859, S. 283, 1867, S. 372ff., 1872, S. 364. K. A. 1871, S. 15.

Bei Heiden, Kr. Borken: „Düwelstein", B. J. 84, 1887, S. 18.

Umgegend von Lippstadt (Ülde, Schmerlecke): Sitzungsberichte der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn, 1859, S. 103, 1879, S. 112f. — K. G. 1870, S. 96. — K. A. 1871, S. 15, Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest, 1881/82, S. 41ff.

Kr. Paderborn (Gut Talle, Kirchborchen, Neuhaus), siehe Nordhoff und Düllers.

Kr. Büren (Wewelsburg, Etteln, Brenken, Wünnenberg, Henglarn). Z. G. 1862, S. 333, Kr. Schumacher, 8. Bericht. R. G. R. 1914/15, S. 42. — P. Z. 5, 1913 S. 562.

Hardehausen(-Rimbeck)[1]), Kr. Warburg: A. Götze, Die Denkmalpflege X, 1908, S. 92ff., mit Abbildungen. — R. B. 1906, S. 77f.

Nuttlar, Kr. Meschede: Z. G. 1883, S. 208.

Die Bronzezeit.

Auf einigen der prähistorischen Typenkarten der deutschen anthropologischen Gesellschaft sind westfälische Funde verzeichnet. Die von G. Kossinna entworfenen Karten in Zeitschrift „Deutsche Erde" 1912, Taf. 14 und „Die Herkunft der Germanen" 2, Mannusbibl. 6, Taf. V, zeigen die Verbreitung der nördlichen und südlichen Kultur in Westfalen, und das Vordringen der ersteren, der germanischen, im Laufe der Bronzezeit.

Kurze Angaben über Bronzefunde in Westfalen bei Düllers, Z. G. 1902, S. 196. Für das nordöstliche Westfalen W. Schulz, „Minden-Ravensberg in der Bronzezeit", R. B. 1911, S. 17ff.

Hügelgräber mit Skelettbestattung sind aus verschiedenen Gegenden beschrieben worden. Zum Teil enthalten sie Beigaben der älteren Bronzezeit, zum Teil sind Beigaben nicht vorhanden, so daß ihre zeitliche Stellung nicht sicher feststeht, doch dürften diese Grabhügel zu einer Gruppe zusammenzufassen sein.

Es sind folgende Funde veröffentlicht:

Hausberge, Kr. Minden: wahrscheinlich Hügelgrabfund, O. Olshausen, K. A. 1890, S. 156. — W. Schulz, R. B. 1914 S. 19.

Steinhagen, Kr. Halle. Bei W. Schulz, R. B. 1914, S. 19 erwähnt.

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prof. Götze ist das Grab nach der Oberförsterei Hardehausen zu benennen.

Digitized by Google

Gegend von Delbrück, Kr. Paderborn: Z. G. 3, Z. G. 60, 1902, S. 196. J. B. Nordhoff, „Römerstraßen und das Delbrücker Land" 1898, S. 7ff.

Gegend von Pömbsen, Kr. Höxter: Z. G. 1907, S. 225. — K. G. 1908, Sp. 338. — Biermann und G. Kropatschek, Mitteilungen A. W. 5, 1909, S. 403ff. mit Abbildungen.

Bei Herstelle, Kr. Höxter: Z. G. 1883, S. 217.

Bei Wünnenberg, Kr. Büren: Z. G. 1847, S. 218. — Olshausen, K. A. 1890, S. 155.

Burg Eringerfeld, Kr. Lippstadt: Biermann, Mitteilungen A. W. 1912, S. 117ff. (mit Abbildungen).

Schwerte, Kr. Hörde: G. Kropatschek, Mitteilungen A. W. 5, 1909, S. 421ff.

An diese Gruppe angeschlossen seien auch die „Hügelgräber" im Arnsberger Wald, die die Lokalforschung mit der Varusschlacht in Zusammenhang gebracht hat.

Hülsenbeck, „Die Gegend der Varusschlacht". Beilage zum 54. Jahresberichte des Gymnasiums Paderborn 1877/78. — A. Beneke, Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Wald. — A. Beneke, Mannus 5, 1913, S. 119ff. mit Lageplan. C. Schuchhardt hält diese Hügel überhaupt nicht für Gräber: P. Z. 4, S. 385ff. mit Abbildungen und Karte. H. Koepp will jedoch eine Anzahl als Grabhügel gelten lassen. Westfalen 3, 1910, S. 113.

Leichenbrandgräber der jüngeren Bronzezeit aus dem nordöstlichen Westfalen sind von W. Schulz in schon erwähnten Arbeiten der R. B. ferner im Mannus 10, 1918, S. 108ff. (mit Abbildungen) („Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends vor Chr. im nordöstlichen Westfalen") behandelt. Besonders sei die Veröffentlichung von A. Götze, „Gräberfeld an der Porta Westfalika", Kr. Minden in Nachrichten D. A. 1898, S. 90ff. (mit Abbildungen) genannt. Die dortige Bügelplattenfibel sowie eine weitere Fibel von Nordhemmern, Kr. Minden sind auf der Typenkarte bronzezeitlicher Fibeln (Z. E. 45, 1913) nicht ganz an richtiger Stelle eingetragen. Über diese Fibeln: W. Schulz, „Zur Herkunft der Bügelplattenfibel". Germania 1919, S. 81f. mit Abbildungen.

Außerdem Leichenbrandgräber:

Kr. Tecklenburg: Hügelgräber aus dieser und späterer Zeit, Müller-Reimers, S. 282.

Gegend von Münster: H. Landois, K. A. 1883, S. 30, 1887, S. 20. — Jahresbericht 1903 der westf. Gruppe für Anthropologie S. 4. — H. Mötefindt, Z. E. 45, 1913, S. 228ff. mit Abbildungen.

Gegend von Borken: W. Conrads Mitteilungen A. W. 1, 1899, S. 99ff. mit Abbildungen.

Gebiet der Lippe und Emscher: A. Baum hat über seine Forschungen bisher nur zusammenfassend kurz berichtet: K. G. 47, 1899, S. 26, K. A. 1902,

Digitized by Google

S. 43ff., auch Führer Museum Dortmund. — Dazu G. Kossinna, Mannus V, 1903, S. 35f. ferner K. Schumacher, Siedelungen, S. 195; es stößt hier die germanische Brandgräberkultur mit der rheinischen zusammen. Vgl. auch Abbildungen: Altertümer 5, 7, Taf. 40, S. 682—684.

Unsicher ob Depotfund, wie man nach der Fundzusammensetzung annehmen sollte, oder Grab, da Leichenbrand eines Kindes unter der Bronzedose lag: Bronzefund von Rheda, Kr. Wiedenbrück, Fr. Langewiesche, P. Z. 4, 1912, S. 383ff.

Depotfunde sind veröffentlicht bzw. erwähnt:

Obernbeck, Kr. Herford: H. Landois, 32. Jahresbericht des westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst, 1903—04, — R. B. 1904, S. 10.

Bei Iburg: Jostes und Effmann, Z. G. 44, S. 45, dazu Taf. IV, 8.

Bei Münster: Geisberg, Z. G. 28, S. 359ff. mit Abbildungen. — K. G. 1854, S. 14.

Die vorrömische Eisenzeit.

Hier kommen die schon für die Leichenbrandgräber der jüngeren Bronzezeit genannten Veröffentlichungen von W. Schulz, Mannus 10, S. 108ff. (dazu Nachtrag Mannus 10, S. 229f.) mit weiteren Literaturangaben, ferner von A. Baum in Betracht. Für Nordostwestfalen sei außerdem genannt:

W. Schulz, „Die Funde der vorrömischen Eisenzeit des Kreismuseums zu Minden". R. B. 1911, S. 69ff.

J. Möller und Wilbrand, „Der Urnenfund auf dem Gebiete der Friedrich-Wilhelmsbleiche bei Bielefeld". 11. Jahresbericht R. mit Abb.

J. Wengler, „Ein Grabhügel auf dem Lusebrink in Neuenknick" (Kr. Minden). R. B. 14, 1914, S. 24ff. mit Abb.

Beobachtungen von Fr. Langewiesche über Aufbau der Grabhügel der Lokkumer Heide (z. T. Kr. Minden) sind P. Z. 6, 1914, S. 360f. angeführt.

Aus anderen Teilen Westfalens:

Kr. Tecklenburg: Müller-Reimers, S. 282, außer den bronzezeitlichen Grabhügeln auch solche der Eisenzeit.

Dreden, Kr. Ahaus: Tenhagen, Z. G. 48, 1890, S. 232f.

Kr. Warendorf: Darpe, „Alte Wallburgen und Urnenfriedhöfe in Westfalen". Z. G. 53, 1895, S. 144ff. Wohl z. T. hierher gehörig

Kr. Hamm: J. B. Nordhoff, Kr. Hamm. 1880, S. 14, mit Abbildungen.

Latènefibeln aus Westfalen veröffentlicht

H. Mötefindt, Z. E. 1913, S. 101f. als Ergänzung zu den wenigen im fünften Tätigkeitsbericht der Typenkartenkommission 1911 genannten aus dem Museum Münster stammenden Fibeln, deren Fundorte aber unbekannt sind.

Digitized by Google

H. Hofmeister bespricht P. Z. 6, 1914, S. 189ff. eine Gußform von der Babilonie, Kr. Lübbecke, die er der Latènezeit zuweist. Der Bericht auch R. B. 1916, S. 4f. mit Berichtigung der Abbildungen.

Mehrere der westfälischen Höhlen haben Kulturreste aus dieser oder noch späterer Zeit enthalten, so stammen die meisten der von Mötefindt angeführten Fibeln aus Höhlen, auch Getreidefunde haben sie geliefert, die in der Literatur über Getreide der vorgeschichtlichen Zeit Erwähnung finden. Besonders sind folgende Arbeiten von E. Karthaus zu nennen „Über die Ausgrabung der Veledahöhle unweit Velmede im oberen Ruhrtal". P. Z. 3, 1911, S. 132ff. mit Abbildungen, „Die Höhlen Westfalens und die Ausgrabung der Veledahöhle", Globus 98, S. 281. „Die Karhofhöhle im Hönnethal, Westfalen", Nachrichten D. A. 1894, S. 70—72. „Die Bielsteinhöhle bei Warstein", Festschrift zur 21. allgemeinen Versammlung der anthropologischen Gesellschaft, Münster 1890. Zur Besiedelung des westfälischen Berglandes vgl. K. Schumacher in Mainzer Zeitschrift 1907, S. 18. Wohnbauten dieser Zeit veröffentlicht A. Hartmann in dem Bericht über Ausgrabungen im Römerlager bei Kneblinghausen 1903/04. Mitteilungen A. W. 4, 1905, S. 131ff. mit Abbildungen; vgl. auch W. Schulz, „Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit", Mannusbibl. Nr. 11, S. 31, 32.

Die frühgeschichtliche Zeit.

In der Übersicht von W. Schulz, „Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit", Mannus 5, 1913, S. 45ff. (mit Abbildungen) ist die Literatur über die einzelnen Funde angegeben. Es ist hier am bemerkenswertesten das von Dortmund ausgegrabene Gräberfeld von Veltheim, Kr. Minden, über dessen erste Funde Fr. Langewiesche P. Z. 1, 1909, S. 34 mit Abbildungen und R. B. 1909, S. 26 berichtet hat. Aus der Merowingerzeit ist das Gräberfeld von Beckum hervorzuheben, veröffentlicht mit Abbildungen Z. G. 1865, S. 337ff. Über Westfalen in der Merowingerzeit siehe auch: E. Brenner im 7. Bericht R. G. K. 1912, S. 338. Vgl. auch C. Schuchhardt, Bericht R. G. K. 1—3, „Fränkisches und Sächsisches in Nordwestdeutschland".

Zu der bei Schulz angeführten Literatur über Funde aus der Zeit der Franken und Sachsen kommt noch:

E. Brenner: „Zwei Grabfunde der merowingischen Zeit in Westfalen", P. Z. 6, 1914, S. 194ff. mit Abbildungen (Kr. Soest und Lünen, Lkr. Dortmund). Das bei Schulz genannte Gräberfeld von Ostendorf bei Leer, Kr. Steinfurt, das dem 9. Jahrhundert angehört, ist von W. Meyer im römisch-germanischen Korrespondenzblatt 8, 1915, S. 88ff. mit Abbildungen veröffentlicht. Weiterer Grabfund der Karolingerzeit mit Leichenbrand (?): B. Hölzermann, „Lokalunterſuchungen", S. 48, dazu Taf. 1. Gräber noch

Digitized by Google

späterer Zeit behandeln H. Landois und B. Dormann, „Westfälische Totenbäume und Baumsargmenschen", A. A. 17, 1888, S. 339ff. beachtenswert auch wegen der anthropologischen Untersuchungen.

Über eine Alsengemme von Laer, Kr. Steinfurt: J. Heilmeyer, Westfalen 2, 1911, S. 97ff. (mit Abbildung).

Die Römerkriegsforschung mit ihrer reichen Literatur, die auch besonders durch das Varusschlachtjubiläum im Jahre 1909 vermehrt wurde, kann hier nur gestreift werden. Es sei auf die Bibliographie in den Berichten R. G. K. seit 5, 1909 hingewiesen. Auch die Straßenforschung und Burgenforschung ist vielfach mit der Römerforschung verbunden. Vieles wurde da früher den Römern zugeschrieben, was nach neuerer Forschung meist aus späterer Zeit stammt. Soviel auch nach Anlagen der Römer gesucht ist, vorläufig sind die einzigsten gesicherten Römerplätze die Anlagen bei Haltern und Oberaden. Über die Ausgrabungen und die Fragen, die sich an die Ergebnisse knüpfen, z. B. die nach der Lage von Aliso, siehe die Berichte R. G. K., besonders auch die Bibliographie derselben, die weitere Literatur mitteilt. Leider kann man sich über die Grabungen von Oberaden nicht so bequem und eingehend unterrichten, wie über die von Haltern in den Mitteilungen A. W. seit Bd. 2, 1901. Vgl. auch Aliso, Führer durch die Ausgrabungen von Haltern von C. Schuchhardt. Für Oberaden sei noch der Bericht von A. Baum mit Kartenbeigaben Mannus 5, 1913, S. 39ff. genannt. Im Anschlusse an einen Bleibarrenfund aus der Gegend von Soest behandelt A. Schulten die Lage der Römerkastelle an der Lippelinie. „Eine neue Römerspur in Westfalen", B. J. 124, 1917, S. 38ff. — K. Koenen. „Römisches in Paderborn", Mannus 13, 1921, S. 185ff.

Über größere Funde römischer Münzen in Westfalen: K. Regling, „Römischer Denarfund von Fröndenberg", Zeitschrift für Numismatik 29, 1912, S. 189ff.

K. Regling, „Der Dortmunder Fund römischer Goldmünzen". Dortmund 1908, Nachtrag 1910.

Über Funde bei Rehme, Kr. Minden: Z. G. 1903, S. 169f., R. B. 1904, S. 79ff., 1921, S. 6.

Siedlungsforschung auf Grund der Angaben des Ptolemäus betreiben Fr. Langewiesche, „Germanische Siedelungen im nordwestlichen Deutschland zwischen Rhein und Weser nach dem Berichte des Ptolemäus", Beilage zum Jahresberichte des Realprogymnasiums zu Bünde 1909/10, ferner K. Mehlis, „Des Claudius Ptolemäus ‚Geographia' und die Rheinweserlandschaft", Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in München 13, 1919, S. 55ff.

Die neuere Burgenforschung hat die Zeitstellung und Bedeutung der verschiedenen Befestigungsarten geklärt (C. Schuchhardt). Es hat sich ergeben, daß diese Anlagen meist aus der Zeit der Franken und Sachsen oder

Digitized by Google

auch aus noch späteren Zeiten stammen. Altgermanisches ist unsicher. Doch es ist möglich, daß manche Befestigung einen älteren Ursprung hat (Gußform wohl aus der Latènezeit von der Babilonie, Kr. Lübbecke). Von der zahlreichen Literatur seien nur Zusammenstellungen und größere Werke genannt:

B. Hölzermann, „Lokaluntersuchungen".

A. Wormstall, „Übersicht über die vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen, Lager und Schanzen in Westfalen. Lippe-Detmold und Waldeck". Mitteilungen A. W. 1, 1899, S. 1ff.

Westfalen berücksichtigt auch:

A. v. Oppermann und C. Schuchhardt, „Atlas vor- und frühgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen". Im Auftrage des historischen Vereins für Niedersachsen Heft I—XII, 1887/1916 (damit abgeschlossen). Siehe die Besprechung von Boehlau, P. Z. 9, 1917, S. 133ff.

Im Anschluß an diesen: „Atlas vor- und frühgeschichtlicher Befestigungen in Westfalen". Herausgegeben von der Altertumskommission für Westfalen, bisher Heft I—III, 1920.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Mit einer am 8. Dezember 1921 im Universitätsgebäude veranstalteten Sitzung beschloß die Berliner Zweiggesellschaft die Tätigkeit ihres 13. Vereinsjahres.

Der Vorsitzende, Geheimrat Kossinna, eröffnete die Verhandlungen mit geschäftlichen Mitteilungen. Der Vorstand der Zweiggesellschaft habe Herrn Buchdruckereibesitzer Mertinat zum Schriftführer hinzugewählt, da dieses Mitglied sich ganz besondere Verdienste um die Gesellschaft dadurch erworben habe, daß es die von Herrn Professor Paape verfaßten und zu Werbezwecken an eine überaus große Zahl von Zeitungen versandten gedruckten Berichte über unsere Sitzungen und über manche Bände des Mannus und der Mannusbibliothek auf eigene Kosten in seiner Druckerei habe herstellen lassen. Dafür sprach der Vorsitzende Herrn Mertinat den wärmsten Dank der Gesellschaft aus. — Weiter kam zur Mitteilung der Beschluß des Vorstandes, den Milgliedsbeitrag der Zweiggesellschaft für 1922 von 3 auf 5 Mark zu erhöhen, da die Druckkosten und Postgebühren für die Einladungen und ebenso die Saalmiete für die Sitzungen und die Nachsitzungen dermaßen gestiegen wären, daß eine solche Erhöhung des Beitrags unvermeidlich geworden sei.

Dann hielt Geheimrat Kossinna eine Gedenkrede auf unser verstorbenes Stockholmer Ehrenmitglied, den Reichsantiquar i. R. Professor Dr. Oskar Montelius, und zeigte zum Schluß ein Lichtbild vom Geburts- und Sterbehause und 12 Lichtbilder, die den Verstorbenen selbst in allen Jahrzehnten seines langen Lebens darstellten. Die Gedenkrede ist abgedruckt im Mannus Band 13, S. 309 ff., und zwar vermehrt durch eine große Fülle literarischer Nachweise.

Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Lehrer Max Krügel (Berlin) über die Vorgeschichte von Buckow, Kr. Lebus (Märkische Schweiz). Auch dieser mit Bildern reich ausgestattete Vortrag kommt im Mannus zum Abdruck.

* * *

Die erste Sitzung der Berliner Zweig-Gesellschaft in ihrem 14. Vereinsjahre fand am 23. Februar 1922 im Universitätsgebäude statt.

Der Vorsitzende, Geheimrat Kossinna, ließ zunächst die jährliche Neuwahl des Vorstandes der Zweiggesellschaft vornehmen. Durch Zuruf wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt, also die Herren Kossinna, Paape, v. Strantz als Vorsitzende, Snethlage, Heß v. Wichdorff, Mertinat als Schriftführer und Seemann als Schatzmeister.

Bei der Gelegenheit beglückwünschte der Vorsitzende Herrn Zahnarzt Seemann zu seiner Promotion als Dr. med. auf Grund einer bei der medizinischen Fakultät der

Digitized by Google

Universität zu Greifswald im Dezember 1921 eingereichten Dissertation, die ebenso auf dem Gebiete der deutschen Vorgeschichte wie auf dem der Medizin sich bewegt. Ihr Titel lautet „Die Zähne der neolithischen Skelettfunde aus Rössen in (der Provinz) Sachsen". Die Arbeit behandelt zuerst allgemeine Fragen, wie die Art der Zahnmessung, und geht dann zu einer vergleichenden Betrachtung der Rössener Zähne über. Besonders genau werden die Fälle von Zahnkaries bei ihnen behandelt, weiter der häufige Schwund des Alveolarfortsatzes, die starke Abnutzung der Kauflächen, Unregelmäßigkeiten und Mißbildungen, sowie die Möglichkeit einer Kunsthilfe, wozu glatt abgeheilte Alveolen und das Fehlen kariöser Wurzelreste Veranlassung gaben.

Der Vorsitzende verkündete dann die für den 17. bis 20. April zu Berlin geplante Hauptversammlung und nannte eine Reihe lockender Themen, die von den 14 bisher gemeldeten Vortragenden behandelt werden sollen.

Der Vorsitzende bespricht dann die Leistungen der Gesellschaft während des Jahres 1921. Der Mannusband ist gegen 1920 gehalten nicht etwa noch mehr eingeschrumpft, sondern hat fast die alte Friedensstärke wieder erreicht, was neben reichen Spenden mancher hochherzigen, opfersinnigen Gönner aus der Mitte unserer Gesellschaft vor allem infolge weitgehender Unterstützung durch die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" möglich geworden ist. Unsere Gesellschaft ist dem Präsidenten der Notgemeinschaft, Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, für das unserer Gesellschaft bewiesene große Wohlwollen zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Der Preis des Mannusbandes für 1922 im Buchhandel ist vorläufig mit 100 Mark angesetzt worden. Unsere Mitglieder sollen aber nach dem Beschluß des geschäftsführenden Ausschusses vom Herbst 1921 nur 30 Mark für den ganzen Band zu zahlen haben, ihn also halb geschenkt erhalten, wie jetzt auch im Kreise der Mitglieder kopfschüttelnd wiederholt ausgesprochen worden ist. Ich glaube jetzt schon bestimmt sagen zu können und leider sagen zu müssen, daß die inzwischen geradezu reißend gewordene Steigerung der Geldentwertung jenen Beschluß umstößt — wenn nicht der Mannus, dessen diesjähriges Budget noch vollkommen in der Luft liegt, wieder auf die Hälfte seines vorjährigen Umfanges zurückgehen soll. Dazu kommt die alles Maß überschreitende Erhöhung der Postgebühren, infolge deren die Versendung der drei Mannushefte von 1921 für jedes Mitglied 9 Mark gekostet hat, so daß von den 25 Mark Beitrag, von denen die Gesellschaft $3^1/_2$ Mark für Verwaltungskosten zurückbehält, der Verlag für Herstellung des Bandes selbst nur je $12^1/_2$ Mark übrig behalten hat. Jedermann sieht ein, daß dies ganz unmögliche Verhältnisse sind. Helfen kann hier nur eine sofortige Umlage an die Mitglieder, um dem Verlage die wahrscheinlich noch weiter steigenden Versandkosten des Mannus zu ersetzen.

Nicht nur der Mannus, auch die mit unserer Gesellschaft durch die Personalunion des Herausgebers enge verknüpfte „Mannusbibliothek" hat im Jahre 1921 einen ungeahnten Aufschwung genommen. Während selbst in der Vorkriegszeit das Erscheinen von höchstens drei Bänden in einem Jahre erreicht wurde, während des Krieges aber im besten Falle nur ein Band erschien, hat das Jahr 1921 nicht weniger als 7 Bände gezeitigt. Als letzte Nummer erschien der zum Andenken an die erste Bekanntmachung meiner siedlungsarchäologischen Forschung im Jahre 1895 von 17 meiner einstigen Schüler verfaßte Band 22, der den Titel trägt „25 Jahre Siedlungsarchäologie, Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule".

Die Siedlungsarchäologie, wie ich sie zuerst erdachte und deren Methode ich in meiner „Herkunft der Germanen" geschildert habe, ein Buch, das im Herbst 1920 ganz unbeabsichtigt, aber tatsächlich gerade zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum meines Kasseler Germanenvortrages in zweiter Auflage erschienen ist, hatte hauptsächlich die räumliche und zeitliche Feststellung der vor- und frühgeschichtlichen Kulturprovinzen und ihrer im Laufe der Zeit eintretenden Verschiebungen im Auge, um daraus Werden und Ver-

Digitized by Google

gehen von Völkern und Stämmen zu erschließen. Heute aber hat noch eine andere Art Forschung den von mir geprägten Ausdruck „Siedlungsarchäologie" sich angeeignet, nämlich die geologisch-geographisch-archäologische Erforschung der einzelnen Siedlungsplätze und ihres Bodens selbst, um zu erkennen, welche Bodenarten und welche landschaftliche Lage der Siedlungen unsere Vorfahren mit Vorliebe wählten.

In dieser letzten Richtung wird sich auch der Vortrag des heutigen Abends bewegen.

Nach diesen einleitenden Erörterungen des Vorsitzenden hielt cand. archaeol. praehist. Alfred Tode einen Lichtbildervortrag über „Das vorgeschichtliche Landschafts- und Siedlungsbild Ostholsteins" und führte etwa folgendes aus:

„Mehr als je zuvor gilt es heute, diejenige Richtung in der Vorgeschichtsforschung, die sich mit den Funden und Denkmälern im Gelände beschäftigt, d. h. die Landesforschung, zu pflegen. Sie allein kann für die Wissenschaft noch wertvolle Schätze retten, die, vom Erdboden mit mütterlicher Sorge durch Jahrtausende bewahrt, jetzt durch Gewinnsucht und völlige Verständnislosigkeit weitester Kreise unseres Volkes für Heimatgeschichte immer weiter vernichtet werden. Der Zahn der Zeit nagt. Darum mögen, ehe es zu spät ist, junge und starke Kräfte hinausgehen ins Land, an die Front der Vorgeschichtsforschung, zur restlosen Aufnahme der heute noch vorhandenen Denkmäler, zum Ausfragen der Bevölkerung nach früher gemachten Funden und zur kartographischen Eintragung aller Fundstellen. Das Ziel muß sein, nach Vereinigung des so gewonnenen Stoffes mit dem aus Museen und Literatur die Besiedelungsgeschichte eines Landes möglichst durch archäologische Fundkarten erläutert darzulegen.

Aber noch eine Aufgabe kommt der Landesforschung zu, und darauf ist gerade in den letzten Jahren wiederholt hingewiesen worden, nämlich die Beobachtung der Fundörtlichkeit, d. h. der Oberflächengestaltung, Bodenbeschaffenheit, der Wasserverhältnisse und anderer natürlicher Bedingungen, die mittel- oder unmittelbar von ausschlaggebendem Einfluß auf die Besiedelung des Landes in vorgeschichtlicher Zeit gewesen sind.

Im Sinne einer derartigen Landesaufarbeitung hat der Vortragende im Jahre 1917 Ostholstein in Angriff genommen. Mit dem Material der in Betracht kommenden Museen, der vorgeschichtlichen und landeskundlichen Literatur, sowie dem reichen Ertrag einer umfangreichen Fragebogenbeschickung ausgerüstet, hat er das Land Gemarkung für Gemarkung, Wald für Wald abgesucht, die Bewohner ausgefragt und die ermittelten Fundstellen in Karten eingetragen. Bisher ist das oldenburgische Fürstentum Lübeck, das in seiner Größe etwa der von Wolff behandelten südlichen Wetterau entspricht, fertiggestellt worden (4 Fundkarten). Weitere Gebiete sind in Vorbereitung. Die wichtigen Ergebnisse für die Besiedelung Ostholsteins und ihre Abhängigkeit von natürlichen Verhältnissen darzulegen, war nun die Aufgabe des Vortragenden. — In einem ersten Hauptteile behandelte er die Landschaft Ostholsteins in ihrer Entwicklung seit dem Abschmelzen des Inlandeises. Er schilderte, wie sich in dem vegetationslosen Gebiet von Süden kommend zunächst die Dryas und ihre arktischen Begleiter einfanden, wie erst nach und nach mit dem Wärmerwerden des Klimas Birke, Espe, Kiefer, Eiche und zuletzt Buche einwanderten, und welchen Schicksalen während dieser Zeit die Ostsee und ihre Küstenländer durch Hebungen und Senkungen des Landes unterworfen waren.

In einem zweiten Teile behandelte dann der Vortragende die vorgeschichtliche Besiedelung Ostholsteins durch den Menschen von den ältesten Zeiten bis zur Wendenzeit, zunächst die aufeinanderfolgenden Kulturen selbst, wie sie sich in Grabformen, Geräten und ähnlichem äußern, sodann die räumliche Verteilung der Siedelungsspuren für die einzelnen Perioden. Während sich für die ältesten Kulturen aus der Ancylus- und der Litorinazeit noch keine klaren Siedelungsgebiete erkennen lassen, wird es im Vollneolithikum anders. Im Fürstentum Lübeck erkannte man auf der ersten der im Lichtbild vorgeführten Siedelungskarte für das Neolithikum einen stark besiedelten Strich im Osten des Landes, in dem

Digitized by Google

Gräber und besonders zahlreiche Einzelfunde auftreten, sowie schwächer besiedelte Gegenden um die Seen herum, besonders in der sog. Holsteinischen Schweiz im Norden des Fürstentums. In der Bronzezeit (Karte 2) werden dieselben Gebiete (wie im Vollneolithikum) besiedelt, es finden sich aber Gräber in größerer Zahl auch im Westen des Fürstentums, wo eine neolithische Besiedelung fehlte. In der Latène- und nachchristlichen Eisenzeit (Karte 3) beschränkte sich die Besiedelung wieder vollkommen auf Gebiete, die schon in der Steinzeit besiedelt waren, und zwar unter Ausprägung zweier bemerkenswerter Mittelpunkte, in denen sich Urnenfriedhöfe fast auf jedem Acker finden. In der Wendenzeit (Karte 4) werden nach Aussage der slawischen Funde und Ortsnamen die Gebiete der Eisenzeitbesiedelung anscheinend nur etwas ausgeweitet. Große Strecken im Westen des Fürstentums, die nur in der Bronzezeit Besiedelung zeigten, bleiben auch jetzt noch unbesetzt. Ortsnamen auf -rade, -wohlde, -horst, -hagen und viele Flurnamen erweisen, daß diese Gebiete (und zwar erst im 12. und 13. Jahrhundert) durch Rodung wiedergewonnen worden sind.

So gibt uns die räumliche Verteilung der Siedelungsspuren in den einzelnen Perioden schwere Rätsel auf, die nur durch Beobachtung der natürlichen Bedingungen des Landes gelöst werden können.

In dem dritten Teil des Vortrages ging Herr Tode nun auf die Beziehungen zwischen Landschaft und Besiedelung des näheren ein. An der Hand von selbstgefertigten Karten für Bodengüte, Höhenschichten und Moor-Gewässernetz konnte er nachweisen, daß in der Steinzeit nur unfruchtbare, sandige Gegenden längs der Schwartau und um die Seen herum besiedelt wurden, Gebiete, die sich auch bei unserem heutigen waldfreundlichen Klima nicht bewalden, sondern von Natur aus mit Heide bedeckt sind. Die Seen, die meist sandige Uferstrecken haben, zogen die Besiedelung natürlich auch durch ihren Fischreichtum an. Die Lehmgebiete, die sich besonders im Westen des Fürstentums finden, werden, weil offenbar mit dichtem Wald bedeckt, im Neolithikum gemieden. In der Bronzezeit greift nun in auffallender Weise die Besiedelung auch auf die schwersten Lehmgebiete über. Wie ist das möglich? Wurde aus uns ganz unfaßbaren Gründen von den Leuten der Bronzezeit eine Rodungstätigkeit entfaltet, wie sie uns erst im 12. und 13. Jahrhundert bei der großen Kolonisation in ähnlichem Maße wieder entgegentritt? In Ostholstein sind in damaliger Zeit keine Nadelhölzer, sondern Eichen- und Buchenwälder, die bei unserem Klima auf tiefgründigem Lehm ganz prächtig gedeihen. Hier ist mit Abschlagen oder Abbrennen der Stämme, was auch schon Schwierigkeiten macht, nicht viel getan. Unter Roden versteht der Landmann noch heute das mühsame Ausgraben und Ausschlagen der oft mehrere Meter dicken Baumstümpfe. Bis zum pflügbaren Acker ist es ein weites Feld von Entbehrungen und Entsagungen, und wofür? Für einen schwerlehmigen, kaum pflügbaren Acker, der in wenigen Jahren Brachliegens ein erneutes Roden von Gebüsch nötig machte!

Und das alles soll man den Leuten der Bronzezeit zutrauen? — So etwa argumentierte der Vortragende.

Nach seiner Meinung liegt es näher, äußere, vor allem klimatische Einflüsse für derartig tiefgreifende Siedelungsänderungen anzunehmen. Aus manchen anderen Wissenschaftsfächern, wie Moorgeologie, Paläontologie und Pflanzengeographie werden immer wieder Beweise für eine ausgeprägte Trockenzeit mit wärmeren Sommern, allerdings noch ohne eine sichere zeitliche Festlegung, erbracht. Sehr viele Ansetzungen beziehen sich auf das Ende des Neolithikums und die Bronzezeit. Besonders wies der Vortragende auf den Weber-Hahneschen Grenzhorizont hin. Da nun die auffallende Ausdehnung der Besiedelung über von Natur nicht waldfreie Gebiete auch in fast allen übrigen Teilen unseres Vaterlandes nachgewiesen, nur zumeist anders erklärt worden ist, scheint die Annahme einer gemeinsamen natürlichen Ursache nicht besonders fern zu liegen, und es könnten derartige Beobachtungen sogar zur zeitlichen Festlegung des Klimaoptimums mit beitragen.

Digitized by Google

Ganz unerklärlich wäre aber bei Annahme von Rodung in der Bronzezeit bei gleichbleibendem Klima das merkwürdige Zusammenziehen der Besiedelung in der frühen Eisenzeit. Die beiden erwähnten Siedelungszentren liegen genau auf denjenigen Gemarkungen im Fürstentum, die den geringsten Grundsteuerreinertrag haben, deren Boden also der dürftigste weit und breit ist. Wie merkwürdig wäre es nun, wenn ohne eine natürliche Ursache die Leute der frühen Eisenzeit die einmal in Besitz genommenen Gebiete wieder verlassen und ausgerechnet die ärmlichsten Gebiete beibehielten! Viel eher möchte man diese Erscheinung mit dem schon verschiedentlich für die frühe Eisenzeit angesetzten Klimasturz parallelisieren. Jetzt wurde die Ackerbestellung in den Lehmgebieten, die schon in trockenen Zeiten ihre Schwierigkeit hatte, ebenso unerträglich schwer, daß man auf diese Gebiete verzichtete und lieber bei dem leichter zu bearbeitenden Sandboden blieb. Wenn man dann sieht, wie auch die Slawen sich in ihrer Besiedelung nur an die leichten bis mittleren Bodenklassen halten, und wie erst im 12. und 13. Jahrhundert in gewaltiger Kulturtätigkeit Deutsche die bewaldeten Lehmgebiete der Kultur wiedergewinnen durch harten Rodungskampf, bei dem manche Gemarkung wieder wüst wird, dann wird wohl mancher die Annahme einer weitgehenden Rodungstätigkeit im 2. Jahrtausend nach Chr., wie sie Wahle in seiner neuen Arbeit über Südwestdeutschland und kürzlich auch Gradmann, durch Wahle beeinflußt, in der Geographischen Zeitschrift 1922 Heft 1/2 annehmen, als unwahrscheinlich ablehnen.

Wahle glaubt in seiner Arbeit „mangels einer anderen Erklärungsmöglichkeit" den „Beweis" für Rodung in vorrömischer Zeit erbracht zu haben. Bewiesen hat er die Ausbreitung der Besiedelung in der Bronzezeit über von Natur nicht waldfreie Gebiete, Rodung dagegen hat er nur versucht wahrscheinlich zu machen. Der Vortragende wird in seiner wohl noch in diesem Jahre erscheinenden Arbeit über die Besiedelung des Fürstentums Lübeck noch des Näheren auf die Rodungsfrage in vorgeschichtlichen Zeiten eingehen. — Wir sehen also, daß die Besiedelung in vorgeschichtlicher Zeit immer wieder von natürlichen Bedingungen bestimmt wird und daß nur durch weitere Beobachtungen in dieser Richtung die von Gradmann und Schlüter für Norddeutschland bisher vermißte Klarheit der Verhältnisse sich auch hier noch gewinnen läßt".

In der Diskussion zu diesem mit viel Beifall aufgenommenen Vortrag bemerkte Professor Dr. Paape Folgendes: „Um den schweren Lehmboden Holsteins umzuwerfen, braucht man einen schweren Pflug; ich bezweifle, daß die Germanen der Bronzezeit einen solchen besessen haben; noch 1894 sah ich, wie die Finnen bei Petersburg nur den leichten Sandboden zu beackern vermochten, weil sie nur einen mit Eisenblech beschlagenen Holzpflug führten".

Bergrat Dr. Heß von Wichdorff erkannte die Bestrebungen des Vortragenden lebhaft an. Er wies jedoch auf die Gefahr schematischer Verallgemeinerung hin, da die geologischen Grundlagen dauernd noch im Fließen sind und bei wachsender Erkenntnis teilweise anderen Anschauungen Platz machen. Es gilt für den Vorgeschichtsforscher, soweit er geologische Forschungen zugrunde legen muß, diese nicht als starre Glaubenssätze anzunehmen, sondern ihnen einen gewissen beweglichen Spielraum zu gewähren, in dem die neu erkannten Zusammenhänge und Beziehungen der ebenso rastlos fortschreitenden Geologie zwanglos Platz finden und kritisch für die Vorgeschichte ausgewertet werden können. In dieser Beziehung erwähnte er neuere, demnächst zur Veröffentlichung gelangende Arbeiten von W. Wolff über die Rolle des Grenztorf-Horizonts im Hochmoorprofil. Ferner zeigte er am Beispiel der neolithischen Besiedelung der Kurischen Nehrung, daß unter abweichenden Lebensbedingungen nicht immer unbedingt eine Rodung des Waldes der Besiedelung vorangehen muß. Die neolithischen Siedelungen der Kurischen Nehrung liegen unmittelbar auf dem alten Waldboden, der die bewaldeten Parabeldünen der Vorzeit als Rohhumus- oder Trockentorf-Schicht bedeckte und durch sorgfältige Untersuchung von Proben als echter Waldboden sicher erkannt ist, worauf schon die zahlreichen Kiefern- und Fichtenzapfen hinweisen, die in seiner obersten Schicht eingebettet liegen. Übrigens sind erst seit der Zeit des siebenjährigen Krieges die Parabeldünen mit ihrer alten Waldbodendecke unter den neuzeitlichen Wanderdünen begraben worden. Hier lebte der vorgeschichtliche Mensch ausnahmsweise einmal im Walde selbst, ohne vorangegangene

Digitized by Google

Rodung desselben. Freilich darf man nicht vergessen, daß dieser Wald (wie die ganze Nehrung) nur zwei bis drei Kilometer breit von allen Seiten von Wasser umgeben war, und daß hier der Neolithiker nicht von Ackerbau [1]), sondern namentlich von Fischerei und Jagd und, wie große bis zum Rande mit gesammeltem Seebernstein gefüllte Hausgefäße und zahllose neolithische verarbeitete Bernsteinschmuckstücke dargetan haben, auch vom Bernsteinhandel lebte.

Geheimrat Kossinna teilt zum Schluß mit, daß eine ganz ähnliche Arbeit, wie Tode sie für Holstein in Ausführung genommen hat, von unserem Mitgliede, Oberlandmesser Hellmich in Liegnitz, für Schlesien geleistet worden sei, worüber Hellmich vor wenigen Monaten im „Schlesischen Altertumsverein" zu Breslau vorgetragen hat. Er hat sämtliche bis 1921 bekannt gewordenen schlesischen Vorzeitfunde, die sich über 1500 Fundorte verteilen, d. h. über weit mehr als das Zehnfache der vor 100 Jahren bekannten Fundstellen, auf vier Karten eingetragen. Je eine Karte zeigt die Verteilung der Funde aus der Steinzeit, Bronzezeit, frühen Eisenzeit und frühgeschichtlichen Zeit, und allesamt veranschaulichen, welche Teile Schlesiens dicht besiedelt waren, welche nur selten durchstreift wurden und welche völlig unbewohnt geblieben sind. Des weiteren entwarf Hellmich eine Karte der ursprünglichen Bewaldung Schlesiens vor der im späteren Mittelalter einsetzenden Rodung und eine Karte der Bodengüte. Legt man nun jene vier Fundkarten auf diese beiden Karten der Naturbeschaffenheit Schlesiens, so zeigt sich in klarer Weise die Abhängigkeit der vorgeschichtlichen Besiedelung von den Naturbedingungen des Bodens, wobei der Wald die Hauptrolle spielt. In der Steinzeit liegen die Wohnstätten ausschließlich auf waldfreiem Gebiet. Während der Bronzezeit wächst die Bevölkerung erheblich und schreitet zur Besiedelung von ursprünglichem Waldboden (also ganz wie in Ostholstein). Dagegen beschränkt sich die stark verminderte Zahl der früheisenzeitlichen und frühgeschichtlichen Bevölkerung wiederum ganz auf das von jeher lichte Gebiet und überläßt das bronzezeitliche Rodeland neuer Bestockung (also wiederum wie in Ostholstein). Am dichtesten häufen sich die schlesischen Funde, wie das schon längst bekannt war, in den Lößgebieten nordöstlich von Zobten und um Leobschütz. Der Vorzeitmensch Schlesiens bevorzugt also den mittelguten Boden, wozu der Löß gehört, für die Ackerbestellung, meidet aber sowohl den leichten Sandboden als zu wenig ergiebig (hierin also abweichend von Ostholstein), als auch die schweren, hochwertigen Böden als zu schwierig für die Bearbeitung mit seinen einfachen Ackergeräten. Schließlich hat Hellmich noch eine Karte der Höhengliederung und des Flußnetzes Schlesiens entworfen und mit den Fundkarten verglichen. Hierbei zeigt sich, daß in der Vorzeit sowohl die Flußtäler, wie die höher als 200—300 m liegenden Gebiete gemieden wurden, jene wegen Überschwemmungsgefahr, diese wegen klimatischer Nachteile. Bevorzugt wurden dagegen die weiten Ebenen zu beiden Seiten der Flußtäler und besonders die hochgelegenen Talränder. Es ist sehr zu begrüßen, daß der schlesische Altertumsverein die Herausgabe dieser wertvollen Karten zu übernehmen beschlossen hat. Hoffentlich finden sich recht bald auch in anderen Provinzen unseres Vaterlandes die geeigneten Bearbeiter und die finanziellen Mittel, um ähnliche großzügig geartete Werke zur Kulturgeschichte der Heimat ins Leben zu rufen. G. K.

[1]) Hierbei ist nicht zu übersehen, daß Sarauw an zwei steinzeitlichen Scherben von Nidden und Pillkoppen auf der Kurischen Nehrung Abdrücke eines Gerstenkorns und einer Emmerspelze entdeckt (Sitzungsberichte der Prussia. 22 (1909), S. 502). Allerdings könnten die Bewohner der Nehrung ihren Getreidebedarf durch Handel von der östlichen Haffküste her gedeckt haben. G. Kossinna.

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

Elbinger Jahrbuch (Zeitschrift der Elbinger Altertumsgesellschaft und der städtischen Sammlungen). Heft 1. 1919/20.

Dreißig Jahre lang hat die Elbinger Altertumsgesellschaft ihre Jahresberichte in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig veröffentlicht (seit 1885), die früher mit besonderer Liebe auch vorgeschichtliche Forschungen betrieb. Geschichtliche Abhandlungen von Elbinger Forschern wurden in verschiedenen Geschichtsblättern in Danzig, Thorn und in der Altpreußischen Monatsschrift abgedruckt. Manche wertvolle Arbeit mußte unterbleiben oder blieb ungedruckt, weil ihre Veröffentlichung Schwierigkeiten begegnete. Die politischen Verhältnisse im deutschen Osten, die Verpflichtung Elbings, nach Loslösung von Danzig und Thorn einer der geistigen Mittelpunkte dieses Landesteiles zu werden, das im Jahre 1937 bevorstehende 700jährige Jubiläum der Stadt Elbing und die stark angewachsene Zahl der heimatlichen Geschichtsforscher ließen es wünschenswert erscheinen, endlich eine eigene Zeitschrift zu besitzen.

Der erste stattliche Band ist nun erschienen und man kann mit Fug und Recht aussprechen, daß er von Allen, die ein Herz für den deutschen Osten, seine Geschichte und Vorgeschichte haben, mit hoher Freude begrüßt werden und die Liebe zur Heimat stärken wird. Der Herausgeber Prof. Dr. Ehrlich in Elbing (Königsbergerstr. 16) erwirbt sich mit dem Elbinger Jahrbuch ganz besondere Anerkennung. Die erste Arbeit von Dr. Kerstan in Cadinen „Beiträge zur Geschichte der Elbinger Haffhöhe in der Ordens- und Polenzeit" gibt eine kritische Geschichte der Dörfer Lenzen, Dörbeck, Gr. Steinort, Kl. Steinort, Succase, Wogenap, Reimannsfelde und Panklau und läßt die geschichtliche Entwicklung der gesamten Haffhöhe und Haffküste zwischen Elbing und Cadinen in mustergültiger Weise vor unserem Auge erstehen. Die Arbeit von A. Matz über die Zünfte der Stadt Elbing zeichnet sich durch eine sorgfältige Kenntnis und Verwertung aller einschlägigen Geschichtsquellen über die mittelalterlichen Genossenschaften der Handwerker von Elbing aus, die er sogar in einem Falle bis zum Jahre 1334 (Träger-Gilde) zurückführen kann. Im Jahre 1385 besaß die aufblühende Stadt Elbing bereits 17 Zünfte. Das Werk von Matz ist grundlegend auch für die Erforschung des Zunftwesens in anderen Gegenden. Die Abhandlung von Baurat B. Schmid über die Miniaturmalereien des Elbinger Wiesenbuches macht uns bekannt mit 4 ausgezeichneten bildlichen Darstellungen, die in dem im Jahre 1421 fertiggestellten Elbinger Wiesenbuch als Innenverzierungen der großen Anfangsbuchstaben und als Fußleiste enthalten sind. Der erste Buchstabe zeigt einen Bauern, der Gras mäht, der zweite ein Mädchen, das heu harkt, und der dritte zwei junge Bauern, die einen Heustapel aufschichten. Die Fußleiste zeigt in humoristischer Weise zwei nackte Knaben, die ein dreirädriges Gerät behandeln. Wir müssen dem hochverdienten Marienburger Forscher und Provinzialkonservator für diese köstliche Gabe danken, die uns hier außer den religiösen Bildern aus dem

Digitized by Google

Ordenslande in Wort und Bild auch weltliche Darstellungen aus der Landwirtschaft der Ordenszeit vermittelt, die er auf einen böhmischen Künstler zurückführt. Eine weitere Veröffentlichung von T. Müller behandelt die Mistel im Stadt- und Landkreise Elbing und wichtige Mitteilungen naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Art über diese Halbschmarotzerpflanze, die Forscher und Laien gleichmäßig interessiert. Einen warmempfundenen Nachruf widmet der Herausgeber dem Andenken des im Alter von 83 Jahren dahingeschiedenen Prof. Dr. Robert Dorr, eines der verdienstvollsten Geschichtsforscher Westpreußens, der besonders auch auf vorgeschichtlichem Gebiete durch Entdeckung und Erforschung von Gräberfeldern und Burgwällen der deutschen Vorgeschichte wichtige Dienste geleistet hat. An seinem 80. Geburtstag feierte ihn Geheimrat Kossinna als Nestor der deutschen Vorgeschichtsforscher (Mannus Bd. 7, S. 360—362 mit R. Dorrs Bild und Angabe seiner Schriften). Einen weiteren Nachruf widmet der Herausgeber dem Andenken des im Jahre 1917 verstorbenen Rittmeisters a. D. v. Schack, der in mehr als 40jähriger Tätigkeit sich große Verdienste um die Elbinger Altertumsgesellschaft erworben hat. Daß man einen Mann von der eigentümlichen Veranlagung und dem Schicksal des Herrn v. Schack in so liebevollem Verständnis eine seinen Neigungen entsprechende Betätigung in der Altertumsgesellschaft einräumte, wird der Elbinger Gesellschaft dauernd zur Ehre und zum Nutzen gereichen.

Von besonderer Wichtigkeit ist der vom Vorsitzenden erstattete Tätigkeitsbericht der Elbinger Altertumsgesellschaft für die Jahre 1915—1919, der die Forschungen und Ausgrabungen in dieser Zeit schildert. Aus der jüngeren Steinzeit werden Spitzhacken aus Geweih, ferner Streitäxte von verschiedenen Fundpunkten und neolithische Kulturschichten an den westlichen und nördlichen Rändern der Elbinger Höhe, besonders der Haffküste, besprochen, die von einer verhältnismäßig starken Besiedlung derselben während der jüngeren Steinzeit Zeugnis ablegen. Bei Koggenhöfen wurde 1918 ein weiteres Stück desselben Nierenarmbandes aus Bronze aus der jüngsten Bronzezeit gefunden, dessen erstes Bruchstück von Kossinna im Mannus Bd. 9 (1917), S. 187 beschrieben und abgebildet worden ist. Zum Lindenauer Bronzedepotfund gehören noch zwei Halsringe und ein Möriger Schwert, auf die im Bericht noch besonders hingewiesen wird. Kossinna, der nach der Mehrzahl der Stücke den Fund als Ganzes, der frühesten Eisenzeit zuschreibt, rechnet jene Halsringe und das Schwert der Periode V der Bronzezeit zu (Mannus Bd. 8; 1917, S. 73). Mehrere Herdstellen aus der frühen Eisenzeit wurden bei Dambitzen auf dem Exerzierplatz beim Ausheben von Schützengräben gefunden, in deren Nachbarschaft bereits 1915 ein wertvoller Bronzedepotfund gemacht wurde (veröffentlicht Mannus 9, S. 222ff.). An gleicher Stelle wurde 1918 ein Bodenstück eines römischen Terrasigillata-Gefäßes entdeckt mit dem Stempel TARVACF (Tarvac fecit), das von einem Töpfer aus Westerndorf, einer provinzialrömischen Töpferei in Südbayern, aus der Zeit von 200 nach Chr. stammt. Es ist das erste Gefäß dieser Art aus Westpreußen, in Ostpreußen haben sich solche an zwei Stellen gefunden, bei der Försterei Kl. Fließ (Kr. Labiau) und bei Osterode. Diese Gefäße sind auf dem Handelswege von der oberen Donau her nach dem Osten gekommen. Eingehend sind die Berichte über die Gräberfelder aus der Pruzzenzeit (5.—13. Jahrh. nach Chr.), besonders von dem Gräberfeld von Benkenstein-Freiwalde, in dem sich zahlreiche Pferdebestattungen in knieender Stellung vorfanden. Von besonderer Bedeutung sind ferner die planmäßigen Ausgrabungen der Altertumsgesellschaft zur Feststellung der umstrittenen Lage und der Baugeschichte des Elbinger Ordensschlosses, das bald nach der Gründung der Stadt Elbing (1237) erbaut und im Jahre 1454 von den Elbinger Bürgern völlig zerstört wurde. Es war das schönste Ordensschloß in Preußen nach der Marienburg und von 1251—1309 das Haupthaus des Ordens in Preußen. Entgegen den Ansichten von Toeppen über die Lage des Ordensschlosses wurden durch die Ausgrabungen die ältesten Baureste bei dem Erweiterungsbau der Altstädtischen Mädchenschule freigelegt. Auf dem Schulhofe wurde in 1,40 m Tiefe

Digitized by Google

ein Steinpflaster aus Kopfsteinen festgestellt, das sich unter dem größten Teile des heutigen Schul- und Turnplatzes hinzieht. Über diesem Pflaster lagen gewaltige Schuttmassen aus der Ordenszeit, Formsteine von Fenster- und Türgewänden, Gewölberippen, Gewölbeanfänger und zahlreiche Vierpaß- und Bogenfriesplatten von prächtigen Formen, die für das hohe Alter der Baureste Zeugnis ablegen. Ein glücklicher Fund einer Gewandfigur aus Ton, die einer der törichten Jungfrauen an der goldenen Pforte in der Marienburg völlig entspricht, aber größer ist, weist zusammen mit den anderen Funden auf ein ehemaliges Kapellenportal hin, das der ältesten Bauperiode des Elbinger Schlosses angehört (etwa 1250). Die zerstörte Kapelle bildete einen Teil des Ordenshauses selbst und lag an der Südseite des Schulhofes in der Nähe der mittelalterlichen Mauer. Diese erfolgreichen Untersuchungen des Jahres 1919 haben die Elbinger Heimatgeschichtsforschung außerordentlich gefördert. Mögen Behörden und Freunde der Altertumsforschung Mittel zur Fortsetzung dieser wertvollen Forschungen bereitstellen, damit diese zur sicheren Feststellung der Lage der einzelnen Burgteile und des Aussehens der ehemaligen Ordensburg Elbing führen! Ähnlich wichtige örtliche Untersuchungen in Verbindung mit sorgfältigen geschichtlichen Quellenforschungen gibt T. Müller in seiner Studie über den Ordenshof Vogelsang auf der Frischen Nehrung wieder. Er weist nach, daß diese an der Seeseite gefundenen Mauerreste und Gefäßbruchstücke der Ordenszeit angehören. Der Ordenshof Vogelsang gehörte zum Fischmeisteramt der Komturei Elbing, das schon 1339 erwähnt wird. Der Fischmeister von Elbing wohnte stets zu Vogelsang auf der Nehrung, von wo aus er die Aufsicht über die Fischerei auf der Nehrung, auf See und Haff und über die Fischerdörfer Pröbbernau und Kahlberg ausübte. Geschickt ist mit diesen Feststellungen die Frage eines früheren Nehrungstiefs bei Vogelsang verknüpft. Bei den angekündigten weiteren Forschungen nach diesem Tief möge man neben dem wichtigen Studium der Archive die Hinzuziehung eines Nehrungsgeologen nicht vergessen.

Berlin. Bergrat Dr. **Heß v. Wichdorff.**

Wiegers, Fritz, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abhandlungen d. Preuß. geol. Landesanstalt, N. F. H. 84. Berlin 1920. 210 S., 68 Textabb.

Verf. kommt einer Aufforderung der Direktion der Preuß. geol. Landesanstalt nach, „einen Bericht vorzulegen, ob und inwieweit das Ergebnis der prähistorischen Forschung bei der Kartierung der geologischen Landesanstalt künftig Berücksichtigung finden muß und welche Gebiete nach dieser Richtung hin besondere Aufmerksamkeit verdienen". Dieser Bericht liegt nun vor. Er ist dadurch, daß Verf. das Problem auf breiter Grundlage behandelt hat, zu einem Buch angeschwollen. Schade um die Arbeit, denn was an ihr richtig ist, haben schon andere vor W. gesagt und selbst in den Irrtümern ist er nicht immer eigenartig.

Da die Ansichten des Verf. aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen bekannt sind, kann man sich kurz fassen.

Nach einer Polemik mit den Franzosen, als deren Frucht er gleich „zwei neue Kulturstufen" nach Hause bringt (was für oberflächliche Leute müssen die Forscher von Lartet und Mortillet an bis Boule, Commont usw. gewesen sein, wenn ein Nichtprähistoriker schon bei einer kurzen Reise in ihr Land solche Fehler aufzudecken in der Lage ist), wird die Stratigraphie deutscher Fundstätten behandelt und schließlich folgende chronologische Gliederung verfochten:

I. Eiszeit: Vorfaustkeilstufe		= Prä-Chelléen
1. Zwischeneiszeit	Halberstädter Stufe	= Chelléen
	Hundisburger Stufe	= Unteres Acheuléen
II. Eiszeit: Markkleeberger Stufe		= Oberes Acheuléen
2. Zwischeneiszeit: Weimarer Stufe		= Unteres Moustérien

Digitized by Google

III. Eiszeit: { Sirgensteiner Stufe = Oberes Moustérien
Willendorfer Stufe = Aurignacien
Predmoster Stufe = Solutéren
Thainger Stufe = Magdalénien
Frühe Nacheiszeit: Ofneter Stufe = Azilien

Die deutschen Namen werden deshalb gebracht, weil nach des Verfs. Meinung zwischen dem deutschen und französischen Paläolithikum nicht unwesentliche Unterschiede bestehen.

Wie ich schon vor langer Zeit dargelegt habe, ist diese auf dem Penckschen geologischen System aufgebaute Chronologie ganz unrichtig, weil es erstens kein warmes Moustérien gibt, wie Wiegers schon von G. de Mortillet hätte lernen können, und zweitens das Jung-Acheuléen nicht in das Maximum einer Eiszeit fällt. Alle Kulturen vom Acheuléen bis zum Magdalénien gehören vielmehr einer und derselben Glazialperiode an, deren beide Maxima lediglich durch die große Aurignacschwankung getrennt werden, aber nicht durch ein warmes Interglazial, wie er und die norddeutschen Geologen nach Penck noch immer glauben.

Die französische Bezeichnung der Kulturstufen durch deutsche Namen zu ersetzen empfiehlt sich nicht, da die Kulturen hier und dort in den großen Zügen übereinstimmen und es zu einer babylonischen Verwirrung kommen muß, wenn jedes Land eigene Namen gibt, etwa wie Rutot für Belgien. Übrigens möchte ich anmerken, daß die Namen Predmoster und Willendorfer Stufe, ersterer von M. Hoernes, letzterer von mir bereits vor vielen Jahren zum ersten Male gebraucht wurden, daß ich sie aber aus den eben angeführten Gründen später nicht mehr anwendete (s. Jahrb. f. Altertumsk. Wien 1909, Bd. III, S. 156). Einige sind zudem nicht zutreffend, z. B. Halberstädter Stufe für Chelléen, da in Halberstadt meines Wissens nur ganz unbedeutende und nicht typische Funde gemacht wurden. Ähnliches gilt von Hundisburg; Markkleeberg ist durch „Oberes Acheuléen" überhaupt falsch eingereiht, da es Moustérien ist. Weimar ist nicht „Unteres Moustérien", sondern Acheuléen und älter als Markkleeberg. Das „Obere Moustérien" „Sirgenstein-Stufe" zu nennen ist willkürlich, da dort alle Kulturen vom Moustérien bis Magdalénien liegen und das Aurignacien viel reicher vertreten ist als das Moustérien. Die wirklich zutreffenden Namensbezeichnungen aber sind, wie wir sahen, leider nicht vom Verf.

Wenn schließlich W. im letzten Abschnitte die Unzulänglichkeit der archäologischen Vorgeschichtsforschung und ihrer Methoden darzulegen bestrebt ist und den Standpunkt vertritt, daß sie eine geologische Wissenschaft ist, werden wir gerade durch die Arbeit inne, daß es nicht auf solche Wortklaubereien ankommt, sondern darauf, daß alle Wissenszweige zu Worte kommen, und daß man objektiv ihre objektive Sprache hört. Dann hört man aber etwas ganz anderes als der Verf. sowohl von der Geologie, als auch von der Paläontologie, Archäologie und Anthropologie.

Mit einigen Kenntnissen des norddeutschen Diluviums, der prähistorischen Typen und einer französischen Reise hat man noch lange nicht die Gewähr auf eine richtige Lösung der ebenso wichtigen als komplizierten Chronologiefrage des Eiszeitalters. Das zeigt der vorliegende Fall und es ist nur bedauerlich, daß Verf. mit solcher Hartnäckigkeit eine längst verlorene Stellung verteidigt. Damit wird der Wissenschaft kein Dienst erwiesen, im Gegenteile, solche Arbeiten belasten sie.

Wien. **J. Bayer.**

Gustaf Kossinna, Die Indogermanen. I. Teil: Das indogermanische Urvolk. VI + 79 Seiten mit 150 Textabbildungen und 7 Karten auf 6 Tafeln. Mannus-Bibliothek, Nr. 26. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig 1921.

Als Kossinna vor bald 30 Jahren anfing, das vorgeschichtliche Material nach der siedlungsarchäologischen Methode, d. h. unter dem Gesichtspunkte der Abhängigkeit der

Digitized by Google

Kultur- und Menschengruppen zu verwerten, hat er einen Weg eingeschlagen, der zwar zu einem großen Ziel führt, der aber auch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß hierbei Irrtümer manchmal nicht zu vermeiden sind. Diese beruhen aber nicht auf der Unhaltbarkeit der Methode — diese ist auf ihre Richtigkeit mehrmals erprobt worden — als vielmehr auf Mangel an verwertbarem archäologischem Stoffe. Durch die von Jahr zu Jahr fortschreitende Forschung, sei es durch neue Entdeckungen oder durch eine klarere Auffassung älterer Funde, ist aber die Möglichkeit vorhanden, die Irrtümer allmählich zu beseitigen und sichere Ergebnisse zu erreichen.

In der hier zu besprechenden Arbeit hat Kossinna eine Frage in Angriff genommen, die sozusagen den Kern von drei Wissenschaften — der Anthropologie, der Sprachwissenschaft und der Altertumsforschung — bildet; handelt es sich ja darum, den Ursitz und Herkunft der indogermanischen Völker zu finden. Mit der Indogermanenfrage, die ursprünglich von der Sprachwissenschaft aufgestellt worden ist, hat sich dann die Anthropologie oder die Rassenforschung eingehend beschäftigt. Hauptsächlich durch die Arbeiten von Kossinna ist als drittes Glied die Altertumsforschung hinzugekommen, und es scheint, als ob letzten Endes die Entscheidung von dieser Wissenschaft gebracht werden würde.

Seit 1895, da Kossinna den ersten Versuch machte, die indogermanische Frage mit Hilfe der siedlungsarchäologischen Methode zu beantworten, hat er im Laufe der Jahre dieselbe mehrmals aufs neue behandelt, wobei jede neue Arbeit einen Fortschritt gegen die ältere bedeutet. Die letzte Arbeit, „Das indogermanische Urvolk", gibt wohl auch nicht die endgültige Antwort hierauf, aber die Frage ist dadurch ihrer Lösung einen großen Schritt näher gebracht worden.

In drei einleitenden kurzen Abschnitten — I. „Sprachforschung und Urheimat", II. „Rassenforschung" und III. „Urfinnen und Urindogermanen" — gibt der Verf. in knapper Form die Ergebnisse der Sprach- und Rassenforschung wieder, wobei er aber seine persönliche Auffassung, die z. T. von der der herrschenden Meinung der Sprach- und Rassenforscher abweicht, vertritt. Unter anderm ist dies der Fall in bezug auf die Herkunft der Urfinnen oder, wie sie Kossinna jetzt nennt, der Vorfinnen, deren sprachliche Verwandtschaft mit den Urindogermanen von den Sprachforschern festgestellt, während ihre Urheimat ins Innere von Rußland verlegt worden ist. Diese Verwandtschaft erklärt Kossinna aus einem durch die Archäologie bezeugten gemeinsamen Ursprung oder m. a. W. durch die Angehörigkeit der Indogermanen und der Vorfinnen zu demselben Urvolk, von welchem sich die Vorfinnen im Laufe der die jüngere Steinzeit umfassenden Jahrtausende als Sondervolk abgetrennt haben und über Schweden und Finnland weit nach Rußland hinein gedrungen sind. Durch diese nach dem Osten vorgedrungenen Vorfinnen sind die unter der finnischen Bevölkerung mitunter beobachteten mongolischen Einschläge übermittelt worden. Um diese von Kossinna behauptete Rassenverwandtschaft und nicht nur Kulturgemeinschaft zwischen Indogermanen und Finnen zu verstehen, ist von Wichtigkeit zu bemerken, daß er betreffs der heutigen in Europa lebenden Rassen sich der Auffassung von Karl Felix Wolff anschließt, der das Drei-Rassenschema für Europa, wovon die kurzköpfige alpine Rasse asiatischen Ursprungs sein sollte, für unhaltbar erklärt und statt dessen zwei bodenständige europäische Rassenstämme — einen westeuropäischen und einen osteuropäischen — aufstellt. Jeder dieser beiden Rassenstämme ist zusammengesetzt aus einem langköpfigen und einem kurzköpfigen Zweig; beide sind in der Eiszeit entstanden, der westeuropäische in Frankreich, der osteuropäische in Rußland, aber getrennt durch die nach Mitteleuropa vorgedrungenen Eismassen. Hierzu kommt noch die langköpfige Mittelmeerrasse und die kurzköpfige armenoide. Aus dem westeuropäischen Stamm sind sowohl Indogermanen als auch Finnen hervorgegangen, und zwar die ersteren vorwiegend aus dem langköpfigen und die letzteren vorwiegend aus dem kurzköpfigen Zweig (vgl. Mannus 11/12, S. 254).

Im IV. Abschnitt, „Archäologie", der den Hauptteil des Buches bildet, werden die

Digitized by Google

vorgeschichtlichen Verhältnisse Nord- und Osteuropas, insoweit sie zur Beleuchtung der indogermanischen Frage beitragen, behandelt.

Die ältesten nachweisbaren Geräte aus Norddeutschland sind die Hacken und Dolche oder Lanzenspitzen aus Renngeweih, die besonders im Haveltone, aber auch an anderen Stellen — z. B. in Schleswig-Holstein und Dänemark — gefunden worden sind. Archäologisch gehören sie nach Kossinna dem späten Magdalénien an; der Ton, in welchem sie liegen, muß unmittelbar nach dem Abschmelzen des Eises der letzten nordischen Vereisung sich gebildet haben, d. h. in der Zeit der Entstehung der baltischen Endmoränen, die nach der absoluten Datierung etwa 15000—12000 vor. Chr. fällt. Die Leute, die diese Geräte hinterlassen haben, sind die unmittelbaren Nachkommen des ungeteilten westeuropäischen Rassenstammes, die aus dem Oberrheingebiet nach Norddeutschland ausgewandert sind.

In eine um einige Jahrtausende spätere Stufe der nordischen Spätglazialzeit — der Yoldiazeit — werden die sog. mandelförmigen Geräte aus Feuerstein gesetzt. Die Kultur der folgenden geologischen Periode, der Ancyluszeit, wird hauptsächlich gekennzeichnet durch ein starkes Überwiegen der Knochengeräte, die aber nicht mehr aus Renntierknochen, sondern aus den Knochen und Geweih vom Elch und Hirsch angefertigt werden. Der Feuerstein spielt trotz reichlicher Verwendung nur eine untergeordnete Rolle. Nach dem alten Fundort, Dobbertin in Mecklenburg, schlägt der Verf. für die Bevölkerung dieser Zeit den Namen die „Dobbertinleute" vor; sie gehören noch wie die vorigen dem nacheiszeitlichen Urvolk an, zusammengesetzt aus Kurz- wie Langschädeln. Diese seine Behauptung stützt er auf 5 der Ancyluszeit zugesprochene Schädelfunde, von welchen drei — die beiden kurzen sog. „Torfschädel" aus Spandau und Dömitz a. E. und der Grabfund von Plau i. Mecklb. — kurz sind. Zwei — am Pritzerber See, Kr. Westhavelland, aus Tonschichten gehoben, die Knochengeräte dieser Zeit enthielten — sind lang. Das Verbreitungsgebiet der Dobbertinbevölkerung streckt sich von Schleswig-Holstein im Westen bis nach Posen und Estland im Osten mit dem Schwerpunkt in Nordostdeutschland und auf den dänischen Inseln. „Die Sprache dieser Leute kann nur die fortentwickelte westeuropäische Sprache der Nacheiszeit gewesen sein; sicherlich noch agglutinierend."

In der Litorinazeit löste sich von der Dobbertinbevölkerung, die ihre Wohnplätze hauptsächlich an den Binnenseen und stillstehenden Gewässern hatte, ein überwiegend langköpfiger Teil ab, um sich an den Küsten und Inseln der Ostsee anzusiedeln. Diese Bevölkerung, deren Kulturhinterlassenschaft hauptsächlich aus dem älteren dänischen Muschelhaufen bekannt ist, nennt Kossinna nach dem bedeutendsten Fundort Ellerbek bei Kiel „Die Ellerbekleute". Dadurch, daß sie ihre ganze Kraft auf die Ausbildung der Technik des Feuersteins wenden, stehen sie im gewissen Gegensatz zu den Dobbertinern. Die Kern- und Spaltbeile, deren Vorstufen schon in der vorhergehenden Periode bekannt waren, entwickeln sich jetzt zur höchsten Vollendung und neue Typen kommen hinzu. Dagegen ist bei den Knochengeräten ein merkbarer Rückgang zu beobachten. Die Töpferei tritt jetzt zum ersten Male auf. „Die Ellerbeker werden so ein Volk für sich und müssen auch ihre Sprache rascher fortgebildet haben, als die beharrenden Dobbertiner." Kossinna sieht in ihnen deshalb die Vorindogermanen.

Außer einer Anzahl Schädeldecken aus Ellerbek, die noch nicht beschrieben worden sind, sind nur drei Schädel aus den dänischen Muschelhaufen bekannt. Von diesen sind zwei langköpfig und einer kurzköpfig.

Die Ellerbeker zeigen eine auffallende Ausbreitungskraft. Teile von ihnen ziehen nach Westen, wo sie über Belgien und Nordfrankreich bis zur Dordogne sich verbreiten und dorthin die nordische Zivilisation verpflanzen, die man das Campignien nennt. Desgleichen greifen sie nach dem südöstlichen England über.

Die Ellerbeker wie die Dobbertiner sind nicht über die Stufe des Jägers und Fischers hinausgekommen. Erst in einer späteren Periode der Litorinazeit, zur Zeit der jüngeren

Digitized by Google

dänischen Muschelhaufen, ist der gewaltige Fortschritt zu Ackerbau und Viehzucht gemacht worden. Nach einer entwickelten Form des Steinbeiles wird diese Stufe, die noch vor den Beginn der großen Steingräber fällt, die Periode des spitznackigen Beiles genannt. „Gleichzeitig wird wohl auch ein Sprung in der Entwicklung der Sprache eingetreten sein, die nun aus der vorindogermanischen Stufe zum vollentwickelten, rein flektierenden Indogermanisch fortschritt."

Während die Urindogermanen sich zu Indogermanen fortbilden, geht die Entwicklung der Zivilisation und Bevölkerung der Dobbertiner weiter, vornehmlich bezeichnet durch das unter den Einfluß des Ellerbeker Feuerstein-Kernbeiles entstandene Lihult- oder Nöstvetbeil und dessen spätere Nachkommen, das rundliche Walzenbeil. Diese Zivilisation, von den nordischen Forschern die Wohnplatzzivilisation genannt, bezeugt ihren Zusammenhang mit der Zivilisation der Ancyluszeit hauptsächlich in dem Fehlen von Ackerbau und Haustierzucht, durch ihre Vorliebe für reichliche figürliche Ausschmückung und durch das zähe Festhalten an Knochengeräten. Als Sprache der Leute der Wohnplatzzivilisation nimmt Kossinna die vorfinnische an, entsprechend der vorindogermanischen bei den Ellerbekern.

Die Wohnplatzzivilisation ist gleichzeitig mit den älteren und mittleren Ganggräbern. In der jüngeren Ganggräberzeit erfolgt aber ein plötzlicher Abbruch derselben in Süd- und Mittelschweden. Im Laufe der mittleren Ganggräberzeit ist nämlich die vorfinnische Wohnplatzbevölkerung unter dem Druck der vom Süden her vorrückenden indogermanischen Megalithbevölkerung nach Schwedisch-Norrland vorgedrungen, wo sie die Schieferindustrie schuf. In der jüngeren Ganggrabzeit wendet sich ein Teil nach dem Drontheimsfjord und nordwärts an der norwegischen Küste entlang, ein anderer nach Nordostfinnland, wo jetzt die nordostfinnische Kultur entsteht, u. a. bekannt durch gewaltige Hacken und Meißel aus Schiefer und die finnische sog. Kammkeramik. In diese Zeit fallen auch die nordskandinavischen Felsenzeichnungen in Jämtland und an der norwegischen Küste.

In Südwestfinnland und Schweden ist aber noch eine weitere Zivilisation vorhanden, die Bootaxt- oder Einzelerdgrabzivilisation. In der schwedischen Bootaxtzivilisation, deren erste Anfänge schon in der Zeit des spitznackigen Beiles auf Jütland auftritt, sieht Kossinna das Ergebnis einer Mischung urindogermanischer und vorfinnischer Bevölkerung, die er mit dem Namen Finnoindogermanen belegt. Ob aber der westfinnische Zweig, die Alastarogruppe, von Südostschweden oder Nordostdeutschland stammt, ist vorläufig nicht entschieden. Kossinna neigt der letzten Auffassung zu.

Wie stellt sich nun die Anthropologie zu den Gegensätzen in der nordischen Steinzeitkultur? Aus den nordischen Ländern ist ein ziemlich reichhaltiges anthropologisches Material wissenschaftlich untersucht worden. Diese Untersuchungen haben gezeigt, daß, wenn auch der Hauptbestandteil der nordischen Steinzeitbevölkerung langschädlig ist, sie jedoch einen ziemlichen Bestandteil Kurzköpfe aufzuweisen hat. Ist man aber hieraus berechtigt, zu behaupten, daß man mit zwei verschiedenen Rassen zu tun hat, die die Träger der verschiedenen Zivilisationen gewesen sind, und zwar so, daß die nordindogermanische Megalithkultur hauptsächlich von den langschädeligen, die vorfinnische Wohnplatzkultur hauptsächlich von dem kurzschädeligen Zweig getragen worden ist? Kossinna tut es; jedoch mit einer gewissen Einschränkung, die ich wörtlich anführen möchte (S. 46). „Bei den beiden so verschieden entwickelten Kulturen ..... handelt es sich eben in erster Linie um den scharfen Gegensatz zweier Völker, um eine Rassenverschiedenheit nur insofern, als die Mischung der beiden Bestandteile der westeuropäischen Rassengruppe in jedem der beiden Völker eine verschiedene ist, wohl auch im Fortgange der Zeiten ungleiche Veränderungen erfährt."

Am Schlusse der Steinzeit verbreitet sich die ostfinnische Kammkeramik über große Teile des Inneren von Rußland bis zum Kaukasus und über den Ural nach Westsibirien.

Digitized by Google

Diese große Ausbreitung der betreffenden Keramik bringt der Verfasser in Zusammenhang mit der Ausbreitung der Vorfinnen nach Osten und Südrußland.

Gleichzeitig mit der vorfinnischen gibt es in Rußland — an der Oka und in dem nördlich von dieser belegenen Gebiet der oberen Wolga — noch eine zweite Zivilisation, die Fatjanow-Zivilisation, die, in ihrem Hauptbestandteil vom Weichselgebiet stammend, sich als ein indogermanischer, und zwar ein nordindogermanischer Überguß über die vorfinnische Kultur Rußlands ausbreitete. An das Gebiet der Fatjanow-Kultur schließt sich im Osten das Gebiet der ostrussischen Kupferzivilisation. Aus der Berührung der vorfinnischen mit dieser letzten Zivilisation, die durch einen reichen Inhalt an Kupfergeräten ihre südlichen Verbindungen bekundet, ist die Übernahme indo-iranischer Lehnworte in das gesamte Finno-Ugrische in Verbindung zu setzen. Während die Fatjanow-Zivilisation am Ende der Steinzeit ohne jede Fortsetzung abbricht, setzt sich die russische Kupferzivilisation durch die ganze Bronzezeit und frühe Eisenzeit, die Zeit der „Gorodischtsche" hinein fort. „Es wird also wohl das ostrussische Kupfer- und Bronzegebiet sein, daß, rein finno-ugrisch geblieben, den indo-iranischen und sehr bald den rein iranischen Einfluß vom Kaukasus her empfängt und allen Finno-Ugriern mitteilt. Die Ausdehnung dieses Gebietes nach Westen hin in der Gorodischtsche-Zeit könnte vielleicht den baltisch-littauischen Zivilisationseinfluß über die West- und Wolgafinnen herbeigeführt haben, während wenig später die Weltfinnen allein dem skandinavisch-germanischen Zivilisations- und Kultureinstrom sich öffneten. .....Die frühesten erkennbaren germanischen Einflüsse zeigen sich erst im 2. Jahrh. nach Chr. und dringen nicht über Schweden, sondern über Estland nach Finnland vor."

In die Zeit der alten Dolmen, als die Nordindogermanen sich von den Urindogermanen absonderten, setzt Kossinna auch den Beginn der bandkeramischen Donauzivilisation, die er den Südindogermanen zuschreibt. Damit hat sich die Einheitlichkeit des indogermanischen Urvolks aufgelöst. Später rücken beide Zivilisationen wenigstens räumlich eng zusammen, und damit beginnt die Periode des Gemein-Indogermanischen.

Zu diesem Inhalt, der in knapper aber klarer Form dargestellt ist und dessen Hauptzüge ich hier wiederzugeben versucht habe, kommt eine reiche Fülle gut gewählter, vortrefflicher Abbildungen nebst mehreren Karten, die dazu beitragen, den Text zu erläutern und die z. T. auch Beweise für die gemachten Behauptungen liefern. Die Hauptergebnisse der Arbeit sind in einer übersichtlichen Tabelle zusammengestellt. Als besonderes Verdienst ist hervorzuheben, daß die Ergebnisse der meistens in den nordischen Sprachen veröffentlichten Untersuchungen über die schwedische und nordosteuropäische Steinzeit, ebenso wie die der Anthropologie in Schweden und Dänemark für die deutsche Forschung dargestellt worden sind.

Es muß als eine geniale aber auch kühne Tat bezeichnet werden, die Lösung der indogermanischen Frage auf vorgeschichtlichem Wege zu suchen. Nur ein Forscher, der das große, oft schwer zugängliche und z. T. auch wenig geklärte Material so völlig beherrscht wie Kossinna, kann sich dieses Wagnis erlauben; ein solcher auch nur dann, wenn ihm eine sichere Arbeitsmethode zur Verfügung steht. Erst dadurch ist es möglich, dort Wege zu finden, wo andere nur eine undurchdringliche Wildnis sehen würden. Manche Zusammenhänge und Schlußfolgerungen, die zum Verständnis des Ganzen nötig sind, werden wohl auch mehr geahnt, denn als wirklich bewiesen zu betrachten sein. Hier liegt die Stärke, aber auch die Schwäche einer Arbeit wie die vorliegende. Manche Behauptung, die Kossinna aussagt, entbehrt wohl eines sicheren Beweises, aber so lange es nicht bewiesen ist, daß die angegebenen Gründe zu entgegengesetzten Schlußfolgerungen als die daraus gezogenen, führen, sondern sich in den Gesamtrahmen einordnen lassen, muß es berechtigt sein, sie zu verwenden. Es sind aber noch viele Einzeluntersuchungen nötig, ehe die indogermanische Frage als endgültig geklärt betrachtet werden kann. Das verringert aber nicht das Verdienst desjenigen, der zuerst das Ziel und die dahinführende Wege gezeigt hat.

Halle a. S. **Nils Niklasson.**

Digitized by Google

V. Nachrichten.

Unsere Mitglieder, die Herren **Wilhelm Rehlen** in Nürnberg und **Heinrich Maximilian Stahel,** Fabrikbesitzer in Bielefeld und Berthelsdorf, wurden wegen ihrer hervorragenden Verdienste um unsere Gesellschaft bei Gelegenheit der siebenten Hauptversammlung am 18. April vom Gesamt-Ausschuß einstimmig zu **Ehrenmitgliedern** der Gesellschaft ernannt.

Unsere neuen Ehrenmitglieder beantworten die Mitteilung ihrer Wahl mit folgenden Dankschreiben:

Nürnberg, den 22. April 1922.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Hocherfreut über die mir gewordene große Ehrung sage ich Ihnen und den Teilnehmern an der letzten Tagung meinen herzlichen Dank.

Die Ehrung, in Form der Ernennung zum Ehrenmitgliede Ihrer Gesellschaft war eine große Überraschung für mich und nehme ich sie mit Vergnügen und dankbar an.

Ich werde auch ferner Ihnen Herr Geheimrat nach Möglichkeit helfend zur Seite stehen.

Es war mir ein großes Vergnügen, daß ich Ihnen persönlich eine Freude machen konnte, dem Manne, der sich um die von mir so sehr geliebte Spezialwissenschaft so große Verdienste erworben hat, denen ich von jeher bewundernd und lernend meine dankbare Anerkennung zollte.

In freundschaftlicher Verehrung

Ihr sehr ergebener

W. Rehlen.

Bielefeld, Berthelsdorf, 22. Mai 1922.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Nachdem der Gesamt-Ausschuß der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte völlig überraschend meine Ernennung zum Ehrenmitgliede vollzogen hat, sage ich meinen herzlichsten Dank, damit die erhebende Verpflichtung für mich verbindend, solche hohe Ehrung auch zu verdienen.

Ich empfinde es als allerhöchste Vaterländische Allgemeine Pflicht, in wahrhaftigem, streng wissenschaftlichem Streben den Manen unserer Vorzeiteltern und unseres germanischen Volkes in unseren Eigenen Siedelungen vor allem nachforschend, deren Erdenwandelungen in breitesten Volksschichten aufzuklären und Unserem Eigenen Deutschen Volke Einmal Erst gerecht zu werden; Entgegen allen fremden Bestrebungen, welche, nur im Auslande ihre

Digitized by Google

Vorbilder findend, die Eigene Art verderben, Unseren Kampfsinn schwächen und fremden Eindringlingen gar — Denkmäler — setzen!

Herrn Geheimrat, unserem Meister der Ausgrabungs-Wissenschaft, mit dem Ausdruck ganz besonderen Dankes und unbeschränkter Verehrung,

Viel getreuer
Heinrich Maximilian Stahel,
aus dem Geschlechte der Are zu Hochstaden.

Der Vorsitzende unserer Gesellschaft Geheimer Regierungsrat Univ.-Professor Dr. Gustaf Kossinna wurde von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig aus Anlaß der 50. Wiederkehr des Gründungstages ihrer Sachabteilung für Vorgeschichte am 3. Mai zum korrespondierenden Mitgliede erwählt.

Die Mitglieder unseres Gesamtausschusses Rektor C. Rademacher, Leiter des Prähistorischen Museums in Köln, und A. Günther, Leiter des Städtischen Museums in Koblenz, sind zu Museumsdirektoren im Hauptamt ernannt worden. Wir begrüßen diese Ernennungen mit besonderer Freude, einmal um der Personen willen, dann weil sie im besetzten Gebiete erfolgt sind, namentlich aber deswegen, weil sie weitere Schritte auf dem Wege bedeuten, die Vorgeschichte auch in den Museumsverwaltungen völlig selbständig zu machen und ihr die gebührende Vorzugsstellung innerhalb der Heimatforschung einzuräumen. — Herrn Museumsdirektor Günther in Koblenz, der am 26. Februar ds. J. seinen 60. Geburtstag feierte, sprach der Vorstand unserer Gesellschaft herzlichste Glückwünsche dazu aus.

Der Kustos an der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin, unser Mitglied Prof. Dr. Alfred Götze, ist zum Vertrauensmann für die vorgeschichtliche Denkmalpflege in der Mark Brandenburg ernannt worden.

Todesfälle.

Von unseren Mitgliedern sind verstorben:

Dr. A. C. Reichard zu Berlin;
Privatlehrer A. Schubandt zu Burg bei Magdeburg;
Geh. Regierungs- und Baurat Schunk zu Moselkern;
Notar Palliardi zu Mährisch-Budwitz in Mähren († 12. 3. 1922);
Professor Dr. phil. Otto Olshausen zu Berlin († 10. 1. 1922).

Otto Olshausen †.

Am 10. Januar 1922 entschlief zu Berlin im 82. Lebensjahre Professor Dr. Otto Olshausen. „Ein sanfter Tod erlöste ihn von den Beschwerden des Alters", heißt es in der von seinem überlebenden Bruder, dem früheren Reichsgerichts-Senatspräsidenten Justus v. Olshausen, herrührenden Todesanzeige. Die letzten Jahre hatte er infolge von Lähmungen am geistigen Leben keinen Anteil mehr nehmen können und auch die Mitgliedschaft bei unserer Gesellschaft aufgeben müssen.

O. war 1840 zu Kiel geboren als Sohn des berühmten Orientalisten Justus Olshausen, der damals Universitätsprofessor in Kiel war, dann nach seiner Vertreibung durch die Dänen seit 1853 in Königsberg, endlich in Berlin gewirkt hat, und war ein Bruder sowohl des genannten Juristen, wie auch des verstorbenen hervorragenden Frauenarztes Olshausen in Berlin. Er hatte Chemie studiert, war dann längere Zeit in westfälischen

Digitized by Google

Fabriken tätig und hatte hier zwar eine äußerlich glänzende Stellung inne, war aber mit der Art des Geschäftsbetriebs innerlich so wenig einverstanden, daß er um 1880 seinen Beruf aufgab und nach Berlin übersiedelte. Hier fand er 1881 Anschluß an die Berliner anthropologische Gesellschaft, in der er seit 1886 als Schriftführer tätig war (bis 1896), nachdem er schon 1883 in den „Verhandlungen" dieser Gesellschaft eine durch Gründlichkeit und strenge Methode von den damals bei der Prähistorie in Deutschland üblichen Forschungsart aufs vorteilhafteste und wohltuendste abstechende Abhandlung über „Zinngeräte aus Gräbern" hatte erscheinen lassen (vgl. auch ebenda 1884, S. 516 ff.). Diese Grabfunde aus Zinn hatte er teilweise Hügelgräbern der wenig durchforschten Nordseeinsel Amrum entnommen, die er seit 1882 systematisch untersuchte. Stets in Anknüpfung an diese Fundstücke hat er dann in den Berliner „Verhandlungen" eine lange Reihe von Abhandlungen veröffentlicht, die sich alle durch Stoffkenntnis, scharfe Beobachtung der Gegenstände und eine ungemein sorgfältige Heranziehung und Ausnutzung der Literatur, neuerer wie älterer, auszeichnen. Was man hier vermißt, ist eine intime Kenntnis der Museumsbestände, an deren Stelle bei O. ein ausgedehnter Briefwechsel mit den Museumsvorständen tritt, der aber doch jene Lücke niemals ganz ersetzen kann. In diesem Punkte konnte O. sich mit dem unbedingt hervorragendsten deutschen Vorgeschichtsforscher des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, mit Otto Tischler in Königsberg, der die Museen ganz Europas bereist und eingehendst studiert hatte, nicht entfernt messen. Immerhin nimmt O. ebenso unbedingt die zweite Stelle in der Rangordnung der damaligen deutschen Prähistoriker ein.

Von jenen Abhandlungen in den „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaften" nenne ich außer der schon oben aufgeführten von 1883 folgende: „Technik alter Bronzen" (1885, S. 410 ff.); „Das Triquetrum" (1886, S. 277 ff.); „Spiralringe" (1886, S. 433 ff.); „Neue Alsengemmen" (1887, S. 688 ff.); „Korallen-Einlagen" (1888, S. 140 ff.); „Zur Kenntnis der Schnallen"; „Beitrag zur Geschichte des Reitersporns", „Bemerkungen über Steigbügel" (1890, S. 180 ff.); „Der alte Bernsteinhandel der cimbrischen Halbinsel und seine Beziehungen zu den Goldfunden" I, II (1890, S. 270 ff.; 1891, S. 286 ff.); „Im Norden gefundene vorgeschichtliche Trompeten" (1891, S. 847 ff.); „Hornsubstanz in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (1891, S. 448 ff.); „Leichenverbrennung" (1892, S. 129 ff.); „Die angeblichen Funde von Eisen in steinzeitlichen Gräbern" (1893, S. 89 ff.); „Zur Vorgeschichte Helgolands" (1893, S. 500 ff.); „Eine Aucissa-Fibel aus Rheinhessen" (1897, S. 286 ff.); „Kröhnkes chemische Untersuchungen vorgeschichtlicher Bronzen Schleswig-Holsteins" (1897, S. 344 ff.); „3 angebliche Eisenobjekte aus der zweituntersten Ruinenschicht von Hissarlik" (1897, S. 500 ff.); „Über Gesichtsurnen" (1899, S. 129 ff.); „Beitrag zur Geschichte des Haarkammes" (1899, S. 169 ff.); „Das Gräberfeld auf dem Galgenberge von Wollin" (1899, S. 217 ff.); „Die Zeitstellung der Schwanenhalsnadeln und der Gesichtsurnen" (1902, S. 198 ff.). — Weitere Aufsätze in der „Zeitschrift für Ethnologie": „Untersuchungen über baltischen Bernstein und andere fossile, bernsteinähnliche Harze" (mit F. Rathgen) (1904, S. 153 ff.); „Eisen im alten Ägypten" (1905, S. 85 ff.); „Die Erfinder der Eisentechnik" (1907, S. 369 ff., 691 ff.); „Eisengewinnung in vorgeschichtlicher Zeit" (1909, S. 60 ff.).

Schon diese Titelaufzählung zeigt, wie stark seine Vorbildung als Chemiker auch bei Olshausens Arbeiten zur Vorgeschichte hindurchleuchtet. Namentlich waren es die Stoffe, aus denen die Vorzeitgegenstände gearbeitet worden sind, die ihn zur Untersuchung reizten, so die Hornmasse, die Metalle, Gold, Zinn, Bronze, Eisen, besonders die früheste Eisengewinnung, endlich der Bernstein. Er war es auch, der, neben Tischler, uns damals jüngere Prähistoriker mit der „Tidsbestämning" von Montelius zuerst bekannt machte.

Einen zusammenfassenden Bericht über seine Grabungen auf Amrum, worin naturgemäß vieles aus seinen Einzelabhandlungen hierüber wiederholt wird, gab er leider

Digitized by Google

erst kurz vor seinem Lebensende in dem Werke: „Amrum, Bericht über Hügelgräber auf der Insel, nebst einem Anhange über die Dünen". Berlin 1920. Die wertvolle Sammlung seiner Funde hat er der Vorgeschichtlichen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde als Geschenk übergeben.

Persönlich war O. ein Mann von sehr strengen Grundsätzen und Überzeugungen, dem die Wahrung des Rechtsstandpunktes — so wie er ihn auffaßte — über alles ging. Für Kompromisse war er nicht zu haben. Und da das Leben nun einmal allenthalben solche verlangt, wenn ein Zusammenarbeiten mehrerer Köpfe und Sinne möglich werden soll, so entsagte er, um andauernden Reibungen aus dem Wege zu gehen, allmählich jeder Gemeinschaftsarbeit im Vorstande der Berliner anthropologischen Gesellschaft, in der Sachverständigen-Kommission des Berliner Museums usw. — Politisch huldigte er streng liberalen, demokratischen Anschauungen; nationale Regungen habe ich, der ich mit ihm lange Jahre viel verkehrt habe, kaum bemerkt. Als unsere Gesellschaft im Jahre 1913 bei der Beratung einer neuen Satzung ihren ersten Namen „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte" auf fast einstimmigen Wunsch in „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte" änderte, wurde der mitberatende O. höchst erregt und, trotzdem ich sogleich versichert hatte, daß eine Namensänderung für die künftige Geschäftsführung und den Inhalt des „Mannus" nicht die geringste Änderung nach sich ziehen würde, sprach er von „alldeutschen" (!) Bestrebungen und mied fortan die Sitzungen und Ausflüge unserer Gesellschaft. Nichtsdestoweniger blieb zwischen ihm und mir das alte Verhältnis gegenseitiger Hochachtung der wissenschaftlichen Persönlichkeit unangetastet bestehen. Leider hat O. in den letzten 15 Jahren der emsigen Arbeit in unserer Wissenschaft fast ganz entsagt, da er seine Haupttätigkeit der Leitung eines evangelischen Schwesternhauses zuwandte, dessen Gedeihen ihm als ein auch politisch dringendes Bedürfnis erschien.

Sein Name wird unter den Fachgenossen vom Ende des 19. Jahrhunderts, die im allgemeinen dem deutschen Namen keine besondere Ehre machten, als Stern erster Größe hervorleuchten, der neben Otto Tischlers Namen und den skandinavischen Leuchten jener Zeit sich mit Ehren sehen lassen kann. G. Kossinna.

Entgegnung.

Dr. O. Hauser hat eine Flugschrift unter dem Titel „Die Urzeitforschung auf Abwegen (eine französische Jesuitenfiliale in Wien)" in Umlauf gebracht, in der er behauptet, daß ich das Institut für Eiszeitforschung in Wien mit monakensischem oder französischem Gelde gegründet hätte, und zwar als „Lohn für die unverantwortliche Verwirrung", die ich nach seiner Ansicht in die „Diluvialforschungsgrundlagen" getragen habe.

Demgegenüber stelle ich fest:

Ich habe für das Wiener Eiszeitinstitut weder von dem Institut de Paléontologie humaine zu Paris, mit dem ich in keinerlei Verbindung stehe, noch von anderer ausländischer Seite Geld erhalten; ein Zusammenarbeiten mit dem genannten Institut zu dem Zwecke „die Urmenschen- und die Wahrheitsforschung auf den gottgefälligen Weg zu bringen" würde schon deshalb auf Schwierigkeiten stoßen, weil die wissenschaftlichen Ansichten der französischen Schule und die meinen bekanntlich sehr wesentlich auseinandergehen. Allerdings wird sich nun nach dem Zusammenbruch des Penckschen 4 Eiszeit-Systems, hoffentlich schon in naher Zukunft, eine einheitliche Auffassung unter Zugrundelegung meines Biglazialismus ergeben.

Was schließlich die Bewertung meiner wissenschaftlichen Tätigkeit durch Hauser betrifft, stehe ich ihr gefaßt gegenüber, da ich ihn lediglich als Antiquitätenhändler ernst nehme.

Wien, 22. Mai 1922. Bayer.

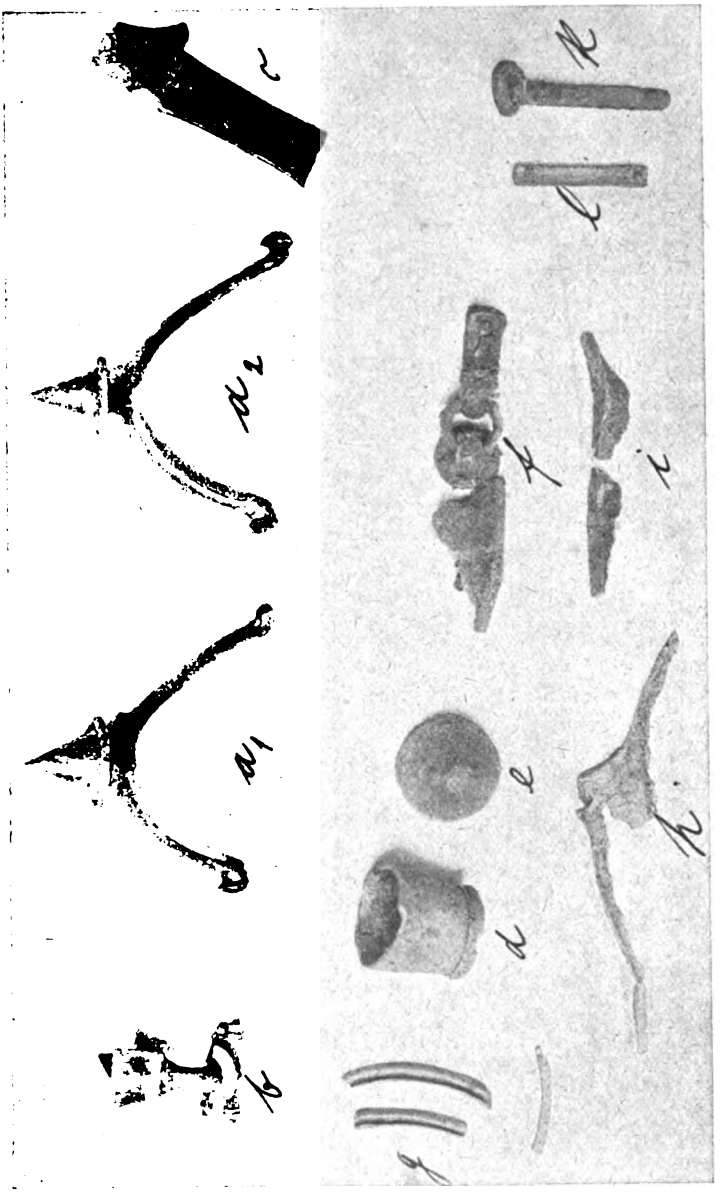
Digitized by Google

Abb. 1.

Abb. 2.

Digitized by Google

Digitized by Google



Günther, Der Goldfund von Kommerau Kreis Schwetz, Westpreußen. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1.

Abb. 5.

Abb. 2.

Abb. 3.

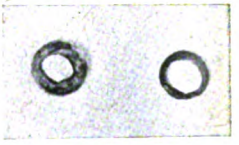


Abb. 4.

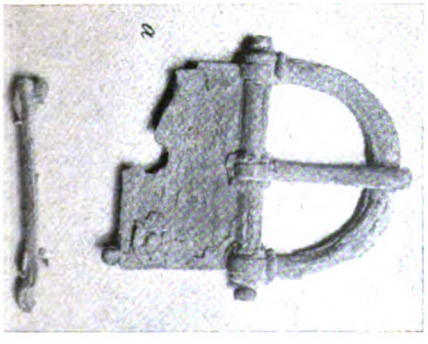


Abb. 6.

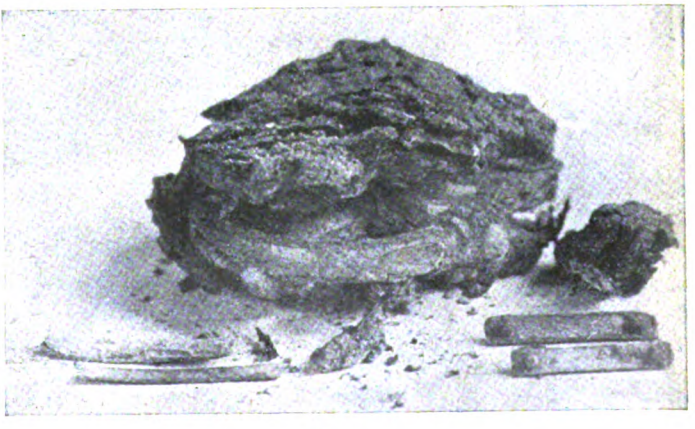


Abb. 7.

Digitized by Google

Digitized by Google

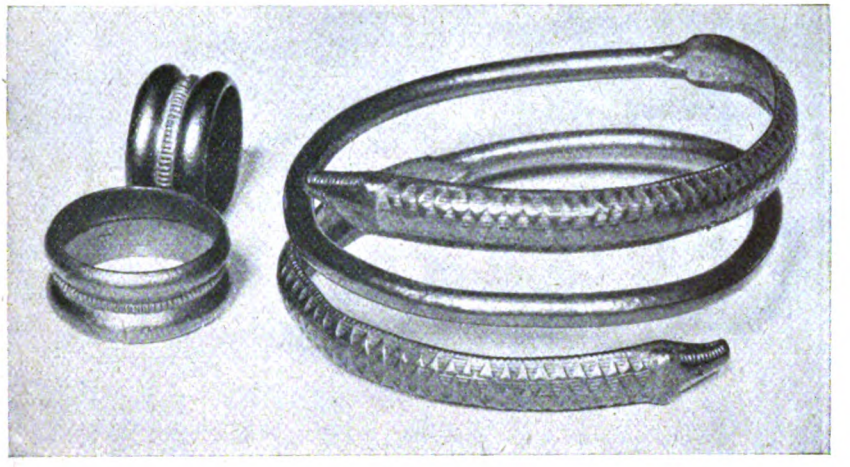


Abb. 1.

Abb. 2.

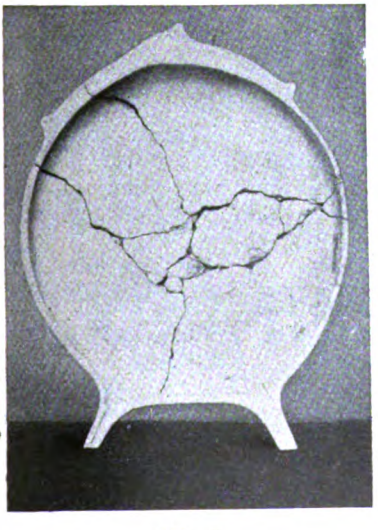


Abb. 3.

Abb. 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln.

Von Erich Rademacher, Reg.-Baurat, Trier.

Mit Tafel V—XIII.

Zum Eingang.

Dem Andenken meines Großvaters, des Lehrers Josef Rademacher zu Altenrath im Siegkreis, der als erster die Hallstatthügelgräber unserer Gegend untersuchte und als korrespondierendes Mitglied des Wetzlarschen Vereins für Altertumskunde über sie schrieb, widme ich diese Arbeit. Er suchte in ihnen, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, die Hinterlassenschaft der Germanen im Rheinland. Als Gräber einer vorgermanischen Bevölkerung sind sie seitdem hauptsächlich durch die Tätigkeit des Prähistorischen Museums in Köln erkannt, und als Beitrag zur Kenntnis der wirklichen Germanen unseres Gebietes möge die folgende Arbeit einiges Licht in deren bisher so dunkle Geschichte bringen.

März 1921. **E. R.**

Zur Einleitung der vorliegenden Untersuchung mögen zwei Abbildungen eines neuentdeckten Germanenkopfes dienen. Das Original gehört dem Wallraf-Richartz-Museum in Köln, wo es Herr Kirchenmaler Tholen in einem Winkel auffand. Das Museum ist zur Zeit ohne Direktor und eine Nachfrage ergab, daß der verstorbene Direktor Poppelreuter den Kopf als römische Arbeit anerkannte, ihn aber als nichtrömische Darstellung unbeachtet ließ. So fristete er in einem Fensterwinkel sein Dasein. Der Kopf hat Lebensgröße und besteht aus grauem Kalkstein. Die Arbeit ist nachlässig, aber außerordentlich sicher und treffend. Sie zeigt den bekannten, langgesichtigen, schönen Germanentypus, wie wir ihn vor allem von den Basternendenkmälern kennen, und hat den großen Haarknoten der Sweben getragen, der leider wie so oft abgeschlagen ist. Eine erhebliche Ähnlichkeit liegt vor mit der im Mannus I, S. 277 von A. Hekler veröffentlichten und

Digitized by Google

abgebildeten Bronzebüste von O. Szöny (Brigetio) in Ungarn. Diese zeigt auch den sehr großen Haarknoten, wie ihn, nach der Bruchfläche zu schließen, der Kölner Kopf getragen hat. Für die Entstehungszeit möchte ich nach Darstellungsweise und Technik kein Urteil abgeben, aber ich glaube infolge der flüchtigen Arbeit nicht an sehr frühe Entstehung. Ein Abguß hat in unserem Museum Platz gefunden (Prähistorisches Museum, Köln, Bayenturm). Taf. XII.

Der Kopf ist ganz sicher stadtkölnischer Fund, da sonstige Gegenstände überhaupt nicht in das Wallraf-Richartz-Museum gelangen. Er stammt bestimmt von einem Bauwerk, wie der rückseitige Bruch beweist. Wen soll sich nun der Künstler zum Vorbild genommen haben? Jedenfalls ist der Kopf ein Hinweis auf den Germanenstamm, der den Bewohnern der Colonia Claudia ara Agrippinensium als der wichtigste erschien, und er ist deshalb von besonderer Bedeutung.

Es kann sich zunächst allgemein auf die Sweben als den größten und mächtigsten Germanenstamm beziehen und andererseits auch auf die Köln gegenüber wohnenden Germanen, die doch für die Stadt stets von größter Bedeutung gewesen sein müssen. Bei Martial, der gegen Ende des ersten Jahrhunderts schrieb, heißt es in den Epigr. Spectacula, 3, 1ff. Crinibus in nodum torti venere Sicambri . In 5, 37 spricht er geradezu von Rhenique nodos. Das erklärt sich natürlich aus den früheren Zuständen, denn damals saßen die Sugambrer seit 80—90 Jahren auf dem linken Rheinufer, als Cugerner, und waren ohne Bedeutung. Martial sowohl wie Claudianus und Sidonius nennen aber die Bewohner des alten Sugambrerlandes gegenüber Köln noch so.

Diesem Vers des Martial folgend könnte man also unseren Kopf auf die Nachbarn Kölns beziehen und zu der Vermutung gelangen, daß dort nach dem Aufgeben der römischen Eroberungspolitik swebische Stämme saßen. Aber derartige dichterische Überlieferungen sind ja reichlich unzuverlässig.

Hohe Zeit ist es, daß von den vielen Funden des Kölner Museums aus germanischer Zeit wenigstens eine teilweise Veröffentlichung herauskommt.

Die großen Ausgrabungen sind schon 1911 unternommen und dauerten bis 1913. Die Verarbeitung nahm ziemliche Zeit in Anspruch und der Krieg verhinderte das Weitere. Seit dieser Zeit sind vor allem die Eisenfibeln, die mit starkem Chlorgehalt aus der Erde kamen, trotz monatelangen Wässerns und sorgfältigster Behandlung mit Paraffin z. T. erheblich zu Schaden gekommen, so daß sie genau aufgenommen werden mußten. Aus dieser Arbeit erwuchs die vorliegende Untersuchung, indem sich langsam eines an das andere reihte. Alle Funde zu veröffentlichen war unmöglich.

Erstens wäre der Umfang der Arbeit zu groß geworden und zweitens war unter den jetzigen Verhältnissen das Abbildungsmaterial nicht zu beschaffen. Es wurde also folgender Weg der Veröffentlichung gewählt: Diese Untersuchung bringt das chronologisch Wichtige im Zusammenhang, handelt in ge-

Digitized by Google

sonderten Abschnitten über germanische, belgische, römische Keramik, Fibeln, Münzen und enthält eine Auseinandersetzung mit der antiken Überlieferung.

Eine zweite Arbeit von F. Springensgut-Köln, dem das Museum die Auffindung und tadellose Aufdeckung der großen Grabfelder bei Rheindorf dankt, soll die eigentlichen Fundumstände, Grabanlagen und Beobachtungen bei der Ausgrabung usw. besprechen. Ein dritter Teil wird dann die Kleinfunde, die in dieser Arbeit nicht erwähnt sind, und deren sind ganz außerordentlich viele, genauer vorführen.

Zur Geschichte der Ausgrabungen möchte ich hier nur einige kurze Bemerkungen machen. 1911 kam ein Landmann aus der Wahner Gegend zum Museum und berichtete, daß er im Scheuerbusch bei Wahn ein Grabhügelfeld entdeckt und schon eine Reihe von Urnen gefunden habe. Dabei habe er auch „rote Scherben mit Figuren" bei den Urnen aufgenommen. Diese roten Scherben waren solche römischer terra sigillata-Bilderschüsseln! Um diese Raubgräberei zu verhindern, setzten wir uns sofort mit dem Besitzer des Waldes, Freiherrn von Eltz auf Haus Wahn, in Verbindung, der die Nachgrabung, die dann hauptsächlich durch den Berichter erfolgte, in dankenswertester Weise gestattete. Leider war in den Grabhügeln schon ziemlich gehaust. Den größten Teil der Hallstattgefäße kaufte das Kölner Museum wieder zusammen, einiges gelangte in das Provinzial-Museum Bonn.

Beim Durchgraben der Hügel fanden sich nun auch andere Dinge als Hallstatturnen, die ein Arbeiten zwischen den Hügeln nötig machten. Leider war die Arbeit durch den jungen Kiefernbestand, der natürlich nicht beschädigt werden durfte, sehr behindert. Wohngruben der Untergrombacher Keramik mit Mahlsteinen, Tontellern, Schöpfgefäßen, Tulpenbechern wurden aufgedeckt; leider sind diese Funde recht spärlich. Dann fand sich auf einem Hügel eine tiefschwarz gefärbte, kesselförmige Brandgrube, darin ein Fußbecher des später zu besprechenden Wahner Typus und terra sigillata-Scherben: das erste richtig beobachtete Germanengrab unserer Gegend. Die Brandgrube hatte 1 m Durchmesser, etwa 60 cm Tiefe. 20 cm tiefer lag das Hallstattbegräbnis des Hügels, eine schöne, graphitbemalte Urne mit Deckel und Beigefäß. So war das Zusammenfinden von Hallstatt- und provinzialrömischer Keramik erklärt. Bei weiterer Arbeit fanden sich nun auch die Brandgruben zwischen den Hügeln, einmal 6 nebeneinander auf einer Sandwehe. Offenbar war der Platz ohne Rücksicht auf die Hügel belegt worden.

Das waren die ersten Funde, die lange Zeit, obwohl ja ihre Zugehörigkeit zu den Germanen und ihre Zeitstellung durch ihre belgische und römische Keramik und die Fibeln wohl bekannt war, doch aus Mangel an Material unverstanden blieben.

Dann kamen die Funde von Niederpleiß. Durch eine gemeinsame Ausgrabung mit dem Mayener Geschichtsverein wurden die Gräber von Ettringen und Kottenheim bei Mayen aufgedeckt. Dann gelangten die Funde

Digitized by Google

aus den Quarzitgruben in das Museum, und endlich kam 1912—1913 die große Ausgrabung von Rheindorf, wo leider das Grabfeld an wichtigen Stellen schon vor 50 Jahren angegraben war. Diese Ausgrabung, wie auch die Funde waren bis auf eine kurze Notiz völlig vergessen, und es ließ sich auch fast nichts ausfindig machen. Andere Funde stellten sich noch ein, und so ist langsam ein außerordentliches Material zusammengekommen, das sehr schwierig zu bewältigen ist, und in der heutigen Zeit nur in Abteilungen veröffentlicht werden kann.

Zu den Fundumständen habe ich hier nur zu bemerken, daß es sich bei allen Funden ausnahmslos um Brandgruben ohne jede erkennbare Spur eines Hügels handelt. Die Gruben sind rund, oval, quadratisch, unregelmäßig. Beisetzung in Holzgefäßen und Kisten kommt vor. Nur zum Teil haben sie Knochenbehälter. Tierknochen kommen vor, von Vogelarten bis zum Pferd, letzteres aber nur einmal und nicht als Reitpferd. Die Tiefe schwankt von 60—100 cm. Diese Verhältnisse wird Herr Springensgut in seinem Fundbericht erläutern. Die Gräber liegen stets in größeren Feldern beisammen mit durchschnittlichen Grabentfernungen von 1—20 m. Anlagen in Reihen kommen nirgends vor. Die ausgedehntesten Felder sind Rheindorf und Niederpleiß.

Am Schlusse des Textes ist eine Tabelle angefügt, die die wichtigeren Gräber mit ihren Funden zusammenstellt.

Bezüglich der Bezeichnungen für die einzelnen Zeiten habe ich mich folgenden Schemas bedient:

Frühe Latènezeit	T 1	500—300
Mittlere Latènezeit	T 2	300—100
Späte Latènezeit	T 3	100—0
Frühe Kaiserzeit	K 1	0—180/200
Späte Kaiserzeit	K 2	180/200—350

Die frühe Kaiserzeit zerfällt in einen jüngeren und älteren Abschnitt K 1a und K 1b, die ungefähr von 0—100 und 100—180/200 reichen. Mit diesen Bezeichnungen gilt folgende Fundortliste. Die Nummern sind die der schwarz bezeichneten Fundorte der Übersichtsskizze auf Tafel V; (1, 2) bedeutet Stufe 1 oder 2.

Liste der Fundorte.

a) Besprochene und abgebildete Funde (Museum Köln).

1. Hilden b. Düsseldorf.	K 2
2. Rheindorf b. Opladen	K 1 u. 2
3. Idelsfelder Haardt b. Mülheim . . .	K 1
4. Dellbrück	K 2
5. Mülheimer Wald	T (1, 2)
6. Scheuerbusch b. Wahn	K 1

Digitized by Google

7. Fliegenberg b. Troisdorf . . . . . T (1, 2) u. 3, K 1 u. 2
8. Niederpleis b. Siegburg . . . . . K 1 u. 2
9. Hangelar b. Siegburg . . . . . K 2
10. Höhr b. Grenzhausen . . . . . T 3
11. Stadtgebiet Köln . . . . . T 3 K 1 u. 2
12. Fühlingen b. Köln . . . . . T 3
13. Vorgebirge b. Brühl. . . . . T (1, 2) K 1
14. Roisdorf b. Bonn. . . . . T 3
15. Weißenturm . . . . . K 1
16. Plaidt b. Andernach. . . . . T 3
17. Ettringen b. Mayen. . . . . T 3
18. Kottenheim b. Mayen. . . . . T 3
19. Neuwied . . . . . T 3

b) Verglichene Funde.

I. Südlich des Kölner Fundgebietes:

1. Gießener Stadtwald . . . . . K 1 u. 2
2. Nauheim. . . . . T 3

II. Nördlich des Kölner Fundgebietes:

1. Flaßheim südlich Haltern. . . . . K 1
2. Künthe, Kr. Hamm . . . . . K 1
3. Unna . . . . . K 2
4. Emkum, Kr. Lüdinghausen . . . . . T 3, K 1 u. 2
5. Barnstorf b. Diepholz . . . . . K 1 u. 2.

A. Die germanische Keramik.

Kaum für irgend eine Zeit hat unsere Kenntnis der Keramik so lange im Dunkel gelegen, als für die hier betrachtete. Früher hielt man ja nach Schaafhausens Vorgang die Funde aus unseren Hügelgräbern für germanisch und über ihre Keramik ist unter dieser Bestimmung genug geschrieben worden. Noch 1909, als das größere Alter der Hügel schon durch Reineckes, dann durch unsere Arbeiten bekannt war, erklärte Kiekebusch in „Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische" sie nochmals für kaiserzeitlich, redete von verblaßter Hallstattkultur und zeichnete — leider — als Beispiel für die Hügelgrabfunde unserer Gegend ohne genaue Fundortangabe eine Urne aus Hostmanns Darzauveröffentlichung (Kiekebusch, Tafel 1, Abb. 5, abgepaust von Hostmann, Darzau, Tafel 6, Abb. 55).

Wir haben schon erklärt (Mannus IV, Heft 3), daß derartiges in unseren Hügeln niemals gefunden ist. Diese Erklärung zu wiederholen, nötigt uns die Tatsache, daß die gänzlich falsche Auffassung der Grabhügel ihren Weg gefunden hat in Kaufmanns Deutsche Altertumskunde (1914 erschienen) und

Digitized by Google

dort den Abschnitt über die Westgermanen gänzlich verfehlt macht. Leider hat auch Ritterling in seiner vorzüglichen Veröffentlichung über das frührömische Lager von Hofheim (Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde, 1912, S. 384ff.) infolge dieser Auffassung die Hallstattgräber aus dem Lagergelände, deren Hügel durch die Erdarbeiten der Römer schon abgetragen waren, für germanisch erklärt und denkt an Ubier oder Usipeter. Die Gräber mit ihren vielen Gefäßen stimmen völlig überein mit den Gießener Funden aus der Lindener Mark u. a. O. Diese hessischen Formen zeigen schwache Verschiedenheiten gegen die unsrigen, wie das innerhalb des Hallstattkreises überall der Fall ist und woraus bei genauerer Erforschung sich Anhalte für eine Stammesgeschichte dieser keltisch-ligurischen Völker gewinnen lassen werden. Die Hofheimer Funde gehören der späteren Hallstattzeit an. Von Interesse ist übrigens, beiläufig bemerkt, das Gefäß Abb. 103, Nr. 3 auf S. 388. Es deutet auf Einfluß aus Frankreich gegen Ende der Hallstattzeit, wie sich auch aus anderen Funden ergeben hat (siehe die Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, Mannus IV, Heft 3). Zu vergleichen sind zu der am Rhein sehr seltenen, in der Kölner Gegend nie vorkommenden Form Funde von Diedenhofen, Lothringen, im Kölner Museum, dann vor allem die bekannten Hügelgräber von Houlzy in Ostfrankreich. Alle diese Funde sind späthallstättisch. Ein Hügelinhalt von Niederhofheim, den Ritterling (S. 385) anzieht zum Beweis für die „geringe Veränderung dieser Gefäßformen bis in römische Zeit hinein" — eine Hallstatturne ähnlich den vorhin besprochenen, und römische Gürtelschnalle des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, 1889 ausgegraben, ist nach unseren Erfahrungen in der Kölner Gegend mit Hallstatthügelgräbern und eingelassenen germanischen Brandgruben gänzlich unzuverlässig. Die beiden Fundstücke gehören nicht zusammen. Übrigens haben die Germanen des ersten Jahrhunderts ebensowenig, wie die früheren und späteren Grabhügel gebaut, wenigstens nicht im Sinne der bekannten keltischen. Das kann jetzt, nachdem hunderte aus sechs Jahrhunderten vorliegen, mit völliger Sicherheit behauptet werden. Die bekannte Tacitus-Stelle: sepulcrum caespes erigit ist schon in der Chronologie der Hallstattzeit (Mannus) anders erklärt als die Kommentare, die aus dem Vorhandensein der Hügel die Stelle verstehen wollten. Daß das ebenso berühmte: cuique arma et equus adicitur nicht stimmt, sei nur beiläufig erwähnt. Waffen sind in allen Germanengräbern häufig, Pferde aber in ganz Deutschland sehr selten, bei uns nur einmal der Hinterteil eines jungen Tieres, also offenbar Überrest eines Totenmahles.

Jedenfalls waren wir uns 1910, als wir auf dem Kongreß der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft die Hügelfelder der Hallstattzeit zuwiesen [1]), wohl bewußt, daß wir für die folgenden acht Jahrhunderte nichts an Funden

[1]) Korrespondenzblatt 1910: E. Rademacher, Die Chronologie der Hügelgräber bei Köln.

Digitized by Google

vorbringen konnten, aber wir hofften auf neue Aufschlüsse, und diese Hoffnung ist nicht vergeblich gewesen Heute können wir zum ersten Male eine Chronologie der germanischen Keramik von 400 vor bis 350 nach Chr. geben, noch in Andeutungen für die ältere und mittlere Latènezeit, sicherer schon für die Spätlatènezeit und ausreichend für die ältere und jüngere Kaiserzeit.

Auf Tafel VI obere Hälfte sind die noch wenigen Funde dargestellt, die der frühen und mittleren Latènezeit angehören. Abb. 1, ein dunkelbrauntoniger Topf mit abgesetztem Hals und auswärts gebogenem Rande stammt aus den Wäldern der Umgebung Mülheims bei Köln. Der genaue Fundort war nicht festzustellen, auch über die Fundumstände ist nur bekannt, daß er verbrannte Knochen enthielt und nicht von einem Hügelfeld stammt.

Auf der Idelsfelder Haardt, ebendort liegt zwischen Hallstatthügeln ein germanisches Grabfeld, das vorläufig erst wenig ergeben hat. Zu den Hallstatthügelfeldern kann der Topf nicht gehören, denn seine Form zeigt sofort, welchen Ursprungs er ist. Er ist germanisch und gehört der ersten Hälfte der Latènezeit an. Genau dieselben Formen zeichnete ich im Museum Dortmund, z. B. aus der Bauerschaft Welte, Amt Dülmen, mit Frühlatène-Fibeln; desgleichen im Prov.-Museum Hannover von Bodenbach mit Früh- und Mittellatènefibeln.

Abb. 2 ist unsicheren Fundortes. Er wurde aus dem Nachlaß eines Kölner Privatsammlers erworben, der nur Funde aus der Umgebung von Köln sammelte. Er ist jedenfalls zweifellos germanisch, aber leider nicht sehr beweiskräftig. Die übrigen Gefäße sind sicher beobachtete Grabfunde. Abb. 3, 4, 5 stammen vom Fliegenberg bei Troisdorf. Dort hat das Museum eine germanische Ansiedlung entdeckt (erste Veröffentlichung, siehe Mannus I), auf die wir noch mehrfach zurückkommen werden. Die Funde aus dieser reichen von der Spätlatènezeit bis zum vierten Jahrhundert nach Chr.

Dicht neben der Ansiedlung, auf der Höhe, lagen Gräber des ausgehenden dritten Jahrhunderts nach Chr., ferner dort an unbekannter Stelle ein Grab der Spätlatènezeit. Und ebendort lagen auch die beiden Gräber, von denen das erste Abb. 3 und 4, das zweite Abb. 5 enthielt. Beide Gefäße waren mit Leichenbrand gefüllt und in etwa 80 cm tiefen kesselförmigen Gruben beigesetzt. Hügel waren nicht vorhanden. Beide Urnen haben die gleiche doppelkonische Form mit ausgebogenem Rande. Die schraffierten Dreiecke sind ein bekanntes Ornament, das auf germanischer wie keltischer Seite in dieser Zeit häufig begegnet. Eine Verwandtschaft mit keltischen Latèneformen ist bei beiden Gefäßen sicher. Dasselbe gilt auch für Abb. 6, die denselben Typus aufweist. Dieses Begräbnis war, ebenso wie Abb. 7 und 8, wobei 7 als Deckel diente, als Brandbestattung in einen steinzeitlichen Grabhügel eingelassen. Der Fundort ist das Vorgebirge bei Brühl, also das linke Rheinufer.

Abb. 7 ist eine Omphalosschale mit stark eingezogenem Rande. Innen zieht sich um den Omphalos eine eingetiefte Spirallinie. Auch hier ist die

Digitized by Google

Verwandtschaft mit keltischen Latèneformen ohne weiteres klar, während Abb. 8 dem keltischen Formenkreis fremd ist. Aus ebensolcher Nachbestattung stammt ein nur in Resten erhaltenes Gefäß, das genau dem Typus 51 von Nauheim (s. Quilling, Nauheimer Funde) entspricht. Form und Verzierung der Fingernagelkerben sind völlig gleich, nur gibt es statt der vielen Reihen der Eindrücke des Nauheimer Gefäßes nur zwei. Diese tonnenförmigen Gefäße sind Vorgänger des sog. belgischen Kochtopfes. Eine weitere Übereinstimmung mit Nauheim ist der konische Topf vom Fliegenberg, Abb. 15, der mit Quillings Typus 48 übereinstimmt und entweder der mittleren oder späteren Latènezeit angehört (s. w. u.). Beide Formen leben sehr lange weiter. In der Nähe der Gräber vom Vorgebirge, bei Bonn, fanden sich schon Skelettgräber der spätesten Hallstattzeit mit Wendelringen (im Kölner Museum). Wollte man die Gräber vom Vorgebirge also auf keltischer Seite belassen, so müßte man annehmen, daß dort sitzengebliebene Keltenreste unter germanischem Einfluß die Skelettbestattung wieder aufgegeben haben, was die Germanen ebenso in die Nähe rückt. Diese keltischen, unter germanischem Einfluß stehenden Hügelgräber mit Brandbestattung sind ja bekannt. Ein sehr schönes, noch nicht veröffentlichtes Grab mit weithalsiger verzierter Flasche und zahlreichem, z. T. im Brand zerstörten Bronzebeschlag befindet sich im Kölner Museum. Es stammt von Sayn, östlich von Neuwied, und gehört der Frühlatènezeit an. Diese wenigen Funde müssen vorläufig für die frühe und mittlere Latènezeit unserer Gegend genügen. Aufgedeckt sind freilich mehr.

Dinkelnburg berichtet in den 80er Jahren in den Bonner Jahrbüchern, daß auf dem Fliegenberg bei Troisdorf, am „dicken Stein" ein Grabfeld beim Quarzitgraben durchwühlt worden ist, das „Gefäße von schlankerer Form als die Grabhügel" ergeben habe. Erhalten ist nichts. Von dieser Stelle, aus den Quarzitgruben, stammen Abb. 3, 4, 5, für die die größere Schlankheit gegenüber den meist rundbauchigen Hallstattgefäßen sehr ins Auge fällt. Leider ist die Hoffnung dort mehr zu finden, augenblicklich sehr gering, da das Gebiet zum Schießplatz Wahn gehört, der von den Franzosen benutzt wird.

Ferner ist auf dem Gelände von Fühlingen bei Köln, linksrheinisch, wo Gräber mit Glockenbecher, Schnurbechern, bronze- und hallstattzeitliche Keramik und solche mit der bekannten germanischen Spätlatèneware (zweimal die große Schüssel, Abb. 9) gefunden sind, auch eine kleine Gruppe von Gefäßen zutage gekommen, die mir auch in die mittlere Latènezeit zu gehören scheinen. Mit germanischen Formen von Nauheim, dann Fliegenberg und Vorgebirge bestehen Ähnlichkeiten. Brandgräber sind es, ob Brandgruben, ließ sich nicht entscheiden, da das Gelände früher Rennbahn und sorgfältig geebnet war. Hier müssen erst weitere Funde sicheren Aufschluß bringen.

Aber die wenigen Gefäße sagen schon mancherlei. Mit rein germanischen Formen kann die erste Welle germanischer Eroberer wohl aus dem Lippegebiet her zum Rhein und verspürte schon bald den keltischen Einfluß, wie es die

Digitized by Google

besprochenen Formen zeigen. Das ist gar nichts Absonderliches; genau dasselbe sehen wir später, beim weiteren Vordringen im Moseltal und im mittleren und oberen Rheingebiet. Die erste Welle war eben nicht stark genug, es blieben Keltenreste unter den Germanen sitzen, vielleicht war später auch die Verbindung nach dem Stammland nicht genügend lebhaft. Wir werden sehen, daß im Gegensatze zu dieser ersten Welle, die zweite, die sich wohl um das Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts an den Rhein schob, trotz starker Einfuhr provinzialrömischer Keramik ihre eigene unentwegt und unbeeinflußt weiter pflegte und entwickelte; sich also zwar fremder Ware bediente; aber, und das ist das Wesentliche, so stark war, daß sie ihre eigene gewerbliche Tätigkeit der fremden nicht anglich.

Ein deutlicheres Bild haben wir schon von der Spätlatènezeit unserer Gegend. Die untere Hälfte der Tafel VI zeigt hierher gehörige Funde. Es sind die wohlbekannten, teilweise keltisch, oder besser gallisch gefärbten Formen, die mit geringer Abwandlung immer wiederkehren. Die große Schale mit den Randrillen (Abb. 9 und 10), die kleine (11) der Napf mit stark eingezogenem Rande (12), der hohe, randlose doppelkonische Becher (13), die sehr häufige Flasche (14) und vor allem der wichtige Fußbecher (17). Dazu der hohe belgische Becher (18).

Besonders gut ist diese Kultur in dem Museum zu Trier (dann auch zu Birkenfeld) vertreten. Dazu gehören die Fibeln auf Tafel VI. An Fundorten wären zu nennen: Sämtliche Formen von Kottenheim und Ettringen bei Mayen; dabei auch eine augusteische Flügelrosettenfibel und ein Schildbuckel keltischer Form (beide im Museum Mayen); 14 von Plaidt, 12 von Höhr-Grenzhausen, 10, Fibel 22 und die Eisenaxt von Roisdorf bei Bonn, 9 und 10 von Sühlingen bei Köln, 12 von Köln selbst, 10 und Fibel 23 vom Fliegenberge bei Troisdorf. Dorther stammt auch Abb. 15, ein hoher, rauher, gelbtoniger Topf, der in der Ansiedlung umgekehrt im Sande stak. In der Umgebung war nichts zu finden. Er erinnert an die konischen Gefäße von Biewer, Museum Trier (wie unsere Tafel VIII, 4) und Rheindorf (VIII, 4). Auch in Nauheim fand sich ein derartiges Stück. Genau dasselbe zeichnete ich im Provinzialmuseum Hannover zusammen mit Gefäßen vom Typus 1 und 2 und Früh- und Mittellatène-Fibeln von Bodenbach. Diese Form ist also sicher germanisch, und es ist möglich, daß sie zu den früheren Latènefunden (Tafel VI, obere Hälfte) gehört. Die dargestellten Funde sind spät. Die belgischen Becher (Abb. 18) und die Flügelrosettenfibel zeigen, daß wir uns in augusteischer Zeit befinden. Diese oder etwas spätere Zeit ist auch für Fliegenberg durch eine Augustusmünze belegt. (Siehe Abschnitt: Römische Münzen.)

Dazu trat nach Zeichnen der Tafeln noch ein sehr wichtiger neuer Fund von Neuwied am Rhein. Brandgrube; darin zwei eiserne Lanzenspitzen, ähnlich den sonst gefundenen von sehr schlanker Form mit schwachem Mittelgrat, etwa 18 cm lang. Mehrere der so oft vorkommenden großen Eisennägel,

Digitized by Google

einige Bronzereste, ein Bronze- und ein Eisenring von 1,5 und 3 cm Durchmesser. Ferner zwei gleiche Eisenfibeln, ähnlich unserer Form 19, Tafel VI. Der Bügel ist flach, 3—4 mm breit, das Nadelhalterdreieck groß. Sie erinnern noch etwas an Mittellatènefibeln durch die Gesamtform. An Keramik enthielt das Grab eine braungelbtonige Schale mit eingezogenem Rande (ähnlich Gießen: Rodberg mit Spätlatènefibeln, s. Fundbericht des Oberhessischen Geschichtsvereins 1910), darin Knochen, zum Teil zerbrochen, von großem Hühnervogel; ferner ein etwa 20 cm hoher, ebenso breiter hellgelber „belgischer Kochtopf". Keine Drehscheibenarbeit, ohne Besenstriche. Löschkes Typus 91A (Keramik von Haltern, Mitt. d. Alt. Kommission f. Westfalen, Bd. V): dort Abbildung der Halterner Stücke, Tafel XXV, Nr. 7—10, nur liegt die etwas tiefere Furche nicht am Umbruch des eingebogenen Randes, sondern mehr auf diesem. Am besten gibt unser Gefäß die dortige Nr. 5 wieder, wenn man sich den inneren Randteil mit der zweiten Furche wegdenkt. Der Topf enthielt die verbrannten Menschenknochen. Aus einem der Mayener Germanengräber besitzt das Museum einen kleineren Topf genau gleichen Tones und gleicher Form, aber ohne die Randfurche. Vorläufer dieser Gefäße sind die schon erwähnten tonnenförmigen Töpfe (Nauheim), das ganze Grab erinnert außerordentlich an die Nauheimer Gräber mit ihren Tierknochenbeigaben in besonderen Gefäßen; bei unseren Germanen ist das bisher noch nicht beobachtet. Ich möchte das Grab für ziemlich alt nehmen. Erstens sind ja die Formen unserer rheingermanischen Spätlatènekeramik die unmittelbaren Vorgänger der sog. belgischen Ware, soweit diese nicht italische Formen nachahmte, so daß anzunehmen ist, daß auch der Kochtopf damals durch Anbringen der Randfurche auf dem viel älteren tonnenförmigen Gefäße entstand. Zweitens ist der Ton ein ganz anderer als der der echt belgischen, d. h. augusteischen Fabrikate von Nymwegen oder Xanten, die schwarzgrau bis braunrot sind. Das Grab ist ohne jeden Zweifel den Sugambrern zuzuweisen und wird nicht sehr lange vor deren Abzug (8 vor Chr.) in die Erde gekommen sein.

Im ganzen ist also für die Latènezeit noch vieles zu finden. Das letzte vorchristliche Jahrhundert ist einigermaßen gut belegt, die frühere Zeit aber noch sehr mangelhaft. Zusammenfassend wäre zu sagen, daß die Nauheimer Funde bei aller Ähnlichkeit große Unterschiede aufweisen. So fehlt dort ganz der schöne Fußbecher (Abb. 17), der für unsere Gegend bis südlich Niederlahnstein und das ganze Trierer Gebiet bis zur Nahe so charakteristisch ist. Dagegen fehlen bei uns die in Nauheim so häufigen eimerförmigen Gefäße. Daß die Erklärung hierfür in Stammesunterschieden liegt, ist ohne Zweifel.

Über die Keltisierung der Formen gilt das weiter oben Gesagte. Dem Anfang des ersten Jahrhunderts gehört der Grabfund Tafel VIIb an. Er lehrt uns leider bezüglich germanischer Keramik nichts. Beschreibung siehe unter Abschnitt Fibeln und belgische Keramik. Hoffentlich aber finden sich auch hier weitere Aufschlüsse. Auf dem Vergleichswege kann auf die Funde

Digitized by Google

dieser Zeit in unserer Gegend geschlossen werden aus den bekannten Treverergräbern von Biewer u. a. O. im Trierer Museum, deren späteste durch Augenfibel (Hausbach, 18605) und eine gallische Nachprägung einer Augustusmünze (unter Tiberius) vom Reidelbacherhof bei Wadern beweisen, daß die dortigen Gräber in den Anfang des ersten nachchristlichen Jahrhunderts hineinreichen. Sie ergaben außer Formen wie Tafel VI untere Hälfte frührömisches Geschirr, belgische Ware und germanische Keramik, von denen die Formen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 11 (Tafel VIII) sich häufig finden. Abb. 1 und 6 sind belgisch.

Eben diese Abbildungen der Tafel VIII sind nun aber gezeichnet nach Gefäßen, die den Grabfeldern unseres Kölner Gebietes entstammen, Rheindorf und Wahn. Daß diese Typen früh sind, ist außer Frage, daß sie aber später sind als die völlig identischen Funde im Trierer Museum, wird bewiesen erstens durch die Seltenheit der an Spätlatène erinnernden Formen, zweitens durch das Fehlen von Fibeln der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. und drittens dadurch, daß die römische Keramik (siehe Bilderschüsseln) unserer Grabfelder erst das letzte Viertel des ersten Jahrhunderts belegt. Ohne jeden Zweifel ist aber diese Biewerer Keramik, wie ich sie zusammenfassend nennen möchte, auf unseren Grabfeldern die altertümlichste.

Diese Gruppe allein erinnert noch an die keltisch beeinflußten Formen aus der Spätlatènezeit. Man vergleiche die Schüsseln [1]), das konische Gefäß 4 und Tafel VI, 15, die Form 8 und VI, 14, die Becher 11 und VI, 17. Die Töpferarbeit ist durchweg vorzüglich. Von schwarz geschmauchten und polierten bis hellen braunen und gelbroten kommen alle Übergänge vor. Die Formen im einzelnen sind folgende (Drehscheibenarbeit ist immer besonders erwähnt): 1. Feine, schwarze, glänzende Drehscheibenarbeit mit schwacher eingedrehter Rille am Rand. Belgische Ware: 1a. Randprofil von ähnlicher Schale, weißgrauer Ton, römisch. 2. Kumpe, kleiner zylindrischer Fuß, stark eingezogener Rand, grau. 3. Ähnlicher Typ. 4. Konischer Becher, auf dem Rande Fingernageleindrücke. 5. Kleines Gefäß mit senkrechtem Rand (ähnlich Hausbach, Museum Trier). 6. Belgischer grauer Teller mit Stempel (siehe Abschnitt: Belgische Ware). 7. Große Schüssel; a und b andere Profile dazu. 8. Graues Gefäß mit drei Schulterrillen, späte Form der enghalsigen Spätlatèneflasche. 9. Gelbrotes, rohes Gefäß, erinnert schwach an Tafel VI, 8. 11. Fußbecher, das typischste Gefäß der Zeit, kommt im Trierer Museum öfters genau gleich vor. Er ist gegenüber seinem Vorgänger, Tafel VI, 17, etwas geschweifter, voller und dünnfüßiger, die deutlich abgesetzte Randrille der älteren Form ist zu schwach ein- und ausgebogenem Profil geworden.

Diese ganze Gruppe ist ohne jeden Zweifel als später Rest der Spätlatènekeramik der Rheingermanen aufzufassen. An Beifunden von chrono-

[1]) Wenn bei einer Gefäßform keine Tafel angegeben ist, so bezieht sich die Angabe stets auf Tafel VIII, die die Hauptformen unserer kaiserzeitlichen Keramik gibt.

Digitized by Google

logischer Bedeutung ist zu bemerken: Form 1 mit Fibel 6a, Tafel X. Fingerhutförmigem Schildnagel VIIc, 9. Form 2 und Fibel 5. Form 3 mit Gefäß ähnlich 4, aber nicht so konisch und Fibel 16, Form 4 mit Fibel 1, Form 6 mit Form 7 und 9 und Fibel 12; Form 8 ebenso mit Fibel 12. Dieselben Fibeln kommen auch mit den Gefäßen der anderen Typen (10—15) vor. Es ist also kein zwingender Grund vorhanden, der die Ansetzung dieser Gruppe vor der nächsten verlangte. Anderseits kommen die Formen der ersten und zweiten Gruppe nie in einem Grab zusammen vor und Fibeln sind langlebiger als Gefäße. Möglich ist also doch, daß unsere Biewerer Keramik auch zeitlich die ältesten Gräber stellt. Die Vergesellschaftung mit der stark ausgebildeten Form 12 der Kniefibel zeigt, daß wir uns nicht früh im ersten Jahrhundert befinden. Die Voranstellung der Gruppe geschah aus typologischen Gründen.

Zu dieser im ganzen nur mehr schwach vertretenen Gruppe der älteren, rheingermanischen Keramik (K 1a) tritt nun eine zweite, reichlich vorhandene, die die hierhin gehörigen Grabfelder völlig beherrscht. In solcher Menge und Geschlossenheit ist sie noch nirgends gefunden und beschrieben. Sie ist der Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung der rheingermanischen Keramik der Kaiserzeit (K 1b). Es ist die Gruppe der Fußbecher 10, 12—16 mit Zugehörigem. Ganz klar ist eine Verwandtschaft mit dem alten rheinischen Becher 11, ebenso klar aber auch der Unterschied: Verschiedene Ausbildung des Fußes, scharfe Umbruchlinie über der stark konischen Leibung, nur sehr selten gerundet, schräg geneigter schmaler Hals, schwach nach oben und außen gebogener Rand und innen schräg abfallendes Randprofil.

Dieser Becher kam zuerst in größerer Zahl auf dem Begräbnisplatz von Wahn zutage, ich werde ihn deshalb mit Wahner Typus bezeichnen im Gegensatze zu der späteren Form, Abb. 19—21, die ich nach ihrem ersten, größeren Auftreten im Gießener Stadtwald Gießener Typus nennen möchte.

Der Becher des Wahner Typus nun zeigt sich in mehreren Formen. Es sind meist kleinere Gefäße, schwarz, grau, braun, alles Hand- oder Schablonenarbeit. Form 12 erinnert noch an 11, durch die gerundete Umrißlinie und den Fuß. Deutlich aus ihr abgeleitet ist Form 13, auf hohem, schlankem, massivem Fuß mit Wulstringen. Das Ornament der Leibung ist ähnlich Darzau Hostmann, Tafel VI, 53. Form 10 zeigt einwärts geschwungene Bauchlinie mit kleinem Fuß. Form 14 hat massiven, völlig zylindrischen Fuß. Sie kommt einmal mit Rädchenverzierung vor (Tafel VIII, 173), Form 15 dagegen ist eine spätere Entwicklung und hat statt des massiven geraden, konischen hohlen Fuß und stark aufgerichteten und auswärts geschwungenen Rand mit ausgerundetem Übergang.

Diese Becher beherrschen die sämtlichen frühen Grabfelder. Ihre Scherben finden sich auch in der Ansiedlung am Fliegenberg. Dabei ist mehrfach die stets vorkommende Schale 29, dann Schüsseln, 7, 7a und 7b, Form 2 und Sigillata.

Digitized by Google

Von den 135 Gräbern der Grabfelder O und S zu Rheindorf ergaben Gefäße des Wahner Typus 38 Gräber. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in sehr vielen Fällen die Gefäßreste nicht zur Bestimmung ausreichen. Auf den anderen Begräbnisstätten derselben Zeit, Wahn, Niederpleiß u. a. ist der Typus ebenso häufig im Verhältnis zu den aufgedeckten Gräbern. Im ganzen sind 48 bestimmbare Becher vorhanden.

Bezüglich der genauen Chronologie des Wahner Typus, insbesondere der Aufeinanderfolge seiner Formen haben uns die Gräber selbst leider im Stich gelassen. Mit einiger Betrübnis muß ich gestehen, daß es trotz aller Mühe nicht gelungen ist, in die einzelnen Grabfelder von Rheindorf (s. Tafel V) eine chronologische Ordnung hineinzubringen. Besonders reizte dazu das Feld O, das in seinen Funden ziemlich große Zeitunterschiede deutlich verrät. Es wurden die Gräber nach Gefäßen, dann nach Fibeln, Sigillaten, sonstigen Beigaben geordnet und auf Pausen des Lageplanes [1]) eingetragen. Das Ergebnis war jedesmal ein völliges Durcheinander und Verteilen auf dem ganzen Platz. Es muß also angenommen werden, daß die Belegung der Plätze nicht wie etwa in Darzau in fortschreitender Richtung vor sich ging. Von Gräberreihen ist auch nirgends eine Spur vorhanden.

Wir dürfen deshalb wohl annehmen, daß auf den Grabfeldern, von denen man sich besonders O mit seiner viereckigen Form gerne mit einer Hecke von wilden Rosen — die Höhe heißt noch heute Rosentalsberg, und von den Franken wissen wir, daß sie ihre Friedhöfe mit Rosen umpflanzten — umzogen denken möchte, die Bestattungen nach Sippen auf diesen zugewiesenen Stellen des Grabfeldes erfolgten. Dann mußte sich genau das beobachtete Bild ergeben. Für die Chronologie sind wir aber dadurch auf andere Mittel angewiesen. Zu diesem Zweck müssen wir zunächst die weiteren keramischen Funde besprechen. Erwähnt ist schon, daß die Funde Tafel VIII obere Hälfte sämtlich Rheindorf O und einigen anderen Plätzen entstammen. Tafel VIII untere Hälfte gehört zu den anderen Grabfeldern (Rheindorf W und M, Hilden und Fliegenberg bei Troisdorf). Hierbei fällt zunächst eine andere Gruppe von Fußbechern in die Augen: Form 19, 20 und 21. Im Gegensatz zu der Gruppe des Wahner Typus sind sie schon lange bekannt. Ich möchte sie nach dem großen Fundplatz im Gießener Stadtwald Gießener Typus nennen (siehe Fundbericht des oberhessischen Geschichtsvereins 1899—1901). Dieser Gießener Typus beherrscht nun die Grabfelder M und W in Rheindorf. In vielen Abarten mit und ohne Fuß tritt er auf, stets mit charakteristischem senkrechtem Rand und dem schwach ausgebogenen Randprofil.

Glatte Gefäße, verzierte mancher Art treten auf, sogar in Stufen aufgebaute, ganz genau wie in Gießen. Interessant ist Form 20 vom Fliegenberg

[1]) Der Lageplan ist natürlich nicht die hier wegen Papiermangels beigegebene Skizze Tafel V, sondern der genau aufgenommene Plan, der sämtliche Gräber einzeln enthält. Seine Beigabe erübrigt sich.

Digitized by Google

— gehört zu dem Grab mit der Wochengöttervase (Mannus II) — durch die eingestempelten Kreuze, die mit drei eingestochenen Löchern abwechseln. Es ist überhaupt kein Zweifel, daß es sich bei diesen Gräbern um zwei außerordentlich reiche Funde aus der Zeit kurz vor 300 nach Chr. handelt. Die übrige Keramik dieser Gräber, die Fibeln, dabei die eiserne Armbrustfibel 29 (Tafel XI) gestatten genaue Zeitbestimmung. Ebenso ist Form 21 spät. Sie gehört zu Grab 39 auf Grabfeld M Rheindorf. Daneben lag Grab 35 mit konstantinischen römischen Gefäßen, zwei Armbrustfibeln 30 (XI) und Crispus-Münze (317 bis 323 nach Chr.). Auf diesem ganzen Teil des Grabfeldes, dem Nordteil von M Rheindorf, hat sich nichts gefunden, was vor das allerspäteste 3. Jahrhundert zu datieren wäre. Diese späten Gefäße des Gießener Typus haben keinen Fuß mehr. Form 21 hat auch in der Hals- und Randbildung nicht mehr den früheren strengen Aufbau und deutet auch dadurch auf spätere Zeit, ebenso wie 20 durch den stark nach außen hängenden Rand. Im ganzen kommt der Gießener Typus 27mal bestimmbar vor.

Neben dem Gießener Typus gibt es dann noch eine Reihe anderer Formen, die die Tafel zeigt. 22 ist die einzige, sicher von provinzialrömischer Keramik beeinflußte Form. Sie ahmt die römische Bilderschüssel nach. Form, Fuß, Rand, Rundstablippe, die Lage des Ornamentbandes ist genau dem Vorbild entlehnt. Sie findet sich bei uns einmal und ebenso einmal in Gießen. Die Schalen und Kumpen 28 und 29, erstere mehrfach, wie auch in Gießen mit Warzenbelag, setzen die früheren Formen von Grabfeld O, 1 und 2 fort, ebenso die große Schüssel 30 als Nachfolgerin der früheren Form, aber im Profil gerundeter.

Auf allen diesen Gefäßen finden sich häufig Fingernagelverzierungen, oft sehr kunstvoll in Reihen und Bändern angeordnet (28). Die Technik dieser Verzierung bringt insofern Neues gegenüber den altbekannten Arten, als hier durch oft und eng nebeneinander gesetzte Eindrücke Wülste und eingetiefte Rinnen in verschiedenen Systemen entstehen. Von allen mir bekannten Fingernagelverzierungen haben die hier vorliegenden bei weitem die komplizierteste und geschmackvollste Technik.

Von besonderer Wichtigkeit ist dann noch eine kleine Gruppe von Gefäßen von Rheindorf, Fliegenberg und Hilden, Form 23, 24, 25, die Buckelverzierung tragen. Vor allem das prachtvolle Fußgefäß 23 von Rheindorf. Diese Gefäße stehen bei uns isoliert da. Sie haben die größte Ähnlichkeit — ja völlige Übereinstimmung mit den bekannten sächsischen Gefäßen von Issendorf, Perleberg, Wehden u. a. Gerade 23 ist mit seiner eigenartig hohen Form, bei der der größte Durchmesser tief liegt, genau übereinstimmend. Sie weisen bestimmt auf Beziehungen, vielleicht sogar Zuzug aus der Gegend um Hannover usw. Form 25 findet sich in Nordwestfalen und ist im Provinzial-Museum Hannover nichts Seltenes. Auch 26 deutet auf Verwandtschaft mit niedersächsischen Formen (Wehden). Tafel VIII gibt außerdem in Abb. y ein kleines

Digitized by Google

Gefäßchen in Tierform, leider beschädigt (gehört zu Abb. 3, Taf. XIII), und ein Bronzewerkzeug mit Eisengriff zum Stempeln von Ornamenten in Tongefäße, Scherben mit solchen Stempeleindrücken sind gefunden. Sonderbar ist die Übereinstimmung mit Darzau, wo sich auch ein bronzenes Töpfergerät — Rädchen — mit Eisenstiel in einem Grabe fand.

Die beiden Gruppen von Leitformen, der ältere Wahner und der jüngere Gießener Typus, unterscheiden sich nun auch durch ihre räumliche Lagerung. Auf Grabfeld O Rheindorf ist ein einziges Mal der Gießener Typus gefunden (Grab 329). Auf den andern Feldern W und M ist nicht ein einziges Mal der Wahner Typus zum Vorschein gekommen. Die Gräbergruppe S gehört der Zeit des Grabfeldes O an. Ein weiterer Unterschied liegt in der Fibelverteilung. Es gehört die auf Tafel XI dargestellte Reihe zu Grabfeld W und M, also zum Gießener Typus. Tafel X zu O und S; Wahner Typus. Nehmen wir also der zeitlichen Aufeinanderfolge nach eine Entwicklung von der ältesten Form: Tafel VI, 17 über Form 11, 12/13, 14, 15 zum Gießener Typus an, so erhalten nun auch die Formen 16, 17, 18 ihre richtige Stellung. Sie sind Übergangsformen zwischen Wahner und Gießener Typus. Der Hals richtet sich auf, geschweifte und gerundete Formen kommen vor, schließlich steht der Hals senkrecht über der abgesetzten Schulter (18 und ähnliches) und Form 19 ist der nächste Schritt durch die Ausbildung des auswärtsgeneigten Randes. Sehr schön und reichlich sind diese Formen auch auf dem Fundplatz im Gießener Stadtwald vertreten (siehe Fundbericht des Oberhessischen Geschichtsvereins).

Eine Durchsicht der dort abgebildeten Keramik ergibt völlige Übereinstimmung mit der unsrigen. Sogar eine späte Form des Wahner Typus hat sich dort gefunden, Tafel XVII, Abb. 1, 1. Sie ist zwar schlecht erhalten, wie ja meist auch bei uns, aber die Abbildung genügt doch vollkommen. Übergangsformen sind sehr schön: Tafel XII, 2, Gefäß 6 und 7, noch mit massivem Fuß (genau wie unsere Form 17) XV, 1, Gefäß 9 (wie unsere Form 16), XVI, 1, Gefäß 3 und 4 noch an den Wahner Typus erinnernd (wie unsere Form 16), XVI, 1, Gefäß 1 und 2 (wie unsere Form 18) schon mit aufgerichtetem Hals, aber noch ohne Randleiste. Wir können also eine Entwicklungsreihe ziehen von dem Spätlatènebecher (VI, 17) über die Biewerer Form (11), die in Trier schon dem Anfang des ersten Jahrhunderts angehört, über den Wahner Typus, die Übergangsformen zum Gießener Typus, der mit Formen wie 20 und 21 im Anfang bis Mitte des vierten Jahrhunderts nach Chr. endet (Crispusmünze). Danach kommen fränkische Gefäße in Frage, zu deren Entstehung unsere heimische Keramik Leitformen hergab. Hier sind aber die Überleitungen und die Mitwirkung der belgischen Ware noch herauszuarbeiten. Stimmt diese Entwicklungsreihe und ist keine Lücke in der Aufeinanderfolge der Grabfelder von Rheindorf — das als größter und mächtigster Fundort ausschlaggebend ist — so müssen sich die besprochenen Übergangsformen vom Wahner zum

Digitized by Google

Gießener Typus auf beiden großen Grabfeldteilen O und M/W finden. Auf M kommen sie nicht vor, weil es der jüngste Teil des Friedhofes ist. Aber auf O und S einerseits und W anderseits, von denen die ersteren durch den Wahner Typus, das zweite durch den Gießener Typus charakterisiert sind, kommt in der Tat die Überleitungskeramik vor. Auch Grabfeld O und S weisen die Übergangsformen auf: Grab 159, 220, 242, 225. Auf Grabfeld W Grab 59, 71, 74, 76, 82. Auch auf den anderen Plätzen kommen sie vor (Niederpleiß).

Ferner muß sich durch die Fibeln einigermaßen die Zwischenstellung der Übergangsformen klarlegen lassen, wenn auch durch die längere Lebensdauer der Fibeln eine größere Unsicherheit in die Gesamtfunde hineingetragen wird. Eine Zusammenstellung der Funde von Rheindorf mit Hinzufügung eines Hildener Grabes (das Gefäß davon s. Tafel XIII, 6) und der beiden nebeneinander gefundenen Gräber vom Fliegenberg, die auch zeitlich zusammengehören, gibt die Tabelle am Schlusse dieses Abschnittes. Form 20 ist (in Klammern) mit Fibel 29 zusammen angeführt nach Ausweis der beiden Fliegenberg-Gräber. Ebenso Form 21 mit Fibel 30, da die beiden Gräber nebeneinander auf dem der konstantinischen Zeit angehörenden Nordteil des Grabfeldes M Rheindorf lagen. Diese Schlüsse sind, so gefährlich sie sonst sind, hier ohne Bedenken durch die gesamten Umstände. Die Tabelle ergibt zunächst auf das deutlichste die beiden großen Gruppen: Wahner Typus und ältere Fibelgruppe, durchweg mit oberer Sehne, Gießener Typus und jüngere Fibeln, durchweg mit unterer Sehne, von der Fibel mit umgeschlagenem Fuß sich herleitend. Dazwischen die Übergangsformen mit vollentwickelten Fibeln der älteren und früheren Fibeln der jüngeren Gruppe (siehe Abschnitt über die Fibeln).

Zu erwähnen wären noch die Gefäße Tafel VII, c, Abb. 2, 3, 4, alles Drehscheibenarbeit provinzialrömischer Technik aus dem Stadtbezirk Köln. Abb. 2 gehört den Spätlatènegefäßen, oder allenfalls noch dem Anfang des ersten Jahrhunderts an, 4 ist verwandt mit der Übergangsform Tafel IV, 16 und 17 und 3 gehört nach Ausweis des stark heraushängenden Randes schon dem vierten Jahrhundert an. Diese Fußbecher, die sich leicht vermehren ließen, worauf bei diesen Gefäßen wenig geachtet ist[1]), beweisen, daß die Kultur der freien Germanen auf der anderen Rheinseite auf die Ubier Kölns nicht ohne Einfluß war.

An Fundorten sind zu nennen: Wahner Typus — Wahn, Niederpleiß, Rheindorf, Idelsfelder Haardt. Gießener Typus — Dellbrück, Rheindorf, Hilden, Niederpleiß, Fliegenberg. Tafel XIII gibt sechs Fußbecher wieder, oben Wahner Typ, Mitte Übergang, unten Gießener Typ.

Von weiter entfernten Fundplätzen ist Gießen schon erwähnt. Einige Becher, die gewisse Ähnlichkeit mit dem Wahner Typus haben, sind unter dem nichtrömischen Geschirr im Lager von Hofheim gefunden, alle ohne Fuß und

[1]) Siehe indes: Unverzagt, Kastell Alzei.

Digitized by Google

mit etwas höherem senkrechtem Rande. Siehe Nassauische Annalen 1912, S. 379, Abb. 98, 4. Ritterling hält diese Gruppe von Keramik für gleichzeitig mit dem Lager, d. h. also etwa 40—60 nach Chr. Es könnten aber auch sowohl etwas ältere als etwas jüngere Dinge dabei sein. Zum Teil zeigen die Gefäße Spätlatèneformen, so eine große Schüssel mit Randrillen und 4 angeklebten Ringen (s. oben Abb. 98, 6). Ein Vorbild aus einem Germanengrab des ausgehenden ersten Jahrhunderts gibt unser Sugambrergrab vom Fliegenberg bei Troisdorf (unsere Tafel VIIa, Abb. 7, dazu die Tragringe mit den Nietblechen). Dieses Eisengefäß stellt durch seine Randfaltung eine Nachahmung der Tongefäße mit der bekannten Spätlatène-Randrille dar, die ja ihrerseits sich aus der Drehscheibentechnik erklärt (Spätlatène-Holzgefäße). Von besonderer Wichtigkeit sind aber Funde aus der Lippegegend im Dortmunder Museum. Zu Künthe, Kr. Hamm sind etwa 80 Brandgruben mit spärlichem Inhalt gefunden, die teils an unsere rheinische Spätlatènekeramik erinnernde Gefäße ergeben haben, und außerdem immer wieder den Fußbecher vom Wahner Typus, völlig identisch mit unseren Funden. Form 12, 13, 14, 15 sind vertreten. Dieselben Becher, aber nur wenige, fanden sich auch bei Flaßheim, südlich Haltern, an der Lippe. Ferner sind bei Emkum, Kr. Lüdinghausen germanische Gräber der Kaiserzeit aufgedeckt, die auch an Spätlatèneformen erinnernde Gefäße und solche ähnlich der Form 19 oder 21, ohne Fuß ergaben, dabei Fibeln wie unsere Form 5 und 28, sowie die auch bei uns häufigen fingerhutförmigen Schildbeschlagnägel Tafel VIIc, Abb. 9.

Ein Gefäßstück von Flaßheim zeigt Rädchenverzierung genau wie in Rheindorf Grab 173 (Tafel VIII) in fortlaufenden Reihen dicht nebeneinander. Bei Unna wurde eine Brandgrube aufgedeckt, die zwei Trierer Sigillataschüsseln enthielt, wovon die eine als Deckel diente (siehe Westf. Mitteilungen 1909). Die Verwendung der Bilderschüsseln als Deckel kommt auch in Rheindorf vor.

Ein Brandgräberfeld noch weiter nördlich, das der betrachteten Zeit angehört und von besonderer Wichtigkeit ist, fand sich bei Barnstorf, Kr. Diepholz und ist von Hahne 1902 veröffentlicht worden [1]). Die Funde befinden sich in Hannover. Das Feld hat ziemlich bedeutende Ausdehnung, so daß Hahne schon lange und fortschreitende Belegung annimmt. Die Funde sind mit Ausnahme der Bronze- und Messinggefäße meist sehr gering, besonders ist Keramik schwach vertreten. Dank der außerordentlich sorgfältigen Veröffentlichung Hahnes ist aber die Bestimmung doch gut durchzuführen. Zu der Chronologie der Funde ergibt sich nach den Feststellungen Hahnes nichts Neues, aber die Zeitbestimmung all dieser Gräber verursacht meist keine unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Auf Tafel VIII der erwähnten Schrift sind zwei Brandstättengräber mit sicherem Wahner Typus, aber ohne Fuß, wie Nauheim und Rheindorf,

[1]) Das Brandgräberfeld von Barnstorf, Dr. H. Hahne, 1902.

Digitized by Google

abgebildet, 2a und 10a. Randprofile wie die des Gefäßes 1a, zu dem 2a gehört, besitzen wir aus unseren (Kölner) Gräbern auch. Diese Urnengräber lagen in Barnstorf im Süden des Fundplatzes, während die Bronzeeimer und anderes spätere auf dem Nordteil gefunden sind, so auch der Schildbeschlag. Zu diesen späteren Gräbern gehören nun die keramischen Funde auf Tafel III, Abb. 7c und 14b, Scherben von Sigillatagefäßen, dabei eine mit Glasschliffnachahmung, wie sie auch in unseren Gräbern vorkommt, späten Fußbechern, dann ferner Reste von weißtonigem Sigillatagefäß mit Figurenauflage und Fibelreste später Formen (Armbrustfibeln, Scheibenfibeln mit Armbrustkonstruktion), dazu gehören zeitlich die Metallgefäße. Das Ganze gibt genau das gleiche Bild wie unsere Gräber derselben Zeit. Die Gefäße vom Wahner Typus zeigen durch die Profile, den schon etwas aufgerichteten Hals und die Fußlosigkeit, die auch bei uns auftritt, daß sie sicher ins zweite Jahrhundert gehören. Die ganzen Barnstorfer Funde würden, wenn sie in unserer Gegend gefunden wären, einzig durch den Schildbuckel, der in dieser Form bei uns nicht vorkommt, aus dem Rahmen unserer Grabfelder herausfallen. Von anderen Fundstellen aus der Gegend von Hannover, von niedersächsischen Fundplätzen sind die Übereinstimmungen der buckelverzierten Gefäße, die mit Gießener Typus zusammen vorkommen, schon genannt. Daß der Gießener Typus auch dort vorkommt (Rebenstorf), ist ja nichts Neues. Weiter aber zeichnete ich dort von Westerfode ein Gefäß des Wahner Typus mit großem Fuß.

An ähnlichen Formen möchte ich noch erwähnen Cröbern bei Leipzig in Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, 1912, Mannusbibliothek 9, S. 57, Abt. 126, eine deutlichen Spätlatènecharakter zeigende Vorstufe des Wahner Typus. Dann noch die Funde von Möritzsch, die 1 km nördlich der Straße Leipzig-Merseburg gefunden und (Mannus I, S. 273) von Karl Waase veröffentlicht worden sind. Die Gefäße sind trotz der etwas ungünstigen Zeichnung genau zu erkennen, Wahner Typ. Dabei der bekannte fingerhutförmige Schildnagel. Dann auch Gießener Typus, der ja in großer Verbreitung bekannt ist. Auch diese Funde weisen durch ihre Ähnlichkeit mit unseren auf die allmählich im 2. Jahrhundert beginnende Angleichung der germanischen Kulturgruppen, die in der fast gleichartigen Kultur der späteren Völkerwanderungszeit ihr Ziel: kulturelle Vereinheitlichung im gesamten Germanengebiete ungefähr erreichte.

Der Wahner Typus reicht also nach den bisherigen geringen Kenntnissen schon von der Gießener Gegend über Köln und das Lippegebiet nach Diepholz und Westerfode. Stark verwandt sind dann die Fußbecher von Darzau und ähnliche. Es zieht sich hier ein Band vom Rhein zum Gebiet der Weser und unteren Elbe. Die Ausbreitung des Gießener Typus ist ja bekanntlich noch viel größer. Ich zweifle übrigens nicht daran, daß sich unbeachtete Gräber der frühen Kaiserzeit noch mehr in Museen werden finden lassen.

Digitized by Google

Was nun die Zeitansetzung betrifft, so verlangt die völlige Übereinstimmung der Formen Tafel VIII, 1—8 mit der Keramik aus den frührömischen Gräbern von Biewer einen Beginn der rechtsrheinischen nachchristlichen Grabfelder etwa um die Mitte des ersten Jahrhunderts, aber die Fibeln und die römische Keramik schieben den Beginn noch weiter hinaus. Fibeln und römische Keramik setzen ferner das Ende des Grabfeldes O, Rheindorf — das Ende des Wahner Typus — auf die letzte Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts fest. Um dieselbe Zeit beginnt dann Grabfeld W, der Gießener Typus, und setzt sich bis zum Ende des Grabfeldes im Anfange bis Mitte des 4. Jahrhunderts fort. Wir können also etwa die Gesamtheit des Grabfeldes O als typisch für den zweiten Abschnitt der frühen Kaiserzeit mit Wahner Typus und der Fibelgruppe Tafel X von 80 bis 180—200 nach Chr. ansetzen, K 1b.

Für den ersten Abschnitt wären Gefäße der Formen 1—8, 11 u. a. an Spätlatène sich anschließende mit Augenfibeln usw. zu erwarten, K 1a, wenn wir nicht annehmen müßten, daß damals eine Besiedelung des rechten Rheinufers durch die Römer verhindert wurde, was aus der klassischen Überlieferung hervorgeht (siehe den Abschnitt darüber).

Für die jüngere Kaiserzeit von 180—200 bis 350 nach Chr. sind dann die Formen der Tafel VIII untere Hälfte und die Fibelgruppe Tafel XI charakteristisch, K 2. Zu beachten ist dabei, daß der Gießener Typus je später desto öfter ohne Fuß auftritt und in seinen späteren Formen die strenge Bildung des senkrechten Halses verliert. Der Abschluß der Gräber um die Mitte des 4. Jahrhunderts wird wohl den Übergang zur Bestattung bedeuten. Auf eine Änderung der Bestattungssitte weist schon die auf Grabfeld M — Nordteil — dem spätesten — durchweg geringe Ausstattung der Rheindorfer Gräber hin.

Versuchen wir nun an Hand des geschilderten Materials uns über die Gründe der Entwicklung der Keramik klarzuwerden, so ist offenbar, daß wir die beste und charakteristischste Form dazu in dem Fußbecher finden. Die Entstehung des rheinischen Spätlatènebechers ist noch nicht ganz deutlich. Er gestaltet sich zu dem Biewerer Becher, Form 11 am Anfang des 1. Jahrhunderts aus. Am Ende dieses Jahrhunderts, möglicherweise auch erst im Anfange des zweiten — sagen wir etwa um 100 entwickelt sich mit seiner Hilfe plötzlich der schalenförmige Wahner Typus mit seiner scharfen Umbruchlinie. War nun diese Entwicklung selbständig oder trat ein Anstoß von außen dazu? Aus dem römischen Kulturkreise kann er nicht gekommen sein, das lehren die Typen zur Genüge. Es bleibt nur der Osten, also Einwirkung aus dem rein germanischen Mutterlande. Die Verfolgung des Wahner Typus hat uns über die Lippegegend, nach dem Kreis Diepholz und nach Westerfode gebracht. Ein Schritt weiter bringt uns zum Gebiet der Weser und Elbe, wo im ersten Jahrhundert die bekannten Situlengefäße so außerordentlich häufig sind, z. B. Hannover, Nienbüttel u. a. O., mit Augenfibeln und frühen Fibeln mit kräftiger Profilierung, also sicher Anfang bis Mitte des 1. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Genau dasselbe zeigen Funde aus der unteren Elbgegend — z. B. Körchow, wovon jetzt eine schöne Veröffentlichung von R. Beltz vorliegt. Dort kommen die Situlen noch mit Spätlatènefibeln vor. Die dortigen Situlen nun zeigen

Fibeln und Gefäßformen von Rheindorf.

Form	2	4	5	6	8	10	11	12	13	14	15	19	21	22	23	24	25	28	29	30	31	32	33	34	35	36	
10				131																							Gefäßformen Walmer Typus Grabfeld O
11			199 232								132																
12/13					169		169					178															
14	108		189					149 127		206		127															
14/15	106	122	142 215 230	122																							
15		119 120				198		123 160 171 214	113 129																		
16								225																			Übergangsformen O und W
17/18														74		71											
19													61		99		70	52 70			102		239	H	59 60	48 84 86	Gießener Typus Grabfeld W
20																			(Fl)			39					
21																				(Fl)							

Fibeln, ältere Gruppe (Tafel X) jüngere Gruppe (Tafel XI).

Anmerkung: Fl = Fliegenberg bei Troisdorf. H = Hilden bei Düsseldorf. Die Zahlen (z. B. 123) sind die Grabnummern von Rheindorf. Grab 123 enthielt also einen Becher Form 15 und die Fibel 12.

Digitized by Google

eine unserem Wahner Typus sehr verwandte Profilierung: konische, oft einwärts geschwungene Leibung wie unsere Form 10, Fußringe, ganz scharfer Umbruch, schmale Schulter oder Hals und kleiner deutlich abgesetzter Rand! Siehe Beltz, Körchow, Tafel III, von denen man etliche (12 und 16) mit unserer Form 10 genau vergleichen kann. Für Osthannover hat Schwantes das Auftreten der Situlenformen in etwas älterer Zeit nachgewiesen. Stände diese Beziehung unserer Rheingermanen nach dem Gebiet der unteren Elbe allein, so würde man sie wohl für ziemlich unwahrscheinlich halten, weil der Fundplätze, die zwischen den Endpunkten — Rhein- und Elbegebiet — liegen, noch zu wenig sind. Aber das ist eben nicht alles. Das Auftreten der Rädchenverzierung in der Elbgegend ist ja bekannt. Dieselbe Technik findet sich nun noch in ganz einfacher Form im Lippegebiet — Flaßheim und in Rheindorf bei uns auf Gefäßen des 2. Jahrhunderts.

Fußbecherformen zeigt Darzau, Hostmann, Tafel II, 10, 13, 15, 20, 55, 57, die sich mit dem Wahner Typus, wenn auch die scharfe Profilierung fehlt, sehr vergleichen lassen. Auch die Übereinstimmungen mit den Funden in der Leipziger Gegend weisen nach der Elbe. Denselben Weg nach dem Weser- und Elbgebiet weisen uns mit völliger Sicherheit unsere Gefäße mit niedersächsischer Buckelverzierung. In den späteren Abschnitten werden wir die Verbindungen zwischen unserem Rheingebiet und der Elbgegend noch mehr und sicherer wiederfinden.

Ist so das Rheingebiet bei der Bildung des Wahner Typus und später bei den Buckelgefäßen der empfangende Teil gewesen, so hat es seinerseits wohl auch einen erheblichen Beitrag zur germanischen Keramik geliefert; denn auf seinem Boden haben die Franken nach Ausweis der bei uns allein jetzt vollständig vorliegenden Entwicklungsreihe die Leitform des Gießener Typus herausgebildet, der ja außerordentlich verbreitet ist, im 4. Jahrhundert auf Metallgefäße überging, den Kirchenkelch entstehen ließ und bis in die romanische Zeit noch lebte und wirkte.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß jetzt erst die gröbsten Beziehungen und Entwicklungen unserer Keramik erkennbar sind. Sehr vieles ist noch zu leisten. Über die Art der Beziehungen — ob Einfluß, Zuzug, Zwischenfundplätze usw. — müssen weitere Untersuchungen erst besseres Licht bringen.

B. Belgische und römische Keramik.

Die belgische Keramik. Ein erster Vorläufer hierzu ist ein Scherben aus einer Nachbestattung in einem der steinzeitlichen Grabhügel des Vorgebirges, und zwar zum Gefäß 6, auf Tafel VI gehörend. Im Gegensatz zu den andern Tonwaren dieser Zeit ist dieser Scherben feine Drehscheibenarbeit, braunrot poliert, innen rotbraun und sehr bröcklig. Ähnliche Tontechnik fand sich auf den Spätlatènefeldern bei Mayen wieder. Zu Schlüssen bezüglich der

Digitized by Google

Form reicht das Material kaum, jedenfalls aber war es eine Art Omphalosschale mit profiliertem — nicht eingebogenem Rand. Die nächsten hierzu gehörigen Funde sind die bekannten hohen schlauch- und tonnenförmigen Gefäße, aus grauem Ton, fein gedreht und mit Zonenverzierung versehen (Tafel VI, 18, Museum Köln und Mayen). Sie gehören der augusteischen Zeit an. Aus etwas späterer Zeit, bis zu der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts besitzt das Museum Köln eine der hohen belgischen Vasen mit Schulterknick und stark ausgebogenem Rand (Tafel VII, c, 1). Sie stammt aus Weißenturm. Genau die gleichen sind in den bekannten Gräbern von Koblenz-Neuendorf gefunden (Bonner Jahrbücher, Bd. 107). Ebenso mehrere in Urmitz, in Kempenich, Kr. Adenau mit einer Caligulamünze vom Jahre 37 nach Chr., desgleichen in Haltern (Löschcke, Frührömische Keramik, Westf. Mitt. 1909). Dieselbe Art belgischer Keramik ist nun auch im Vorgebirge bei Köln in einem Ubiergrabe aus dem Anfang des 1. Jahrhunderts gefunden (Grabbesprechung siehe Abschnitt: Fibeln). Nur Scherben sind geborgen, und zwar von zwei belgischen Gefäßen. Von einem (Tafel VII, b, 4) ist nur der profilierte Fuß erhalten, von dem andern VII, b, 3 ein Bodenstück und große Teile des Schulter- und Randteils. Der größte Durchmesser betrug etwa 25 cm. Der Schulterknick ist ausgebildet wie bei VII, c, 1, scharf. Die Leiste darüber und die Randgestaltung entspricht vollkommen der eben geschilderten Gruppe von Gefäßen, von denen es sich aber durch die viel größere Öffnung unterscheidet. Bis zum Schulterknick ist es glänzend schwarz, darüber braun poliert. Es kann noch niedriger gewesen sein als die Abbildung angibt.

Von unseren rechtsrheinischen Grabfeldern ist die Zahl der belgischen Gefäße sehr gering. Das wichtigste ist ein Teller (Tafel VIII, 6 mit Stempel), das Randprofil entspricht Ritterling, Hofheim, Abb. 33, 3. Ähnliche Hofheimer Stempel bildet Ritterling ab, Abb. 31, 9. Der Teller stammt von Wahn. In dem Grabe lagen außerdem noch VIII, 9 und 7a sowie eine eiserne Kniefibel, Form 12 (Taf. X). Den Teller hat Dr. Oxé in Krefeld schon vor langen Jahren als Nachahmung von römischer Ware ziemlich früh angesetzt. Hofheim beweist uns das Vorkommen derartiger Ware zwischen 40 und 60. Dann fand sich einmal in Wahn und zweimal in Rheindorf eine feingedrehte Schale mit stark eingezogenem Rand, VIII, 1. Unter dem Rand eine schwach eingezogene Rille, die als Überrest der Furchen und Wülste der Spätlatèneformen geblieben ist. Schwacher Fußansatz ist vorhanden. Bei Grab 116 ein gleiches, weißgraues Randbruchstück, mit stark verdickter Innenlippe, aber provinzialrömisch. Diese Schalen sind, wie die gesamte belgische Ware überhaupt, deutliche Fortführungen der Spätlatènekeramik. Die letztgenannten, rechtsrheinischen Funde gehören in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts. Genau dieselbe Ware, mit frühen belgischen Typen vergesellschaftet, kommt auch auf den schon mehrfach erwähnten, teilweise auch älteren, Fundplätzen von Biewer usw. im Trierer Museum vor.

Digitized by Google

Die römische Keramik. Bei weitem den größten Raum nehmen hier die Bilderschüsseln ein. Naturgemäß beanspruchen sie auch das meiste Interesse. Abgesehen von ihrer Technik und Dekoration geben sie dank der sorgfältigen Erforschung ihres Stiles und Typenschatzes auch ein sicheres Mittel für die Chronologie an die Hand. Ihre Verbreitung auf unseren — rechtsrheinischen Grabfeldern ist — mit einer Ausnahme — ziemlich allgemein. Die besten und meisten stammen von Rheindorf. Verwendet sind sie genau wie das germanische Geschirr; meist finden sie sich in verstreuten Scherben, die den Leichenbrand mitgemacht haben, so regelmäßig in den frühen Gräbern — Rheindorf, Grabfeld O und S ist keine einzige ganze Bilderschüssel gefunden — bei den späteren Gräbern oft als Knochenbehälter oder als Deckel hierzu, so daß sie dann den Brand nicht mitmachten und sich ganz erhielten. Demgemäß ist auch der Erhaltungszustand.

Auf Feld O sind alle Scherben grau bis grauschwarz, da die Glasur im Feuer litt und die kohlengefärbte Graberde einwirkte. Einige Male fand sich beim Zusammensetzen der schwarzen, stark verdorbenen Scherben eine tadellose, rote. Daraus ist zu schließen, daß eben diese den Brand nicht erlebte, also daß das Gefäß in der Hitze sprang und die Scherbe neben den Holzstoß fiel, oder daß die Schüssel auf den Holzstoß heraufgeworfen wurde, so daß sie dabei schon in Scherben ging. Sehr häufig finden sich, genau wie bei der germanischen Keramik, nur einzelne Scherben, was entweder darauf schließen läßt, daß sie bei der Armut des Bestatteten ein ganzes Gefäß vertreten sollten, oder aber große Nachlässigkeit beim Auflesen der Brandreste beweist. — Einmal (Wahn, Grab 4 und 9) liegen in zwei Gräbern Scherben desselben Gefäßes, ebenso einmal bei dem germanischen Fußgefäß VIII, 13, Rheindorf, Grab 169 und 178. Auch dieses Vorkommen beweist, daß auf den — noch nicht gefundenen — Brandplätzen Reste der Verbrennungen liegen blieben und bei einem folgenden Begräbnis in dieses gerieten, was auch auf eine gewisse Gleichgültigkeit schließen läßt.

Infolge der geschilderten Umstände ist gerade bei den älteren Funden (Grabfeld O) jedes Studium der Glasur unmöglich, ebenso sind sehr oft die Dekorationen stark verwaschen und undeutlich. Trotzdem läßt sich die Bestimmung einigermaßen durchführen, und das Ergebnis ist insofern von besonderer Bedeutung, als wir auch für den Beginn der rechtsrheinischen Felder — und damit Besiedelung — einen genaueren Zeitpunkt erhalten. Infolgedessen wurden auch einige der ältesten Schüsselreste auf Tafel IX abgebildet. Die Zeichnungen geben genau halbe Größe. Bei dem reichen übrigen Material schien eine Abbildung über den Rahmen der jetzigen Arbeit hinauszugehen. Vielleicht wird dies später a. a. O. nachzuholen sein. Eine kurze Besprechung wurde indes beigefügt.

Zunächst ist die Häufigkeit der Bilderschüsseln von Interesse. Vergleiche sind nur möglich bei dem großen Begräbnisplatz Rheindorf. Die Angaben O, W, M beziehen sich auf Tafel V.

Digitized by Google

Auf Grabfeld	O	Bilderschüsseln	19	bei	128	Gräbern	14,8%
„ „	W 1	„	4	„	6	„	66,6%
„ „	W 2	„	40	„	57	„	70,2%
„ „	M (Süd)	„	11	„	24	„	45,8%
„ „	M (Nord)	„	0	„	17	„	0 %

Zusammen auf Feld O: 14,8%, Feld W: 66,9%, Feld M: 26,8%. Rechnen wir zu den Scherben nun noch die roten Tonschüsseln mit eingerollter Rädchenverzierung, von Typus Niederbieber 16 [1]) und ähnliches, die nach dem Ableben der Sigillata ihre Stelle einnahmen, so ergibt sich für diese:

Grabfeld	O			0,0 %
„	W 3	Schüsseln bei	63 Gräbern	4,75%
„	M 13	„ „	41 „	31,6%

Diese Tonschüsseln finden sich also in 16 Gräbern, dabei mit Bilderschüsseln zusammen 8mal, zweimal auf Grabfeld W, die übrigen auf M. Einmal, Grab 22, Grabfeld M, statt der eingerollten Verzierung eingestempelte quadratische und rechteckige Grübchen, was auf die fränkische Stempeltechnik hinweist. Ein Blick auf die Bilderschüsseln der verschiedenen Felder zeigt, daß die älteren Formen auf Grabfeld O liegen, es genügt die Betrachtung der feinen schmalen Fußringe im Gegensatze zu den plumpen, wulstartigen Füßen von W und M. Während der Anlage des Feldes O waren die älteren Sigillaten noch weniger häufig, 15%, ohne also im geringsten selten zu sein. Bei der Anlage des Feldes W waren sie äußerst häufig 70%, hier treten schon drei rädchenverzierte auf, — bei Feld M nimmt die Häufigkeit der Bilderschüsseln stark ab — 27%, die der rädchenverzierten stark zu, 32%. Auf dem Nordteil von Feld M fand sich überhaupt keine Bilderschüssel mehr, nur noch die erwähnten roten Tonschüsseln. Wollte man aus diesen Häufigkeitszahlen Schlüsse ziehen, so wäre anzunehmen, daß Grabfeld O in die frühere Zeit der süd- und ostgallischen Fabrikation gehört; W dann in die Blütezeit der naheliegenden germanischen Sigillatafabriken; M in das Abflauen der ganzen Art. In Zahlen also etwa: Grabfeld O bis 150/170 nach Chr., W von 150/170—250/270 und schließlich M nach 270. Und ungefähr ist es so in der Tat. Aus der großen Häufigkeit der Schüsseln folgt ohne weiteres, daß wir die Ergebnisse aus ihrer Chronologie mit ziemlichem Vertrauen auf die Gräber anwenden können. Denn eine Ware von solcher Häufigkeit wird nicht menschenalterlang aufgehoben. Wir dürfen deshalb, anders als bei Münzen und Fibeln — für unsere Gräber nur einen ziemlich kleinen Spielraum zwischen Anfertigung der Schüsseln und ihrer Benutzung als Grabgefäß annehmen.

Ein Bruchstück der Form Dragendorf 29 oder der verschiedentlich von Knorr erwähnten Übergangsform von 29 zu 37 kommt vor, sonst sind alle Schüsseln Dr. 37. Einige Bemerkungen über die Chronologie der Bilder-

[1]) Siehe Oelmann, Materialien zur römisch-germanischen Keramik: Niederbieber.

Digitized by Google

schüsseln sind vielleicht nicht unerwünscht. In Pompeji findet sich schon eine ganze Reihe von südgallischen Schüsseln der Form 37, die also zwischen dem Erdbeben im Jahre 60 und der Verschüttung 79 dorthin gelangt sind. In Rottweil herrscht die Form 29 der Frühzeit Vespasians vor, in Cannstadt gibt es nur 37, aber aus denselben Fabriken und nur wenig später (Knorr). Mithin beginnt um 70 die Form 37 ihre Vorgängerin 29 zu verdrängen.

Die gesamte Fabrikation ging von den oberitalischen, arretinischen Werken aus, siedelte nach deren Verfall nach Südgallien über (im Anfang des 1. Jahrh. nach Chr.), wo in La Graufesenque, Montans, Banassac — später Lézoux in Mittelgallien — sich große Töpferzentren entwickelten. Von da verbreitete sich die Technik nach Norden und Osten, so daß in La Madeleine, Lavoye, Avocourt usw., dann auch in den Rheingegenden Offizinen entstanden. Die bedeutendsten sind Heiligenberg, Rheinzabern, Trier. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts hört die Erzeugung der Bilderschüsseln auf. Die roten Tonschüsseln mit Rädchenverzierung reichen aber noch durch das vierte hindurch. Die Entwicklung der äußeren Form war nach Erreichung von 37 abgeschlossen, nur verbreiterte sich später der Rand noch stark. Nach Stil und Dekoration werden mehrere Arten unterschieden, Zonen, Metopen, Bogen, Medaillons — und freies Dekor. Davon sind die beiden ersten die ältesten. Sie fallen hauptsächlich auf die südgallischen Offizinen, die von 75—100 derartiges Geschirr herstellten, doch kommen Abarten auch noch später vor.

Im folgenden werden die bestimmten Schüsseln einzeln durchgegangen. Über die Beifunde gibt die Tabelle der chronologisch wichtigen Gräber am Schlusse des Textes Aufschluß. Hier sind nur die wichtigsten vermerkt.

Wahn 20. Tafel IX, 1. Nur ein kleines Bruchstück, aber das älteste von unseren Plätzen, Form Dragendorf 29 oder Übergangsform zu 37. Das bekannte Rankenmuster. Ähnlich Knorr, südgallisch. Sig. von Rottweil XI, 5, VIII, 7 unten, u. a. m. Südgallisch, Zeit des Vespasian (70—80).

Wahn 11 und 16. Scherben mit gleichem Eierstab. Doppeltes Stäbchen, wie es bei den frühesten Triertöpfern vorkommt. Grab 16 erotische Szene, nicht bekannt, Vorstufe zu den bekannten Trierer Darstellungen (Dölzer, Die ostgallischen Bilderschüsseln, stets V bezeichnet, Trierer Typenschatz 533), ähnelt aber dabei noch der bei südgallischen Fabriken beliebten Art (Germanus). Diese Schüsseln waren vielleicht ostgallisch; 2. Jahrhundert.

Wahn 9 und 4. Bruchstücke. Andreaskreuzeierstab. Medaillons mit Vögeln genau wie V, II, 26, Perlstäbe. Dabei Wahner Typus. La Madeleine, dem Albillus zuzuweisen. 2. Jahrhundert. — Diese Stücke von Wahn wurden vorweggenommen; der Platz in Wahn geht über eine ziemliche Zeit und zeigt mit diesen wenigen erkennbaren Scherben schon dasselbe Bild wie Rheindorf O und S mit ihren vielen und schönen Funden.

Rheindorf 164. Tafel IX, 3 große fast ganz zusammengesetzte Schüssel. Zwischen Zonen von Blattkränzen eine Bilderzone. Sitzende Hirsche, im Typen-

Digitized by Google

vergleichnis von Déchelette (kurz D bezeichnet) D 845 und 862. Sie kommen bei Germanus und anderen südgallischen Töpfern aus der Spätzeit des Despasian und domitianischer Zeit vor (Knorr); dazwischen ein Strauch mit Blattwerk D 1134, daneben zwischen sehr altertümlichen, meist auf Form 29 vorkommenden kleinen andreaskreuzförmigen Ornamenten erotische Szene; rechts oben kleiner Rollenstab; alle Zonen durch Zickzackbänder getrennt. Unterer Abschluß durch S förmig gewundene Stäbe. Die erotische Szene — nicht im Déchelette — findet sich häufig auf Lampen des ersten Jahrhunderts, siehe auch Löschcke, Lampen aus Vindonissa, Tafel 8, 89 (nach liebenswürdiger Mitteilung von Dr. Löschcke, Trier). Ferner ist sie abgebildet bei Knorr, Verzierte Sig. des 1. Jahrhunderts, Tafel 25. Dort kommt sie auf einer L.COSI signierten Schale vor. Stil und Typen weisen die Schüssel in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts. Südgallisch, Fabrik: La Graufesenque. Siehe auch Knorr, Rottweil XV, 12; VIII, 12, Cannstadt X, 7 und 8, Rottenburg I, 12, V, 8. Von Beifunden ist die bronzene Kniefibel wichtig.

Grab 145. Tafel IX, 2. Fast ganz zusammengesetzt. Noch an den Zonenstil erinnernd. Die blattförmige Spitze in hängenden Bögen typisch für La Graufesenque D, Tafel VII, 24 und VIII, 1. Ferner Knorr, Rottweil XV, 8—13, Cannstadt X, 8, Rottenburg II, 5 u. a. m. Wichtig ist die Metopenunterteilung in den Tierfeldern. Hirsch (D?) und Löwe. Unten Muscheln, die ich nicht habe wiederfinden können. Südgallisch; 75—110. Das Grab beweist, daß die eiserne Kniefibel schon früh ihre Entwicklung durchlief.

Grab 201 Tafel IX, 5. Nur Bruchstücke. Eierstab des Germanus. Silen mit Doppelflöte auf Erdhaufen, Zweige mit Trauben und Vogel; Bogen mit kleinem Satyr (D 253), darunter Widderkopf. Siehe Knorr, Rottweil VII, 2; südgallische Sig von Rottweil XV. Auf den Scherben kommen von den Typen des Töpfers Germanus folgende vor (nach Knorr: Töpfer und Fabriken verz. Sig des 1. Jahrh., Tafel 34—39): der tanzende Satyr (5), die Gruppe (2), Silen (7), Widderkopf (36), die Dekorationen (51, 68, 78, 74), Eierstab (80). Töpfer Germanus, Fabrik La Graufesenque; 75—100.

Grab 111. Bruchstücke. Zwischen stehenden und springenden Hirschen (Knorr, D. S. d. 1. Jahrh., Taf. 35, Abb. 31, 37), Baum mit Blättern wie 164. Überall die Grasbüschel des Germanus. Abschlußkranz aus Dreiblattblüten. Offizin des Germanus, La Graufesenque; 70—90.

Grab 188. Große Bruchstücke. Prachtvolle Schale feinster Arbeit. Metopendekor, Amor (D 251), zwischen Spiralreihen, Gladiatoren (D 129 und ein anderer). Große Masken. Lézoux, mittelgallisch; 90—110.

Grab 176. Bruchstücke. Metopendekor, Felder mit Zickzackbändern; Tänzerin mit über dem Rücken hängenden Schleier, nicht bei Déchelette; Kandelaber (D 1195) zweimal übereinander. Lézoux; 90—110.

Digitized by Google

Grab 162. Schöne Schüssel mit Metopendekor. Venus, die Haare auswindend (D 174), kleine Venus (D 199?), Vase usw.; darunter Tierzone. Wohl gallisch, vielleicht Lézoux; 100—150.

Grab 138. Ganz zusammengesetzt. Metopendekor; Eierstab genau wie 162. Gallisch; 100—150.

Grab 205. Bruchstück, Metopendekor. Unter dem Eierstab Füllhörner mit Verbreiterung an der Öffnung, nicht in der Literatur, aber nach Ausweis der nächsten Gräber La Madeleine; ostgallisch, 2. Jahrhundert.

Grab 194. Bruchstücke, ganz ähnlich; Medaillons wie V, II, 26; ostgallisch, 2. Jahrhundert.

Grab 200. Bruchstücke. Statt Eierstab große, schön ausgeprägte Andreaskreuze. Perlstäbe. Bildband durch Füllhörner in Metopen geteilt, darin Amor (nicht ganz D 251), Herkules mit Vase und Keule auf der Schulter (ähnlich D 452). Beide Figuren von der (älteren) Ausführungsart von Lézoux verschieden. Der Eierstab läßt an Madeleine denken (V, 84), Töpfer Albillus. Siehe auch 202, ferner Knorr, Cannstadt VII, 5. Ostgallisch; 2. Jahrhundert. Dabei zwei eiserne Kniefibeln mit Querstäben.

Grab 202. Ähnliche Bruchstücke. Gleicher Eierstab. Perlstäbe und Füllhörner. Außerdem laufender Hirsch nach links und die große bärtige Maske V, 51. Madeleine. Töpfer Albillus. 2. Jahrhundert. Die Grabgruppe 202 bis 205 liegt eng beisammen.

Grab 178. Ganz zusammengesetzt. Zonendekor, aber später Stil. Die Rankenzone besteht aus Ranken mit Trauben und Weinblättern. Ähnliche Ranken in Heiligenberg (siehe Knorr, Cannstadt XIII, 3) und Rheinzabern, dann auch bei Cibisus, Offemont. Alle diese Punzen gleichen ungefähr der Hälfte der hier gebrauchten, sind aber verschieden. Die Zonen sind durch starke Stäbe mit Einschnürungen getrennt (wie Knorr, Cannstadt IX, 4). Wohl ostgallisch. 2. Jahrhundert.

Grab 134. Bruchstück. Zonendekor, späterer Art. Hängende Halbkreise, darin herzförmige Blätter V 223. Zwischen den Halbkreisen hängende Stäbe, Zickzackbänder. Unterer Abschluß kleine sechsteilige Rosetten (V 241 links und rechts). Ostgallisch; Töpfer: Satto 100—150. Dabei viereckige Scheibenscharnierfibel mit gekerbtem Rand, genau wie Hofheim, aber nicht mit Glasauflage, sondern Email, also später.

Grab 180. Bruchstücke. Große wellenförmige Ranke. Darin große Blätter (wie Knorr, Cannstadt XVIII, 2), lose herzförmige Blüten V 243 und Blätter V 270. Ostgallisch, Satto, 100—150.

Grab 242. Grabfeld S. Fast ganze Schüssel. Bögen mit Sternen und konzentrischen Kreisen. Darunter langgestreckte Trauben, Dölzer VII, 49, dazwischen wieder konzentrische Kreise, Abschluß Kranz von Rosetten, anscheinend ostgallisch, Lavoye? Ende des 2. Jahrhunderts. Dazu gehört die Übergangsform Tafel B und das Tiergefäßchen Tafel VIII, y.

Digitized by Google

Die bisher besprochenen Schüsseln stammen von Grabfeld O und S (nur 242). Es fällt auf, daß so wenige mit germanischer Keramik zusammen sind. Aber die keramischen Beigaben waren in dieser Zeit eben viel einfacher als später. Ein Topf genügte. Nahm man eine Bilderschüssel, so brauchte man eben nicht mehr. Ein ganz anderes Bild geben nun die anderen Grabfelder von Rheindorf. Wir fahren fort mit Grabfeld W, als dem zeitlich anschließenden.

Grab 43. Bruchstücke. Medaillons, dazwischen das Ornament von Tafel VII, 16, Oelmann, Niederbieber. Eierstab des Alpinius, Trier, 150—260.

Grab 48. Bruchstück. Hakeneierstab des Censorinus, Trier, 150—260.

Grab 51. Bruchstücke. Freies Dekor. Eine Reihe schlecht geschnittener Vögel mit umgedrehten Köpfen. Dann fortlaufend sich wiederholend der Amor des Grabes 54. Stempel CERIALIS; Rheinzabern 150—250. An Beigaben wichtig: Dosenfibel mit hohem Fuß. Zweite Schale: Hakeneierstab des Censorinus, Venus (V 476), Vögel auf Käfig (V 690) Trier, 150—260.

Grab 53. Ganz. Tierfries, freies Dekor. Eierstab des Maianus mit gekerbtem Stäbchen. Typen aus dem Kreis des Maianus. Wie Niederbieber. Trier, 180—260. Dabei runde Emailscheibenfibel mit Rolle.

Grab 54. Bruchstück. Die Bögen ruhen auf eigentümlichen Ständern (Ludovici, Katalog 1901, 5, O, 28) ,darin Reiher (Ludovici T, 133) und Amor von Grab 51 (Ludovici M, 95). Wohl auch Cerialis, Rheinzabern, 150—260. Dabei Fibel mit hohem Fuß.

Grab 57. Bruchstücke. Eierstab des Maianus. Flache Bögen von Zickzacklinien getragen. Darin stets wiederkehrend die bekannte Diana mit dem Hasen, aber ohne Bogen. Ob das Stück Trierer Fabrikat ist, möchte ich noch bezweifeln, es sieht sehr altertümlich aus. Die flachen Bögen kommen sonst nicht vor. Vielleicht eher ostgallisch. 2. Jahrhundert.

Grab 70. Bruchstück. Viktoria in Metopenfeld, Trier? 2. Jahrhundert. Dabei Fußbecher des Gießener Typus. Email-Scheibenscharnierfibel, Fibel mit hohem Fuß. 2. Schale: Bruchstücke, Delphin, Hase, Blätter. Wohl nicht Trier.

Grab 72. Ganze Schüssel. Metopenartige Felder. Trauben und Vögel, dann Blattreihen. Typisch Lavoye, ostgallisch; 125—250.

Grab 73. Freies Dekor. Tierfries, darunter drei Reihen Blattkränze. Im Tierfries spitze Blätter wie V, IX, 50, Hund wie V, XIII, 1. Mann mit Schurz, der einen Hasen ausnimmt. Wohl Trier; 150—260.

Grab 74. Ganze Schüssel. Freies Dekor. Dreieckstab wie Dölzer, La Madeleine, Typ 92. Vierblätterornament desgl. V 66. Tierfries, Blattkranz. Stempel C. C. SACRI. Der Stempel ist bekannt; z. B. Knorr, Sig. d. 1. Jahrh. S. 126, und südgall. Sig. v. Rottweil XXIX, 3, von Köln. La Madeleine, 2. Jahrhundert. Dabei germanisches Gefäß des Übergangs vom

Digitized by Google

Wahner zum Gießener Typus. Bronzefibel 22 (Taf. VII) die in Darzau am Ende des Platzes auftritt.

Grab 102. Ganze Schüssel. Spätes Zonendekor. Zone von unklaren, offenbar nicht frühen Weinranken. Eine Zone mit auf die Köpfe gestellten Vögeln. Ähnlicher Stil Dölzer, Tafel VII, 16, 32, 44, 53. Dann Blattkranz V, VII, 19, dann Reihen neunstrahliger Sterne V, VII, 53. Längliche Trauben bei der Ranke wie V, VII, 49. Dabei zwei Fußbecher des Gießener Typus; Dosenfibel. Typisch Lavoye; 125—250. 2. Schale, ähnlich, wohl auch Lavoye.

Die folgenden Schüsseln stammen aus der westlichen Grabgruppe des Feldes W, 2.

Grab 80. Ganz. Freies Dekor, aus Halbkreisen und Stäben. Stempel PIIRVINCVS. Rheinzabern. Ende des 2. und 3. Jahrhundert. 2. Schale, Medaillons mit Hippokamp. Ebenfalls Rheinzabern. Dabei Dosenfibel und Fibel mit hohem Fuß.

Grab 81. Ganz. Hakeneierstab des Censorinus. Alle Typen aus dessen Kreise. Stempel zweiteilig JNTERCED NOLI VIAT, Schüssel mit Stempel, genau wie Niederbieber. Trier, 3. Jahrhundert.

Grab 84. Bruchstücke von zwei Schüsseln. Die erste zwischen hochstehenden Lanzen abwechselnd Aktäon mit Hunden und Diana mit Hasen und Bogen (siehe die Scherben von Dalheim in Oelmann, Niederbieber). Das zweite Bogendekor. Sehr geschmackvoll mit Vasen. Gleicher Eierstab. Trier. Alpinius und verwandte Töpfer; 180—220. Dabei Münze: Silberdenar des Aurelius und Antoninus. Grab also nach 160—180. Fußbecher des Gießener Typus. Dosenfibel mit hohem Fuß.

Grab 89. Ganz. Hakeneierstab des Censorinus. Zwischen Stäben hängende Bögen aus Perlen. Tiere aus den Typen des Censor. Wie Niederbieber. Trier, Censorinus; 180—260.

Grab 92. Bruchstücke. Vaseneierstab des Dexter. Bögen V, 800, und Blätter. Schlecht erhalten. Trier, Dexter; 175—225.

Grab 98. Ganz. Bogendekor, darin fünfteiliges Blatt und Dreispitz abwechselnd. Schwere, plumpe, schlechte Ware. Offenbar ganz spät. Baum wie Dölzer XVIII, 16. Blatt ähnlich Dölzer, XXXI, 737. Trier, 3. Jahrhundert.

Von dem Grabfeld M, Südteil stammen:

Grab 23. Bruchstück mit Ornamenten. Anscheinend Rheinzabern

Grab 5. Bruchstück. Halbkreise mit Kreisen darin. Der Pervincus-Ware ähnlich. Spätes Rheinzaberner Fabrikat.

Grab 25. Bruchstück. Medaillons mit Reiher?

Grab 9. Ganz. Eierstab des Maianus mit tordiertem Stäbchen; teils durch Leisten metopenartige Teilung, teils auch freies Dekor. Typen des Maianus, siehe Dölzer, XIII, 9, 14, XII, 17, erotische Gruppe und Diana mit Hirschkalb, Gladiator, Dölzer, XIII, 3. Blatt, Dölzer, XI, 64, kleine Spirale, Dölzer, IX, 50. Wie Niederbieber. Trier, 3. Jahrhundert.

Digitized by Google

Grab 7. Bruchstück. Rautendekor; Rheinzabern?

Die beiden folgenden Schüsseln fallen zeitlich früher als die bisherigen. Die Gräber enthalten auch sonst nichts Spätes, wie das die andern Gräber dieses Feldes aufweisen. Es ist wohl anzunehmen, daß die beiden Gräber schon zur Zeit des Grabfeldes O hier angelegt wurden. Einzelgräber kommen auch sonst vor.

Grab 19. Ganze, schöne Sattoschüssel mit Weinlese; Weinstöcke, oben Blätter, unten Trauben, Amoretten auf Leitern und mit Körben. Siehe Dölzer, V, 3 (Fundort Mainspitze), Typen wie dort V, 157, 165, 161. Ostgallisch, Satto; 100—150.

Grab 18. Kleine Bruchstücke. Statt des Eierstabes hängende Dreiecke (siehe Ludovici, Katalog 1900/05, R 3, 215. Knorr, Rottenburg XV, 13 u. a. m.). Hängende Halbkreise mit Blüte, Knorr, Rottenburg XV, 14. Töpfer Janu, frühes Rheinzabern; 100—150.

Dellbrück. Mit großem Fußbecher des Gießener Typus. Bogendekor, darin Herkules mit Keule (D 445), aber eine Schwindung kleiner, genau wie Lavoye, Dölzer, 349. Ostgallisch, Lavoye; 180—250.

Die übrige römische Keramik.

Das früheste Gefäß ist ein frührömischer Henkelkrug aus dem schon erwähnten Ubiergrab am Vorgebirge bei Köln. Abb. Taf. VII, b, 5. Bei den späteren Gräbern der rechten Rheinseite fand sich eigentlich außer den Bilderschüsseln nur wenig. Grab 116 ein ganz einfacher konischer Deckel, Grab 168 mit einer belgischen Schildkrötenfibel ein kleiner roter Becher, ähnlich dem späteren glatten aus Grab 100 (siehe diesen), aber mit feinem Randprofil. Der Becher gehört ziemlich früh ins 2. Jahrhundert. Auf Grabfeld W sind die Funde etwas häufiger. In Grab 53, 80, 95 römische Kochtöpfe, alle mit außen hochgezogenem Rand wie Niederbieber, und durchweg dem 3. Jahrhundert angehörend. Bei 95 ein kleines weißtoniges, doppelhenkliges Krügchen, ebenfalls in Niederbieber vertreten (belegt 190—260). Bei Grab 100 ein glatter randloser grauer Becher wie Niederbieber, Typus 30a. Diese Form hält sich bis ins 3. Jahrhundert hinein. Auch einige Scherben von Schwarzfirnisware mit weißer Bemalung treten auf, desgleichen in Grab 45, 55, 56, 102. Schlechte graue Scherben mit Barbotinearbeit. Auch diese weisen auf den Ausgang des 2. und 3. Jahrhundert. In Grab 77 ein großer, schöner Becher mit eingedellter Wandung (wie Niederbieber).

Ganz anders sieht es auf dem Grabfeld M aus. Einige Barbotinescherben gleicher Art kommen noch vor, 36, 39, 41, auch noch einmal ein Schwarzfirnisbecher mit später Weißbarbotine, sonst aber herrscht eine minderwertige Firnisware mit der charakteristischen, schlechten weißen bis weißgelben Bemalung der Spätzeit. Grab 1, 2, 3, 4, 5, 6, 10, 11, 12, 21, 23, 25,

Digitized by Google

27, 28, 31, 34, 35, 40. Derartige Ware fällt in das Ende des dritten und den Anfang des vierten Jahrhunderts. (Siehe dazu auch die Funde von Vermand bei Ecl). Mehrfach kommen auch noch späte Sigillaten vor, daneben bis in den Nordteil die roten, rädchenverzierten Tonschüsseln. Dazu tritt ein neuer später Typ: Weißgraue, glatte Gefäße wie Könen, Gefäßkunde XVIII, 15, die dem ausgehenden 3. und dem 4. Jahrhundert angehören. Sie haben häufig schon ausgebildete Zapfenfüße und reichen bis in das 4. Jahrhundert. In konstantinischer Zeit sind sie häufig (337). Diese Datierung ist bei uns durch die Zapfenfüße, dann durch die Crispusmünze (323—327) in Grab 35 festgelegt.

Von den übrigen Grabfeldern ist vor allem Fliegenberg mit den beiden außerordentlich reichen Gräbern zu nennen, die im Mannus I und II schon mehrfach besprochen sind. Auf die bekannte belgische Wochengöttervase gehe ich deshalb nicht mehr ein. Der große Becher mit Glasschliffimitation ist schlechte, späte Sigillata, in das Ende des 3 Jahrhunderts zu setzen und könnte von Lézoux stammen. Aus Grab 1 verrät der gelbliche Becher mit Rädchenverzierung — Typ 33a, Niederbieber — durch den stark gesondert behandelten Fuß schon Verwandtschaft mit späten Formen. Diese Gräber sind sicher spät — um 300, worauf auch die germanische Keramik deutet. Die übrigen Grabfelder lieferten nichts Besonderes.

Die Wohnplatzkeramik (Fliegenberg, Hangelar, Niederpleiß) zeigt glattes und rauhwandiges Gebrauchsgeschirr; recht spärlich übrigens. Die einheimische Gebrauchsware herrscht durchaus vor.

Zusammenfassung.

Für den Beginn der rechtsrheinischen Gräber, denn um diese handelt es sich ja hauptsächlich, ergibt sich folgendes: die frühesten Bilderschüsseln entstammen der Frühzeit (Wahn) oder der Spätzeit (Rheindorf) Vespasians. Dann kommen eine Reihe domitianischer Schüsseln. Die ältesten sind also um 70 gefertigt.

Den Beginn der Felder möchte man also etwa um 80 ansetzen. Auf den ältesten Feldern, Wahn, Rheindorf O, herrscht das gallische Fabrikat: La Graufesenque, dann Lézoux, Madeleine, Lavoye, ostgallische Sattoware. Die Erzeugnisse der germanischen Fabriken: Trier, Rheinzabern, Heiligenberg kommen nicht ein einziges Mal vor. Da diese in größerem Maßstabe erst um 160 zu exportieren begannen, reicht also Grabfeld O und mit ihm der Wahner Typus und die ältere Fibelgruppe (Tafel X) bis 160—180. Die östlichste Gruppe des Feldes W, Rheindorf, hat schon reichlich Trierer Ware, aber auch noch ostgallisches Fabrikat, das erst in den westlichen Gruppen von W völlig verschwindet. Man kann also wohl diese östliche Gruppe, vor allem die Gräber um 70 als die älteste des Feldes W ansehen. Am Schluß von W — Grab 98 — ist die Trierer Fabrikation schon sehr entartet. Damit würden die Übergangsformen vom Wahner zum Gießener Typus etwa in die Zeit von

Digitized by Google

160—180 fallen, um 180—200 schon der Gießener Typus herrschen. Es will so scheinen, als ob der Kulturstrom, der die Ableitungen der Fibel mit umgeschlagenem Fuß durch Deutschland verbreitete, etwas vor 200 angesetzt werden muß, da hier der Gießener Typus mit diesen Fibeln schon früh aufzutreten scheint. Ungefähr um 180—200 fällt diese Fundvergesellschaftung auch durch den Silberdenar aus Grab 84. Feld W reicht wohl bis gegen Ausgang des 3. Jahrhunderts, der Südteil von M fällt in eben diese Zeit — späte Sigillata-Barbotinegefäße. Daß es aber später ist als W, beweist die Zunahme der rädchenverzierten Tonschüsseln, die schlechte Firnisware und die hohen Gefäße konstantinischer Zeit. Der Nordteil lieferte keinen einzigen Scherben einer Bilderschüssel mehr. Die anderen späten Typen bestehen fort; wir befinden uns im 4. Jahrhundert (Crispusmünze).

Die Grabfelder von Rheindorf reihen sich also unmittelbar und ohne Lücke aneinander. Die chronologischen Ergebnisse der römischen Keramik sind genau dieselben, die die germanische ergeben hat, nur bringen sie eine wünschenswerte Genauigkeit mit.

Wir setzen also zusammenfassend an: Beginn der Felder auf dem rechten Rheinufer um 80 nach Chr.; Entwicklung des Wahner Typus zum Gießener: Ende des 2. Jahrhunderts; Ende der Felder: Um 330—340; Fibelgruppe III (Taf. X) von 80—180, Fibelgruppe IV (Taf. XI) 180—330. Diese Bestimmung bietet seit Almgren nichts Neues.

Von Interesse ist vielleicht noch, daß sich in Rheindorf von 244 Gräbern 102 ohne römische Beifunde ergeben haben; davon bei 137 Gräbern der frühen Kaiserzeit 88, bei 107 Gräbern der spätern Kaiserzeit nur 14.

Die Zusammenhänge zwischen germanischer, belgischer und römischer Keramik.

Hier können zunächst nur einige vorläufige Andeutungen gegeben werden. Es ist die germanische Keramik vor allem dadurch im Nachteil, daß sie schlecht bekannt war. Überall fehlten und fehlen zum Teil noch die Zusammenhänge. Immerhin ist jetzt durch unsere Funde eine lange Zeit, 80—340, ziemlich lückenlos zu übersehen und benachbarte Funde schließen sich ergänzend und bestätigend an (Gießen, Lippegebiet). Da scheint ein Ausblick über die Frage der Beziehungen zwischen den drei gleichzeitigen, mächtigen Gruppen von Wichtigkeit.

Als Ankündigung einer späteren Arbeit über diese Frage möchte ich kurz folgendes hierher setzen. Die drei großen Gruppen liegen: Linksrheinisch belgische Ware als Keramik der einheimischen Bevölkerung — Haupttöpferwerkstätten sind irgendwo im Neuwieder Becken, Trier, Nähe von Xanten, Nymwegen. Darüber lagert die provinzialrömische Ware. Rechtsrheinisch: Germanische Keramik Auch hier kommt römischer Import vor. Diese römische

Digitized by Google

Keramik ist landfremd und wurde von dem italischen Element getragen. Die belgische und die germanische Keramik sind bodenständig. Träger sind die linksrheinischen Germanen und Belgen (Ubier, Treverer u. a. m.), und die rechtsrheinischen Germanen Tenkterer, Usipeter, Chatten, später Franken.

Eine Darstellung der frühbelgischen Ware hat Dr. Löschcke in der Veröffentlichung über Haltern gegeben (Mitt. d. Alt. Kommission f. Westf. 1909), der auch die obigen Angaben über die Lage der belgischen Töpfereien entnommen sind. Daran reiht sich gut datiert Hofheim an, dann die großen Grabfelder von Flavion und Berzée. Von weiterer Bedeutung sind dann die späteren Terranigrawaren bis zum 4. Jahrhundert, für die Hauptherstellungsorte Worms und Speier waren. Die ganze Gruppe entwickelte ihre Formen selbständig aus der rheinischen Spätlatènekeramik, wie wir sie in den Germanengräbern des ausgehenden letzten Jahrh. vor Chr. — allerdings noch vielfach ohne Drehscheibe finden. Doch konnten wir die Einführung der feinen geschmauchten Drehscheibenarbeit schon feststellen (siehe Abschnitt über belgische Ware). Diese belgische Keramik hat nun dauernd fortgelebt. Nach einem Zurückdrängen durch italische und südgallische Waren und Formen am Ende des ersten, zweiten bis Mitte des dritten Jahrhunderts ist sie mit ihrer Entwicklung danach wieder stark in den Vordergrund getreten, als überall im römischen Reich mit dem Nachlassen der Zentralgewalt die nationalen Eigenheiten wieder an die Oberfläche kamen. Daher die späte Blütezeit der Schmauchtechnik u. a. m. Dieses Wiederaufleben der belgischen Ware in Technik und Form ist einwandfrei festgestellt.

Dazu tritt nun als dritte die germanische Reihe. Auch sie hat ihre Formen aus Spätlatèneformen entwickelt, teilweise aus denselben wie die belgische Ware. Außerdem aber verrät sie starke Einflüsse aus dem Innern Deutschlands: Wahner Typus — Buckelgefäße u. a. Im ganzen geht sie gewissermaßen der belgischen Ware parallel, und es werden sich sicher bei aller Verschiedenheit Übereinstimmungen finden lassen, besonders da Germanen und Belgen bei ihrer völkischen Verwandtschaft stets in naher Beziehung blieben (Cäsar, Bataverkrieg). Auf einige Beziehungen möchte ich schon hinweisen. In Haltern haben sich Germanengräber mit schüsselförmigen Urnen gefunden, die Dr. Löschcke den Eroberern des Lagers zuschreibt (siehe S. 309 der erwähnten Arbeit über Haltern, ferner Tafel XXV, 11, 12, 13). Die Verwandtschaft dieser Formen mit unserer Tafel VIII, 7, 7a, 7b ist klar. Mehr läßt sich jetzt nicht sagen, da die Funde der Zeit noch im Erdboden ruhen. Von großer Wichtigkeit ist das belgische Gefäß Tafel VII, b, 3, das einem Ubiergrab aus den 1. Jahrzehnten nach Chr. entstammt (Vorgebirge). Dieser Typ hat in abgeschwächter Form sich in der belgischen Ware lange erhalten. In Germanengräbern der Mitte des 1. Jahrhunderts aus Flörsheim, dann in solchen aus Nassau, an der Lahn, aus der Zeit um 80 nach Chr. kommen deutlich abgeleitete Formen vor: Abgebildet von W. Unverzagt in Keramik des

Digitized by Google

Caſtells Alzei, Materialien zur römiſchgermaniſchen Keramik II, S. 28, Abb. 17, 1 und 2. Dort gibt Abb. 3 ein ähnliches Stück, aber mit ganz ausladendem Rand, aus Worms, aber aus dem Ende des 2. Jahrhunderts. Dieſes letzte iſt ziemlich genau unſere Form, Tafel VIII, 17 und entſpricht ferner dem ubiſchen Fußbecher Tafel VII, c, 4. Dieſer letztere hat auch die belgiſche grauſchwarze Schmauchtechnik. Außerdem kommen ähnliche Formen auch ſchon in Nauheim vor. Wir haben hier alſo Parallelen in der belgiſchen Ware zu unſeren Übergangstypen vom Wahner zum Gießener Typus, die auch zeitlich genau ſtimmen (Ende des 2. Jahrhunderts). Ein erheblicher Unterſchied iſt allerdings der Fuß. Während die germaniſchen, auch die ubiſchen Becher faſt alle den hohen Fuß haben, beſitzen die Wormſer Gefäße, wie die früheren belgiſchen, nur ganz kleinen, breiten Standring. Unverzagt hat vermutet, daß ſich die germaniſchen Übergangstypen, vom Typus 16, 17, 18, von denen die Gießener Funde ſchon bekannt waren, aus der belgiſchen Form herleiteten (Alzei, S. 28, Anm. 2). Es müßte dann plötzlich gegen Ende des 2. Jahrhunderts die ſehr ſtabile belgiſche Form dieſen ſtarken Einfluß in das Germanengebiet entwickelt haben, was mir vorläufig noch unwahrſcheinlich vorkommt. Ein Stück (17) in Drehſcheibenarbeit kommt bei uns vor. Zuſammenhänge zwiſchen dieſen germaniſchen und belgiſchen Bechern beſtehen ſicher. Auf unſere Entwicklung des Gießener Typus hat das keinerlei Einfluß. Viel wahrſcheinlicher iſt mir übrigens, daß die ſelbſtändig entſtandene germaniſche Übergangsform auf den belgiſchen Becher eingewirkt hat, was ich an dem unrömiſchen hohen Fuß des ubiſchen Bechers Tafel VII, c, 3 erkennen möchte. Daß dieſer Einfluß der germaniſchen Fußbecher über den Rhein ging, beweiſt weiter noch der ſpätere ubiſche Becher VII, c, 4. Dieſen Einfluß germaniſcher Töpferformen hat auch ſchon Unverzagt in der ſchon erwähnten Arbeit über Alzei, S. 9 und 27 erwähnt, allerdings für etwas ſpätere Zeit, wo es ſich um die Entwicklung der ſcharfen Bauchkante an Gefäßen des 4. und 5. Jahrhunderts handelt, die den merowingiſchen ähneln.

Leider ſind alle dieſe Fragen noch nicht ſpruchreif, da das germaniſche Material gar zu ſehr fehlt Bezüglich der merowingiſchen Gefäßformen läßt ſich aber ſchon jetzt überſehen, daß die germaniſchen Formen des 6. Jahrhunderts großenteils auf die des 4. zurückgehen und ferner, daß bei ihrer Entwicklung die ſpäte belgiſche Keramik mitgewirkt hat.

Jedenfalls iſt das Verhältnis dieſer drei keramiſchen Gruppen von großer Bedeutung, und dieſe Bedeutung wird immer mehr zunehmen, je mehr die am meiſten vernachläſſigte, allerdings auch am ſchwierigſten zu findende, germaniſche Gruppe be- und erkannt wird. Sie wird ſich beſtimmt als ganz gleichwertiger Faktor in bezug auf Selbſtändigkeit ihrer Verfertiger und ihre Wirkungskraft auf die nachfolgende Keramik darſtellen. Wie leicht ſolche große Fundmengen wie die unſeren, ganz plötzlich dem Erdboden entſteigen können, hat ja unſer Beiſpiel gezeigt Alſo hoffen wir auf weiteres.

Digitized by Google

Die Fibeln.

Die Fibeln unserer Begräbnisplätze zerfallen schon bei flüchtigem Durchmustern in vier Gruppen, die mit I, II, III, IV bezeichnet werden sollen. Die ältesten, I, sind die Spätlatènеformen, II provinzialrömische Fibeln des 1. Jahrhunderts; III enthält Formen des ausgehenden 1. und solche des 2. Jahrhunderts, durchweg mit oberer Sehne und Sehnenhaken; IV zeigt durchweg Formen des 3. und angehenden 4. Jahrhunderts, die sich meist aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuß herleiten. Tafel VI = Gruppe I, Tafel VIIb = Gruppe II, Tafel X = Gruppe III, Tafel XI = Gruppe IV.

Diese 4 Gruppen liegen nun auch auf besonderen Fundplätzen. I gehört zu den Spätlatènegräbern, II ist vorläufig außer stadtkölnischen Funden, Augenfibeln u. a. m., die nicht mit aufgenommen wurden, auf das Ubiergrab VIIb beschränkt; Gruppe III kennzeichnet die Grabfelder Rheindorf O und S, Scheuerbusch bei Wahn usw., also den späteren Abschnitt der älteren Kaiserzeit, K 1b, Gruppe IV die jüngere, Rheindorf Feld W und M, K 2.

Diese zeitlichen Feststellungen sind ohne weiteres klar Aus der genauen Untersuchung über Zeit und Verbreitung der einzelnen Typen folgen aber weitere Ergebnisse. Deshalb werden sie im folgenden einzeln durchgesprochen. Zu den Tafeln sei bemerkt, daß durchweg $^2/_3$ natürliche Größe gegeben ist; Ausnahmen sind besonders vermerkt. Die Zahl der Windungen bei den Fibeln mit langer Rolle aus dem 2. und 3. Jahrhundert ist sehr veränderlich, auch bei sonst gleichen Stücken, es wurde darauf nicht näher eingegangen. Eisen-, Bronze- und Silberfibeln sind durch beigesetztes E., Br., Si. bezeichnet. Sämtliche Formen sind ergänzt gezeichnet mit Ausnahme der Konstruktionsteile der Dosenfibel. Es gab, wenn auch die meisten Stücke beschädigt sind, doch so viele, daß sie mit völliger Sicherheit dargestellt werden konnten. Wo bezugswichtige Teile fehlen, ist es besonders vermerkt (Form 3 und 9). 3 ist nach Almgren und ähnlichen Fibeln in Trier ergänzt, 9 nach Typen aus Ornavasso.

Gruppe I. Spätlatènefibeln. Tafel VI. Viel zu sagen ist über sie nicht. Form 19, 20, 21 sind einfache Drahtspangen mit offenem Nadelhalter. Bei allen dreien verschiedene Art der Sehnenstellung, 19 hat untere Sehne, bei 20 stützt sich die Sehne gegen den stark vorgebogenen Bügel, bei 21 finden wir die Vorstufe zu den späteren, kräftig profilierten Fibeln mit trompetenförmig verdickten Bügelstück, gegen das sich die Rolle stützt. Die drei Formen stammen von Ettringen bei Mayen (in Kottenheim), wo sie sehr häufig sind und zu der Keramik II, 9—18 gehören. Zeit augusteisch. Das Mayener Museum besitzt aus diesen Gräbern auch eine provinzialrömische Flügelrosettenfibel. Die in Trier häufigen älteren Fibeln mit vergittertem Nadelhalter, wie sie sich in den Gräben vor Alesia (Belagerung Cäsars) gefunden haben, fehlen noch bei uns Fibel VI, 22, Almgren 9, stammt aus Roisdorf mit Scherben derselben Keramik von Wohnplätzen; VI, 23, die bekannte Nau-

Digitized by Google

heimer Fibel, aus einem Sugambrergrab vom Fliegenberg bei Troisdorf. Der zugehörige Fund muß hier besprochen werden. Auf dem Quarzitgrubengelände liegt die schon erwähnte germanische Ansiedlung zwischen Sümpfen und Wäldern. Alle Zeiten germanischer Besiedelung sind hier vertreten. So gelangte auch der auf Tafel VIIa dargestellte Fund durch die Umsicht des Hauptlehrers Breuer zu Altenrath an das Museum. Die Eisensachen und die Nauheimer Fibel lagen zusammen, der Schildbuckel obenauf. Von einer Beobachtung der Fundumstände ist leider nicht die Rede. Wir haben den Fund früher als Eisendepotfund bezeichnet (Mannus II) und uns über die Fibel gewundert. Nach der Auffindung des Ubiergrabes vom Vorgebirge (siehe später) stellte sich die Sache bei näherer Untersuchung anders dar. Der Fund ist ein germanisches Grab aus dem Ende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts — d. h. also, unser erstes, der Frühgeschichte angehöriges Sugambrergrab, da es vor der Umsiedlung der Sugambrer in den Boden gekommen ist (8 vor Chr. durch Tiberius). Die Tragringe sind Beschläge von Gefäßen, von denen eins ein großer Holzkübel, das andere ein eisernes Gefäß (Abb. 7) war. Die Tragringe mit den Nietblechen, deren Ausbiegung auf den merkwürdigen, auswärtsgefalteten Rand des Eisengefäßes hinweist, finden sich ganz ähnlich mit zwei seitlichen Nieten auf dem schon erwähnten Tongefäß von Hofheim (siehe Keramik). In diesen Gefäßen ist vielleicht die Brandasche auf die Stelle des Grabes getragen worden So hat zu diesem Zweck das Ubiergrab am Vorgebirge, das nicht viel später ist, eine Holzkiste mit zwei wohlerhaltenen Deckelgelenken (Tafel VII, b, 7) gehabt und noch später, bei einem Tenkterergrab im Scheuerbusch bei Wahn, das dem Ende des 1. Jahrhunderts angehört, wurde sogar der Deckel einer solchen Holzkiste photographiert (Tafel XIII, 2). Scherben aus dem Sugambrergrabe am Fliegenberg sind nicht erhalten, doch sind von dort Spätlatènescherben ins Museum gekommen (siehe Abschnitt germanische Keramik). Die weiteren Eisengeräte sind noch 1 konischer Schildbuckel Abb. 2, der jetzt neu zusammengesetzt ist. Er ist früher, Mannus II, in nicht ganz richtiger Form gezeichnet worden. Die Einbuchtung an dem zylindrischen Teil ist nicht so stark, daß sie spätere Zeitansetzung verlangte. Abb. 3, Bruchstück eines einschneidigen Schwertes, 4—5 cm breite Klinge, ein sehr wichtiges Stück. Eine eiserne Glocke und der Klöppel einer zweiten, dazu allerhand Eisengeräte, wie sie die Tafel zeigt. Am interessantesten ist der Gefäßrest 7, der in der auf der Detailzeichnung angedeuteten Weise zusammengefaltet ist. Über seine Form ist nichts auszumachen Dazu gehören anscheinend die Tragringe mit den Nietblechen. Außerdem ist eine Menge Eisenblechstücke gefunden.

Diesem Sugambrergrab entspricht auf der andern Rheinseite, am Vorgebirge ein Ubiergrab aus etwas späterer Zeit: Tafel VII, b. Von einer Holzkiste aus 2 cm starken Brettern, in der die Bestattung wohl beigesetzt war, die beiden eisernen Deckelgelenke, Abb. 7. Neben deren Abbildungen erübrigt

Digitized by Google

sich eine längere Beschreibung. Eine große Schere, einige noch rätselhaft bleibende Eisenteile 8 und 9, die vermutlich auch zum Kistenbeschlag oder Verschluß gehört haben werden. Außerdem 1 frührömischer einhenkliger Krug, 2 belgische Gefäße 3 und 4 und dann 4 Fibeln, je zwei von der Form 1 und 2. Außerdem noch verschiedene Nägel — 4 cm freie Länge vom Kopf bis zu der umgeschlagenen Spitze, so daß anzunehmen ist, daß zwei je 2 cm starke Bretter damit zusammen geschlagen waren. Das Grab gehört nach Ausweis der Keramik und der Fibeln in den Beginn des 1. Jahrhunderts und ist das erste. sichere Ubiergrab unseres Museums, leider beim Feldbau schlecht gehobene Eine Bronzemünze — sehr schlecht erhalten, vielleicht Nemaususmünze augusteischer Zeit — ist noch zu erwähnen. Die Fibeln entsprechen dem ganzen stark provinzialrömischen Charakter des Grabes. Abb. 1 ist Almgren 19 mit Sehnenhaken und Stützflügeln, wie sie sich bei den provinzialrömischen Fibeln sehr häufig finden. Die Form fehlt in den Limeskastellen und in Flavion auch, in Berzée fand sich ein einziges Stück. Diese beiden großen Grabfelder gehören allerdings auch schon dem 2. Jahrhundert an. Die Fibel fand sich in den bekannten nichtrömischen Kriegergräbern vom Martinsberg bei Andernach, die wohl den Treverern angehören (Könen, Bonner Jahrbücher, 86, S. 160), Grab 1 und 9. Bei Kempenich, Kr. Adenau, fand sie sich mit einer Caligulamünze vom Jahre 37 (siehe Almgren, Nordeuropäische Fibelformen), der Nadelhalter ist voll. Von besonderem Interesse ist sie für uns als Vorläuferin der Form 16 (Tafel X).

Abb. 2 ist nur in kleinen Bruchstücken enthalten. Es ist die bekannte provinzialrömische Distelkopffibel, aus Bronzeblech. Diese Gräber mit ihrem sehr provinzialrömischen Charakter zeigen aber in den Waffenbeigaben deutlich den germanischen Ursprung, ebenso wie die Andernacher Gräber. Zweifellos handelt es sich um Germanen, die aber die provinzialrömische Kultur mehr und mehr annahmen. Die Beobachtung dieser provinzialrömischen Kultur ist nicht Sache des Kölner Museums, aber diese Gräber geben einen guten Abschluß für die Germanenfunde. Die Fortsetzung müssen wir in den Provinzialmuseen zu Trier und Bonn suchen.

Bei dieser Gelegenheit — wo wir bei den Sugambrern die Beisetzung in Holzeimern oder Bütten gefunden haben — bei den Ubiern Beisetzung in einer großen mit Deckelgelenken versehenen Kiste — muß ich einer Beobachtung gedenken, die zwar in der Absicht, Spezialuntersuchungen zu vermeiden, aus der jetzigen Arbeit herausbleiben sollte, aber meines Wissens noch nicht dargestellt worden ist. Deshalb setze ich sie hierher.

Bei der Ausgrabung des Grabes 10 im Scheuerbusch bei Wahn war das Grab durch einen schmalen Suchgraben gefunden; anders konnte wegen des Baumbestandes nicht gearbeitet werden. Es wurde darauf von oben abgedeckt. Dabei zeigten sich helle Streifen in der schwarzen Branderde. Als ich diesen sorgfältig nachging, ergab sich ein Rechteck von 40 × 60 cm Länge mit

Digitized by Google

innerem Kreuz. Die Außenstriche waren schmal, das Kreuz breit, bis zu 8 cm. Die ganze Figur lag horizontal. Die hellen Sandstriche hoben sich so von dem schwarzen Brandboden ab, daß nach Auseinanderbiegen der Bäume eine photographische Aufnahme gemacht wurde (Tafel XIII, b; XIII, a ist ein Durchschnitt durch das Wahner Grab 19). Eine Erklärung ist nur so möglich, daß hier mit hellem Sande bedecktes, in schwarzer Branderde liegendes Holz vermoderte, durch den Regen usw. nach unten gespült und der Raum durch herunterfinkenden hellen Sand ausgefüllt wurde. Versickerung verwischte dann die scharfen Grenzen. 2 cm unter der Ebene der Aufnahme war nichts mehr vorhanden, 1 cm höher war alles heller Boden. Es muß also hier eine Kiste gestanden haben, deren Wände sich nur ganz oben abzeichneten, wo heller Sand eindringen konnte, denn weiter unten war alles kohlschwarz. Diese Kiste war mit einem Deckel geschlossen, der mit zwei starken, kreuzweise durch Holznägel (Eisennägel waren nicht vorhanden) aufgenagelten, überblatteten Riegeln verstärkt war. Die Deckelbretter vergingen, nur die Wände oben und das Kreuz erhielten sich, weil sie in der schwarzen Branderde lagen. Das Grab hatte rund 1 m Durchmesser. Branderde lag sowohl außerhalb als in der Kiste, es müssen also noch andere Gefäße zum Transport vom Brandplatz benutzt worden sein. Eisenbeschläge waren nicht vorhanden. Die Tiefe kann nach der Grabtiefe etwa 50 cm betragen haben. Genaueres war in dem für Bodenuntersuchungen sehr ungünstigen, weil völlig durchlässigen Sandboden nicht zu finden. Knochen und Beigaben waren sehr gering. Ein eiserner Haken, ein fingerhutförmiger Schildnagel und einige völlig verwischte Sigillatascherben lagen in der Kiste verstreut. Knochenspuren waren auch in der Branderde außerhalb der Kiste.

Etwas Neues bietet dieser Befund eigentlich nicht. Die Beschläge von Holzgefäßen hatten solche ja schon lange angedeutet, Leder und geflochtene Gefäße sind auch schon nachgewiesen, und unsere Funde geben nur eine sehr schöne Bestätigung: runde Holzbütten mit Eisengriffen bei den Sugambrern, Holzkiste mit eisernen Deckelscharnieren bei den Ubiern, Holzkiste bei den Tenkterern vom Ende des letzten vorchristlichen bis zum Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Daß man aber derartiges bei besonders günstigen Umständen sogar photographieren kann, zeigt, welche Sorgfalt solche Gräber verdienen. Genau gleiche Kistenbeschläge fanden sich auch in Andernach, wo überhaupt große Mengen Eisen, sogar eiserne Roste vorkommen, was sehr stark an das Sugambrergrab vom Fliegenberg mit seinem mannigfachen Eiseninhalt erinnert.

Gruppe III.

Die ganze Gruppe gehört mit alleiniger Ausnahme der Form 20, die in der Ansiedlung am Fliegenberg gefunden ist, zu der frühen Gruppe (K 1b) der Gräber des rechten Rheinufers, vertreten besonders durch Rheindorf O.

Digitized by Google

Auf diese Gräber Tafel VIII bei Gefäßen, Tafel X und XI bei Fibeln, beziehen sich stets die Formangaben: So ist Gefäßform 14 stets Tafel VIII — und Fibelform 19 stets Tafel X. Oder es heißt K 1, 14 — d. h. ältere Kaiserzeit Form 14, Tafel VIII zum Unterschied von T 3, 14 — Spätlatène, Form 14 (Tafel VI). Die Fibeln vom Dorgebirge Tafel VII waren damit zu bezeichnen K 1a, 1 und 2. Die Häufigkeit der Fibeln gibt eine Tabelle am Schlusse dieses Abschnittes. Die Zusammengehörigkeit gibt die Tabelle am Schlusse des Textes. Fibeln und Keramik stellt eine Tabelle am Schlusse des Abschnittes über germanische Keramik zusammen. Allgemein ist zu bemerken, daß durchbrochener Nadelhalter nie vorkommt. Die einzelnen Formen sind folgende.

Form 1 und 2. Bügelfibel mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse, Silber und Bronze. Ungefähr Almgren 38. Der Kamm auf dem Bügel ist bei den silbernen Stücken doppelt. Fibeln mit Rollenkappen und Sehnenhaken kommen nicht vor. Das ist um so auffallender, als das Hauptfundgebiet unserer Form das Oder- und das Weichselgebiet sind, dann auch Rebenstorf, Fuhlsbüttel, Fohrde und Erfurt. Mit Sehnenhaken sind sie im unteren Elbgebiet sehr häufig. Auf provinzialrömischem Boden nennt Almgren nur eine; von Garderen in der Veluwe, Holland, aber mit Sehnenhaken, die sicher auch einem germanischen Funde entstammt. Die Form ist von der Elbe her an den Rhein gekommen. Mit einer sehr frühen Form haben wir es nicht zu tun. Die Zeitansetzung von 80—160, die das Feld bietet, ist nichts Neues.

Form 3 ist eine höchst interessante. Wie angegeben fehlt das mittlere Stück. Der Bügel hat trompetenförmigen Kopf, wie die bekannten Fibeln mit kräftiger Profilierung nach Almgren. Dieser Kopf aber sitzt auf einer Art offenen Rollenhülse, vorne eckig umgebogen, die auch die Sehne enthält. Von den bei Almgren abgebildeten kommt in der Hülse ihr Almgren 21, provinzialrömisch, rheinisch, am nächsten. Sie sieht aus wie eine Kreuzung zwischen dieser und unserer folgenden Form 4. Bei den Gräbern im Trierer Museum, Biewer, Hüttigweiler, Grügelborn, Reidelbacher Hof bei Wadern kommen ähnliche große Rollendeckplatten vor. Da der trompetenförmige Kopf auch auf provinzialrömischem Boden vorkommt, können wir sie als provinzialrömisch und späte Ausbildung der Deckplattenfibel ansehen. Sie würde dann aber immer noch dem 1. Jahrhundert angehören.

Form 4 ist die bekannte Fibel mit kräftig profiliertem Kopf nach Almgren 75, 77. Sie kommt bei uns nur in Bronze, aber mit und ohne geperlte Silberdrahtauflage vor. Die Form 4 gehört zu den ältesten. In Darzau lag sie noch Anfang bis Mitte des Grabfeldes, sie gehört also auch dort zu den älteren Formen. Sie finden sich vor allem im Elbgebiet und Nordeuropa überhaupt, nach Almgren sind sie auf provinzialrömischem Boden selten. Doch findet sie sich in Hofheim, bei Ritterling abgebildet (Annalen des Nassauer Geschichtvereins 33—34, 1902—1904). Hofheim war belegt von 40

Digitized by Google

bis 60 nach Chr. Sie sind also am Rhein Mitte des 1. Jahrhunderts schon vertreten. Die Form gehört zu den älteren unserer Gräber.

Form 5—8, 10—13 gehören zusammen und bilden die häufigsten Fibelformen — die Reihe der Kniefibeln: Bronze und Eisen, teils Silberauflage. Alle mit Sehnenhaken, die bei manchen Eisenfibeln (12 und 13) sehr groß und lang und nach vorne aufwärts gebogen sind und einen Zierknopf tragen. Genaueres sagen die Abbildungen. 5 kommt als Drahtfibel mit und ohne Stäbchen in der Rolle, mit flachem Bügel, mit Einlage von geperltem Silberdraht vor, 11 mit sehr reicher Silberbelegung. Die einfachste ist Form 12 mit und ohne Querstab mit Zierknöpfen. Von dieser Form sind viele unbestimmbare Bruchstücke vorhanden, die nicht gezählt sind. 12a, b, c gibt Bügelquerschnitte. 13 ist eine Form mit zwei Querstäben, von denen der eine im Knie, der andere am Sehnenhaken liegt. Das kommt auch in Darzau vor; Hostmann, Tafel VIII, 4. Die sämtlichen Formen genau wie Darzau, nur 10 kommt dort nicht vor. Die Kniefibeln lagen in Darzau von Anfang bis Ende, die kompliziertesten Formen — Eisen, 12 und 13, von Mitte bis Ende. Unsere Form 7 — Hostmann, Tafel IX, 6 — lag gegen Ende. Die Ornamentierung durch Quereinlagen auf dem Bügel findet sich öfter, doch sind die Einlagen ausgefallen (13), Almgren 138, 141, 144—146. Ihre Verbreitung ist hauptsächlich die untere Elbgegend. Auch aus den belgisch-provinzialrömischen Gebieten liegen spärliche Funde vor. In solcher Geschlossenheit und Masse wie bei uns auf allen Plätzen, ist sie aber im Westen noch nicht bekannt. Es muß angenommen werden, daß die provinzialrömischen Funde aus unserer rechtsrheinischen Gegend über den Rhein gegangen sind. Die Verbindung zwischen der Belgika und unserem Germanengebiet war stets sehr stark — man denke nur an den Bataverkrieg, der in die Zeit dieser Fibeln fällt, und der dauernd Germanen aus unseren Gegenden über den Rhein führte. Diese belgischen Funde können also nicht überraschen. Das starke Auftreten bei uns weist aber auf sehr enge Verwandtschaft mit dem Gebiet der unteren Elbe. Das Auftreten der ganzen Reihe ist jedenfalls von bedeutender Wichtigkeit. Zu beachten ist noch, daß sie mit entwickelten Formen schon früh auftritt, so Form 12 mit dem belgischen Teller Form 6 und frühen südgallischen Sigillaten. Es muß daraus geschlossen werden, daß die Entwicklung der verschiedenen Formen schon früh — im 1. Jahrhundert — vollzogen war. Auf den anderen späteren (K 2) Teilen unserer Grabfelder fand sich nur ein Stück, 21, mit Bronzeblechbelag und ganz breitem Sehnenhaken; daraus folgt, daß die ganze Reihe um 180/200 völlig ausgestorben ist, also wohl nur bis nach der Mitte des 2. Jahrhunderts auftritt. Von Interesse sind die kleinen Schmuckstücke technisch, vor allem die eisernen. Sie sind feine Gesenkschmiedearbeit und stellen das Schmiedehandwerk unserer Vorfahren — sie wurden offenbar in fabrikartigen Betrieben erzeugt — und ihre Beherrschung der Gesenkarbeit in gutes Licht. Spaßig ist es heutzutage, die Verzweiflung Hostmanns durch-

Digitized by Google

zulesen (Darzau), wo er natürlich diese Schmuckstücke als römischen Import ansieht und gerne beweisen möchte, nach dem Grundsatze: Es muß bewiesen werden, denn die Barbaren konnten diese Dinge, deren technische Schwierigkeiten er wohl gemerkt hatte, doch nicht selbst erzeugen! Seit Hostmanns Tagen sind wir ja über die psychologischen Vorgänge, die in der Bezeichnung Barbaren liegen, etwas näher unterrichtet. —

Die übrigen Formen der Fibeltafel sind provinzialrömisch. Sie treten in ihrer Häufigkeit sehr zurück, da sie sich fast alle nur einmal finden. Form 14 ist eine einfache Drahtspange, Almgren 15. Sie ist die typische Soldatenfibel in flavisch-trajanischer Zeit in Novaesium, Lager von Neuß, während der damaligen Belegungszeit durch die legio sexta, 90—105 (siehe Nissen, Novaesium B. I. 111/112). Sie kommt aber auch noch weiter im 2. Jahrhundert vor (Kastell Osterburken, ebenso Saalburg, Heddernheim). In den belgischen Gräberfeldern ist sie selten (Almgren). Sie hat also ziemlich lange Lebensdauer und gibt nichts Neues für unsere Chronologie.

Form 15, Almgren 16, ist in Flavion und Berzée äußerst häufig. Bei uns hat sie aber keinen Endknopf, was auf die ältere Form deutet. Die Spirale besteht aus vierkantigem Draht. Bei uns kommt sie einmal mit dem frühesten Fußbecher (11) vor.

Form 16 ist ein sehr interessantes Stück. Sehnenhaken, ganz klein, rudimentäre Stützflügel über der Vierwindungsrolle, runder gebogener Hals, schwacher, aber scheibenförmiger Kamm, flacher Bügel, voller Nadelhalter. Sie ist späte Nachfolgerin der Fibel K 1a, 1 (Tafel VII, b, 1) aus unseren Ubiergräbern (Almgren 19). Eine ganz verwandte Fibel ist gefunden im Limeskastell Zugmantel, veröffentlicht durch Bartel, nur ist dort die Bügelscheibe noch schwächer. Bartel setzt das Stück schon in den Anfang des 2. Jahrhunderts. Sie wird zu unseren ältesten Fibeln gehören.

Form 17 und 18 sind provinzialrömische Scheibenscharnierfibeln mit gebogener Nadel, 18 mit Email. Derartige Fibeln mit Glasbelag treten schon im frührömischen Lager von Hofheim (40—60) auf, mit Email dann später und leben durch das ganze 2. Jahrhundert fort, wohin sie meist gehören. Sie fanden sich bei den Chattenfunden im Gießener Stadtwald häufiger, wo ja auch der Wahner Typus einmal und der Übergangstypus zum Gießener sehr gut vertreten ist. In Darzau bilden sie den Abschluß des Friedhofes.

Form 19 ist die typische, provinzialrömische oder besser belgische Schildkrötenfibel mit Email und Scharnier. In die runde Rolle, die nur Überrest ist und keine Spirale enthält, ist die Nadel befestigt. Die Form findet sich dreimal. Sie ist auf provinzialrömischem Gebiet außerordentlich häufig, so in allen Limeskastellen, dann Köln, Trier u. a. m. Unsere Formen gehören wohl hauptsächlich in die Zeit des Antonius Pius und Marc Aurel — 130—180. Sie stammen aus belgischen Fabriken, von denen die bedeutendste in der Nähe von Flavion und Berzée, wo die Fibeln sehr oft auftreten, bei Anthée

Digitized by Google

lag, wo die ganze Werkstatt aufgedeckt ist. Sie ist 254 von Germanen zerstört (siehe Becquet, Annales de Namur 24, 1900).

Form 20 ähnlich der frühen Aucissafibel, aber ohne Stempel. Das Stück stammt allein von Tafel X nicht aus gesichertem Grabfund, sondern aus der Ansiedlung am Fliegenberg. Diese Abarten der Aucissafibel sind sehr häufig. Sie gehört auch ins 1. Jahrhundert. Außerdem liegen noch aus manchen Gruben unbestimmbare Bruchstücke vor, Bronze und Eisen, Spiralen u. a. Sie weisen alle auf die behandelten Fibeltypen hin. Gezählt sind sie für die Häufigkeitstabelle am Schlusse des Abschnittes nicht.

Als letzte Form sei Abb. 9 besprochen. Sie stammt aus Grab 237, Rheindorf, Grabgruppe S, wo sich Wahner Typus und Übergangskeramik gefunden haben. Das Grab barg sonst nichts; nur Asche, Kohle, Knochen. Die Fibel ist von Eisen, sehr groß, die Spirale hat 16 Windungen, freie Sehne. Der Bügel ist um den Dorn herumgebogen. Der Nadelhalter ist abgebrochen. Es ist offenbar Mittellatèneschema, aber derartige Fibeln halten sich sehr lange, sie kommen z. B. in Ornavasso mit Münzen von 80—60 vor Chr. vor und sind bis in das 1. Jahrh. nach Chr. belegt. (Siehe Schumacher, Germanische und gallische Stämme und Kulturen, Präh. Zeitschr. 1914, S. 254, Abt. 8, Abb. 6 und vgl. S. 270 ebendort. Siehe auch Altertümer und heidnische Vorzeit V, S. 80, Anm. und Hauser, Vindonissa.) Die Fibel gehört auch zu den frühesten unserer Gräber.

Überblicken wir nun die Gesamtheit der Fibelgruppe III, so ergibt sich folgendes. Das erste Auffällige ist die starke Übereinstimmung mit dem Elbgebiet. Die ganze Fibelreihe von Darzau findet sich — später finden wir dasselbe bis in Einzelheiten mit Ausnahme der frühen Formen. Dazu etliche provinzialrömische Formen mehr, wie es die Gegend mit sich brachte, aber im ganzen spärlich. Auch von diesen fehlen die frühen Formen. Der Beginn ist also mit Sicherheit in das Ende des 1. Jahrhunderts zu setzen, wie es ja auch die Keramik verriet. Zeitlich geht die Dauer der Gruppe — also Grabfeld O — kaum weiter als Darzau, die spätesten Formen von dort, unsere Form 22, findet sich noch nicht, sondern tritt erst auf Grabfeld W auf — Fibelgruppe IV — was aber auch Zufall sein kann. Das Ende der Gruppe dürfte sicher noch in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts liegen. Also etwa 80—180 nach Chr.

Die Fibelgruppe IV.

Die Gruppe gehört zu der Keramik der späten Kaiserzeit (K 2), Tafel VIII, unten. Sämtliche Fibelformen von Rheindorf, Grabfeld W und M, Form 26, 29 vom Fliegenberg, 34 von Hilden bei Düsseldorf. Die allgemeinen Bemerkungen über Darstellungsweise (zu Gruppe III) gelten auch hier.

Form 21 ist schon bei Gruppe III erwähnt. Sie gehört zu Grab 61, schon mit Gießener Typus (Form 19). Sie ist als spätes Stück der Kniefibel

Digitized by Google

aufzufassen. Der breite Sehnenhaken kommt bei den früheren Fibeln (K 1b) nicht vor.

Form 22 einmal gefunden, Almgren 213 genau wie Hoffmann, Darzau, Tafel VII, 23: Sie trat dort erst ganz am Ende des Platzes auf und gehört somit zu den jüngsten Formen. Sie ist im Elbgebiet die früheste Vertreterin der Fibelformen, die sich aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuß herleiten. Der Kulturstrom, der diese Fibeln von Ost nach West durch ganz Deutschland verbreitete, wird gewöhnlich gegen 200 nach Chr. angesetzt. Unser Stück fand sich in Grab 74, Grabfeld W, Rheindorf, also in der anscheinend frühesten Gruppe (des Grabfeldes W) mit der Übergangskeramik Form 18 und einer ostgallischen Bilderschüssel von Madeleine (1), Stempel CCSACRI. Diese Schüssel ist nicht spät anzusetzen — wohl Mitte oder letzte Hälfte des 2. Jahrhunderts, wozu der germanische Fußbecher genau stimmt. Es scheint also fast, als ob die Verbreitung der Fibeln mit unterer Sehne und Armbrustkonstruktion schon kurz vor 200 begonnen hat. Genauere Feststellungen müssen abgewartet werden. Die Sache ist insofern von Wichtigkeit, als wir durch diese Fibelverbreitung angedeutet sehen, daß eine Welle von Einflüssen und Anregungen von Osten nach Westen ging — in unserem Falle wieder aus dem Elbgebiet an den Rhein. Für die Vereinheitlichung der Kulturformen und die Angleichung der einzelnen Stämme innerhalb des Germanengebietes ist der Zeitpunkt von hoher Bedeutung. Kurz darauf — um 240 finden wir nämlich die erste Erwähnung der Franken in der Geschichte. Nun steht einwandfrei fest, daß die germanische Keramik Form 19—30 als früheste sicher fränkische keramische Gruppe gelten muß, da nach der Überlieferung im 3. Jahrhundert die Franken auf dem rechten Rheinufer der Kölner Gegend saßen und von ebendort und eben aus der Zeit diese Funde stamm[illegible] Man könnte also versucht sein, die so wichtige Leitform 19 — den Gießener Typus, die Gruppe der von der Fibel mit umgeschlagenem Fuß hergeleiteten Fibelformen — also unsere Gruppe IV auf ein und dieselbe Ursache: eben den erwähnten großen Ost-West-Kulturstrom zurückzuführen. Nach unseren Funden geht aber die Entwicklung der Keramik vom Ende des 1. Jahrhunderts an völlig gleichförmig weiter, und mit den Übergangsformen zum Gießener Typus erscheinen schon die neuen Fibeln. Ein neues Volk hat also der Kulturstrom nicht an den Rhein gebracht. Wohl aber hat er die Zusammenhänge mit dem Innern Deutschlands gekräftigt.

Form 23 und 24. Fibeln mit hohem Nadelhalter. Almgren 208 kommt Form 24 am nächsten, doch ist die monströse Ausbildung von Rolle und Sehne nicht vorhanden. Form 23 nicht bei Almgren, Form 24 sieht aus wie eine Anpassung des alten Modells — Kniefibel, Form 5 — an das neue Armbrustschema. Der Nadelhalter ist schon recht hoch. Auch sie weisen auf das Elbgebiet hin.

Form 25 ist eine der bekannten provinzialrömischen Scheibenscharnierfibeln mit Email und gebogener Nadel. Diese Form tritt auch in den früheren

Digitized by Google

Gräbern (mit Wahner Typus) auf. Auch sie gehört zu den Formen, die den Fundplatz von Darzau nach oben hin begrenzen. Sie sind belgisches Fabrikat (siehe früher) und in der Hauptsache dem 2. Jahrhundert zuzuweisen. Die Form hat sich auch in Gießen etliche Male gefunden und wird dort hauptsächlich zu den keramischen Übergangsformen 17 und 18 gehören. Sie haben aber auch mit dem vollentwickelten Gießener Typus zusammen gelebt, wie die unsere nachweist, Grab 70, Rheindorf, Feld W, zusammen mit Fibelrest mit Armbrustkonstruktion und einem Fußbecher des Gießener Typus (Form 19). Auch dieses Grab zeigt, wie die Felder in Rheindorf sich zeitlich ohne größere Lücke aneinanderschließen. Es ist etwa um 200 anzusetzen.

Form 26. Emailplattenfibel mit Rolle und Armbrustkonstruktion. Diese Fibeln zeigen die Anpassung der älteren provinzialrömischen Form an das neue Schema der Armbrustkonstruktion. Hier sind zwei Wege denkbar: Erstens die Germanen nahmen die Fabrikation der Emailfibeln im 3. Jahrhundert selbst auf und verwendeten die ihnen geläufige Rollenkonstruktion. Bei dem Fehlen sonstiger Emailarbeiten scheint mir dies vorläufig noch nicht begründet. Zweitens: Die belgischen Fabriken, die wir im 2. Jahrhundert mit der Herstellung der Emailfibeln beschäftigt sahen, nahmen von den Germanen die Armbrustkonstruktion an. Da diese sich überhaupt langsam auch auf provinzialrömischem Boden durchringt, ist diese zweite Entwicklung wohl die richtige. Es ist genau dieselbe Erscheinung, die uns bei der Keramik begegnete, wo wir auf provinzialrömischem Boden, allerdings in der altgermanischen Ubierstadt Köln, die Fußbecher, Tafel VII, c, in Nachahmung der Frankengefäße des andern Rheinufers in völlig römischer oder besser belgischer Fabrikation auftreten sahen.

Form 27 und 28 mit sehr langer Rolle; kleiner Bügel. Vorstufen zu Almgren 207, 209. Der Bügel geht direkt in den Nadelhalter über. Diese Art Fibeln (Almgren 199, 207, 209) sind nach Almgren im Elbgebiet häufig. Im Dortmunder Museum zeichnete ich sie von Emkum, Kr. Lüdinghausen, anscheinend mit Gießener Typus. Einige Stücke zählt Almgren auch aus Holland, Neuß und sogar aus dem Limeskastell Osterburken auf. Sie gehören ins 3. Jahrhundert und das Vorkommen in Osterburken ist mit Almgren durch Verlieren seitens der erstürmenden Franken zu erklären.

Form 29 und 30. Almgren 169, 170. Armbrustfibeln später Form. Hauptfundgebiet Norddeutschland. Sie gehören in das 4. Jahrhundert, was Grab 35 durch Crispusmünze (323—327), konstantinische Keramik und zweimal Fibel 30 aufs neue beweist. Das eiserne Stück 29 stammt aus dem zweiten der großen Gräber am Fliegenberg, deren erstes die bekannte Wochengöttervase enthielt. Da die beiden Gräber durch Lage, Ausstattung mit je drei Tongefäßen, Bronzegefäßen, Fibel u. a. große Ähnlichkeit zeigen, sind sie als ungefähr gleichaltrig anzusehen. Fibel 29 weist auf späte Zeit, um 300, hin, was mit den übrigen Beigaben durchaus stimmt.

Digitized by Google

Form 31, 32, 33, 34, zeigen Scheibenfibeln, alle mit Armbrustkonstruktion in verschiedener Anordnung und verschieden geschnittenem Blatt (Almgren 227). Alle haben den sehr hohen Nadelhalter der typischen Elbformen und unterscheiden sich schon dadurch sehr auffällig von den auf provinzialrömischem Boden vorkommenden Fibeln ähnlicher Art mit ausgeschnittenen Tieren, Arten usw. Diese Formen haben sich nicht ein einziges Mal gefunden. Sie sind häufig und öfters von Silber. Interessant ist eine mit aufgesetztem blauem Glasfluß. (Almgren erwähnt einige aus Böhmen mit in der Mitte sitzendem Glasfluß. Für das hiesige Vorkommen müssen weitere Funde erst beweisen, ob es sich um eine bodenständige Form handelt.) Die ganze Fibelgruppe weist wieder mit größter Deutlichkeit auf das untere Elbgebiet hin und wir sehen, daß die Beziehungen, die uns schon früh — um 100 nach Chr. — mit der Entwicklung des Wahner Typus zu beginnen schienen, sehr lebhaft fortgedauert haben bis in das 4. Jahrhundert, denn diese Fibelgruppe reicht bis in konstantinische Zeit hinan, wie ihr mehrfaches Auftreten auf dem Nordteil des Grabfeldes M, Rheindorf, dartut, das ja nach Ausweis der Crispusmünze, konstantinischer Gefäße, Fibeln in so späte Zeit zu setzen ist.

Form 35, 36, 37 zeigen eine letzte Gruppe, die sehr häufig bei uns vorkommt: die Dosenfibel; fast immer mit hohem Nadelhalter, stets mit Armbrustkonstruktion. Die Dose wird gebildet durch eine Scheibe mit Achse, auf der die gewölbte Blechschale aufgelötet ist. Diese Schale scheint mehrfach in durchbrochener Arbeit ausgeführt worden zu sein. Meist fehlt sie ganz, so daß ich ganz dünne Gold- oder Silberbleche (nach Almgren 224) annehmen möchte, die den Leichenbrand nicht überdauerten. Die Abbildungen zeigen die verschiedenen Konstruktionsteile und verschiedene Ausführung: gelötete und genietete Stücke. Interessant sind die Ausschnitte für die Sehne an den Rollenhaltern bei 35a und 37a. Bei einigen Stücken sitzt die Rolle in der Mitte auf dem Rollenhalter, der aus einem zusammengefalteten T-förmigen Blechstreifen besteht (Abb. 36), der nachher ausgeschnitten wurde. Dieser Streifen trägt auch den Nadelhalter und ist unten auf die Doppelplatte aufgelötet. Auf diese lötete man dann von oben die Achse und das obere Dosenblech. Bei anderen Fibeln sind Rollen- und Nadelhalter in die Dosenplatte eingenietet (Abb. 36a und b). Einmal kommt die ausgeschnittene Platte 37 vor. Die kleinen Außenkreise erinnern an solche Formen der belgischen Emailfibeln, von denen man diese Sonderausbildung herleiten muß (vgl. unsere Form 25!). Die gleich hohe Ausbildung von Rollen- und Nadelhalter nähert Form 37 ebenfalls der provinzialrömischen Art. Hier haben wir sicher eine nicht späte Form vor uns, bei der die Dose durch die von belgischen Fibeln genommenen Kreise verziert war. Das deutet darauf hin, daß unsere Germanen diese Fibeln selbst herstellen, denn eine solche Form ist meines Wissens noch nicht gefunden und wird wohl im Rheinland ihre Entstehung haben. Die Beifunde der Fibel (Grab 92) sagen leider nichts über die genauere Zeitstellung.

Digitized by Google

Bei den Dosenfibeln sind allgemein zwei Formen zu unterscheiden: 35 mit langer Rolle und kleiner Dose und 36 mit kleiner Rolle und großer Dose. Letztere sind bei weitem häufiger. Ihre Ähnlichkeit mit Almgren 224 ist schon erwähnt, genau unsere Formen hat er nicht. Sie sind so häufig, daß sie das 3. Jahrhundert gut charakterisieren. Einmal kommen sie (Grab 84, Rheindorf) mit einer Münze des Marcus Aurelius und des Antoninus Pius vor; dabei Gießener Typus, also etwa um 200. Die Dosenfibel ist auch wieder im Elbgebiet häufig. Auch von Barnstorf ist sie wahrscheinlich (siehe Fundbericht von Dr. Hahne). Auf unserem spätesten Feld — Nordteil von Grabfeld M, Rheindorf — kommt sie nicht mehr vor. Sie scheint also ziemlich ausschließlich dem 3. Jahrhundert anzugehören.

Zusammenfassend ergibt sich zu den Fibeln der Gruppe IV: Die frühere Gruppe III ist in der die Grabfelder W und M Rheindorf charakterisierenden Gruppe nur einmal enthalten. Eine einzige Form, die einmal auftritt, ist provinzialrömischen Ursprungs (im 2. Jahrhundert waren es prozentual erheblich mehr). Zeitlich gehört die Gruppe in die Zeit von etwa 180—200 bis 330—340 und sie verraten durch die herrschende Armbrustkonstruktion ihre Abhängigkeit zu dem bekannten von Osten herkommenden Kulturstrom, der die ältere von der jüngeren Kaiserzeit trennt. Die Gruppe IV betont wiederum stark den Zusammenhang unserer Gräber mit Nordeuropa, besonders dem unteren Elbgebiet, was wir somit wieder und wieder feststellen müssen bei der germanischen Keramik von K 1 und K 2, dann auch bei den Fibeln von K 1 und auch nun bei denen von K 2.

Die gesamte Fibelentwicklung der Kaiserzeit zeigt also folgendes Bild. Aus den spätesten Formen von T 3 entwickeln sich die Fibeln des 1. Jahrhunderts, von denen wir bis jetzt nur provinzialrömische Formen des linken Rheinufers aufweisen können. Dann setzt die Besiedelung auf dem rechten Rheinufer im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts nach Chr. mit der Fibelgruppe III ein, die sehr stark nach dem Gebiet der unteren Elbe weist. Diese Gruppe reicht bis gegen Ende des 2. Jahrhunderts. Provinzialrömische Formen sind zwar nicht sehr selten, treten aber gegen die germanischen völlig zurück. Das Übergreifen der Gruppe III und der späteren IV zeigt, daß eine größere Lücke dazwischen nicht bestehen kann. Diese letzte Gruppe IV setzt demzufolge um 180—200 wieder mit starker Hinweisung auf das Elbgebiet ein und zeigt völligen Rückgang des Vorkommens provinzialrömischer Formen. Mit den kleeblattförmigen silbernen Scheibenfibeln und eisernen und bronzenen Armbrustfibeln geht die Gruppe IV in konstantinischer Zeit mitsamt unseren Grabfeldern zu Ende.

Häufigkeitstabelle.

Nur bestimmbare Fibeln und Reste sind gezählt, eine ganze Menge von undeutlichen Bruchstücken, namentlich Rollen sind noch bei den Grabinventaren.

Digitized by Google

Fibelform	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
Zahl	3	2	1	3	20	4	1	3	1	1	1	16	4	2	2	1	1	1	3

Fibelform	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37
Zahl	1	1	1	1	3	1	3	1	3	1	2	7	5	1	1	2	8	1

Gruppe III (1—20) = 71 Fibeln in etwa 180 Gräbern
Gruppe IV (21—37) = 42 „ „ „ 120 „

Ohne Bruchstücke; im ganzen kann etwa auf 150 Fibeln in rund 300 Gräbern aus den erhaltenen und den Resten geschlossen werden.

Außerdem etwa 25 Fibeln der Stufen T 3 und K 1a.

Zur Fundtabelle.

Die Grabfelder sind mit ihren Namen, die Gräber mit ihren Grabnummern bezeichnet, die Funde mit den Zahlen, die ihre Form auf den Tafeln angeben, z. B. 15 bedeutet: das betreffende Grab enthält ein Gefäß des Typus 15, Tafel VIII; 14/15 z. B. bedeutet, daß nach den erhaltenen Resten nicht genau zu entscheiden war, ob 14 oder 15. Germanische Keramik ist immer Tafel VIII. B. S. bedeutet Bilderschüssel aus Terra Sigilatta, die Fabrikorte sind angegeben. T. B. Trinkbecher mit Schwarzfirnis und weißer Bemalung. R. S. Rädchenverzierte rote Tonware später Art.

Bezüge für römische Gefäßformen sind:

O = Oelmann, Niederbieber. O 30a bedeutet ein Gefäß wie dort, Typ 30a.

K = Könen, Gefäßkunde.

+ = Reste, die nicht näher bestimmbar sind. Die Reste von Bronzegefäßen stammen fast alle von Sieben und Kasserollen.

Aufgenommen sind nur die wichtigeren Gräber.

Die Tabelle ist erweitert bezüglich einiger wichtiger Fundarten, die noch keine Besprechung erfahren haben. Zunächst erschien es notwendig, die Reste von Schildbeschlag aufzunehmen, der mit einer Ausnahme nur während der Stufe K 1 beigegeben wurde.

Abb. Tafel VII, c, 9 und 10. Diese Schildbeschläge entsprechen durchaus den bekannten und stammen alle von demselben Schildmodell. Am häufigsten sind die großen Schildfesseln und die fingerhutförmigen Schildnägel. Der Schild war auch in der Mitte nicht dicker als 8—9 mm, was erhaltene Nietteile beweisen. Genauere Untersuchung wird folgen. Einmal nur liegt der ältere Beschlag mit den breiten Nieten VII, e, 10 vor, sonst stets 9. Eines ist hier noch zu sagen: Wir haben aus etwa 160 Gräbern der Zeit oft Fessel, Nägel und Randbeschlag, auch Aufhänger und sonstigen Beschlag, aber nie einen Schildbuckel. Der einzige Schildbuckel unserer Gegend ist der Spätlatènebuckel, auf Tafel VII, (Mannus II) angegeben. Von Eisen oder Bronze sind also die Schildbuckel unserer Gegend nicht gewesen. Vorhanden bei all diesen Schilden waren solche, da die gerade Schildfessel sie verlangt. Hätte

Digitized by Google

Grab	Germ. Keramik	Belg. Keramik	Röm. Keramik	Fibeln	Bronzegefäße	Waffen	Münzen
Rheindorf bei Opladen							
7	19 29		B. S. +				
9	+ 19		B. S. Trier T. B. O. 30a				
35	+		T. B. K. XVIII 15	2×30			Crispus
39	21		+	32			
43	27		B. S. Trier	36 ?			
47	28		+	31			
48	19			36 ?			
49	28		B. S. Trier	42			
51	+ 28		B.S.Rheinz.	36 ?			
52	19		+	31 ?			
53			B. S. Trier O. 89	26			
54	+ 27		B.S.Rheinz.	27 36			
56	19 29 +		B. S. +	31 ?	+	VIIc, 6	
57			B. S. Trier	32	+		
59	19 17 ?			35			
60	19		B. S. +	36 ?			
61	19		B. S. +	21			
70	+ 19		B. S. +	25 u. ?			
71	+ 18		B. S.	32 ?			
74	18		B. S. Madeleine	22			
77			B. S. O. 32d	31			
79	28		B. S.	31			
80	+ 27 ?		B.S.Rheinz. O. 89	36 28	+		
84	19		2 B. S. Trier +	36			Antonin
86	20		B. S.	36a			
95	23 30		O. 89	28	+		
98	29		B. S. Trier				
99	19		+	23 36 ?		VIIc, 5	
100	+		O. 30a	2×26			
102	19 19b, 29		2 × B. S. Savoye	32		VIIc, 9	
106	14/15			2			
107			+	12		VIIc, 9	
115	1		+	17		VIIc, 9	
116	+	IV 1	IV 1a	6			
117	3, 4			16			
119	15			4	+		
120	7a, 15			4			
121	29			2×12			
122	15			4 6			
123	14/15			12			
127	14			19			
129	14/15			13			
131	10			6			
132	11 14		B. S.	15			
134			B.S. Satto	18			
140	8			12			
142	15			5			
145			B. S. Grauf.	13			
149	14			12			
156	+	IV 1				VIIc, 9	
159	10					VIIc, 9	
160	15			12		VIIc, 9	
161	4			2×1			
164			B. S. Grauf.	5	+	VIIc, 8 u. 10	
168	+		Ludovici U 25	19			
169	13 7			11 8	+		
171	15			12			

Digitized by Google

Grab	Germ. Keramik	Belg. Keramik	Röm. Keramik	Fibeln	Bronzegefäße	Waffen	Münzen
175	15 (wie 220)					VIIc, 6	
178	Scherben von 169		B. S. Gallisch	19			
189	14, 7b		+	5			
193	+			15		VIIc, 9	
198	15			10 12			
199	15			5c			
200			B. S. Lézoux	12a 12c			
201			B. S. Lézoux	5			
206	14			14			
214	15			12			
215	15			2×5			
217	2 7			5			
222	11 7			2×5			
225	16 28			12			
227	14			12			

Grab	Germ. Keramik	Belg. Keramik	Röm. Keramik	Fibeln	Bronzegefäße	Waffen	Münzen
230	15			5b			
240	2			5			
234	15 7b					VIIc, 9	
238				31		VIIc, 5	
239	19			33			
242	16 u. 242		B. S. Lavoye				
Hilden							
1	19, 24			34			
Scheuerbusch bei Wahn							
1	29					VIIc, 9	
4	14, 15		B. S. Madeleine				
3	6, 7, 9			12			
Niederpleiß							
9	15					VIIc, 9	
Fliegenberg bei Troisdorf							
2	20, 26		Becher mit Glasschliff	29 ?	+		
1	25		Göttervase	29	+		

Abkürzungen:

Trier	= Trier,	Satto	= Satto,
Rheinz.	= Rheinzabern,	Grauf.	= La Graufesenque,
Madeleine	= Madeleine,	Lézoux	= Lézoux.
Lavoye	= Lavoye,		

man sie, etwa wegen ihres Wertes, vor dem Brande abgerissen, so wären die Schildnägel beschädigt, was nicht der Fall ist. Es bleibt also nur übrig, daß unsere Tenkterer Schildbuckel aus vergänglichem Stoff, wohl aus Leder hatten. Beschlagteile aus Bronze, die auf diese genietet gewesen sein könnten, sind gefunden. An Waffen bilde ich weiter nur die einfache Lanzenspitze VII, c, 8 ab, die fünfmal in verschiedener Größe sich fand. Sie bietet nichts Neues. Dieses seltene Vorkommen zeigt, daß das berühmte: „cuique arma et equus adicitur" des Tacitus nicht mehr ganz stimmte. Pferdeknochen sind überhaupt nur einmal gefunden. Zur Zeit des Tacitus war eben die alte Sitte, die den

Digitized by Google

Römern so sehr auffiel, schon sehr abgeblaßt, wenigstens bei den Rheingermanen. Die späteren Gräber (K 2) haben auch die Schildbeigabe nicht mehr.

Etwas ganz Eigenartiges sind dagegen die Eisengeräte VII, c, 5, 6, 7. Sie sind kleine Beilchen mit richtiger Schneide, aber nur 6—9 cm lang. Sie kommen mehrfach vor, mit Wahner Typus auf Grabfeld O, ebenso mit Gießener Typus auf W, reichen also bei uns von 100—300. Aber sie sind schon älter. Abb. 7 stammt aus einem der nichtrömischen Kriegergräber von Andernach (Könen, Bonner Jahrb. 86), wo es Könen, da ihm ähnliches nicht bekannt war, als Salzbein deuten will. Die sehr deutliche Schneide zeigt, daß sie zum Schneiden gebraucht wurden. Als Beile sind sie viel zu klein und massearm. Die Umrollung und Umbiegung am andern Ende aber zeigt, daß eine Spitze hier lästig war, und ferner, daß sie nicht geschäftet waren. Daraus kann ich nur schließen, daß sie als Ziehmesser, etwa für Lederarbeit — man denke an die Schilde — gebraucht wurden. Oder sollten es Rasiermesser sein? Chronologisch sind sie nicht zu verwerten, da sie von den augusteischen Gräbern bis zum 3. Jahrhundert belegt sind.

Messer und Scheren sind nicht erwähnt, kommen aber häufiger vor.

Die römischen Münzen.

Die Münzfunde sind spärlich: Im ganzen sind nur 7 Stück gehoben.

1. In einem Ubiergrab am Vorgebirge bei Köln mit belgischer Keramik usw. (Abb. Tafel VII, b). Mittelerz, Kolonialmünze aus Nemausus mit Krokodil auf der Rückseite. Augusteisch. Die Bestimmung ist bei der schlechten Erhaltung sehr fraglich.

2. Auf dem Wohnplatz Fliegenberg eine schlecht erhaltene Augustusmünze (31 vor Chr. bis 14 nach Chr.).

3. Ebendort Posthumus (267).

4. Ebendort Tetricus (268—273).

Die letzteren gehören zu den häufigen Funden des Gießener Typus von dort; der Zeit entstammen auch die Mannus I beschriebenen Wohnstätten.

5. Von dem Wohnplatz bei Hangelar bei Siegburg eine Münze des Volusianus (252) mit später Keramik, Gießener Typus und wenig spätrömischem Geschirr.

6. Von Rheindorf Grabfeld W, Grab 84 ein Silberdenar des Marcus Aurelius und Antoninus Pius, ziemlich frisch. Avers: AURELIUS CAESAR AVC PIIT COS, Kopf des Aurelius nach rechts. Revers: ANTONINVS ANC PIVS PPTRP COS III, belorbeerter Kopf nach rechts (138—161 Ant. Pius, 161—180 Marc Aurel).

7. Ebendort Grabfeld M, Grab 35, stempelfrische Bronze des Crispus Avers: CRISPVS CAESAR, Profil des Crispus nach rechts; Revers: Kranz, darin VOT CAESARUM NOSTRORUM (317—323 Crispus).

Digitized by Google

Diese beiden letzten Münzen rahmen den Gießener Typus schön ein: Von 180—200 bis um 330—340! Im übrigen beweisen die mehrfachen Münzen aus dem Ende des 3. Jahrhunderts nichts als eben stetige und ohne Veränderung verlaufende Besiedlung der Gegend.

Die klassische Überlieferung.

Nicht vollständig wäre diese Untersuchung, wenn nicht die Überlieferung der alten Schriftsteller in ihren Bereich gezogen würde. Aus ihr müssen wir die Stammeszugehörigkeit unserer Germanen erschließen, was ja bekanntlich mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Auszugehen ist dabei von dem Zustand zu Cäsars Zeiten, der uns zeigt, daß die damaligen Belgen stark mit Germanen vermischt waren. So vor allem die Treverer, deren Gebiet wegen seiner Funde von größter Wichtigkeit ist. Hierhin gehören alle die Funde im Museum Trier, die in dieser Arbeit oft erwähnt sind, dann Mayen, Martinsberg bei Andernach, obwohl man auch diese den Segnern oder Condrusen, die als Klienten der Treverer, und zwar ausdrücklich als Germanen bezeichnet werden, zuschreiben könnte.

Im alten Trevererlande finden wir eine hochentwickelte Frühlatènekultur mit der bekannten Skelettbestattung in Grabhügeln, wie sie sehr schön das Trierer Museum zeigt. Diese Kultur bricht, eben als Anzeichen der Mittellatènezeit auftreten, ganz plötzlich ab. Die Funde beginnen dann wieder mit Spätlatènetypen, aber Brandgruben ohne Hügel mit Waffenbeigaben. Sie sind ohne jeden Zweifel germanisch, aber die Gefäßformen lassen auf starken gallischen Einfluß und damit auf Völkermischung schließen.

Genauer behandelt sind diese Verhältnisse schon 1914 von Schumacher in der Prähistorischen Zeitschrift: Gallische und germanische Stämme und Kulturen, sowie 1916 ebendort Besiedlungsgeschichte des Hunsrücks, wo die Siedlungsstörung im Trevererlande in der Mittellatènezeit besprochen ist, dann die keltischen Grenzsperren (Steinringe) aus den Germanenkämpfen erklärt werden, und wo der Abzug der Kelten nach Westen behandelt wird (siehe später). Die genaue Art, in der sich die Germanen hier festsetzten, ist schwer zu bestimmen; am meisten wahrscheinlich ist, daß sie sich in großer Welle über das Gebiet ausdehnten, aber die alten Bewohner nicht gänzlich verdrängten. Daß Reste von Kelten noch in später Zeit in der Moselgegend saßen, ist ja bekannt. Ähnlich machte es Ariovist mit den Sequanern nach Cäsars Bericht, als er $^1/_3$ des Gebietes, dann später ein weiteres Drittel für seine Völker forderte. Für den Zeitpunkt dieser ersten germanischen Welle haben wir Cäsars Angabe: Plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos. Also zu Cäsars Zeiten schon antiquitus! Mithin spätestens das 2. Jahrh. vor Chr. Ebenso Dio 53, 12, 5: Nam Celtarum quidam, quos Germanos vocamus, omnem Celticam, quae est ad Rhenum,

Digitized by Google

occapaverunt et fecerunt, ut Germania nominaretur et superiorem illam usque ad fluminis fontes et inferiorem usque ad oceanum Britannicum.

Nördlich der Treverer saßen Germanen: Segner, Condrusen, Pämanen, Cärakaten. In der Kölner Gegend und weiter nördlich Eburonen, die Cäsar nach seinen Angaben vernichtete. In ihr Gebiet siedelte Agrippa die Ubier aus ihrer alten Heimat in der Ecke Rhein, Main, Lahn an, da sie dem Druck der in ihrem Rücken stehenden Sweben nicht gewachsen waren: ut arcerent, non ut custodirentur! Diese Umsiedlung wird gewöhnlich in das Jahr 38, teils auch 19 vor Chr. gesetzt. Damit fielen die augusteischen Spätlatènefunde von Fühlingen u. a. den Ubiern zu, ebenso wie die sicher germanischen Gräber vom Vorgebirge. Diese zeigen genau dasselbe Bild wie die Andernacher frühen Gräber (Könen, Bonner Jahrbücher 86), die auch schon von einheimischer Keramik nichts mehr, dafür aber desto mehr römisches Geschirr enthalten. Sie gingen des weiteren in der provinzialrömischen Kultur auf, und es ist nicht Aufgabe unseres Museums, diese zu beobachten.

Auf der rechten Rheinseite saßen zu Cäsars Zeiten die Ubier und nördlich die Sugambrer bis zur Ruhr und Lippe. Östlich der Ubier drängen die Sweben nach Westen und nach Norden, wo Usipeter und Tenkterer ihre Sitze hatten Den Sugambrern sind also die wenigen Spätlatènefunde, darunter auch das Grab mit den vielen Eisensachen und Nauheimer Fibel vom Fliegenberg bei Troisdorf, dann das Grab von Neuwied, zuzuschreiben.

Nach den Germanenkriegen des Drusus, Germanicus, Tiberius, also in den ersten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts hatte sich das Bild erheblich geändert.

Die Sugambrer waren durch Tiberius im Jahre 8 vor Chr. auf das linke Rheinufer nördlich der Ubier verpflanzt worden, da sie immer wieder mit starken Kräften auf dem Plan erschienen, nachdem sie von einem römischen Feldherrn nach dem andern völlig besiegt und abtriumphiert waren, was übrigens, beiläufig gesagt, den Römern bei ihren Germanenkriegen stets passierte. Tam diu Germania vincitur sagte 100 Jahre später Tacitus. Als Cugerni führten die Sugamberer dann ihr Dasein weiter, aber ohne viel von sich reden zu machen.

Ihre alte Heimat blieb leer! Der limes Tiberii zog sich von Holland bis zum Taunus parallel dem Rhein; in welcher Entfernung ist unbekannt. Über dieses Gebiet sagt Strabo 7, 1, 2: Ex qua (ripa) Romani quosdam in Galliam traduxerunt, alii autem prius in interiorem regionem recesserunt, velut Marsi; remanserant pauci.

Nördlich der Sugambrer, jenseits der Lippe saßen die Usipeter und südlich der Lippe, aber weiter vom Rhein ab als die Sugambrer, wohnten die Tenkterer. Diese Stammessitze erhellen aus folgenden Stellen: Dio (p. 544): Atque ipse (Drusus) deinde in Usipetarum regionum secundum insulam Batavorum traiecit. Inde in terram Sicambrorum transgressus, magnam

Digitized by Google

agri partem vastavit. Florus, lib. IV, c, 12 sagt: Missus in Germaniam Drusus primus domuit Usipetas, inde Tencteros percurrit et Cattos. Bei Orosius, l. VI, p. 479 heißt es: Drusus in Germania primos Usipetas, deinde Tencteros et Cattos perdomuit. An anderer Stelle erzählt Dio ausführlicher vom Jahre 11 vor Chr. (544): Initio veris rursus ad bellum profectus Rhenum transiit, Usipetas subiugavit, Lupiaeque fluminis ripis ponte iunctis in Sicambros irrupit. — Zu vermuten steht, daß sich von den Usipetern und Tenkterern schwache Abteilungen in dem verlassenen Sugambrerlande niederließen (vgl Strabo: remanserant pauci et pars Sicambrorum).

Bezüglich des oben erwähnten limes Tiberii wissen wir nur wenig. Tacitus erzählt in den Annalen (lib. I, c, 63) von einem derartigen Bau des Domitius Ahenobarbus, der zwischen Lingen und Coevorden angenommen wird; desgleichen heißt es cap. 50 vom Jahre 16 nach Chr.: At Romanus (Germanicus) agmine propero silvam Caesiam, limitemque a Tiberio coeptum scindit, castra in limite locat. Es handelt sich um den Zug, auf dem die Römer mit den Brukteren, Tenkterern, Tubanten und Marsen zu tun hatten (Vernichtung von Tanfana). Die silva Caesia lag zwischen Lippe und Ruhr. Über die Entfernung des Limes vom Rhein ist nichts bekannt. Dieser Limes wird übrigens auch z. T. nicht als Befestigung, sondern als Heerstraße gegen die freien Germanen aufgefaßt. Jedenfalls aber diente der freie Streifen zwischen Rhein und Limes, dessen Besiedelung nicht gestattet wurde, den rheinischen Legionen als Weideland.

Zu verschiedenen Malen versuchten germanische Stämme sich dort festzusetzen, so die Friesen und Amsivarier unter Boiocalus. Das erste geschah 58 nach Chr., Tacitus, Ann LXIII, c, 54, und wurde von Avitus mit Gewalt verhindert. Das zweite erzählt er c, 55, also später.

Zu dem freien Landstreifen zwischen Rhein und Limes gehört nun auch unser Beobachtungsgebiet, und dadurch erklärt sich, weshalb aus der Zeit vom Abzug der Sugambrer bis etwa 70—80 nach Chr. keinerlei Funde vorliegen, und ferner weshalb 70—80 die Besiedelung ganz plötzlich und einheitlich in einer ganzen Reihe von Stellen wieder einsetzt. Zu nennen sind: Idelsfelder Hardt bei Mülheim, Rheindorf, Fliegenberg, Niederpleiß, Scheuerbusch bei Wahn. Charakteristisch für diese Felder ist schwaches Auftreten der frühen Bieweter Keramik und dann hauptsächlich der Wahner Typus und die Fibelgruppe III.

Ehe ich auf die Zugehörigkeit dieser Germanen näher eingehe, sollen vorerst noch die Brukterer erwähnt werden, die im Lippegebiet saßen. Sie müssen sich nach der bei Tacitus cap. 33 erzählten Schlacht näher an den Rhein gezogen haben, da sie dort von Ptolemäus und auch später genannt werden. Eine Hauptrolle spielten sie im Batavekrieg und noch in später Zeit war ihr Name sehr bekannt. Nazarius erwähnt sie in seinem Panepyricus auf Constantinus, ebenso Eumenius, und die Tabula Peutingeriana nennt einfach

Digitized by Google

alle rechts des Rheins in unserer Gegend sitzenden Germanen Bructuri. Das alles zu einer Zeit, wo der Sammelname der Franken schon die weitaus häufigere Bezeichnung bildete.

Woher kamen nun die Germanen, die sich auf dem freien Streifen zwischen Rhein und limes Tiberii ansiedelten? Tacitus, der im ersten Jahre der Regierung des Trajan schrieb, nennt nördlich der Chatten als Uferanwohner Tenkterer und Usipeter (Germania 32); diese hatten sich damals also schon wieder bis an den Rhein gezogen, denn er sagt ausdrücklich: certum iam alveo Rhenum (siehe später).

Unsere Grabfunde aber erzählen uns mehr. Wohl ist die Spur der alten Rheingermanen, denen alle bis jetzt genannten angehören, auch bei uns durch den Biewerer Typus vertreten, aber außerdem eine ganz andere Kultur, die auf die untere Elbgegend hinweist, worauf wir bei Keramik und Fibeln dauernd gestoßen sind. Da ist nun ganz außerordentlich wichtig, daß Ptolemäus in seiner etwa 150 nach Chr. abgefaßten Geographie ungefähr für unsere Gegend Σουήβοι οἱ Λαγγοβάρδοι nennt. Die Stammsitze der Langobarden sind im Gebiet der unteren Elbe. Daß die Langobarden zur Swebenfamilie gehören, erzählt Tacitus. Sweben am Rhein nennt schon früh Strabo auf dem rechten Rheinufer (7, 1, 3). Überhaupt ist auf den Unterschied der Stammesverteilung bei Tacitus und Ptolemäus nachdrücklich hinzuweisen. Während bei Tacitus die Chauken sich soweit nach Süden ziehen, daß sie an die Chatten stoßen (Tacitus, Germania 35), nennt Ptolemäus auf dem rechten Rheinufer von Norden an kleine Brukterer, Sugamberer, langobardische Sweben, Tenkterer und Inkrionen. An der Nordseeküste große und kleine Chauken, südlich davon Sweben. An der unteren Elbe noch Langobarden. Südlich der Sweben, östlich vom Abnoba-Gebirge (Schwarzwald und Verlängerung nach Norden) Chatten und Tubanten. Nach diesem zieht sich also ein breiter Gürtel von Swebenstämmen von der Elbe zum Rhein, von dem Tacitus noch nichts angibt.

Sollte dies alles nun wirklich auf einen großen Zug von Elbstämmen an den Rhein hindeuten? Damit würde die berühmte Tacitusstelle c. 33 stimmen, wo er die Besiegung und Vertreibung der Brukterer durch Chamaven und Angrivarier erzählt. Daß er bei dieser Gelegenheit stark übertreibt, ist bekannt. Aber daß wir hier mit einem starken, aus dem Gebiet der unteren Elbe nach Westen gehenden Stoß zu tun haben, ist ganz klar. Die Auswirkung dieses Stoßes, der in das Ende des 1. Jahrhunderts fällt, ist dann erst bei Ptolemäus durch die Ausbreitung der Elbstämme bis zum Rhein niedergelegt. Daß auch früher schon starker Einfluß von der Elbe nach Westen ging, erhellt aus Tacitus, wenn er erzählt, daß der Sohn des Flavus, Italikus, der als König zu den Cheruskern gekommen war, von diesen verjagt und von den Langobarden mit bewaffneter Hand wieder zurückgeführt wurde. Das geschah zur Zeit des Claudius (wohl 47 nach Chr.). Eine derartige Völkerbewegung ist auch schon früher angenommen worden. Much sagt in seiner Stammesgeschichte,

Digitized by Google

daß sich die Chauken so ausgebreitet haben, daß sie von der Mitte des 3. Jahrhunderts an als Franken auftreten, denen sich die Familie der nördlichen Rheingermanen anschloß. Er weist auf den poetischen Namen Hugones, agf. Húgas, der später den Franken beigelegt wurde und mit Chauci, germ. Hauhōz, im Ablautverhältnis steht. Ebenso auch Hugdietrich, der Franke Dietrich. Ähnliches finden wir in einer Abhandlung von Schmaus über Schmidts Geschichte der deutschen Stämme im Römischgermanischen Korrespondenzblatt 1916, IX, Nr. 3. Schmaus verweist auf Claudian, der in einer Schmähschrift auf Eutropius Chauken = Franken nennt, ebenso im Panegyrikus auf Stilicho, wo 356 Salier, Sygamberer, Chauken und Franken alle gleich genannt werden. Daß die Chauken im 1. Jahrhundert nach Westen hindrängten, beweist eine Siedlung am Laubach, westlich der Ems, die noch später Hugmerti (pagus Chaucorum) hieß. Ferner ist Schmaus der Ansicht, daß nur ein neues Germanenvolk am Rhein den erneuten Widerstand gegen die Römer aufnehmen konnte, der schon im 2. Jahrhundert offensiv beginnt. Für dieses Volk hält er auch die Chauken.

Von großer Bedeutung ist hierzu eine Stelle aus Spartianus, vita Didii Juliani, 1, 6, wo er vom Jahre 177—180 erzählt, daß Didius Julianus eine Legion in Germanien befehligt hat.... Inde Belgicam sancte et diu rexit. Ibi Chauchis Germaniae populis, qui Albim fluvium adcolebant, erumpentibus restitit tumultuariis auxiliis provincialium. Ähnliches erzählt Capitolinus aus dem Jahre 180: Clodius Albinus wurde von Commodus nach Gallien gesandt, wo er.... fusis gentibus transrhenanis.... sich einen berühmten Namen machte.

Nehmen wir alles das zusammen, so wird uns das Ergebnis unserer Fundbetrachtung in sehr erfreulicher Weise bestätigt. Einzelheiten sind bei der großen Unsicherheit der Schriftsteller — man denke nur an die Verwirrung, die z. B. Ptolemäus unter den Wohnsitzen der germanischen Stämme angerichtet hat — natürlich nicht zu erfassen, aber im ganzen können wir als sicher annehmen, daß aus dem Gebiet zwischen Weser und unterer Elbe, aus den Stammsitzen der Chauken, Langobarden und Sweben eine mächtige Volkswelle sich an den Rhein vorschob. Genaueres darüber werden einst viele und genau beobachtete Bodenfunde erkennen lassen. In dieser neuen Volkswelle sind wir berechtigt, die einigende Kraft zu sehen, die die alte Familie der Rheingermanen langsam zu einem neuen Volk — den Franken — zusammenschloß. Und dann ist gewissermaßen das Gebiet der unteren Elbe die Stammheimat der Franken, und wir verstehen eine Notiz des Geographus Ravennas, der im 8. Jahrhundert schrieb, aber ältere Quellen benutzte: Quarta ut hora noctis Normannorum est patria, quae est Dania ab antiquis. Cuius ad frontem Albes vel patria albis Maurungania certissime antiquis dicebatur, in qua patria Albis per multos annos Francorum linea remorata est. — Hier ist der Gedanke von oben ganz klar ausgesprochen.

Digitized by Google

Eine weitere Frage ist nun: Läßt sich mit Hilfe der Schriftsteller der Beginn der Besiedelung unseres Gebietes feststellen?

Bis nach 60 haben wir die Römer eifrig auf Freihaltung des Streifens zwischen Rhein und limes Tiberii bedacht gesehen. Unter Claudius (vor 54) aber waren schon die römischen Besatzungen auf das linke Rheinufer zurückgenommen. Während des Bataveraufstandes (69—70) dringen Brukterer, Usipeter, Tenkterer, ebenso Chatten, die sogar Mainz belagerten, dauernd über den Rhein. 83, unter Domitian wurde deshalb ein Krieg gegen die letzteren geführt, und bei dieser Gelegenheit erzählt Frontinus von dem Limes des Domitian, der während dieses Chattenkrieges entstand. Die Kohortenlager finden sich in der Wetterau — Heddernheim, Okarben, Friedberg gehören hierher. Sie sind in hadrianischer Zeit aufgegeben. In den Jahren 80—90 wurde also die berühmte Grenzlinie von der Lahn zum Main, anfangend am Rhein bei Hönningen, zuerst eingerichtet. Diese Anfangsstelle liegt genau der Mündung des Vinxtbaches gegenüber, der Ober- und Untergermanien trennte. Wenn das auch sicher für die Wahl des Anfangspunktes des obergermanisch-rätischen Limes mitbestimmend war, so ist doch zweifellos das Gebiet außerhalb des Limes aufgegeben worden. Aus all diesem schließe ich, daß der Bataverkrieg den alten Tiberiuslimes gegenstandslos machte, und daß zwischen 80 und 90 schon eine Abgrenzung gegen die Germanen nötig wurde. Mithin ergibt sich als Besiedlungsbeginn etwa die Jahre um 75—80 nach Chr. Wir haben gesehen, daß auf all den Feldern die Funde völlig übereinstimmend mit genau gleichen Gegenständen um dieselbe Zeit beginnen. Wenig später bezeugt uns Tacitus, daß von einem freien Landstreifen nicht mehr die Rede ist, er sagt Germ. cap. 32: Proximi Chattis certum iam alveo Rhenum, quique terminus esse sufficiat, Usipi et Tencteri colunt. Also: Der Rhein, der sicher in festem Bett fließt, genügt als Grenze — gegen die Chatten genügte eine natürliche Grenze nicht — da zog sich der domitianische Limes hin. Die Usipeter haben wir früher nördlich der Lippe gefunden, die Tenkterer aber im Hinterlande der Sugamberer, so daß ein Zug von den Usipetern durch die Tenkterer zu den Chatten möglich war (siehe oben Florus und Orosius). In erster Linie kommen demnach für unser Gebiet die Tenkterer in Frage, die sich also nach dem Bataverkrieg aus ihrem östlich liegenden Gebiet an den Rhein gezogen haben. Dazwischen mögen auch vereinzelt Usipeter eingewandert sein und Sugambrer, die entweder sitzen geblieben waren — Strabo sagt: remanserant pauci et pars Sugambrorum, als er von der Umsiedlung dieser auf das linke Rheinufer berichtet; oder sich nach Osten zu den Tenkterern geflüchtet hatten. Im Gebiet der Tenkterer haben wir Funde — Künthe bei Hamm. Das ist zwar vielleicht das alte Marsenland, aber diese werden nach den großen Kriegen nicht mehr erwähnt und sind vielleicht auch überhaupt nur als Unterstamm aufzufassen. Die Gräber von Rhünte zeigen in ihren älteren Teilen — an der Landstraße — von den bekannten rheinischen Spätlatène-

Digitized by Google

formen abgeleitete Gefäße, dann aber den reinen Wahner Typus in allen Formen. Sie reichen wohl von der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts bis in das zweite. Auch die Gräber von Flaßheim sind hierher zu rechnen.

An der Hand von Funden kann auf Einzelheiten des Vorschiebens der Elbstämme leider noch nicht eingegangen werden, da es noch zu sehr an Zwischenstationen fehlt. Jedenfalls aber bleibt die Tatsache, daß in dem ganzen Gebiete zwischen Elbe und Rhein sich die Kulturerscheinungen mehr und mehr ähnlich werden. Als diese Angleichung in noch größerem Maßstabe — nämlich unter allen germanischen Völkern im 5. Jahrhundert erreicht war, brach die große Völkerwanderung los. Für unser Gebiet sehen wir im kleinen genau dasselbe: Unter dem Einfluß der eingewanderten Elbstämme schlossen sich langsam die alten Rheingermanen zu dem Frankenbund zusammen, und nach einer ruhigen Zeit der Entwicklung und des Zusammenwachsens begannen unter Commodus die Ausdehnungsversuche nach Westen in den bekannten Angriffen auf Gallien.

Eine weitere Frage erhebt sich hier: Wann geschah der Zug der Elbgermanen, sagen wir der Chauken oder Sweben nach dem Westen? Die von Tacitus erwähnten Ereignisse, die darauf deuten, fallen in die letzte Hälfte des 1. Jahrhunderts. Die Funde sagen uns folgendes. Wenn wir die Form des Wahner Typus mit der Situlenform der Elbgermanen in Verbindung bringen, wie in dem keramischen Abschnitt behandelt ist, so ist zu beachten, erstens, daß die scharf profilierte Form nach Westen gewandert ist, und zweitens, daß der Rädchenmäander nicht mitgekommen ist. Die betreffenden Situlen gehören in das 1. Jahrhundert. Der Rädchenmäander beginnt in dessen Ende. Da er bei uns völlig fehlt, muß der Zug der Elbgermanen an den Rhein schon vor dem Aufkommen dieser Verzierung aus dem Elbgebiet aufgebrochen sein. Spuren der Rädchentechnik sind aber doch auf seinem Wege: Emkum, Kr. Lüdinghausen und Rheindorf bei uns. Im ganzen folgt, daß wir den Zug etwa in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts zu setzen haben. Ob unsere Tenkterer schon bei ihrer Ansiedlung nach dem Batavertrieg mit diesen Elbgermanen gemischt waren, ist noch unklar, da die Möglichkeit besteht, daß die Gräber mit der alten rheingermanischen Keramik (Biewerer Typus) die älteren sind, also den ersten Ansiedlern gehören, und erst später der östliche Einfluß sich hineinmischte. Jedenfalls kann es sich aber nur um kurze Zeit handeln.

Eine spätere Zeit kommt für eine Einwanderung von Chauken oder Sweben nicht mehr in Frage. Denn unter Commodus beginnen schon nach den oben mitgeteilten Zeugnissen der Schriftsteller die Angriffszüge nach Gallien, um die Mitte des 3. Jahrhunderts taucht zum ersten Male der Name der Franken auf.

Von besonderem Interesse ist noch die Nachprüfung der vielen Orte, die Ptolemäus in seiner Geographie nennt. Für unsere Gegend fällt ein Name ein: Budoris, etwas vom Rhein entfernt, auf der rechten Rheinseite

Digitized by Google

zwischen Köln und Bonn. Unsere großen Grabfelder weisen ja auch auf Ortschaften hin. Das größte an Funden ist Rheindorf und liegt etwas nordöstlich von Köln. Bei der Ungenauigkeit der Angaben des Ptolemäus ließe sich Rheindorf auch als Budoris ansprechen, aber wir wissen, daß das Grabfeld von Niederpleiß — Siegburg, Mülldorf, eine wohl noch viel größere Ausdehnung hatte. Es reicht mit seinen Funden ebenso wie Rheindorf durch die ganze hier betrachtete Zeit, ist aber leider fast ganz durch tiefgehenden Ackerbau zerstört. Das ist ganz genau die Stelle von Budoris, und wir nehmen an, daß in der Gegend des heutigen Siegburg, am Fuße der Wolsberge das alte Budoris gelegen hat. Mit dem Namen ist wenig anzufangen, er kommt in der Ortsliste dreimal vor.

Noch ein Punkt ist zu erwähnen, der vielleicht auf die Einwanderung der Elbgermanen Bezug hat. Die Art der Grabanlage zeigt einige Verschiedenheiten. Während die Spätlatènegräber der Sugamberer, Treverer, Ubier sämtlich Brandgruben mit Knochenbehältern sind — also ganze Gefäße enthielten — sind die Tenkterergräber vom Ende des 1. und 2. Jahrhundert sehr häufig ohne Knochenbehälter; nur die Gräber, in denen die Biewererkeramik vorkommt, die also vielleicht die frühesten unserer Felder sind und den alten Rheingermanen ohne Mischung mit Elbgermanen angehören, zeigen fast stets Knochenbehälter, d. h. ganze Gefäße, also die alte Sitte. Die Gruppe des Wahner Typus ist durchweg darohne, der ganze Inhalt des Grabes besteht aus Gegenständen, die den Leichenbrand mitgemacht haben. Einige andere Fälle sind aber auch hier vorhanden. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts mehren sich die Knochenbehälter wieder und sind im 3. Jahrhundert stark vertreten. Knochen außerhalb der Behälter finden sich aber überall. In Künthe bei Hamm ist es ebenso. Die an Spätlatènetypen erinnernden Gefäße sind ganz — also Knochenbehälter, die Becher vom Wahner Typus fast sämtlich verbrannt und zertrümmert. Aus dem Elbgebiet kann die Sitte des Verbrennens aller Beigaben und einfaches Hineinschütten in die Grube nicht stammen, da dort wohl überall die Knochenbehälter vorherrschen. Ich möchte eher denken, daß diese einfachere und schnellere Bestattungsart von den Elbgermanen während des Zuges, der sich sicher stoßweise und unter fortwährenden Kämpfen abwickelte, angenommen wurde, und später, als sie sich mit den Rheingermanen vermischt hatten und in ruhigere Verhältnisse kamen, sich der allgemeinen Sitte des Knochenbehälters, der ja oft auch — im 3. Jahrhundert, Korb oder Beutel gewesen ist — wieder zuwandten.

Im ganzen sehen wir also jetzt folgendes Bild: In die durch Kriege mit den Römern, Abzug, Umsiedelungen geschwächte Familie der alten Rheingermanen, denen wohl auch noch keltische Beimengungen aus der Zeit der ersten germanischen Besitzergreifung während der Latènezeit schwächend anhafteten, schob sich gegen Ende des 1. Jahrhunderts eine neue germanische Welle vom Osten — aus dem Gebiet zwischen unterer Elbe und Weser — herein.

Digitized by Google

Die Usipeter und Tenkterer hatten aber den Streifen am Rhein wieder besetzt, nachdem der Bataverkrieg die Römer auf dem linken Ufer reichlich beschäftigt hatte. Mit ihnen mischten sich die Neuankömmlinge, Chauken oder Sweben, oder beides. Bis in die Chatten ging Einfluß und Mischung. Nach kurzer Ruhepause, die dem Zusammenwachsen der Volksteile nötig war, begannen unter Commodus dann die Angriffskriege gegen Gallien, die nicht wieder aufhören sollten. Die dazu nötige neue Kraft, die sich auch äußerlich in der Bildung des Frankenbundes ausspricht, ging von dieser zweiten großen germanischen Welle aus. Um 250 war der Name der Franken schon gefürchtet, und ihre Kultur zeigen uns unsere Gräber des 3. Jahrhunderts. Denn in der Zeit können wir kaum von Tenkterern mehr reden. — Unsere späteren Grabfelder sind frühfränkisch. Typisch fränkisch sind Wahner und Gießener Typus. Von römischer Kultur erfuhren sie wenig Einfluß. Sie brauchten zwar römische Waren, aber sie glichen ihre eigenen Erzeugnisse nicht den fremden an. Wenn Kaufmann in seiner deutschen Altertumskunde angibt (S. 480), daß der Fuß an den Gefäßen auf römische Vorbilder zurückgehe, so ist das durchaus irrig und braucht wohl nicht widerlegt zu werden. Die großen Halsketten, die später so überaus häufig auftreten, stellen sich ein. Sehr lebhaft blieb Beziehung und Verkehr mit dem Innern Deutschlands, vor allen nach Niedersachsen hin.

In dieser Zeit, Mitte des 3. Jahrhunderts, setzen die Berichte der Schriftsteller wieder ein. Vopiscus erwähnt den Namen Franken zuerst: In Aureliano c. 7: Idem aqui Mogontiacum tribunus, legionis VI Gallicanae Francos irruentes, cum vagarentur per totam Galliam sic adflixit, ut trecentos ex his captos, septingentis interemtis sub, corona vendiderit. Von da an begegnen sie uns dauernd; wenn auch dazwischen hie und da noch die alten Stammesnamen auftreten. Immer häufiger werden ihre Raubstreifen nach Gallien zu Lande und zur See, und immer schwieriger wird den Römern die Abwehr. Eine Erzählung ihrer Unternehmen und Abenteuer, von denen Spartianus, Herodianus, Capitolinus, Vopiscus, Eutropius, Orosius, Mamertinus, Eumenius, Lampridius, Zosimus uns anschauliche Bilder geben, aus denen auch ihr Vordringen über den Rhein, ihre Ansiedlungen im Treverer- und Bataverlande hervorgeht, würde hier nicht am Platze sein.

Lückenlos zeigen unsere Grabfelder ihre Hinterlassenschaft bis in das 4. Jahrhundert hinein — Rheindorf, Grabfeld M, Crispusmünze — Crispus hat sich übrigens auch mit den Franken auf ihren Raubzügen herumgeschlagen. Daß sehr vieles aus den reich ausgestatteten Gräbern an römischer Keramik und Bronzegefäßen u. a. m. von den erwähnten Raubzügen herrührt und als Beutegut aus Gallien in das Frankenland kam, ist mir unzweifelhaft, denn wir wissen, daß es den Franken sehr auf Beutemachen ankam. Schon um 260 unter Gallienus war ihre Kraft so gewachsen, daß sie den Limes überstiegen — Einnahme des Kastells von Niederbieber gegenüber Andernach — und große Gebiete der römischen Einflußsphäre besetzten. Das lehrt uns eine Notiz aus

Digitized by Google

Geographi lat. min. (jetzt am zugänglichsten bei Riese), wo es bei nomina provinciarum omnium, 14 heißt: Nomina civitatum trans Rhenum Fluvium quae sunt: Usiporum, Tubantum, Nictrensium, Novariesu?, Casuariorum. Istae omnes civitates trans Rhenum in formulam Belgicae primae redactae trans castellum Montiacesenam (Moguntiacensium?) LXXX leugas trans Rhenum Romani possederunt. Istae civitates sub Gallieno imperatore a barbaris occupatae sunt. Die leuga ist die gallische Meile = 2220 m. 80 leugen sind also etwa 180 km. Soweit soll sich also über Mainz hinaus die Römerherrschaft erstreckt haben. Man hat diese Strecke dem Limes entlang nach Osten und Südosten verstanden und auch den Rhein entlang nach Norden, was allerdings zu trans castellum — über Mainz heraus — nicht recht paßt. Ferner hat man sich daran gestoßen, daß die Mattiaci nicht genannt sind. Diese sind aber ausdrücklich als freie Germanen im Bundesgenossenverhältnis — die nur Soldaten stellten — genannt. Einigen Anhalt geben die Namen. Daß die Usipeter jenseits der Lippe mit den Usipi gemeint sein sollen, wird niemand einleuchten. Die Tubanten haben nach den Berichten der Schriftsteller so ziemlich im ganzen Westen Germaniens herumgewohnt. Zuletzt nennt sie Ptolemäus neben den Chatten, also irgendwo in der Maingegend. Nictrensium ist schwierig zu erklären. Einen Bach namens Nister gibt es als linken Nebenfluß am Oberlaufe der Sieg. Das würde auf einen kleinen Stamm im Vorgebiet des Limes deuten. Wahrscheinlich ist es nicht. Ein Wisper gibt es bei Lorch. In den Epist. Bonifacii 44, geschr. 739, kommt der Ausdruck Nistresi vor, der mit anderen Bezeichnungen angeführt ist: Thuringi, Hessi, Borthari. Novariesu ist gänzlich unerklärbar; Casuarii aber nennt Ptolemäus. Rursus ad orientem versus a montibus Abnobais infra Suebos commorantur Casuarii tun Nestereani. Also östlich vom Gebirgszuge Schwarzwald-Niederwald, südlich der Sweben. Die Nestereani entsprechen wohl sicher den Nictrenses. Daß wir alle diese Stämme in der Maingegend suchen müssen, ist mir unzweifelhaft. Eine Ausdehnung römischer Herrschaft, die sich in der Civitaseinteilung äußert, auf unser Gebiet anzunehmen, sind wir also durchaus unberechtigt. Dem widerspricht auch vollkommen, daß nach den Funden die Besiedelung von etwa 80 an völlig stetig bis ins 4. Jahrhundert durchläuft.

Zur Erleichterung des Eindringens in die Verhältnisse der Germanen in die betrachtete Zeit möchte ich noch kurz auf die Museen hinweisen, die das wesentliche Material dazu enthalten. Es sind drei: Dortmund, Köln, Trier.

In Dortmund sehen wir keltische späte Bronzezeit mit Kerbschnittgefäßen, Bronzen, dann die abgeblaßte niederrheinische Hallstattkultur dieser Gegenden, alle aus Grabhügelfeldern mit kleinen Hügeln stammend. Abgelöst wird diese keltische Kultur von den bekannten Formen germanischer später Bronzezeit, helltonige, doppelkonische Gefäße bekannten Typs u. a. m. Auf den Grabfeldern erscheinen sehr große, oben völlig ebene, einem umge-

Digitized by Google

kehrten flachen Teller gleichende Hügel mit vielen Bestattungen. Nach den spätesten keltischen und frühesten germanischen Funden dürfte im Lippegebiet die Einwanderung der Germanen etwa 800—700 stattgehabt haben.

Im Kölner Gebiet reichen die Grabhügel bis zum Auftreten der ersten Latèneanzeichen. Skelettbestattung kommt in Späthallstattgräbern etwas südlich bei Bonn vor. Die nördlichsten Funde wirklich keltischer Frühlatènezeit sind Hügelfunde von Engers und eine schöne keltische Schale mit eingezogenem Rande und innen eingestempelter Verzierung von Andernach (im Kölner Museum). Den Germanen zuzuweisende Gräber der Früh- und Mittellatènezeit liegen vor (siehe Abschnitt über germanische Keramik). Auf das Vordringen des sog. Harpstedter Typus zum Rhein hat schon Schumacher hingewiesen (Funde aus der Duisburger Gegend). Wenn diese Funde bis jetzt so spärlich sind, so könnte man geneigt sein anzunehmen, daß sich infolge von Grenzstreitigkeiten eine Besiedlungslücke findet. Eine solche liegt auch für das Treverergebiet während der Mittellatènezeit vor. Im rechtsrheinischen Kölner Gebiet wird der Abzug der Kelten um 500—400 liegen.

Im Treverergebiet — Museum Trier — bricht die keltische Grabhügelreihe, die zuerst Brand-, dann von der Späthallstattstufe an Skelettbestattung aufweist, mit Beginn der Mittellatènezeit vollkommen ab. Sehr eigentümlich ist die Verhältniszahl der Funde aus den früheren Hallstattstufen zu der späten und Latènezeit. Während H 1—3 nur schwach vertreten sind, ist eine Blütezeit von der späten H 4 und T 1 vorhanden. Ich habe den Eindruck, als ob schon gegen Ende von H 4 eine Auswanderung von Keltenstämmen aus dem Rheingebiet um Köln her stattgefunden hat, die nach dem so schönen und leicht zu verteidigenden Moseltal führte. Jedenfalls ist das Trierer H 4 und T 1 die direkte Fortführung unseres H 4. Eine bessere Erklärung für die außerordentliche Menge von Grabhügelfeldern gerade aus dieser Zeit scheint mir nicht zu finden zu sein. In der Spätlatènezeit fangen dann die germanischen Brandgruben an. Auch hier erscheint eine Besiedlungslücke. Der Siedlungswechsel liegt etwa im 2. Jahrhundert vor Chr. Südlich der größten Reihe von keltischen Befestigungsanlagen, die sich von der unteren Nahe — Münster am Stein — an über den südlichen Kamm des Hunsrücks, Otzenhausen und vielleicht weiter zur Saar — Kastell bei Taben — hinzieht, scheint noch keltisches Mittellatène vorzukommen (Museum Birkenfeld), so daß anzunehmen wäre, daß die Kelten sich mit Hilfe der Kette von mindestens 8—10 großen Steinringen noch etwas länger gehalten haben. Aus den ganzen Verhältnissen heraus erklären sich diese keltischen Festungen, die überall als Paß- und Durchgangssperren mit sehr gutem militärischem Blick angelegt sind, in völlig sicherer Weise. Vor allem sind wichtig Kastell, das die Saarstraße sperrte, Otzenhausen als Sperre im Ruwertal, Vorkastell im Traunbachtal und Selbrich — die Festung — und die Wildenburg zu beiden Seiten des Idarbachtales. Alle gelegen auf dem Dollinger Höhenzug, dem südlichsten Zuge des Hunsrücks. Die Überein-

Digitized by Google

stimmung dieser Anlagen mit dem Gleichberg bei Meiningen, der durch seine Funde als keltische Anlage aus dem 3.—2. Jahrh. vor Chr. gegen die Germanen erwiesen ist, dient als letzter, wenn auch nicht notwendiger Beweis. Denn daß diese Befestigungsbauten, die als System und einzeln eine ganz außerordentliche Anstrengung darstellen, nur ganz ungewöhnlichen Verhältnisse ihre Entstehung verdanken können, ist sicher. Und solche Verhältnisse finden wir nur zur Zeit der vorgeschichtlichen germanischen Völkerwanderung.

Es besteht übrigens noch eine zweite derartige keltische Befestigungslinie, die von der Mosel über Kaiseresch, Steineberg, Ditzenbay bei Gerolstein führt. Sie stellt wohl eine frühere Etappe des Kampfes dar. Hier ist noch ein großes dankbares Arbeitsfeld. Auf die Natur und Entstehung dieser Befestigungen im oben besprochenen Sinne hat schon Schumacher aufmerksam gemacht.

Zusammenfassend wäre also festzuhalten: In der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Chr. wurde von den Germanen der Niederrhein erreicht; im 5. Jahrhundert die Kölner Gegend. Im 2. Jahrhundert war die Bewegung schon bis ins mittlere Moseltal gedrungen. Zugleich auch erfolgte der Einbruch der Germanen in das übrige belgische Gebiet, wo sie sich mit zurückbleibenden Kelten mischten, wie auch im Trevererlande. Ein Bild von den unruhigen Zeiten geben uns noch einige Höhlenfunde: Im Kartstein und im Buchenloch haben sich etwa um die Frühlatènezeit die keltischen Einwohner Zufluchtsstätten gesucht, und zwar nur während dieser Zeit. Sieben Jahrhunderte später, im 4. Jahrhundert, als die zweite germanische Welle, diesmal für immer, über das Land fegte, wiederholt sich das, und wir finden einen Grund für die vielen Münzen von Maxentius usw., die bei der Kartsteinausgrabung in der römischen Schicht zum Vorschein kamen. Genau dieselben Funde liegen von den Höhlen im Lahngebiet vor (zum Teil Museum Köln, zum Teil Wiesbaden und Diez). So können sogar unscheinbare Höhlenfunde uns auf die Zeiten harter Not für die keltischen Einwohner hinweisen und runden das Bild der germanischen Eroberung ab!

Nach Entscheidung der Kämpfe von 500—200 vor Chr. wurden die Germanen Herren des Landes, aber sie vermischten sich mit sitzengebliebenen Resten keltischen Stammes, woraus sich die keltischen Einflüsse erklären, die wir in ihrer Hinterlassenschaft finden.

Gegen 100 nach Chr. folgte die zweite germanische Welle und ihr die Bildung des Frankenbundes.

Hat nun dieses ganz aus den Bodenfunden und Befestigungsanlagen gewonnene Material keinen Niederschlag in den Überlieferungen des römischen Schrifttums gefunden? Cäsar erzählt ja einiges, was aber schon späterer Zeit angehört. Von den Keltenzügen ist vieles bekannt. Einiges gehört hierher. Livius erzählt 5, 34, 1 von dem Aufbruch zweier keltischer Völker unter Segovesus und Bellovesus, von denen der eine durch das Los nach Italien, der andere nach dem deutschen Mittelgebirge gewiesen wird. Das geschah etwa

Digitized by Google

600 vor Chr. zur Zeit des Tarquinius Priscus. Ein genaues Beziehen auf unsere Gegenden ist nicht möglich. Anders aber ist es mit einer Nachricht bei Appianus vom Jahre 390 vor Chr. Celt. 1, 2: Pars satis magna Celtarum apud Rhenum habitantium se accinxit ad aliam terram quaerendam et Clusinis bellum inferebat. Um 400 sahen sich also die Rheinkelten zum Auswandern genötigt, und wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir den Druck der Germanen als Ursache annehmen. Die Keltenzüge nach Italien dauern lange an. Cenomanen, Salluvier, Boier, Lingonen zogen nach Süden. Das wiederholt sich bis zum 2. Jahrhundert immer wieder (vgl. Properz 5, 10, 19). Immer ist der Grund derselbe: Durch den Druck der Germanen ist die ganze keltische Völkermasse in Bewegung geraten und sucht nach Süden auszuweichen. Dem trat Rom durch die Eroberung Galliens und dann durch die großangelegten Pläne zur Eroberung Germaniens bewußt entgegen. Bei den Galliern gelang es ihnen; bei den Germanen nicht.

Für alle diese Verhältnisse gibt die germanische Völkerwanderung, die somit schon im Anfange des letzten Jahrtausends vor Chr. beginnt und mit kürzeren und längeren Ruhepausen in einer Unzahl von Stößen nach Westen, Osten und Süden bis zum 8. Jahrhundert nach Chr. andauerte, den Grund an.

Die Kelten, deren Auftreffen auf die Römer uns die frühesten schriftlichen Überlieferungen bewirkt hat, waren stets die Geschobenen, nicht die aus eigener Kraft heraus selbst Schiebenden.

Möge die vorliegende Arbeit uns als Baustein zur Kenntnis des Herkommens und des Vordringens unserer Vorfahren am Rhein Nutzen bringen und auf die außerordentliche Wichtigkeit der Beobachtung vorgeschichtlicher Funde, auch der unscheinbarsten, aufmerksam machen. Wer sich am meisten mit diesen Fragen beschäftigt hat, wird stets auch der Bescheidenste sein, weil er weiß, wieviel ungezähltes Material erforderlich ist und wie groß die Lücken unserer Erkenntnis sind. Nur durch sorgsame Mitarbeit vieler kann sich Strich auf Strich unser Bild von der Vor- und Frühzeit unseres Volkes zusammensetzen.

Hoffen wir, daß so wie im Kölner Gebiet auch an anderen Stellen redende Zeugen aus unseres Volkes Kindheitstagen dem Erdboden entsteigen werden und uns so die Heimat und das Volk, dem wir angehören, stets deutlicher und hingebender erkennen lassen.

Trier, Juli 1921. **E. R.**

Digitized by Google

Kritische Gruppierung und Neubenennung der geologischen Abschnitte des Eiszeitalters.

Von J. Bayer, Wien.

Mit 1 Textabbildung.

Inhalt: a) Wegfall der Günzeiszeit; b) Zusammenschluß der Riß- und Würmeiszeit zu einer einzigen Vereisungsperiode.

Ergebnis: Das Diluvium besteht aus 2 durch eine lange Zwischeneiszeit getrennten Eiszeiten.

In einem am 17. II. lfd. Js. in der Wiener Geologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage habe ich das bisher vom Diluvium entworfene Bild einer kritischen Überprüfung unterzogen, welche bezüglich des Altquartärs zu wesentlichen inhaltlichen, bezüglich des Jungquartärs zu formellen Änderungen führte.

Die wesentliche Neuerung besteht in der Ablehnung der Günz-Eiszeit und der Feststellung der Zugehörigkeit der beiden jüngeren, bisher als durch ein Interglazial voneinander getrennt angenommenen Eiszeiten zu einer und derselben Vereisungsperiode. Damit einher geht eine schärfere Fassung der Begriffe Alt-, Mittel- und Jungquartär und eine Neubenennung der geologischen Abschnitte, die, glaube ich, so gehalten ist, daß sie in internationalen Kreisen leicht Eingang finden kann.

Diese Neubenennung war schon lange beabsichtigt, aber es schien mir im Interesse der gegenseitigen leichteren Verständigung gelegen, in den Chronologiedebatten möglichst lange mit den herkömmlichen, gewohnten Namen zu arbeiten. Heute, wo meine Chronologie in weiten Kreisen bekannt ist und unzweideutige Beweise für ihre Richtigkeit vorliegen, ist auch bei Neubenennung kein Mißverständnis zu befürchten und ich erachte deshalb die Zeit für gekommen, die bisher angewendeten Penckschen alpinen Lokalbezeichnungen endgültig fallen zu lassen, zumal sie sich großenteils mit unseren Begriffen sachlich nicht mehr decken. Sie hatten nur solange und auch nur für

Digitized by Google

die Alpen eine Berechtigung, als die Vorstellung von vier Eiszeiten bestand und allen Aufstellungen zugrunde gelegt wurde. Jetzt, wo von den 4 Eiszeiten nur 2 verbleiben, also statt 3 Zwischeneiszeiten nur eine, sind sie unzutreffend und würden, wie aus unseren späteren Ausführungen ersichtlich ist, lediglich zu irrigen Auffassungen Anlaß geben.

Damit haben wir die Neugestaltung bereits in den großen Umrissen angedeutet: es handelt sich um eine gewaltige Verkürzung des Eiszeitalters gegenüber allen bisherigen Darstellungen, indem einerseits die Günz-Eiszeit wegfällt, andererseits die beiden jüngeren Eiszeiten Pencks als Teile einer einzigen erkannt werden [1]).

Von welcher Tragweite besonders die letztere Erkenntnis für die Geschichte der Menschheit ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Nur auf das eine will ich verweisen, daß nunmehr Altpaläolithikum und Frühneolithikum zeitlich so zusammenrücken, daß die gegen das Askalonien als Verbindungskultur vorgebrachten Bedenken eines zu großen zeitlichen Abstandes, welche bei der Annahme des Penckschen Schemas voll berechtigt waren, nunmehr ganz wegfallen und mit voller Klarheit die großen Kulturzusammenhänge Europas und Afrikas vor das Auge treten.

Wir entrollen das neue Bild vom älteren Quartär aus.

Die Nichtexistenz einer Günz-Eiszeit.

Bei Penck beginnt das Quartär mit der Günz-Eiszeit, welche von ihm auf Grund seiner Untersuchungen in den Alpen aufgestellt wurde.

Die in Betracht kommenden Reste sind spärlich, was schließlich begreiflich wäre, aber sie sind, was schwer ins Gewicht fällt, vor allem nicht eindeutig.

Dazu kommt nun, daß in dem durch zahlreiche Bohrungen sehr gut bekannten Boden Norddeutschlands von einer entsprechenden Vereisung keine Spur gefunden wurde. Wollte man annehmen, daß es sich um eine schwächere Vereisung gehandelt habe, welche ihr Inlandeis nach Süden nicht bis auf den Kontinent vorzuschieben vermochte, so steht dem entgegen,

[1]) Die von H. und R. Lehmann in dieser Zeitschrift, Bd. 13, Heft 4, Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland, S. 307 angegebenen Zahlen sind aus diesem Grunde ebenso falsch, wie die Auslassungen über den weiten zeitlichen Abstand von Alt- und Jungpaläolithikum unzutreffend sind, wo doch noch ein gutes Stück Altpaläolithikum (vom Jungacheuléen an) derselben jungquartären Eiszeit angehört, in welche das ganze Jungpaläolithikum fällt. Wir haben diesen hohen Zahlen die geologische Grundlage entzogen. Daran ändert auch die Übereinstimmung Lehmanns mit der Penckschen Berechnung nichts, welche sich einfach daraus erklärt, daß die genannten Autoren von den gleichen unrichtigen geologischen Voraussetzungen ausgehen. Diese haben sie dazu verführt, die ungefähr gleichaltrigen „Stufen" von Weimar und Wangen um 200000 Jahre auseinanderliegend darzustellen. Übrigens finden wir die Zahlen an und für sich viel zu hoch gegriffen. Es wird schwer halten, dem ganzen Diluvium viel mehr als eine Viertelmillion Jahre zu geben.

Digitized by Google

daß die für sie angeblich zeugenden Moränen in den Alpen sich „allenthalben in den Grenzen der Würm-Vergletscherung“ [1]) halten, deren Inlandeis bekanntlich Norddeutschland immerhin in sehr großer Ausdehnung eingedeckt hat, so daß eine Günz-Grundmoräne hier zweifellos an einer Anzahl Stellen hätte erbohrt werden müssen. Auch England gibt keine Anhaltspunkte.

Aus ihrem vollständigen Fehlen schließen wir, daß die in den Alpen und deren Vorland der Günz-Eiszeit zugeschriebenen Ablagerungen anderer Natur sind und daß es keine Günz-Eiszeit gegeben hat.

Ein zweites für ihre Nichtexistenz sprechendes Moment ist folgendes:

Wie später noch hervorgehoben wird, gibt es im Diluvium nur eine einzige glaziale Säugetierfauna.

Daß während der ersten Eiszeit keine vorhanden war, erscheint begreiflich, aber es muß sich während der ersten Eiszeit eine herausgebildet haben, die dann bei der zweiten in den südlichen Strichen auf den Plan tritt. Daß sie nun während der Penckschen Mindel-Eiszeit nicht erscheint, ist mir ein Beweis, daß dieser keine Eiszeit vorausgegangen ist.

Aus diesen und anderen Gründen lehnen wir die Annahme einer Günz-Eiszeit ab.

Die altquartäre Eiszeit (= das Altquartär).

Die Penckſche Mindel-Eiszeit ist nicht nur im Alpengebiete, sondern von England bis Rußland durch unverkennbare Ablagerungen bezeugt.

Ihre Moränen in den Alpen und die Südgrenze ihres Inlandeises lassen auf eine ungefähr gleichmächtige Ausdehnung schließen wie die Riß-Eiszeit Pencks, ja wenn wir auf die sehr wahrscheinliche Alpenhebung zwischen den beiden Vereisungen Rücksicht nehmen, würde der Mindel-Eiszeit „die größte Depression der eiszeitlichen Schneegrenze“ [2]) zukommen.

Sie muß aus den oben angegebenen Gründen als die älteste quartäre Eiszeit angesehen werden und ihr Beginn bedeutet daher zugleich den Beginn des Quartärs.

So gut sie geologisch bezeugt ist, so sehr fehlt in der Tierwelt ein deutlicher, unverkennbarer Beleg für sie, wenigstens in der Säugetierwelt. Als Ausdruck dieser Eiszeit sehen wir den Chillesford Crag und die noch tieferen Glieder der Crag-Serie Englands mit arktischen Conchylien an. Mit ihm beginnt nach unserer Auffassung das Quartär [3]).

Der Umstand, daß vor der Riß-Vereisung keine glaziale Säugetierfauna erscheint, hat manche Forscher bestimmt, die Zeit vor Riß als präglazial

[1]) Alpen im Eiszeitalter, S. 1156.

[2]) a. a. O. S. 1156.

[3]) Auch J. Geikie läßt es hier beginnen, nur paralleliſiert er den Chillesford Crag mit der von uns geleugneten Günz-Eiszeit. Streng genommen müßte man das Quartär schon mit dem Coralline Crag beginnen lassen.

Digitized by Google

zu bezeichnen [1]). Das ist verfehlt, da die in Rede stehende Eiszeit nicht geleugnet werden kann.

Daß es aber auch unlogisch ist, eine glaziale Säugetier-Fauna in der ersten Eiszeit, als welche wir diese Eiszeit betrachten, zu erwarten, haben wir bereits oben angedeutet.

Wenn nämlich die Mindel-Eiszeit die erste Eiszeit ist, wie wir annehmen, so überraschte sie sozusagen die endpliozäne Fauna und es ist mehr als unwahrscheinlich, daß während ihrer geologisch kurzen Dauer bereits eine durchgreifende Umwandlung der Tierwelt, besonders im europäischen Gebiete, vor sich gegangen sein kann. Vom Herabdrücken einer nordischen Fauna kann hier deshalb nicht die Rede sein, weil im Pliozän auch in Nordeuropa keine arktische Fauna existiert hat. Somit ist es einleuchtend, warum die erste Eiszeit durch keine arktische Fauna gekennzeichnet wird, sondern eine solche erst bei der Wiederkehr der Vereisung erscheint, nachdem sie Zeit hatte, sich langsam herauszubilden, wofür wohl besonders das unvereiste Nordasien in Betracht kommt.

Da diese erste Eiszeit die einzige des Altquartärs ist und, wie wir sehen werden, einer einzigen im Jungquartär gegenübersteht, wollen wir sie „die altquartäre Eiszeit" nennen, die bisherige alpine Lokalbezeichnung „Mindel-Eiszeit" fallen lassend.

Die Zwischeneiszeit (= mittleres Quartär).

Auf der mächtigen Grundmoräne Norddeutschlands usw., welche der altquartären Eiszeit angehört, liegt eine ausgesprochen interglaziale Ablagerung, deren charakteristische Fauna und Flora hinlänglich bekannt ist.

Ihr entsprechen Ablagerungen in den Alpen mit der gleichen warmen Fauna und Flora, wie die Höttinger Breccie, welche auf der Moräne der altquartären Eiszeit aufliegt. Ihre Pflanzen lassen ein wärmeres als das heutige Klima voraussetzen.

Weiters gehören hierher die Schweizer Schieferkohlen mit einer gleichwarmen Fauna und Flora. Es ist die Zeit des Prächellèen und Chellèen in Westeuropa, der Forest beds in England.

Geologische Erwägungen führen zur Annahme einer sehr beträchtlichen Dauer dieser Warmzeit.

Da sie, wie wir sehen werden, die einzige Zwischeneiszeit ist, die es im Quartär gibt, ist für sie der bestimmte Artikel in Anwendung zu bringen, und wir werden fortan also nicht mehr von einem Mindel-Riß-Interglazial sprechen, sondern einfach von „der Zwischeneiszeit".

Ihr Ende fällt in das Acheuléen. Während dieser Kulturstufe kündet das Erscheinen einer zuerst noch gemäßigten, später zunehmend arktischen Fauna den Anbruch einer abermaligen Vereisung.

[1]) Z. B. J. Éhit, The glacial theories in the light of biological Investigation. Annales musei nationalis hungarici XVIII, 1920—21, S. 89—110.

Digitized by Google

Die jungquartäre Eiszeit (= Jungquartär)

(bestehend aus der Penckschen Riß-Eiszeit, der Aurignacschwankung und der Penckschen Würm-Eiszeit).

Nach seinem Mindel-Riß-Interglazial hat Penck in den Alpen bekanntlich noch 2 Eiszeiten festgestellt: die Riß- und die Würm-Eiszeit, getrennt durch eine warme Zeit mit ähnlicher Fauna und Flora wie das eben besprochene Interglazial.

Archäologisch besetzte er diese Warmzeit mit dem sog. „warmen Moustérien", das von anderen „Micoquien" genannt wurde. Ihm folgen die norddeutschen Geologen.

Die Franzosen mit Boule an der Spitze stellten in diesen geologischen Abschnitt ihr Chellèen ein. Diese Ansicht teilen süddeutsche Forscher wie Birkner und R. R. Schmidt.

Ich vertrete seit mehr als 10 Jahren die Ansicht, daß in diese Zeit das Aurignacien fällt.

Das sind drei so verschiedene Systeme, daß es keine Kompromisse gibt.

Nun haben in den letzten Jahren die Höhlenprofile Spaniens die Entscheidung gebracht, indem sie hier die Stellung des Aurignacien zwischen Riß und Würm klar erkennen ließen. Daraus geht hervor, daß das Aurignacien auch in Mitteleuropa in diese Zeit fällt; damit fallen die Aufstellungen Boules und Pencks.

Für uns ergibt sich aber nunmehr die Notwendigkeit aus dieser bewiesenen Tatsache die Folgerungen zu ziehen und die Begriffe hier schärfer zu fassen als das bisher geschehen ist. Bis nun verwendete ich, wie oben bemerkt, mit Absicht die von Penck gewählten Bezeichnungen, obwohl sich mit ihnen zum Teil ein ganz anderer Begriff verband. Das geht nun nicht mehr an.

Schon in meinen letzten Arbeiten haben sich die beiden Vereisungen Riß und Würm derart genähert, daß sie als einer und derselben Vereisungsperiode angehörig in Erscheinung traten [1]). Diese Tatsache wollen wir nunmehr mit allem Nachdruck betonen: Riß und Würm sind lediglich zwei Hochstände einer und derselben Eiszeit, getrennt nicht von einem Interglazial, sondern bloß von einer Schwankung.

Wenn wir diese bis zuletzt als Riß-Würm-Interglazial bezeichneten, so geschah dies aus dem eingangs angegebenen Grunde. Alle diese alpinen Lokalbezeichnungen sind nun unter den neuen Gesichtspunkten überlebt und wir werden fortan nur von einer „jungquartären Eiszeit" sprechen, deren drei Hauptabschnitte wir am besten zu bezeichnen glauben, wenn wir die Namen der ihnen in Mittel- und Westeuropa gleichaltrigen Kulturstufen

[1]) Vgl.: Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands, diese Zeitschrift X, 1918, S. 191, dann besonders die graphische Darstellung in „Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie". Mitteil. der Anthrop. Ges. Wien LI 1921, S. 63.

Digitized by Google

zur Anwendung bringen. Das hat den Vorteil, daß hier schon im Namen sozusagen eine Begriffsvereinigung von Archäologie, Geologie und Anthropologie gegeben ist und daß die Bezeichnungen in internationalen Kreisen geläufig sind.

Die jungquartäre Eiszeit gliedert sich sonach in den Moustier-Vorstoß, in die Aurignacschwankung [1]) und den Soluträ-Vorstoß [2]).

---

[1]) Die Größe dieser Schwankung ist zur Zeit noch nicht ganz genau festzustellen. Es wird sich besonders darum handeln, ob gewisse Torfmoor- oder Kohlenablagerungen in den Alpen hierher gehören, desgleichen welche Ablagerungen in Norddeutschland.

Eine wichtige Aufklärung verspreche ich mir von der Aufwärtsverfolgung der großen Talverschüttung im Inngebiete, welche erkennen lassen wird, wie weit die alpine Vereisung in dieser Schwankung zurückgegangen ist. Soweit jetzt bekannt, verzahnen sich ihre Endmoränen mit der Inntalterrasse in der Gegend von Landeck, ein Befund, der recht gut zu dem mutmaßlichen Stande des nordischen Inlandeises während der Rixdorfer Phase paßt. Insolange das Ausmaß der Schwankung nicht genau festgestellt ist, behalte ich mir eine eventuelle kleine Korrektur im Verlaufe der Schneegrenze vor. Es dürfte nebenstehende Fassung die tiefste Lage, die in meiner Abhandlung: „Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands“ (diese Zeitschrift Bd. 10, 1918, S. 190) gegebene den höchsten in Betracht kommenden Schneegrenzenverlauf in der Aurignacschwankung darstellen.

[2]) Freunde mitteleuropäischer Bezeichnungen werden am besten dafür einsetzen Markkleeberger Vorstoß, Willendorfer Schwankung und Předmoster Vorstoß.

Mit den beiden letzteren Bezeichnungen greife ich auf schon 1909 gebrauchte Stufennamen zurück, sowie auch die Bezeichnung des Riß-Würm-Interglazials als Schwankung von mir bereits 1912 als möglich ins Auge gefaßt wurde. Im Interesse des internationalen Verstehens wäre es allerdings gelegen, wenn von Sonderbezeichnungen ganz abgesehen würde; an solchen leisten sich in letzter Zeit gewisse deutsche Forscher Hervorragendes. Der Ruhm des einen läßt den anderen nicht schlafen und so sehen wir bald nach Wiegers Verdeutschung der paläolithischen Stufenreihe eine noch deutschere Neuauflage von H. und R. Lehmann, a. a. O. Diese beiden Verfasser vertreten in Unkenntnis der westeuropäischen stratigraphischen Verhältnisse Penks Diluvialsystem und versuchen darauf eine „selbständige deutsche Gliederung“.[1]

Das ist unberechtigt. Wangen gehört in den Kreis des Chelléen sowohl archäologisch als geologisch. Wettin ist ungefähr mit Markkleeberg gleichalt, anscheinend etwas älter. Die Artefakte sind wenig typisch. Wenn Abb. 35 in Wirklichkeit nicht schöner ist, als die Zeichnung erkennen läßt, verstehen wir nicht, wie man (S. 291) einen solchen flüchtig bearbeiteten Abspliß „einen außerordentlich gut gearbeiteten spitzmandelförmigen Faustkeil“ nennen kann. In Österreich heißt so etwas nicht Faustkeil, sondern atypischer breiter Klingenabspliß. Mit solchen Funden stellt man keine neue Stufe auf: Im übrigen ordnen sich die Wettiner Stücke ohne weiteres dem viel reicheren Ilmtalpaläolithikum ein, wenn dieses auch zweifellos beträchtlich älter ist.

In einem pflichte ich den Verfassern bei: „Sicher ist nur so viel, daß die Kulturstufe der zweiten Zwischeneiszeit, die Weimarer Stufe, nicht unmittelbar aus der Wettiner Stufe abgeleitet werden kann“ (S. 296). Auch nicht mittelbar, weil die Weimarer Stufe der von Wettin vorausgeht!

Auf das werden H. und R. Lehmann kommen, wenn sie keine Mauer zwischen dem diluvialen Frankreich und Deutschland aufrichten, sondern sich in Westeuropa über die Abfolge von Fauna und Kultur Bescheid holen; sie werden dann nicht wie Wiegers und

Digitized by Google

Von einem Riß-Würm-Interglazial soll nicht mehr länger gesprochen werden, denn die arkto-alpine Fauna verbleibt während dieser ganzen Zeit in Mitteleuropa, ja sogar in Süd-Frankreich, was beweist, daß es sich vom Riß bis Würm um ein und dasselbe Vereisungsphänomen handelt.

Da diese Neufassung des Quartärs anderen Ortes eingehender behandelt werden wird, soll hier auf Einzelheiten nicht weiter eingegangen werden.

Einen Überblick mag nachfolgende graphische Darstellung geben:

Siehe Seite 257.

Wenn man dieses Bild des Schneegrenzenverlaufes mit dem der anderen Systeme vergleicht, so drängt sich die große Ähnlichkeit mit dem Schema Boule-Obermaier auf. Sie ist aber nur äußerlich und nicht inhaltlich, denn unser Moustier-Vorstoß entspricht dem Riß-Phänomen, das französische Moustérien dagegen dem Würm. An der Stelle unserer Aurignac-Schwankung steht im französischen Schema das Chellséen, unser einziges, langes, zentrales Interglazial, so daß hier zwei geologisch unvereinbare Auffassungen einander gegenüberstehen.

Im Stadium des Überganges zu meiner Aufstellung befindet sich derzeit das System Penck insoferne, als nunmehr die Achenschwankung als postglazialer geologischer Abschnitt von ihrem Urheber so gut wie fallen gelassen wurde, nachdem zuerst Ampferer im Inntale die irrige Deutung Pencks, welche

---

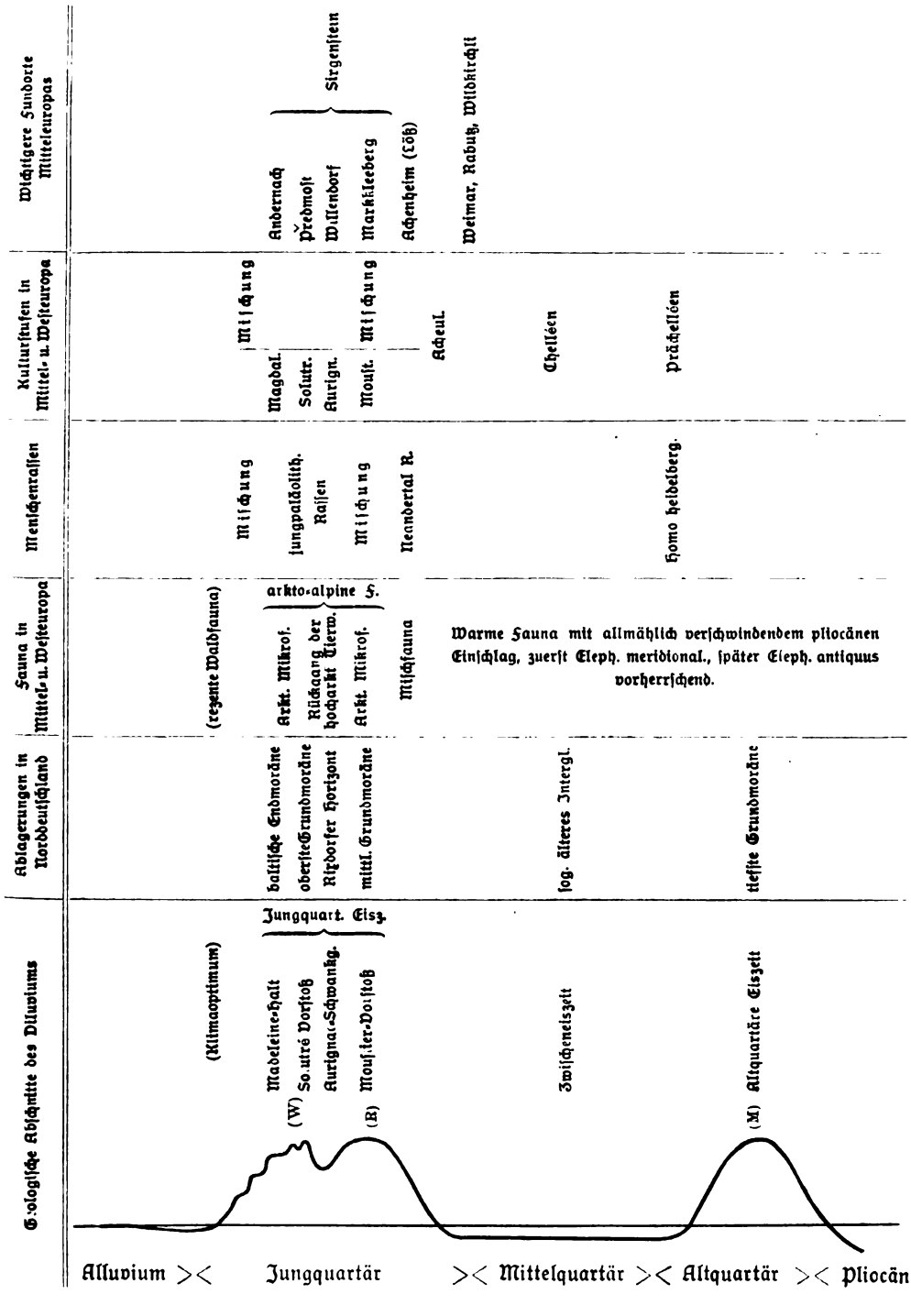
die anderen über die elementarsten Begriffe stolpern, sondern erkennen, daß es im ganzen Paläolithikum nur am Anfange eine warme Fauna gibt.

Die vorgeschlagene Gliederung in eine Wangener, Wettiner und Weimarer Stufe ist — abgesehen davon, daß sie an und für sich falsch ist — gegenüber der französischen ebenso ein Rückschritt wie das seinerzeitige Chelléo-Moustérien von M. Hoernes. Wir lehnen es entschieden ab, die in Westeuropa auf Grund zahlreicher Fundstellen mit prächtiger Kulturausprägung aufgestellte Kulturfolge gegen eine auf den typologisch so belanglosen Fundorten wie Wangen und Wettin aufgebaute in Deutschland einzutauschen. Was aber Weimar betrifft, so sollte denn doch schon einmal, vom archäologisch-paläontologischen Befunde abgesehen, die anthropologische Situation berücksichtigt werden, welche m. E. in unzweideutiger Weise lehrt, daß hier ein älterer Horizont als der des Homo Mousteriensis vorliegt.

Genau so ablehnend wird sich jeder Kenner der Steinzeitkulturen in bezug auf den Seite 308 gemachten Vorschlag auf Zusammenfassung des Jungpaläolithikums und des Mesolithikums zu einer „mittleren Steinzeit" verhalten. Jungpaläolithikum und Mesolithikum sind zwei verschiedene Welten, jenes eine europäische, dieses eine afrikanische Kultur und es hieße alle Erkenntnisse über Bord werfen, wenn man hier im Wesen grundverschiedene Dinge gewaltsam vereinigen wollte.

So bedeutsame Fragen sind nicht vom nationalen Gesichtspunkte aus zu lösen und ich für meine Person verzichte gerne auf diese „neue rein deutsche Gliederung", weil sie ebenso falsch und unzutreffend ist als die französische, diese in bezug auf die Einreihung in den geologischen Rahmen des Eiszeitalters, jene auch noch in bezug auf Archäologie, Anthropologie und Paläontologie.

Digitized by Google



Digitized by Google

zu ihrer Aufstellung führte, aufdeckte [1]), während ich ihre Nichtzugehörigkeit zum Postglazial bzw. wahre Natur auf Grund der archäologisch-paläontologischen Situation erweisen konnte [2]).

Freilich, an dem Hauptfehler seiner Aufstellung hält Penck auch heute noch „mit aller Entschiedenheit" fest [3]), aber es ist meines Erachtens nur eine Frage der Zeit, daß er aus dem Aufgeben der Achenschwankung die richtigen rückwirkenden Folgerungen für die Auffassung seines letzten Interglazials zieht. Wenn er das macht, so nimmt eben diese Achenschwankung den Zeitraum zwischen dem Mousticr- und Soluträ-Vorstoß ein und es bleibt hier kein Platz für ein Interglazial.

Wien, 22. März 1922.

[1]) Glazialgeologische Beobachtungen im unteren Inntale. Zeitschr. f. Gletscherkunde II, 1907, S. 29—54 und 112—127.

[2]) Identität der Achenschwankung Pencks und des Riß-Würm-Interglazials. Mitteil. d. Wiener geol. Ges. VII, 1914, S. 195—204. Die hier auch von mir gebrachte Blaas-Pencksche Ansicht, daß der Zillertalgletscher die Bildung des „Stausees von Innsbruck" und der Inntalterrasse verursacht hätte, ist, wie Ampferer bewiesen hat, gänzlich unhaltbar.

[3]) Die Höttinger Breccie und die Inntalterrasse nördlich Innsbruck. Abhandl. d. preuß. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1920, phys.-math. Klasse Nr. 2. Berlin 1921, S. 122.

Digitized by Google

Die Götter der südskandinavischen Felsenzeichnungen.

Von Just Bing.

Mit 39 Textabbildungen.

I.

Wir kennen die nordische Götterlehre aus der Edda und aus Snorre, d. h. aus der Wikingerzeit. Allein Axel Olrik hat nachgewiesen, daß die Religion der Lappen nordische Bestandteile enthält, die älter sind als die Wikingerzeit und typisch mit den Ergebnissen stimmen, die man aus Bronzezeitfunden ziehen kann. Hier tritt besonders eine nordische Göttergruppe auf:

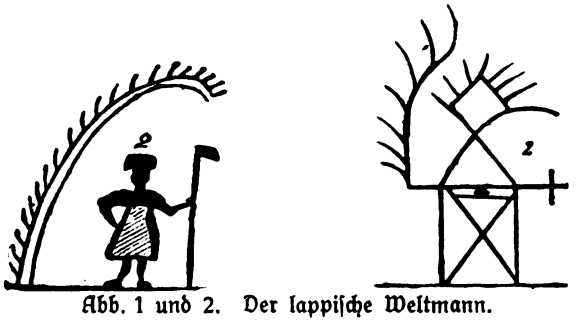


Abb. 1 und 2. Der lappische Weltmann.

Thor und sein Diener und der Weltmann (Waralden Olmay) oder der Weltgott (veraldar goð — Frey). Die Bilder dieser Götter, wie sie auf den lappischen Zaubertrommeln gezeichnet sind, lassen sich auf Bilder der Felsenzeichnungen zurückführen. Der Weltmann hält in der Rechten eine Hacke, links hat er ein Renngeweih, auf einem älteren Bilde ist die Linke in ein Renngeweih umgebildet. Es ist einfach die Umbildung einer Felsenzeichnung, wo der Mann in der Rechten ein Beil hält und seine erhobene Linke mit den fünf ungeheuer langen Fingern spreizt. In einer der nordischen Religion noch näher stehenden Form hat Kossinna gemeint, diese Gestalt im Bilde Olavs des Heiligen mit

Digitized by Google

seiner Axt wiederzufinden. Und auf den ältesten Olavsbildern, auf Münzen seines Sohnes Magnus des Guten, findet man den Beweis für diese Ansicht. Auf einer Münze ist die Axt beibehalten und die Hand in ein christliches Kreuz umgebildet, auf einer anderen hat man versucht, die Axt in das Kreuz zu verwandeln, und hat die Hand behalten und byzantinisch stilisiert. Später hat die

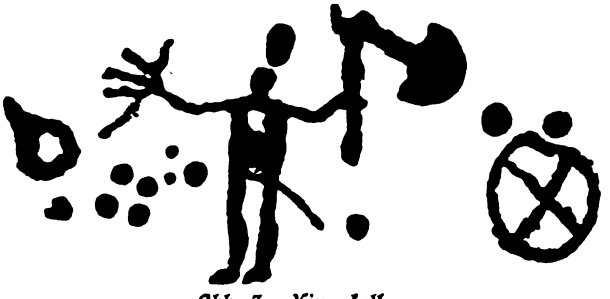


Abb. 3. Kinnekulle.

erste Form gesiegt (Abb. 1—5). Allein diese Gestalt auf den Felsenzeichnungen ist eine Verbindung vom Beil mit der Grundgestalt, einem Manne mit großen erhobenen Händen; auf einer Felsenzeichnung ist das Beil einfach auf der gehobenen Hand zugesetzt (Abb. 6—7). Dieser Gott mit den erhobenen Händen

Abb. 4. St. Olav.

Abb. 5. St. Olav.

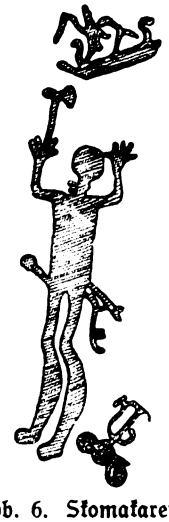


Abb. 6. Skomakaren.

Abb. 7. Aspeberget.

scheint im Mythus durch. Frey hatte sein Schwert verschenkt und erschlug den Bele mit bloßen Händen oder mit einem Hirschgeweih. Die Sage soll das Bild erklären, die bloßen Hände finden wir auf den Felsenzeichnungen, das Hirschgeweih entspricht dem Renngeweih, in das die Linke des lappischen Weltmanns verwandelt worden ist.

Digitized by Google

Auf einer lappischen Zaubertrommel finden wir den Thor mit zwei Hämmern, was der nordischen Götterlehre fremd ist, und seinen Diener mit einem Hammer, den er wohl von seinem Herren entlehnt hat und den wir nicht wiederfinden werden, und nur mit einem Arme, was merkwürdiger ist. Auf der Felsenzeichnung von Björnstad steht in einem großen Schiffe diese Gruppe zweimal, und im Hintersteven ist der eine Arm des Dieners gekürzt; Gustafson hat nicht gewußt ob er nach oben oder nach unten zu verlängern sei, gesehen

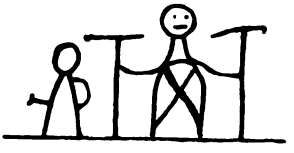


Abb. 8. Thor und sein Diener auf lappischer Zaubertrommel.

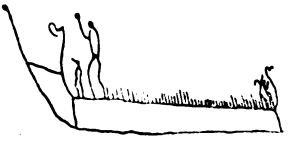


Abb. 9. Björnstad (nach Coll).

hat er nur den gekürzten Arm (Abb. 8—10). Alle drei Götter stehen zusammen in einer Gruppe auf der Felsenzeichnung von Evje, oben der Gott mit den großen Händen, unten der Hammergott, in der Mitte der Diener, dem der eine Arm gekürzt ist (Abb. 11). Auf den Felsenzeichnungen haben wir öfters den Thor mit Bockskopf oder gehörntem Helm und mit einem oder zwei Hämmern (Abb. 12—13). Im Museum von Kopenhagen findet sich eine bronzene Gestalt, knieender Mann mit gehörntem Helm. Nach einer Katalog-

Abb. 10. Björnstad (Ausschnitt) nach Gustafson.

notiz hat er, als er gefunden wurde einen Hammer in der Hand gehalten. Wer ist nun der Thorsdiener? Thor hat als Diener Thjalve, Loke, und in der Hymiskwida ist Tyr sein Diener. Tyr ist einarmig, „einhendr"; die Sage erzählt, daß der Fenriswolf seine Hand abgebissen habe. Hier kennen wir den ursprünglichen einarmigen Thorsdiener wieder.

Wir haben also nicht nur die Lappengötter wiedergefunden, sondern auch deren nordische Abänderungen (den waffenlosen Frey, Thor mit einem Hammer) und wir können den Thorsdiener mit dem einarmigen Tyr gleichsetzen. Und nun zeigt sich hier eine merkwürdige Übereinstimmung mit den

Digitized by Google

großen germanischen Göttern, die Tacitus in der Germania, Kap. 9, nennt. Da haben wir auch Thor und Tyr, an Freys Stelle tritt Odin auf. Odin ist ein neuer Gott im Norden, doch hat er gemeinsame Attribute mit Frey, das

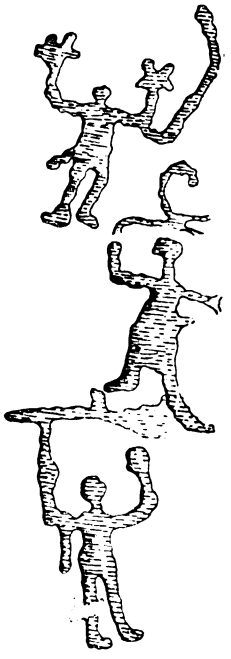


Abb. 11. Die Götterdreiheit von Evje.

Abb. 12. Ryk.

Abb. 13. Bronze, Kopenhagen.

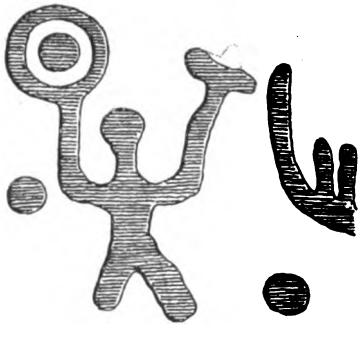


Abb. 14. Nedre Solberg.

Abb. 15. Norre Trättelanda.

Schiff Skidbladnir, den Ring Draupnir und das Pferd; der neue Gott Odin scheint auf einen alten Stamm aufgepfropft zu sein.

Montelius hat Thors Hammer mit der Doppelaxt des kretischen Sonnengottes gleichgesetzt und seine Auffassung wird bekräftigt durch die

Digitized by Google

Felsenzeichnung von Nedre Solberg, wo der Gott sowohl Hammer als Sonnenrad trägt (Abb. 14). Seinen kleinen Diener, dem der eine Arm öfter, wenn auch nicht immer gekürzt ist, behält er auch, wo er mit den Sonnenzeichen, Rad oder Doppelspirale, auftritt (Abb. 15). Aus den Bildern geht hervor, daß sein Tier der Bock ist. Dem Thorsdiener fehlen alle

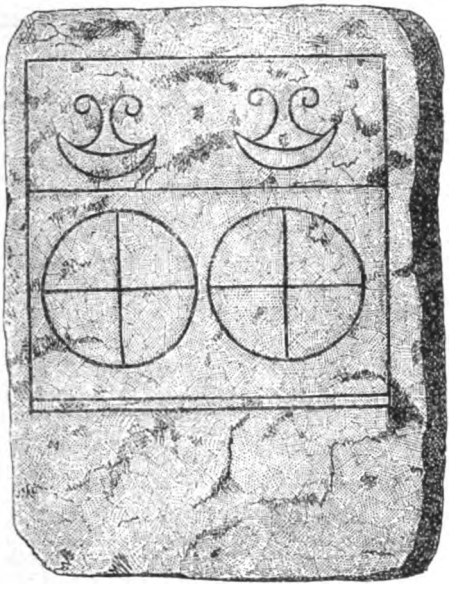


Abb. 16. Kivik.

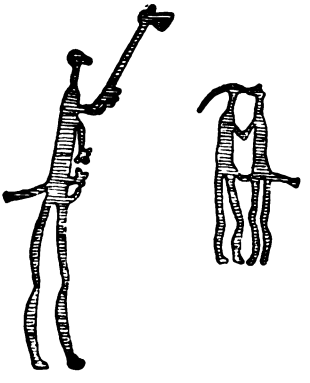


Abb. 19. Hvitlycke.

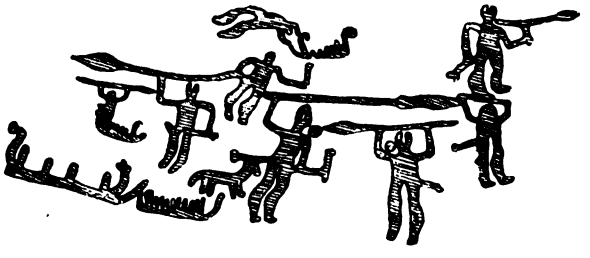


Abb. 17. Bro Utmark.

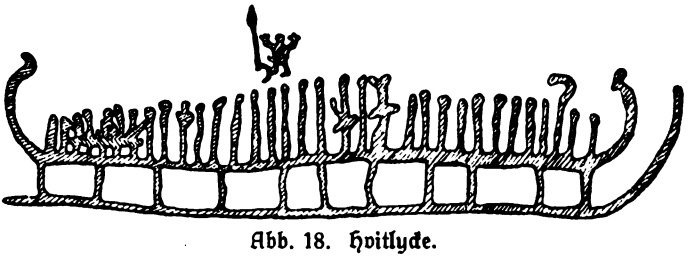


Abb. 18. Hvitlycke.

Atributte. Auf dem Kivikgrabe kommt der Mond mit dem Sonnenrade zusammen vor (Abb. 16), der Thorsdiener ist Mondgott. Auch sonst erkennt

Digitized by Google

Abb. 20. Aspeberget.

man, daß Tyr Mondgott gewesen ist. Sein Name bedeutet nur „Gott", er ist der „namenlose Gott" dem die Keltiberen und ihre nördlicheren Nachbarn nach

Digitized by Google

Strabon in Mondnächten Tanzfeste feierten; er ist Gott des Dinges (Diestag = Dingstag), und nach Germania, Kap. 11, hielten die Germanen Ding bei

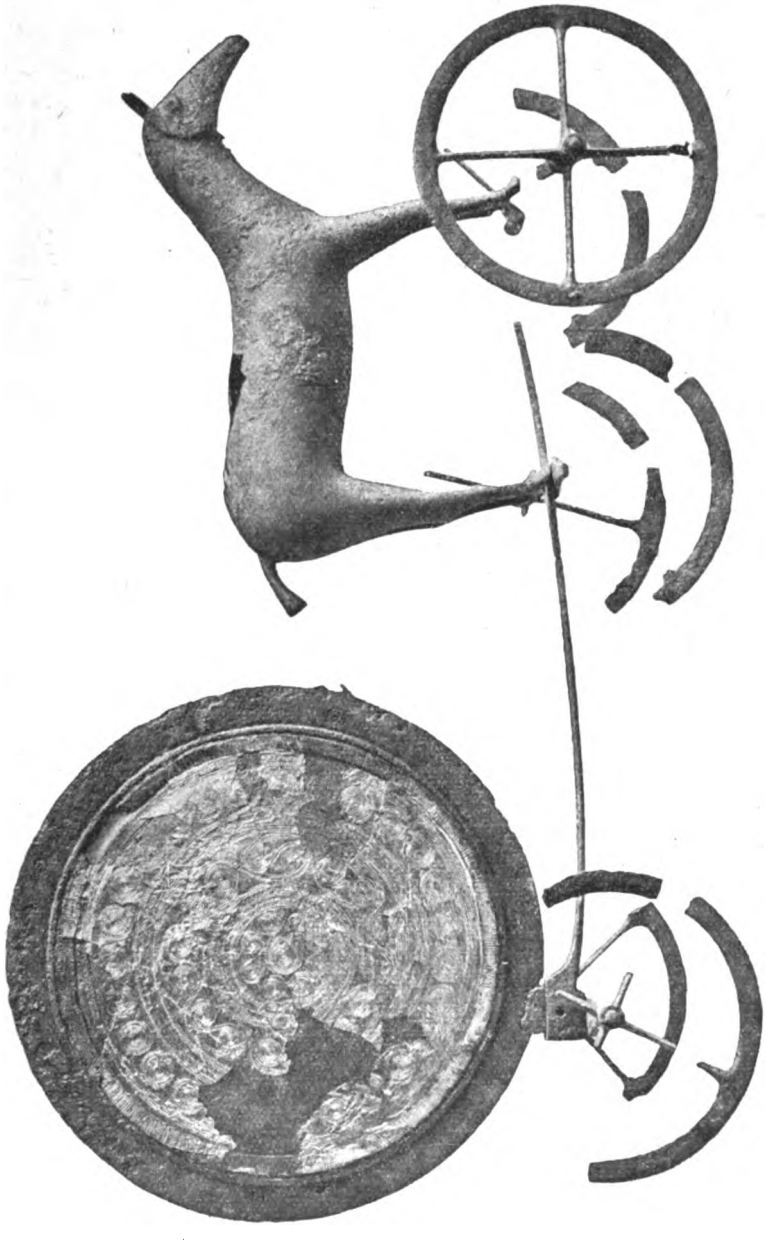


Abb. 21. Trundholm.

Neumond und Vollmond. Der andere Hauptgott führt Speer und Beil, sein Tier ist das Pferd, sein Zeichen der Ring (Abb. 17, 18). Die erhobenen spreizenden

Digitized by Google

Hände bedeuten gewiß Feuersflammen, doch ist das Feuer hier so wie bei dem indischen Feuergott Agni, dem Fruchtbarkeitsgott, zu verstehen. Fruchtbarkeitszeichen ist das Beil sicher: zweimal auf den Felsenzeichnungen erhebt ein Mann sein Beil über einem Ehepaar (Abb. 19). Der erste Bericht über den Götterglauben der Germanen, Caesar, De bello Gallico VI, 21, sagt, daß sie Sonne, Feuer und Mond als Götter verehren; er stimmt mit den Felsenzeichnungen. Diese Götter treten öfters zusammen auf, auch ihre Zeichen sind vereinigt, der Ring ist um das Sonnenrad gelegt. Auf der großen Felsenzeich-

Abb. 22. Telemark, Norwegen.

Abb. 23. Tröndelag, Norwegen.

Abb. 24. Morlungo, Italien.

Abb. 22—24. Pferd und Rad.

nung von Aspeberget (Abb. 20) stehen sie als führende Götter, jeder seiner Gruppe voran, der Gott mit den großen Händen vor der Schiffsreihe, der Sonnengott mit seinem Diener vor der friedlichen Gruppe mit Viehtreiber und Pflüger. Über dem Ganzen schwebt eine nicht ermittelbare Göttin mit sonderbaren Zeichen, einer runden „Gabelscheibe", einem kleinen Boot und einem kaum bestimmbaren Tiere. Unten bei der Kampfgruppe kehren die Zeichen wieder, oben die „Gabelscheibe", unten das Sonnenrad vom Ring umgeben, das gemeinsame Zeichen unserer Götterdreiheit.

Die Zeichen dieser zwei Hauptgötter finden wir auf dem Trundholmer Wagen (Abb. 21). Daß sie hier auf einem Wagen stehen, stimmt mit den

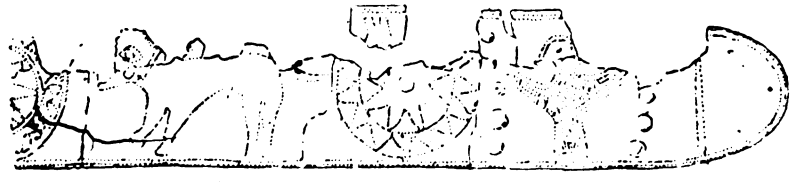


Abb. 25. Syros.

Kesselwagen der Bronzezeit, dem Strettweger Wagen, dem Rinderwagen der Nerthus in Germania, Kap. 40, dem Götterwagen Athanarichs, mit Thor der auf Märe unter seinem Karren und unter seinen Böcken Räder hat. Die Trundholmer Gestalten sind kaum so zu verstehen, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, daß das Pferd das Sonnenrad zieht. Die entsprechenden Seitenstücke, deren es eine Reihe gibt, machen es unwahrscheinlich: auf der Urne von Morlungo steht das Rad sogar vor dem Pferd (Abb. 22—24). An der Öse am Radrand ist zwar das Band befestigt, aber so würde das ganze beim ersten

Digitized by Google

Schritt umfallen, wenn das Pferd das Rad zöge. Es sind hier die Sonnenscheibe und das Pferd als gleichstehende göttliche Mächte nebeneinander gestellt, wie wir auf den Felsenzeichnungen den Sonnengott und den Pferdegott gefunden haben.

Abb. 26. Phylakopi.

Unsere Ergebnisse stimmen also mit diesem Funde, sie stimmen mit den ältesten Nachrichten über die germanischen Götter bei Cäsar und bei Tacitus.

Diese Götter sind die großen Götter der Germanen; allein die zwei Hauptgötter scheinen in die indogermanische Zeit hinaufzureichen. Ihre Tiere, der Bock und das Pferd sind mit den Hauptgöttern der indogermanischen Völker verknüpft. Die Römer opfern dem Juppiter monatlich einen Bock auf dem Kapitol und dem Mars das Oktoberpferd. Bei den Hellenen hat Zeus seine Aigis und Poseidon wird Hippios genannt, bei den Indern

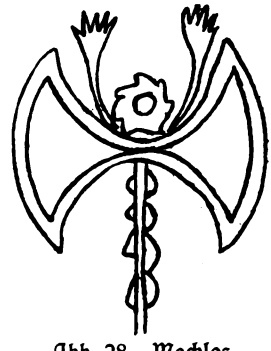


Abb. 28. Mochlos.

Abb. 27. Mykenai.

ist Indra mit dem Bock, Agni mit dem Pferd verbunden. Und im Bildmaterial kann man die Zeichen dieser Götter vielleicht bis auf die kretisch-mykenische Zeit

Abb. 29. Südrußland.

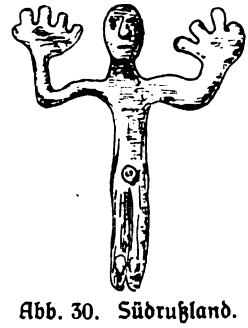


Abb. 30. Südrußland.

zurückführen. Auf einer Urnenscherbe von Phylakopi steht unter einer Sonne ein Mann mit erhobenen Händen, allerdings mag es ein Adorant sein (Abb. 26).

Digitized by Google

Auf einem Jaspis von Mykenai sieht man Sonne, Mond und eine Hand, auf einem Siegelstein von Mochlos die Sonnenaxt mit zwei erhobenen Händen darüber, die indes auch Palmenblätter sein können (Abb. 27—28). Immerhin hat der Gott mit den großen Händen sichere Verbindung mit südlichen Formen. Aus Südrußland (Kiew, Kaukasus) (Abb. 29, 30) hat man eine Reihe ähnlicher Formen, zuweilen sind die erhobenen Hände mit dem Kopf zusammengewachsen, nach Hörnes könnte daraus der keltische Cernunnos, der Gott mit dem Hirschgeweih entstanden sein, so wie die Hände Freys und des lappischen Weltmanns in Hirsch- und Renngeweih verwandelt sind.

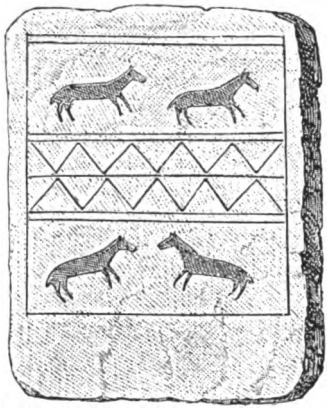


Abb. 31. Kivik.

Diese Göttergruppe kreuzt sich wie häufig bei den indogermanischen Völkern mit dem Pferdepaare, den „Dioskuren". Das Pferdepaar vor dem heiligen Wagen schildert Germania, Kap. 10. So haben wir das Bild dieses Pferdepaares auf dem Kivikdenkmal, wir sehen es vor dem Wagen und auch allein, nacheinander und gegeneinander gestellt (Abb. 31, 35). Durch die Einführung des Kultwagens ist diese Doppelgottheit durchgedrungen; in Bohuslän hat man anfangs die alten Göttertiere, den Bock und das Pferd, zusammen vor dem Götterwagen gespannt, aber schließlich wird das eine göttliche Pferd mit dem Pferdepaare umgetauscht. In Menschengestalt steht das Paar im Ring (auf dem Kivikgrabe, wo sie gewiß Feuer-

Abb. 32. Kivik.

Abb. 33. Seeland.

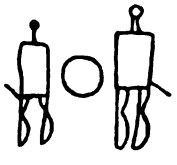


Abb. 34. Bardal.

zünder sind) und um den Ring (Seeland, Bardal in der jüngsten Schicht, Abb. 32—34). Sie haben das Beil des Pferdegottes übernommen, vermutlich auch seinen Speer. Als besonderes Dioskurensymbol haben sie das Boot in dem sie in Menschengestalt und auch in Pferdegestalt auftreten. Dies Verhältnis stimmt mit dem, was Magnus Olsen aus Ortsnamen nachgewiesen hat, daß im Norden Ull und Frey als göttliche Brüder verehrt worden sind. — Seltener findet sich auf den Felsenzeichnungen ein Rinderwagen, der vielleicht mit dem Nerthuswagen gleichzusetzen ist.

Digitized by Google

II.

Dies ist der Götterkreis, der auf den Felsenzeichnungen gewöhnlich erscheint und den wir mit der geschichtlich bezeugten Religion des Nordens in Verbindung bringen können. Allein hinter diesen Göttern zeigt sich eine ältere Stufe mit tierförmigen Göttern, deren Hauptdenkmal die große Felsenzeichnung von Fossum ist (Abb. 35a). Auf der Fossumzeichnung geht es lebhaft zu. Da lassen Lurenbläser ihre Hörner ertönen, daneben steht eine nackte Frau mit erhobenem Arm, gewiß eine Zauberin die ihr Zauberlied jodelt. Zwei Männer erstechen einen Hund, ein Mann ersticht ein Pferd, Hunde und Pferde sind Opfertiere im Norden und auf der Felsenzeichnung von Backa Utmark (Abb. 35b) sehen wir sie mit dem dritten nordischen Opfertiere dem Hahn zusammen um ein Sohlenpaar gruppiert. Häufig treten auf der Fossumzeichnung Beilmänner auf; das Beil ist hier gewiß das heilige Gerät, das später als die Waffe des Pferdegottes aufgenommen ist. So haben wir auch zwei Stücke von der Gabelscheibe, die in gleicher Weise auf der Aspebergszeichnung mit der Göttin verbunden ist. Weil sonst die Gabeln auch los um die Scheibe stehen, muß man es so auffassen, als ob die runde Scheibe damit geschmückt ist, und ich glaube diese Figuren stellen „gemaite" Schilde vor. Der Schild kommt bei Frühlingsaufzügen vor (das ancile der Römer), gemaite Schilde kennen wir freilich nicht, doch haben wir ein entsprechendes in der heiligen Verbindung des Schildes mit der Garbe (Scyld Scefing, Schild Sohn der Garbe, in der englischen Königsreihe).

Abb. 35. Kivik.

Die Beilmänner schwingen ihre Beile im Zweikampf, was auch eine Sitte des Frühlingsfestes ist, und heben auch sonst rundum das Beil der Fruchtbarkeit. Ein Beilmann stürzt aus einem Schiff hervor und vertreibt einen Bogenmann, der als Unhold zu betrachten ist. Bei einem Ehepaare auf Hoghem und beim großen Vieh auf Aspeberget stehen auch solche Bogenmänner, doch da steht auf jeder Stelle eine „Opfergrube" vor dem Bogenmann, das heißt: Bis hierher und nicht weiter, es ist Opfer gebracht, damit er sich zurückhalte (Abb. 36, 20). Im Volksglauben herrscht die Vorstellung von

Digitized by Google

ſolchen Unglückswesen, die mit Pfeilen ſchießen. Die Vorſtellung reicht vom tötenden Elfenſchuß zum mehr alltäglichen Hexenſchuß. In der indogermaniſchen

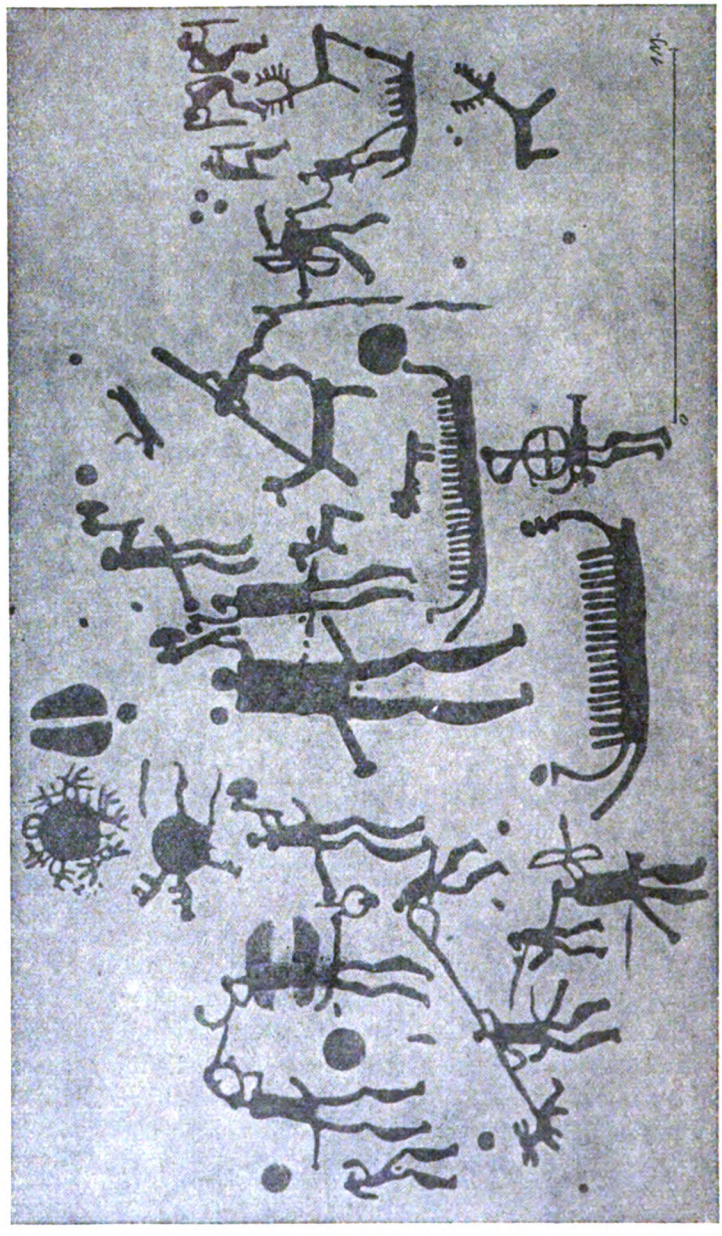


Abb. 35a. Foſſum.

Götterwelt iſt dieſer Unhold unter die Götter aufgenommen. Bei den Indern ſchießt Rudra Tod und Krankheit über Volk und Vieh; man opfert ihm abge-

Digitized by Google

sondert von den Göttern und von diesem Opfer wird ein Wort gebraucht das „sich abfinden" bedeutet, man gibt ihm seinen Teil, damit er sich fernhalte. Bei den Hellenen schießt Apollon im ersten Buche der Ilias Pest über das Heer der Achäer. Dem Apollon opfert man am Stein vor der Tür, man läßt ihn nicht ins Haus herein. Diese Art Opfer stimmt mit dem, was wir in der Opfergrube vor dem Bogenmann auf den Felsenzeichnungen zu sehen glauben. Bei den Römern ist dieser Unhold dem Gotte Mars einverleibt. Er ist der „wilde Marmar", den das Salierlied bittet, die Pest zu stillen und „satt" zu sein, er ist der Mars Silvanus, dessen Tier der Wolf ist, so wie Apollon auch den Wolf zum Tiere hat. Allein im Mars ist auch ein ganz anderes Element, der

Abb. 35 b.
Backa Utmark.

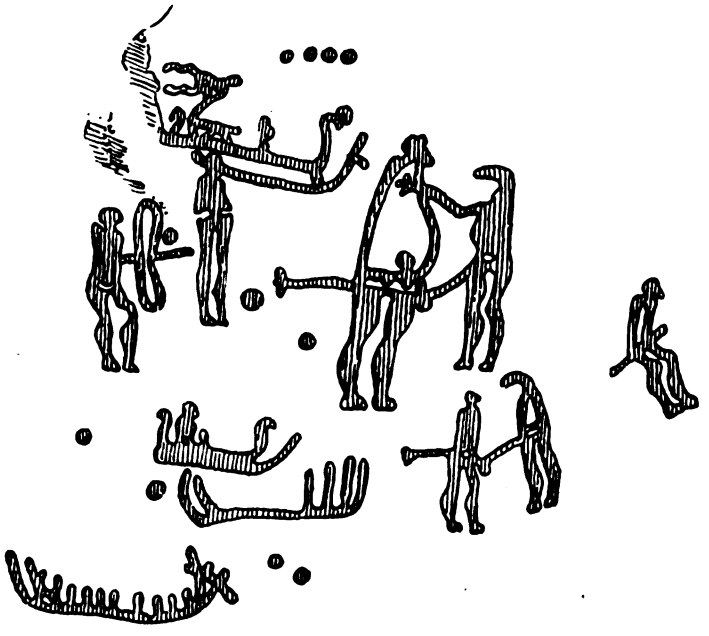


Abb. 36. Hoghem.

„Maspiter", dem das Oktoberroß geopfert wird und der unserem Pferdegott entspricht. In der nordischen Götterlehre ist der Unglücksgott zum Winterdämon geworden. Die Bogengötter sind auch Skigötter, so Ull, so Skade, der der Bogen ursprünglich gehört, deren Name männlichen Geschlechts ist und die ursprünglich ein Mann gewesen ist. Skade wohnt im Gebirge wie Rudra, ihr Tier ist der Wolf. Ihr Gatte Njord (d. h. ursprünglich ihre Gattin Nerthus) klagt, daß er es nicht im Gebirge bei ihr aushalten kann: „Der Wölfe Geheul schien mir böse zu sein neben Schwanengesang". Auf dem Gundestrupkessel sehen wir eine Vogelgöttin, der in einem Arm ein Mann, in dem anderen ein Wolf liegt. Es ist die ursprüngliche Form der Ehe zwischen Nerthus

Digitized by Google

und dem männlichen Skade. — Dieser Unhold wird vom heiligen Platze vom Bogenmann vertrieben, so wie man in Frühlingsfesten „den Tod austreibt". Und dann geschieht das Höchste: die Götter erscheinen, und je zweimal, zwei Schweinepaare und zwei Hirsche. Vielleicht sind die Tiere auf der Mittelgruppe von Kivik Nr. 7 (Abb. 30) ein Schweinepaar, gegeneinander gestellt so wie die unsrigen, sicher ist ein solches auf der Urne von Borgstedfeld und auf der Flasche von Matzhausen (Abb. 37—38). Es ist mit der „Mutter der Götter" zusammenzustellen, der zu Ehren die Ästier nach Germania, Kap. 43, ihre Kampfeber tragen. Eine gleiche Vorstellung scheint durch im Beinamen Freyas „fyr", die Sau. Freya ist hier sowie öfters gewiß die Erbin der alten Göttermutter Frija. Bei den Hellenen werden in den Thesmophorien zwei Ferkel auf eine alte barbarische Weise der Demeter geopfert. Da erkennen wir unser Schweinepaar wieder. — Der Hirsch kehrt auf der Felsenzeichnung von Lilla Gerum wieder, auch da zweimal wiederholt, und der hintere von den verbundenen Hirschen trägt auf den Hörnern das Sonnenrad. Hiermit stimmt genau ein Bild vom Kaukasus (Abb. 38 u. 38a). Es ist der Sonnenhirsch. Zwar

Abb. 38. Lilla Gerum.

Abb. 38a. Kaukasus.

ist es zweifelhaft, ob wir den Sonnenhirsch des Solarljods darauf zurückführen können. Mit der Deutung stimmt es, daß zwei Hirsche auf der Aspebergzeichnung am ausgehobenen Platze in der Gruppe vorkommen, die von dem Sonnengott und seinem Diener geführt wird; die alte Sonnengottheit wird von der neuen als Hintersasse aufgenommen.

Wir haben zwei Götterkreise festgestellt, die zwei Stufen kennzeichnen, beide reichen über den Norden hinaus. Es scheint also, als seien wir zu dem Schlusse gedrungen, daß bei den indogermanischen Völkern Europas ein Religionswechsel eingetreten sei, bei dem der Sonnenhirsch vor dem neuen Bockgott gewichen, und das Schweinepaar als Zeichen der Erdgottheit, der ewigen Mutter, zurückgetreten, und ein neuer Gott hinzugekommen, der Feuergott, der Pferdegott. Die ältere Stufe ist nicht ganz verschwunden, sie findet sich jedoch nur in den Winkeln der Götterlehre (Freya-fyr), bei einzelnen abseitigen Stämmen (Ästier) und bei auffallend uralten Opferformen (Thesmophorien) und beim Sonnenhirsch ist die ältere Auffassung, wenn der Sonnenhirsch des Solarljods nicht herbeizuziehen ist, nur aus dem Bildmaterial zu ersehen. Die neuen Götter aber führen unmittelbar auf die großen Götter

Digitized by Google

der indogermanischen Völker hin. Hier haben wir die Grundlage dessen, was in geschichtlicher Zeit stehen geblieben ist.

Göttertiere können Opfertiere sein oder auch Totemtiere. Allein bei den Indogermanen ist kein sicheres Zeugnis von Totemismus. Betrachten wir unsere Tiere als Opfertiere der Götter, Schweine (Eber) und Hirsch der alten Götter, Bock und Pferd der neuen Götter, da tritt auf den Felsenzeichnungen noch ein Kreis von Opfertieren hinzu, Pferd und Hund und Hahn (später Falke), der sich im Norden, aber auch nur im Norden, bis zur geschichtlichen Zeit gehalten hat. Dieser Kreis kommt schon auf der Fossumzeichnung vor: da werden Pferd und Hund geopfert. Schweine und Hirsch sind dann hier

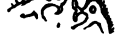


Abb. 37. Borgstedfeld.

Abb. 39. Matzhausen.

Göttertiere, weil sie „versteinerte" Opfertiere sind. Sie zeigen auf eine Zeit zurück, wo man Eber und Hirsche, die edelsten Jagdtiere den Mächten opferte, allein schon damals opferte man auch zahme Tiere, Pferd und Hund. Die Tiere der neuen Götter sind Bock und Pferd, während im Norden schon Pferd und Hund als Opfertiere vorkommen. Hält man daran fest, daß die Tiere ursprüngliche Opfertiere sind, wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß der neue Götterkreis nicht aus dem Norden herstamme, daß er hier eingeführt ist. Doch nur mit der äußersten Zurückhaltung kann man hier Schlüsse ziehen. Beachtenswert ist indes, daß das Pferd, das beiden Tierkreisen gemeinsam ist, auf den Felsenzeichnungen sehr häufig vorkommt und daß nach unserer Deutung

Digitized by Google

auf dem Trundholmer Wagen das Pferd allein als Vertreter seiner Gottheit auftritt.

Auf der Fossumzeichnung überwiegen die Darstellungen von heiligen Handlungen und Opfern, den Göttern ist nur ein kleiner Raum gegeben. Es scheint, als sei die Meinung, daß wenn alles rite ausgeführt wird, schließlich die Götter sich offenbaren müssen. Entsprechende Darstellungen finden sich auf mykenisch-kretischen Bildern. Die Erscheinung der Götter ist das Siegel, das den Opfern und Festgebräuchen die rechte Gültigkeit sichert. Die Götter sind hier unter magischen Zwang. Wir haben vor uns eine Religion, die auf magischer Grundlage ruht.

Ganz anders ist das Verhältnis auf der Aspebergzeichnung. Hier stehen die neuen Götter vor ihren Gruppen, der Gott mit den großen Händen vor der Schiffsreihe, der Sonnengott und sein Diener mit dem Rade vor der großen friedlichen Gruppe mit dem Pflüger und dem Viehtreiber. Sie offenbaren sich nicht, sie sind selbstverständlich als führend da. Das Verhältnis spricht von religiösem Gefühl in unserem Sinne des Wortes, wir sehen vor uns das volle, unbedingte Vertrauen auf die Führung der Götter, die „schlechthinnige Abhängigkeit" im Verhältnis zu den Göttern. Die Veränderung, die die neuen, die großen indogermanischen Götter zur Herrschaft gebracht hat, scheint demgemäß eine gewaltige Geistesmacht besessen zu haben. Durch sie wird das Verhältnis zu den Göttern in unbedingte religiöse Hingabe und Glauben umgewandelt.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens 1900 – 1921.

Von Martin Jahn.

Mit dem Abschluß des vorigen Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche der schlesischen Vorgeschichtsforschung. Die Sammlungen des Schlesischen Altertumsvereins [1]), der bis dahin der einzige Pfleger der Vorzeitforschung in Schlesien war, gingen 1899 in den Besitz der Stadt Breslau über und erhielten in dem neu gegründeten „Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer" zum ersten Male eine ihrer Bedeutung entsprechende Unterkunft. Die Zeitschrift des Vereins: „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift", von der damals sieben Bände erschienen waren, wurde in einem neuen, größeren und üppigeren Gewande gemeinsam mit der Museumsleitung herausgegeben unter dem Doppeltitel: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Neue Folge [2]) — Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Der erste Band dieser neuen Reihe erschien 1900, mit dem siebenten Bande hat sie im Jahre 1919 einen vorläufigen Abschluß erreicht. Der erste Teil eines jeden Bandes enthält Arbeiten vorgeschichtlichen Inhalts, die auch gesondert erschienen sind, eine Zeitlang unter dem Sondertitel: Beiträge zur Urgeschichte Schlesiens. Ihr Herausgeber, Museumsdirektor Dr. Seger, zugleich ordentlicher Honorar-Professor für Vorgeschichte an der Universität Breslau und Vorsitzender des Schlesischen Altertumsvereins, ist während der ganzen hier zu besprechenden Zeit der eigentliche Träger der schlesischen Urgeschichtsforschung. Ihm vor allen verdankt das Breslauer Museum den Aufschwung, durch den es sich zu einer der bedeutendsten und bestgeordneten Altertumssammlungen Deutschlands entwickelt hat. Die Fundveröffentlichungen und Bearbeitungen von schlesischen Altertümern, auf die wir im folgenden zu sprechen

[1]) Der Verein nannte sich damals noch „Verein für das Museum Schlesischer Altertümer".

[2]) Ich führe die Zeitschrift im folgenden in der Abkürzung Schl. Vz. N. F. an.

Digitized by Google

kommen, geben trotz ihrer großen Zahl kein ausreichendes Bild von der Grabungs- und Sammeltätigkeit der Anstalt. Auch die Zugangsverzeichnisse, die am Ende jedes Bandes der Museumszeitschrift veröffentlicht worden sind, sind zu kurz gehalten, um einen näheren Einblick in das Anschwellen des Fundstoffes zu ermöglichen. Leider sind die ausführlicheren Fundchroniken, die Seger in den letzten Bänden der alten Folge von Schlesiens Vorzeit gegeben hatte, dem anders gearteten Zuschnitt der neuen Folge zum Opfer gefallen.

Für alle, die sich eingehender mit der Vorgeschichte Schlesiens beschäftigen wollen, sind ein ausgezeichnetes Hilfsmittel die von Partsch und Nentwig herausgegebenen Literaturübersichten, von denen die letzten so ausführlich sind, daß sie sogar Zeitungsberichte über Funde anführen. Es sind folgende Bände erschienen: Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien, Teil 1 (bis 1900), Breslau 1892—1900 von Partsch (Vorgeschichte auf S. 137—146 und 460); Teil 2 (1900—1903), Breslau 1904 von Nentwig (Vorgeschichte auf S. 38—42); Teil 3 (1904—1906), Breslau 1907 von Nentwig (Vorgeschichte auf S. 50—53); Teil 4 (1907—1912), Breslau 1914 von Nentwig (Vorgeschichte auf S. 111—119).

Unter den die gesamte Vorgeschichte Schlesiens behandelnden Schriften nimmt die erste Stelle der Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens von Oskar Mertins (Breslau 1906) ein. Mertins widmete seine freie Zeit, die ihm sein Beruf als Professor an einem Breslauer Gymnasium ließ, ganz der schlesischen Urgeschichtsforschung. Er unternahm im Auftrage des Breslauer Museums Ausgrabungen und machte sich besonders durch wertvolle Bearbeitungen von Fundgruppen dieser Anstalt verdient, bis längere Krankheit und 1909 der Tod seinem Schaffen Einhalt gebot [1]). Die Mehrzahl seiner Arbeiten ist bereits in der alten Folge von Schlesiens Vorzeit erschienen, die hier nicht mehr herangezogen wird. In dem Wegweiser hat Mertins sein abschließendes Hauptwerk herausgegeben. Hier bringt er seine bis ins einzelne gehende Sachkenntnis und Materialbeherrschung aufs glücklichste zur Geltung. Wie sehr dieses Buch einem allgemein empfundenen Bedürfnis entgegenkam, zeigt der für eine wissenschaftliche Arbeit auffallend rasche Absatz, der in wenigen Monaten eine neue Auflage nötig machte. Auch die zweite Auflage ist bereits vergriffen. Wenn auch jetzt, 15 Jahre nach dem Erscheinen des Werkes, viele Punkte veraltet sind, so bietet der Wegweiser trotzdem noch eine ausgezeichnete Einführung in die Vorzeit unserer Provinz, die sich mit ähnlichen Arbeiten in anderen Landesteilen durchaus messen kann. Besonderer Wert ist auf die chronologische Gruppierung der wichtigen Fundtypen und die Darstellung ihrer Formenentwicklung gelegt, die durch 352 ganz vortrefflich ausgeführte Abbildungen zur An-

[1]) Vgl. die Nachrufe in Schl. Vz. N. F. V, S. 273 und im Mannus I, S. 166.

Digitized by Google

schauung gebracht wird. Der Kenner bewundert die gewaltige Arbeitsleistung, die in diesem gediegenen Werkchen ruht.

1913 veröffentlichte Seger in der von Kampers herausgegebenen Schlesischen Landeskunde (Leipzig 1913) einen Abriß über Schlesiens Urgeschichte, der auch gesondert als Festschrift für die damalige Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Breslau erschienen ist. In kürzester Fassung, auf 27 Seiten zusammengedrängt, wird hier eine treffliche Übersicht über die Entwicklung der vorgeschichtlichen Kulturen Schlesiens gegeben. Legt Mertins in seinem Wegweiser den Hauptwert auf die Darstellung des Fundstoffes, da ihm nach seinen eigenen Worten (im Vorwort) das Fundmaterial noch zu lückenhaft erscheint, um eine Geschichte des Lebens der Vorzeit zu geben, so faßt Seger seine Aufgabe gerade mehr von dieser kulturgeschichtlichen Seite an und sucht dem Leser in knappen Zügen ein Bild des Kulturlebens in der Vorzeit zu entwerfen. Schon in diesem Unterschied der Anlage beider Arbeiten kennzeichnet sich der schnelle Fortschritt, den die Forschung in Schlesien gemacht hat. Über die Bevölkerungsgeschichte der schlesischen Vorzeit hat Seger schon 1907 eine Studie: die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Heft XVII (Breslau 1907; 18 Seiten) veröffentlicht.

Im Jahre 1920 brachte Seger einen Führer durch die Vorgeschichtliche Abteilung und das Antikenkabinett des Breslauer Museums (Breslau 1920, Verlag des Museums) heraus, der in erster Linie für den Besucher der Sammlung berechnet ist. Da aber jedem Abschnitt kurze allgemein gehaltene Einführungen vorangesetzt sind, wird er auch den übrigen Lesern als knappe, auf den neuesten Forschungsergebnissen beruhende Übersicht über Schlesiens Vorzeit willkommen sein, zumal dem Texte 20 Abbildungstafeln beigefügt sind. Gelegentlich der Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Breslau 1913 gab Seger bei der Führung durch die Sammlung einen Überblick über den Stand der Urgeschichtsforschung in Schlesien, der in dem Protokoll dieser Hauptversammlung (Sonderdruck des Korrespondenzblattes des Gesamtvereins, Berlin 1914, S. 124—131) wiedergegeben ist.

Von den über das Lokalgebiet Schlesien hinausgreifenden Arbeiten Segers führe ich hier nur zwei an, die im einzelnen die schlesischen Verhältnisse stärker heranziehen. Sie sind in den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Breslau) erschienen: 1904 behandelte Seger dort auf 13 Seiten die Denkmäler der Vorzeit im Volksglauben. Aus Schlesien führt er Sagen an, die sich auf Burgwälle und Urnenfelder beziehen und gibt anschauliche Beispiele von dem Aberglauben vieler Landleute, die an eine Schutz- und Heilkraft der Steinbeile oder Donnerkeile glauben. In dem 1911 als Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau

Digitized by Google

erschienenen Doppelbande der Mitteilungen brachte Seger S. 554—569 einen Beitrag über die Grundlagen der vorgeschichtlichen Chronologie, in dem er auch eine Reihe schlesischer Beispiele bringt. Unter den Abbildungen ist die photographische Aufnahme des Fundplatzes von Malkwitz, Kr. Breslau, von Belang, die darstellt, wie mitten in ein hallstattzeitliches Urnenfeld hinein slawische Skelettgräber bestattet worden sind. Die Abbildung ist bisher nur an dieser Stelle veröffentlicht worden.

Von nichtschlesischen Forschern ist die schlesische Altertumskunde mehrfach in Arbeiten, die weitere Gebiete behandeln, berücksichtigt worden. Hier mögen nur solche Abhandlungen erwähnt werden, die die schlesische Forschung stark gefördert haben oder Fundzusammenstellungen bringen, die in der schlesischen Literatur noch nicht erschienen sind. An erster Stelle sind hier Arbeiten von Kossinna anzuführen, die gerade über die Vorzeit Ostdeutschlands von grundlegender Bedeutung sind und auf die schlesische Forschung ungemein befruchtend gewirkt haben. Auch durch einen 1902 in Breslau gehaltenen Vortrag über die vorgeschichtliche Stammeskunde Schlesiens, von dem nur ein Zeitungsbericht veröffentlicht wurde (Globus Bd. 81 S. 93f.), machte Kossinna seine Forschungsergebnisse den Schlesiern zugänglich. Es seien folgende Schriften erwähnt: Kossinna, die indogermanische Frage archäologisch beantwortet (Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 161 ff.). Während Kossinna die in dieser Arbeit gemachten Ausführungen über die Steinzeit und entwickelte Bronzezeit durch spätere Aufsätze ersetzt hat, sind seine Aufstellungen über die älteste Bronzezeit (S. 189 ff.) neben der Arbeit von Montelius über die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (Braunschweig 1900) noch heute von Wert. Ausschließlich Ostdeutschland gewidmet und in ihrem weitgehenden Einfluß auf die Klärung der ostgermanischen Verhältnisse allgemein anerkannt ist Kossinnas Abhandlung über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen (Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 369 ff.), die im einzelnen durch neuere Arbeiten Kossinnas und seiner Schule fortgeführt und ausgebaut wurde. Auf die steinzeitlichen Verhältnisse ging Kossinna in der Abhandlung: Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten (Mannus II, 1910, S. 59 ff.) erneut ein. Von besonderer Bedeutung ist die dort beigegebene, mit einer Karte ausgestattete, umfangreiche Fundstatistik. Eine ausgezeichnete Ergänzung hierzu bildet Kossinnas letzte Darstellung der Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen im Mannus XIII, S. 13 ff., 143 ff. und 239 ff. mit drei Verbreitungskarten. Durch seine umfangreiche Materialzusammenstellung und die Fundkarte ist das Buch von Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch (Mannusbibl. Nr. 15, Würzburg 1918)

Digitized by Google

von großem Werte. Auch das zweibändige Werk von Åberg, das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit (Uppsala-Leipzig 1918) ist für die schlesische Forschung von Belang. Ich weise auf Åbergs Verbreitungskarten und -listen nordischer Steinbeilformen hin. Auch sind von ihm mehrere schlesische Steinäxte zum ersten Male abgebildet worden.

Über die sog. Lausitzer Kultur hat Kossinna seine Auffassung bisher nur in kurzer, gedrängter Fassung bekannt gegeben (Kossinna, Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas, Mannus III—V). Den Fortgang und Abschluß dieser Kultur behandelt Kossinna in den Arbeiten über die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisenfunde von Wahren bei Leipzig (Mannus VII, S. 87 ff.) und über die goldenen „Eidringe" und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland (Mannus VIII, S. 1 ff.), in denen die genauen Übersichten über die Verbreitung einer Anzahl von Ringtypen der Lokalforschung besonders zugute kommen. Einen kurzen Überblick über die gesamte Besiedelungsgeschichte des Ostens gibt Kossinna schließlich in dem Aufsatz Die deutsche Ostmark, ein Urheimatboden der Germanen (Monatsschrift „Oberschlesien" XVII, 1919). Über die germanische Zeit Ostdeutschlands sind wir neuerdings durch mehrere aus der Schule Kossinnas hervorgegangene Arbeiten aufs genaueste unterrichtet worden. Der Hauptwert dieser Abhandlungen liegt in dem vollständig und wohlgeordnet veröffentlichten Fundstoff, dessen Reichhaltigkeit ganz erstaunlich ist. Die Kaiserzeit behandelt Blume in seinem zweibändigen Werk: Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Mannusbibl. Nr. 8 und 14. Würzburg 1912 und 1915). Obwohl Blume sich in der Hauptsache auf Nordostdeutschland beschränkt, zieht er auch die schlesischen Funde besonders in der Materialzusammenstellung heran. Kostrzewski dehnt sein Arbeitsgebiet über ganz Ostgermanien aus und behandelt die der Kaiserzeit voraufgehende Epoche. Seine Arbeit: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit (Mannusbibl. Nr. 18 und 19. Leipzig 1919) gibt also auch eine eingehende Darstellung der schlesischen Verhältnisse in dieser Zeitstufe und eine ausführliche Zusammenstellung des schlesischen Fundstoffes. Kossinna hat jüngst einige Nachträge zu dieser Materialsammlung veröffentlicht (Mannus XI—XII, S. 409 ff., Wandalen an der Oder in der frühen Eisenzeit). Hier sind auch die beiden Arbeiten von Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit und Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung (Mannusbibl. Nr. 16 und 21. Würzburg und Leipzig 1916 und 1921) zu erwähnen, in denen die Waffen- und Sporenfunde auch von Schlesien zusammengestellt und eine Reihe schlesischer Fundstücke zum ersten Male abgebildet worden sind. Weiter

Digitized by Google

sind wichtig die landschaftlich geordneten Fundzusammenstellungen in den von der deutschen Anthropologischen Gesellschaft herausgegebenen prähistorischen Typenkarten, die zuerst Lissauer und dann Beltz bearbeitete. Es sind bisher erschienen:

Lissauer, 1. Bericht (Flach- und Randäxte; Ruder- und Scheibennadeln; Radnadeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1904, S. 537—607, mit 3 Fundkarten.

Lissauer, 2. Bericht (Absatzäxte). Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 793 bis 847, mit 1 Fundkarte.

Lissauer, 3. Bericht (Lappenäxte). Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 817 bis 862, mit 1 Fundkarte.

Lissauer, 4. Bericht (Älteste Gewandnadeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 785—831, mit 1 Fundkarte.

Beltz, 5. Bericht (Die Latènefibeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 664—817 und 930—943, mit 1 Fundkarte.

Beltz, 6. Bericht (Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 659—900, mit 1 Fundkarte.

Auch auf die Bearbeitung der Bronzesicheln, die Hubert Schmidt in der Zeitschr. f. Ethnol 1904, S. 416 ff. veröffentlicht hat, mag wegen der Aufzählung von schlesischen Sicheln auf S. 427, 434 und 437 hingewiesen werden.

Unter den schlesischen Einzelarbeiten schicke ich eine Gruppe voraus, die Übersichten über die Vorzeit von Teilgebieten geben. Die übrigen führe ich nach den vorgeschichtlichen Epochen geordnet auf. Ich habe mich bemüht, auch die in Lokalzeitschriften veröffentlichten Beiträge, soweit sie von Belang sind, vollzählig zusammenzutragen, obwohl vielen diese Veröffentlichungen schwer zugänglich sein werden.

Die vorgeschichtlichen Funde aus dem Neißer Lande hat Seger im Jahresbericht des Neißer Kunst- und Altertumsvereins (Jahrgang 13, Neiße 1910, S. 14—22, mit 13 Abbildungen) zusammengestellt. Außer einigen Steinbeilen ist ein sehr interessanter Depotfund von Steingeräten aus Matzwitz, Kr. Grottkau, aufgeführt, dessen Fundumstände von Seger damals noch angezweifelt wurden, nach neueren Erkundungen aber völlig gesichert sind. Aus der Bronze- und Hallstattzeit sind einige Urnenfelder und die beiden Depotfunde von Matzwitz und Köppernig bekannt. Letztere hat Seger auch in Schl. Vz. U. F. IV, S. 26 und 40 veröffentlicht.

Die Grafschaft Glatz in vorgeschichtlicher Zeit behandelte Seger in der Volkmer-Festschrift (Bd. 5 der Glatzer Heimatschriften, herausgeg. vom Verein für Glatzer Heimatkunde. Habelschwerdt 1921, S. 124—129, mit 3 Abbildungsgruppen). Diese Arbeit ist von besonderer Wichtigkeit, da sie Alter und Bedeutung des Glatzer Paßgebietes erläutert. Es ist daher zu bedauern, daß sie an so entlegener Stelle erschienen ist. Nach Aufführung

Digitized by Google

der wenig zahlreichen Funde des Glatzer Beckens, die aus der Steinzeit, der Zeit des Lausitzer Typus, der keltischen Latènegruppe und der germanischen Siedelungsepoche stammen, weist Seger auch auf indirektem Wege nach, daß das Glatzer Becken während der gesamten Vorzeit besiedelt war und als wichtiger Verkehrsweg zwischen Böhmen und Mittelschlesien diente. Läßt sich doch in allen vorgeschichtlichen Epochen ein reger Kulturaustausch zwischen beiden Gebieten feststellen, der nur auf dem Wege durch das Glatzer Gebiet vermittelt worden sein kann.

Die spärlichen Funde des Kreises Neustadt, O.-S., stellt Franke in der Zeitschrift Oberschlesien IX (1911), S. 281—289 zusammen (Forschungen und Funde im Kreise Neustadt, O.-S.).

Eine Folge der politischen Verhältnisse ist es, daß die Vorzeit Oberschlesiens in mehreren Arbeiten kurz geschildert worden ist. Bot doch die Vorgeschichtsforschung dem Deutschtum in seinem geistigen Kampfe um diesen Landesteil eine wertvolle Stütze, da sie eine lange germanische Besiedlung Oberschlesiens nachweisen konnte, die der ersten slawischen Einwanderung voraufging. In dem Führer durch die Ausstellung Arbeit und Kultur in Oberschlesien, die in Breslau im Oktober 1919 veranstaltet wurde (Breslau, Selbstverlag der Ausstellung) veröffentlichte Seger einen kurzen Abriß der oberschlesischen Urgeschichte (S. 17—21). Die vom Breslauer Museum in vier Räumen eingerichtete Abteilung: Urgeschichte dieser Ausstellung gab weiteren Kreisen zum erstenmal einen Einblick in die reichen Fundbestände des Museums aus diesem Landesteil, die sonst wegen Platzmangels zum größten Teil in Depoträumen des Museums ruhen müssen. Zu Beginn des Jahres 1921 veröffentlichte der Heimatverlag Oberschlesien ein Sammelheft: Oberschlesien. Ein Land deutscher Kultur (Gleiwitz 1921), in dem Seger auf S. 42—49 Oberschlesiens Vorgeschichte schildert. Der Aufsatz ist von 15 fast sämtlich sonst unveröffentlichten Abbildungen der wichtigsten Funde und einer Besiedelungskarte Oberschlesiens in der Bronze- und frühen Eisenzeit begleitet und verdiente gleichfalls eine Veröffentlichung an zugänglicherer Stelle. In einem ähnlichen, im gleichen Verlage erschienenen, vom Verein für die Geschichte Schlesiens herausgegebenen Hefte: Aus Oberschlesiens Vergangenheit (Gleiwitz 1921) gab Jahn auf S. 4—7 „Aus Oberschlesiens Vorzeit" einen kurzen Überblick über die germanische Besiedlung Oberschlesiens. Auch hatte er Gelegenheit, im Breslauer Altertumsverein und in der Berliner Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte über dieses Thema vorzutragen (Mannus XI—XII, S. 416 bis 418). Die Breslauer Dissertation von Joel: Die kulturelle Entwicklung Oberschlesiens von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart in ihrer Abhängigkeit von dem Boden (der Versuch einer anthropogeographischen Entwicklung; Breslau 1920) geht auf die frühgermanische Siedelung nur flüchtig ein.

Digitized by Google

Weit wertvoller und gründlicher durchgearbeitet als die eben erwähnte geographische Arbeit sind zwei Breslauer Dissertationen von Schülern des Universitätsprofessors Passarge, die Landesteile von Schlesien siedelungsgeographisch behandeln. Treblin hat in den Beiträgen zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz (Bd. 6 der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Breslau 1908) eine treffliche Darstellung des die Kreise Reichenbach, Schweidnitz, Striegau, Waldenburg, Landeshut und Bolkenhain umfassenden Gebietes gegeben. Obwohl er sich nicht näher mit den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung bekannt gemacht hat — er hält die Germanen für halbe Nomaden — so ist seine Arbeit doch für unser Fach von Belang, da er die vorgeschichtlichen Fundplätze nach den Akten des Breslauer Museums zusammengestellt und auf einer Fundkarte wiedergegeben hat. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die vorgeschichtlichen Siedelungen die Höhenlinie von 250 m kaum überschritten haben. Die Gebiete, die mehr als 250 m über dem Meeresspiegel liegen, sind mit zusammenhängendem Wald bedeckt gewesen. Dies Verhältnis ändert sich auch in slawischer Zeit nicht. Die von Treblin aus den verschiedensten Quellen zusammengestellte Karte der slawischen Besiedelung zeigt, daß auch die Slawen an der Höhenlinie von 250 m Halt machten. Erst die deutschen Kolonisten machten die höher gelegenen Waldgebiete urbar.

In ähnlicher Weise wie Treblin das Fürstentum Schweidnitz, hat Fedde das Fürstentum Brieg, d. h. die Kreise Nimptsch, Strehlen, Ohlau und Brieg behandelt. Leider hat der Verfasser nach dem Teildruck seiner Dissertation: Beiträge zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Brieg (Breslau 1908) für die Veröffentlichung der ganzen Arbeit keine Sorge getragen. Daher ist der für den Vorgeschichtler wichtigste Teil, die Karte der Fundplätze, nicht erschienen. In dem kurzen der vorgeschichtlichen Zeit gewidmeten Text ist die Aufzählung der Funde aus römischer (S. 26, Anm. 2) und slawischer Zeit (S. 28, Anm. 1) und die Zusammenstellung der Burgwälle (S. 30—32) hervorzuheben.

Der Erforschung der Steinzeit Schlesiens hat sich Seger mit besonderer Vorliebe und mit dem größten Erfolge gewidmet. Der große, wohlgefüllte Steinzeitsaal des Breslauer Museums ist Segers ureigenes Werk. Als er in den neunziger Jahren seine Tätigkeit am Museum begann, befanden sich nur vereinzelte Steinzeitgefäße in der Sammlung, deren Bedeutung noch kaum erkannt war. Den größten Aufschwung nahm diese Abteilung durch die vieljährigen Ausgrabungen in Jordansmühl, deren Ergebnisse durch Segers Veröffentlichungen Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. Im Jahre 1904 berichtete Seger über die Funde in Jordansmühl auf der Breslauer Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte (Verhandl. d. Gesellsch. deutscher Naturforscher und Ärzte, 76. Versammlung zu Breslau. Teil II, Leipzig 1905, S. 268 f.),

Digitized by Google

die er auch an die Fundstelle führte. 1906 veröffentlichte Seger die bandkeramischen Kulturgruppen Schlesiens in einer mustergültigen mit vielen ausgezeichneten Abbildungen versehenen Abhandlung: Die Steinzeit in Schlesien (Arch. f. Anthropol. N. F. V, S. 116 ff.). Von ähnlicher Bedeutung wie Jordansmühl ist der steinzeitliche Siedelungsplatz von Ottitz bei Ratibor, der nur in geringem Umfange fachmännisch untersucht wurde. Charakteristisch für ihn sind die Unmengen der dort gefundenen Feuersteingeräte und -absplisse. Bei der von Dr. Richter für das Breslauer Museum ausgeführten Grabung im Jahre 1909 wurde unter anderem eine Grube aufgedeckt, die Richter für einen zusammengestürzten Töpferofen ansehen möchte. Richter versucht eine Rekonstruktion dieses Brennofens zu geben und glaubt durch praktische Versuche die Brauchbarkeit eines derart aufgebauten Ofens erwiesen zu haben. Richter hat seinen Grabungsbericht in Schl. Vz. N. F. VI (1911), S. 33—38 (Ausgrabungen in Ottitz bei Ratibor) und kürzer in der Monatsschrift Oberschlesien VIII 1910, S. 529—536 (Aus Oberschlesiens Steinzeit) veröffentlicht. Das interessanteste Ergebnis der Grabung sind eine Anzahl Reste von weiblichen Vollfiguren aus Ton, durch die der Fundplatz allgemein bekannt wurde. Das am besten erhaltene und häufig abgebildete Stück hat zuerst Seger in der Zeitschrift Schlesien, Bd. III, S. 158 (Ein steinzeitliches Idol aus Ratibor) gewürdigt. Der dritte bedeutende Siedelungsplatz aus der Steinzeit Schlesiens ist Noßwitz bei Glogau, auf dem 1913 von dem Breslauer Museum in großem Stile gegraben wurde. Dieser Fundplatz ist in der Vorzeit so oft als Siedelungsstätte oder Friedhof benutzt worden, daß hier die verschiedenartigsten Funde nebeneinander liegen. Außer steinzeitlichen Resten kamen Gräber der Gesichtsurnenkultur, der Spätlatènezeit und römischen Kaiserzeit zutage, endlich auch Siedelungsgruben und Gräber aus historischer Zeit. Eine Veröffentlichung dieser Fundmassen bereitet das Breslauer Museum vor. Eine kurze Mitteilung über die Noßwitzer Grabungen brachte Jahn in der Zeitschrift Schlesien VII, S. 174 f. Die steinzeitlichen Funde von Noßwitz hat bereits Seger in den Hauptzügen in seiner letzten umfassenden Behandlung der schlesischen Steinzeit veröffentlicht, die die zeitliche Folge der Kulturstufen zum erstenmal klar herausarbeitet: Seger, die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens in Schl. Vz. N. F. VII (1916), S. 1—89, mit 294 Abbildungen. (Vgl. die Besprechungen in der Prähist. Zeitschr. VII (1915), S. 228 f. von Schumacher und in der Wiener Prähist. Zeitschr. III (1916), S. 125 f. von Menghin.) Über die älteste schlesische Kultur, die Spiral-Mäanderkeramik, hat gerade die Noßwitzer Grabung gute Aufklärung gebracht (Seger, a. a. O. S. 10—18). Auch die ersten schlesischen Hausgrundrisse aus der Steinzeit sind dort nachgewiesen worden (Seger, S. 13, Abb. 29; vgl. auch Bersu, der die Noßwitzer Grabung im Auftrage des Breslauer Museums leitete, im Protokoll der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Ge-

Digitized by Google

schichts- und Altertumsvereine in Breslau, S. 138). Schließlich stammt von dort der Rest einer verzierten weiblichen Vollfigur (Seger, Abb. 52). Für die folgende Stichreihenkeramik kann Seger eine ganze Reihe neuer Funde anführen (Seger, S. 19—26). Der schönste unter ihnen ist der reichverzierte Prunkpokal von Schrepau, Kr. Glogau (Abb. 71), der der berühmten Bschanzer Vase an Kunstfertigkeit nahekommt. Er ist schon von Richter in der Zeitschrift Schlesien Bd. I (1907/08), S. 75 abgebildet worden. Den Schluß der bandkeramischen Stile bildet der Jordansmühler Typus (Seger, S. 2—9). Die Kenntnis dieser Kultur ist seit 1906 besonders durch die bis zum Jahre 1911 fortgeführten Grabungen in Jordansmühl selbst bereichert worden (vgl. auch den kurzen Bericht in der Prähist. Zeitschr. III, S. 195). Erschwerend für die zeitliche Scheidung der einzelnen Steinzeitstile in Schlesien war es, daß in Jordansmühl neben der Hauptmasse der Funde vom Jordansmühler Schlage sich Reste von den beiden älteren bandkeramischen Stilen und von nordischer Keramik fanden. Seit Segers Steinzeitveröffentlichung von 1906 ist ein neuer Fundplatz von Jordansmühler Art in Alt Gandau, Kr. Breslau, untersucht worden (Seger, S. 7 f. und Richter, Zeitschrift Schlesien VI, 1912, S. 2, mit 2 Abbildungen). Galt in Segers erster Bearbeitung (1906) der Jordansmühler Typus als lokale schlesische Gruppe, so lag bei seiner letzten Bearbeitung bereits in Böhmen ein etwas jüngerer Ableger (mit Brandbestattung!) vor (Seger, S. 9). Jüngst hat nun Niklasson (Mannus 11/12, 1920, S. 309 ff.) den Jordansmühler Typus sogar in Rössen, Kr. Merseburg, festgestellt, und erklärt wohl mit Recht sein Auftreten durch Einwanderungen von Schlesien auf dem Wege über Böhmen. Dadurch gewinnt dieser Stil an allgemeiner Bedeutung (vgl. auch Kossinna, Mannus 13, 1921, S. 38 ff.). Konnte sich Seger in seiner Steinzeitarbeit bei den drei bandkeramischen Stilen kürzer fassen, da er diese schon 1906 behandelt hatte, so schildert er die folgenden Gruppen zum ersten Male und demgemäß ausführlicher. Eine von Norden nach Schlesien eingedrungene Bevölkerung, die sich zum Teil, wie in Jordansmühl, mit der älteren Bewohnerschaft mischte, zum Teil reinlich von dieser abschloß wie in Noßwitz, brachte die Tiefstich- oder nordische Keramik in unsere Provinz. Erst die Grabungen in Noßwitz gaben näheren Aufschluß über diesen Stil, den Seger an der Hand zahlreicher Abbildungen vorführt (Seger, S. 27—54). Besonders in den Arbeiten Kossinnas, in denen das Vordringen der nordischen Bevölkerung nach Südosten verfolgt wird, ist die Bedeutung dieser Kultur für die Bevölkerungsgeschichte der Steinzeit dargelegt worden. Derselben Kultur gehören ein interessanter Brunnenfund von Herrnprotsch, Kr. Breslau (Seger, Schl. Vz. N. F. VII, S. 90 ff.) und vier sehr große Gefäße an, die mit der Mündung nach unten in einer Grube bei Landau, Kr. Neumarkt, standen (Richter, Schl. Vz. N. F. IV, S. 44 f.). Ein Nebenzweig des nordischen Stils ist die ältere Schnurkeramik, die Seger für Schlesien zum ersten Male

Digitized by Google

mit gutem Formempfinden herausschält (S. 55—64). Sie schlägt eine Brücke von der nordischen Keramik zur späten Oberschnurkeramik und wird sowohl von der Kugelamphorenkultur wie auf dem Wege über die Oberlausitz von der thüringischen Schnurkeramik beeinflußt. Die jüngere schlesische Schnurkeramik nennt Seger nach dem wichtigsten Fundort Marschwitzer Typus (Seger, S. 65—77). Die Marschwitzer Funde hatte Seger schon in Schl. Vz. N. F. III, S. 27 ff. ausführlich veröffentlicht. In der neuen Arbeit schließt er die zahlreichen anderen Funde dieser Kulturstufe an, die einen allmählichen Übergang zur ältesten Bronzezeit bildet. Hervorzuheben ist eine Teilbestattung aus Noßwitz mit dem ersten trepanierten Schädel Schlesiens (Abb. 279). Den Abschluß bildet die auch in Schlesien vertretene Glockenbecher-Gruppe (Seger, S. 78—81). Neben den Grab- und Siedelungsfunden bilden die Einzelfunde aus Schlesiens Steinzeit eine umfangreiche Gruppe. Es sind die vielen Arten von Steingeräten, über die Mertins in einer Arbeit: Steinzeitliche Werkzeuge und Waffen in Schlesien (Schl. Vz. N. F. III, S. 1 ff.) berichtet. So erwünscht diese Zusammenstellung mit ihren 78 vortrefflichen Abbildungen ist, erscheint sie mir zu sehr beschränkt auf eine bloße Formengruppierung. Sicher würde Mertins heute auf Grund der neueren Ergebnisse Segers eine tiefere Gliederung nach den Kulturstufen vorziehen. Auch wegen der vielen fehlerhaften Fundortsbezeichnungen wäre eine Neubearbeitung dieses Fundstoffes notwendig. Einige Steinhämmer aus Bolatitz, Kr. Ratibor, bildet Szodrok in der Zeitschrift: Oberschlesische Heimat IX (Groß Strehlitz 1913) S. 11 ff. und einen großen Schuhleistenkeil, der vom Zobten stammen soll, Forrer in seiner Urgeschichte des Europäers auf Tafel 55, 1 ab.

Die schlesischen Steinzeitgräber haben ein zahlreiches Skelettmaterial geliefert, das mehrfach Bearbeitung gefunden hat. Schon 1902 hat Thilenius auf Grund des damals noch unzureichenden Fundstoffes feststellen wollen, daß eine kleinwüchsige Bevölkerung in Schlesien von der Steinzeit bis in die slawische Zeit hinein nachweisbar wäre (Globus, Bd. 81, S. 273 f. Prähistorische Pygmäen in Schlesien). Diese Aufstellungen haben sich in dem Ausmaße nicht als stichhaltig erwiesen. Nach den genauen Untersuchungen von Reche im Archiv für Anthropologie N. F. VII, S. 220—237 (zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen) sind in Schlesien zur Steinzeit zwei verschiedene Rassen vertreten, eine auffallend kleinwüchsige, nicht langköpfige, mit breitem Gesicht, und eine größere, langköpfige, mit schmalem Gesicht. Während in der bandkeramischen Kultur die erstere überwiegt, gewinnt in der Schnurkeramik und noch mehr in der ältesten Bronzezeit die zweite die Oberhand. Diese Ergebnisse stimmen gut mit den kulturellen Verhältnissen überein. Die von Süden eingewanderte bandkeramische Bevölkerung wird von Stämmen der nordeuropäischen Rasse, denen nach Reche der langköpfige schlesische Typus völlig entspricht, zuerst

Digitized by Google

durchsetzt, dann völlig überwuchert. Dieser so einleuchtende Sachverhalt wird aber durch die Forschungen von Schliz wieder schwieriger gestaltet (Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte, Arch. f. Anthropol., N. F. VII, S. 239 ff. und IX, S. 202 ff.). Schliz hält nämlich beide schlesische Menschengruppen nur für verschiedene Zweige derselben bandkeramischen Rasse. Es ist ein dringendes Bedürfnis nicht nur der Anthropologie, sondern auch der Vorgeschichtswissenschaft, daß diese so hoffnungsvoll einsetzende vergleichende Methode von Schliz fortgesetzt und die etwaigen Fehlschlüsse von Schliz aufgedeckt werden. Hoffentlich wird dann auch über die schlesischen Verhältnisse endgültige Klarheit geschaffen werden.

Die in den steinzeitlichen Ansiedelungen, besonders in Jordansmühl, zahlreich angetroffenen Tierknochen haben bisher nicht so eingehende Bearbeitung gefunden. Seger teilt in seiner Arbeit im Archiv für Anthropologie, N. F. V, S. 121, die Bestimmungen, die Professor Keller über die Tierknochen abgab, kurz mit. Etwas ausführlicher berichtet über sie Holdefleiß in den Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, 76. Versammlung zu Breslau, Teil II. Leipzig 1905, S. 269—272, Prähistorische Haustiere in Schlesien.

Die schlesischen Funde der ältesten Bronzezeit (Periode I) haben noch keine zusammenfassende Behandlung gefunden, doch wird eine solche von Seger vorbereitet. An Fundberichten sind erschienen: Seger, Hockergräber bei Rothschloß, Kr. Nimptsch, Schl. Vz. N. F. II, S. 15—24, von Gräbschen, Kr. Breslau und Gleinitz, Kr. Glogau, Schl. Vz. N. F. IV, S. 1—5. Die Gräber von Gräbschen schließen sich unmittelbar an die jüngste Steinzeitkultur an und leiten zu den echten Aunjetitzer Formen der drei anderen Fundplätze über. Kürzere Berichte mit Abbildungen hat Richter von Schönbankwitz, Kr. Breslau, in der Zeitschrift Schlesien, Bd. I, S. 29f. und von Ottwitz, Kr. Strehlen in den Schlesischen Heimatblättern, Bd. III (Hirschberg 1910), S. 308f. und Plettke über einen frühbronzezeitlichen Grabfund mit Teilbestattung aus Groß-Würbitz (Mannusbibl. Nr. 22 S. 51f.) veröffentlicht. Auch die Skelette dieser Zeitstufe sind mehrfach anthropologisch untersucht worden. Die Kleinwüchsigkeit, die Thilenius an Resten von zwei Skeletten aus Rothschloß errechnet hat (Schl. Vz. N. F. II, S. 16 ff.), hat sich durch spätere Funde als vereinzelte Ausnahme erwiesen. Die schlesische Bevölkerung der damaligen Zeit ist groß von Wuchs und langköpfig; es sind echte Nachkommen der jungsteinzeitlichen Langkopfrasse, wie die Untersuchungen von Reche (Arch. f. Anthropol. N. F. VII, S. 227ff.) und Schliz (ebendort N. F. IX, S. 222ff.) gezeigt haben. In Schl. Vz. N. F. II, S. 3ff. hat Seger die Goldfunde aus der Bronzezeit Schlesiens zusammengestellt, die zum größten Teil aus dieser Zeitstufe

Digitized by Google

stammen [1]). Es sind spiralig gerollte Schmuckstücke, die als Kopf-, Hals- oder Fingerschmuck getragen wurden. Sie finden sich meist in größerer Zahl vereint in Schatzfunden. Auch Bernsteinperlen und Bronzeringschmuck, wie ihn z. B. der Fund von Weigwitz, Kr. Breslau (a. a. O. S. 5 ff.) aufweist, waren damals beliebt. Eine Zusammenstellung der schlesischen Depotfunde der Periode I gibt Seger in Schl. Vz. N. F. IV, S. 43 und bespricht sie näher, soweit sie nicht schon früher veröffentlicht worden sind (Seger, Depotfunde aus der Bronze- und Hallstattzeit, Schl. Vz. N. F. IV, S. 9 ff.). Über die Kunstfertigkeit, mit der eine Kettennadel von Klein Gandau und ein Kettenschmuck von Gurkau in vierteiliger Kastenform gegossen wurde, hat Götze gehandelt und das technische Verfahren klargestellt (Götze, Monteliusfestschrift, Stockholm 1913, S. 155 ff., Die Technik gegossener Bronzeketten; siehe auch Götze in der Zeitschrift: Die Saalburg, Heft 32/33, Homburg vor der Höhe 1914, S. 520 ff.). An Einzelfunden hat Seger zwei Kupferäxte von ungarischer Form (Schl. Vz. N. F. III, S. 51 ff.) und eine kupferne Doppelaxt aus Alt-Altmannsdorf (Schl. Vz. N. F. V, S. 1 ff.) bekannt gegeben. Kaum vorgeschichtlich hingegen ist wohl das merkwürdige schlesische Kupferbeil mit langem Kupferstiel, das Seger im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1909, S. 90 f., veröffentlichte und das Hertzog (ebendort 1910, S. 8) nach seiner Form als Wiesenbeil zum Ausschneiden von Erdstreifen ansehen möchte.

Die zweite Periode der Bronzezeit ist in Schlesien nicht stark vertreten. Aus dieser Zeit stammen Schlesiens älteste Hügelgräber, die Seger in Schl. Vz. N. F. V, S. 29—35, behandelt hat. Bei ihnen wird das Skelett von großen Steinsetzungen überdeckt, wie sie häufig auch in den gleichalten Flachgräbern nachweisbar sind. Weitere Grabfunde veröffentlichte Seger in Schl. Vz. N. F. IV, S. 6—8 und in der Prähist. Zeitschr. I, S. 55 ff. in einem Aufsatz: Zur Chronologie der ostdeutschen Ösennadeln. Seger legt hier die in der Typenkarte (Zeitschr. f. Ethnol. 1907) ungenügend herausgearbeitete Typologie und Chronologie dieser wichtigen Nadelgruppe klar. Von besonderem Interesse sind die Gräber von Massel, Kr. Trebnitz (Seger, Maslographia, Schl. Vz. N. F. VI, S. 1 ff.) [2]), da sie den Übergang von der Körper- zur Brandbestattung aufs trefflichste veranschaulichen.

Die zuletzt erwähnte Arbeit Segers bildet zugleich eine Jubiläumsschrift für einen der ältesten Vorgeschichtsforscher Schlesiens, Pastor Hermann aus Massel, dessen dickleibiges Werk „Maslographia" im Jahre 1911 zweihundert Jahre alt war. Hermann beschreibt darin seine umfangreichen

[1]) Den Goldfund von Halbendorf, Kr. Oppeln, hat Seger noch einmal in der Zeitschrift Oberschlesien, Bd. I (1902), S. 15—18 besprochen.

[2]) Einen kürzeren Bericht veröffentlichte Seger im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1911, S. 180 ff.

Digitized by Google

Grabungen auf einem bronzezeitlichen Urnenfelde auf dem „Töppelberge" bei Massel in einer für damalige Zeit recht sachlichen Weise. Sein Buch ist noch heute besonders auch wegen der vielen Abbildungen als Quellenschrift von Wert. Hermanns große Altertümersammlung ist fast völlig verschollen. Eine kleine Typensammlung von Tongefäßen vom Töppelberg schenkte er 1705 in einer Holzpyramide der Breslauer Bernhardin-Bibliothek. Sie befindet sich jetzt im Breslauer Museum. Ihre Wände sind mit Abbildungen von Altertümern, symbolischen Darstellungen und Bibelsprüchen eigenartig bemalt. Eine genaue Beschreibung von ihr gab Richter in der Zeitschrift Schlesien II, S. 327—332, mit 5 Abbildungen (Ein schlesischer Urgeschichtsforscher vor 200 Jahren). Eine ausführliche Biographie Hermanns veröffentlichte Nitschke in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 46 (Breslau 1912), S. 90—123 (Leonhard David Hermann, Pastor zu Massel). Der schlesische Altertumsverein hat Hermann 1911 auf der Stätte des ehemaligen Töppelberges einen Gedenkstein errichtet.

Wichtigere Bronzetypen aus der zweiten Periode der Bronzezeit hat Seger an verschiedenen Stellen bekannt gegeben, so die ungarische Bronzeaxt aus Gleinau (Schl. Vz. N. F. III, S. 52 ff.), eine andere gleichfalls importierte Bronzeaxtform aus Haynau (Mitteil. d. Gesch.- u. Altertumsvereins zu Liegnitz V, S. 112 ff., Seger, Neue Bronzefunde aus Niederschlesien), Armbergen mit Spiralenden (Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906, S. 125 f., Abb. 1), ein Bronzeschwert (Schl. Vz. N. F. VI, S. 39 f.) und einige Bronzedolche (Schl. Vz. N. F. V, S. 11 ff.).

Die Zeit der Urnenfelder des sog. Lausitzer Typus (in weiterem Sinne), die die Perioden III—V der Bronzezeit und die älteste Eisenzeit (Periode VI) umfaßt, hat die zahlreichsten Funde geliefert. Fast unübersehbar sind die Fundmengen, die das Breslauer Museum in seinen Schau- und Depoträumen aufgestapelt hat. Leider sind aber die Urnenfelder bisher am wenigsten veröffentlicht worden, so daß man sich allein auf Grund des Literaturstudiums von ihrer Häufigkeit und Größe ein ganz falsches Bild machen würde. Diese stiefmütterliche Behandlung der Lausitzer Kultur in den letzten Jahrzehnten ist ja auch außerhalb Schlesiens gang und gäbe. Gerade die übermäßige Reichhaltigkeit des Stoffes erschwert seine Bearbeitung. In Schlesien sind neuerdings Arbeiten im Gange, periodenweise den Fundstoff bekannt zu geben. Als erster hat Mertins versucht, die Lausitzer Kultur typologisch und chronologisch zu zerlegen: Mertins, Über die chronologische Gliederung der schlesischen Gräberfelder (Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, 76. Versammlung zu Breslau, Teil II, Leipzig 1905, S. 273 f.). Weiter ausgeführt hat er seine Auffassung in seinem Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Trotz vieler richtiger Beobachtungen von Mertins ist dieser Teil seines Buches besonders einer Überarbeitung bedürftig. An Fundveröffentlichungen sind

Digitized by Google

folgende erschienen: Aus der Buckelurnenzeit (Periode III) stammen die meisten schlesischen Hügelgräberfelder. Richter gibt in Schl. Vz. N. F. V, S. 36—40 einige von ihm untersuchte niederschlesische Hügelgräber bekannt, Jahn berichtet kurz über solche aus Merzdorf, Kr. Sagan, in der Zeitschrift Schlesien VII (1913), S. 92 f. Ein Flachgrab aus derselben Zeitstufe von Aufhalt, Kr. Freystadt, ist im 5. Bande der Zeitschrift Schlesien auf S. 342 abgebildet. Endlich bespricht auch Leporin Grabfunde gleichen Alters aus Beckern, Kr. Striegau (Schl. Vz. N. F. V, S. 41 ff.). In dieser Arbeit Leporins über Urnenfelder um Kuhnern, Kr. Striegau, sind außerdem Gräber der jüngeren Bronzezeit und ältesten Eisenzeit dargestellt. Der jüngeren Bronzezeit gehören auch die von Will veröffentlichten Gräber von Hünern (Niederlausitzer Mitteilungen VIII, 1904, S. 63—75, mit 4 Tafeln. Ergebnisse meiner Ausgrabungen auf dem Gräberfelde von Hünern, Kr. Trebnitz), das Gräberfeld von Kreuzburg (Richter, Zeitschrift Oberschlesien IX, 1911, S. 485—492, das Gräberfeld von Kreuzburg) und die Urnengräber von Kottwitz, Kr. Trebnitz (Jahn, Zeitschrift Schlesien VII, 1913, S. 92 f.) an. Von Wert für die Gliederung der Urnenfelderkultur sind die Grabungen in Ober-Bielau. Der Leiter der Untersuchungen Welter stellte fest, daß das umfangreiche Gräberfeld von West nach Ost zu belegt wurde und veröffentlichte drei typische Gräber aus den drei Teilen des Friedhofes, die der vierten, fünften und sechsten Periode angehören (Welter, Aushebung von 3 Gräbern der jüngeren Bronzezeit in Ober-Bielau, Kr. Goldberg-Haynau. Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins VI, 1917, S. 89—96, 289, 295). Aus der Schlußstufe der Bronzezeit und besonders aus der ältesten Eisenzeit stammen die Gräberfelder von Groß Carlowitz, Alt-Patschkau und Matzwitz, die Dittrich und Dau in den Jahresberichten des Neißer Kunst- und Altertumsvereins, Heft 4 (1900), S. 27—29, Heft 6 (1902), S. 23—26 und Heft 8 (1904), S. 19 f. veröffentlicht haben. Ein Urnenfeld von Bienowitz, Kr. Liegnitz, aus der ältesten Eisenzeit durchforschte und behandelte Purmann in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins IV (1912), S. 262—268. Auffallend ist eine rohe Graburne, die Spuren einer alten Flickung aufweist (a. a. O. Abb. 3a). Auch die von Nordheim untersuchten Siedelungen und Urnenfelder bei Leschwitz, Kr. Liegnitz, gehören meist dieser Zeitstufe an (Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins VII, 1919, S. 164—180). Aus den Beständen des Berliner Museums für Völkerkunde bildet Voß eine Henkeltasse aus Tschammer Ellguth, Kr. Groß-Strehlitz, die eine Nachahmung einer Bronzetasse in Ton ist (Zeitschr. f. Ethnol. 1901, Verhandlungen S. 281, Abb. 8), und eine späte Buckelvase mit falschem Schnurornament aus Brauchitschdorf, Kr. Lüben (ebendort 1903, S. 177, Abb. 32b) ab. Für ein bemaltes Gefäß mit eigenartigem Ringgriff sieht Grempler in etruskischen Bronzetassen die Vorbilder (Schl. Vz. N. F. II,

Digitized by Google

S. 1 f.). Eine eigenartige Gruppe von messerbänkchenartigen Tonböcken, die bisweilen auf Tontellern angebracht sind, behandelt Seger näher in einer Studie: Kultsymbole aus schlesischen Gräbern der frühen Eisenzeit (Monteliusfestschrift 1913, S. 215 ff.), in der er auch höchst naturgetreue farbige Abbildungen von bemalten Gefäßen mit heiligen Zeichen, wie Sonnenbilder, Dreiwirbel und ähnliches, bringt.

Die Bronzegeräte und Depotfunde aus der Zeit der Lausitzer Kultur sind viel vollständiger veröffentlicht worden als die Gräberfelder. Die Ösennadeln, deren jüngere Formen aus der dritten Periode stammen, besprach Seger in der bereits erwähnten Arbeit in der Prähist. Zeitschr. I, S. 55—64. In demselben Bande veröffentlichte Seger auf S. 196—199 drei schlesische Bronzefunde aus der mittleren und jüngeren Bronzezeit. In dem bereits angeführten Bericht Segers über neue Bronzefunde aus Niederschlesien (Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, S. 112—120) sind auch Armringe der mittleren Bronzezeit besprochen und abgebildet worden. Die Zeitstellung ähnlicher Ringe und einer Reihe von kennzeichnenden ostdeutschen Formen erläuterte Seger in einem Vortrage über einige ostdeutsche Bronzetypen (Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906, S. 125—128) [1]. Die Depotfunde aus der Bronze- und Hallstattzeit faßte Seger in der ausführlichen Abhandlung in Schl. Vz. N. F. IV, S. 9—43 zusammen. Auf der Schlußseite dieser Arbeit sind sie, fünfzig an der Zahl, in einer Tabelle zeitlich geordnet aufgezählt. Als Nachtrag ließ Seger in Schl. Vz. N. F. VII, S. 126, den Bronzefund von Bergel, Kr. Ohlau, ein Bündel von vier Halsringen, erscheinen. Ebenso brachte Richter in der Zeitschrift Oberschlesien VI, 1907, S. 273 bis 275 (Der Bronzefund von Lohnia, Kr. Gleiwitz) eine Ergänzung zu dem Depotfunde von Lohnia. Schon vorher hatte Grempler den Depotfund von Klein-Zöllnig veröffentlicht (Schl. Vz. N. F. III, S. 40—45), dessen Hauptstück ein prächtiger italischer Bronzeeimer ist.

Es ist dies die letzte Veröffentlichung Gremplers. Zu Beginn des Jahres 1907 erlöste ihn der Tod von langem Leiden. In ihm verlor die schlesische Altertumskunde einen tatkräftigen Förderer und Gönner. Sein Hauptverdienst war es, als Vorsitzender des schlesischen Altertumsvereins der Urgeschichte in Schlesien wieder den ihr gebührenden Platz verschafft zu haben, weitere Kreise für sie zu interessieren und eine mehr wissenschaftliche Vertiefung auf diesem Gebiet auch in Schlesien anzubahnen. Indem er sein beträchtliches Vermögen dem Breslauer Museum vermachte, gab er diesem die nötige wirtschaftliche Bewegungsfreiheit, um sich in erfreulicher Weise entwickeln zu können. Im Jahre 1902 brachte ihm der Schlesische Altertums-

[1]) Eine Inhaltsangabe dieses Vortrages ist auch in den Oberlausitzer Jahresheften II, S. 324f. erschienen.

Digitized by Google

verein zur Erinnerung an sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum ein Verzeichnis der prähistorischen Schriften von Wilhelm Grempler dar, das in dem Nachruf auf Grempler im 85. Jahresberichte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur (1907), Nekrologe S. 1—5, wieder abgedruckt worden ist. Weitere Nachrufe sind in Schl. Vz. u. F. IV, S. I—IV und V, S. 278 f. und in der Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 182 f., erschienen. Gremplers Asche ist seinem Wunsch gemäß in der vorgeschichtlichen Abteilung des Breslauer Museums beigesetzt worden (vgl. die Abbildung seines Grabdenkmals in Schl. Vz. u. F. V, S. 229).

Auch die Bronzeschwerter und Dolche Schlesiens haben von Seger eine zusammenfassende Bearbeitung erfahren (Schl. Vz. u. F. V, S. 3—15 und VI, S. 39 f.). Von größerer Bedeutung ist das goldene Stirnband vom Mönchswald, Kr. Jauer, das Seger im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1911, S. 154 f. und ausführlicher in Schl. Vz. u. F. VI, S. 41 bis 47 (Der Goldfund aus dem Mönchswalde) bekannt gegeben hat [1]). Nach den heiligen Zeichen, die in dieses Schmuckstück eingepunzt sind, und den Fundumständen, schließt Seger auf eine alte Kultstätte, die auf diesem Berge bestanden hat und an der das Goldband als Weihegeschenk für die Gottheit niedergelegt worden ist. Eine wichtige Zusammenstellung der schlesischen Gußformen bringt Seger in Schl. Vz. u. F. V, S. 16—27. Am anschaulichsten ist die in allen Teilen erhaltene Form eines Tüllenbeils aus Beckern, an der das Gußverfahren bis ins einzelnste klargestellt wird. Einige schlesische Bronzenadeln bespricht Senf in der Zeitschr. f. Ethnol. 1900, Verhandlungen S. 376 ff. (Bronzenadeln von auffälliger Spitzigkeit).

Eine für die Kulturgeschichte besonders wichtige Frage wurde gelegentlich der Grabungen in Tarxdorf, Kr. Steinau, angeschnitten. Dort waren eine große Anzahl Schmelzöfen der Hallstattzeit aufgedeckt worden. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie suchte man sich über den Aufbau und die ursprüngliche Gestaltung der Öfen klar zu werden, ohne jedoch zu einer allgemein anerkannten Lösung zu kommen (Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 53 ff., 60 ff. und 88 ff.). Die wichtigsten Ausführungen machten dort in dieser Angelegenheit Olshausen und Krause. Weitere Grabungen, die zur Klärung unbedingt notwendig sind, haben noch nicht in größerem Maßstabe stattgefunden. Doch sind inzwischen aus Posen und Sangerhausen neue Schmelzöfen bekannt geworden (Zeitschr. f. Ethnol. 1914, S. 447 ff.), und auch in Schlesien, in der Nähe von Tarxdorf, hat Nordheim in Leschwitz, Kr. Liegnitz, den Tarxdorfern ganz ähnliche Öfen aufgedeckt (Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, 1914, S. 209 und 212; VII, 1919, S. 164 ff., Die vorge-

[1]) Eine ungenügende Abbildung des Stirnbandes ist bereits in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins III (1910), S. 317 veröffentlicht worden.

Digitized by Google

schichtlichen Funde von Leschwitz). Auf die Untersuchungen von hallstattzeitlichen Burgwällen gehe ich unten ein.

Da während der Zeit der Urnenfelder die Brandbestattung herrscht, fehlt anthropologisch verwertbares Skelettmaterial. Nur in Oberschlesien tritt auf wenigen früheisenzeitlichen Gräberfeldern neben Urnengräbern Körperbestattung auf. Schliz hat in seiner mehrfach angeführten Arbeit (Arch. f. Anthropol. N. F. IX, S. 245 f. und Tafel XIII) vier Schädel von Adamowitz, Kr. Groß-Strehlitz, beschrieben und ihre Zugehörigkeit zur Hallstattgruppe nachgewiesen, die er mit Recht einer illyrischen Bevölkerung zuschreibt. Mit diesem anthropologischen Ergebnis stimmt die auf die Kulturgemeinschaft aufgebaute Zuteilung der Lausitzer Kultur zur illyrischen Gruppe, die Kossinna neuerdings aufgestellt hat, aufs beste.

Von der keltischen Kultur, die zur Frühlatènezeit Teile von Schlesien innehatte, veröffentlichte Seger einen typischen Grabfund einer Frau von Oberhof, Kr. Breslau (Schl. Vz. N. F. III, S. 54—57). Die keltischen Funde aus der Grafschaft Glatz, die Seger in der Volkmer-Festschrift behandelte, erwähnte ich bereits oben. Schliz hat in seiner Arbeit über vorgeschichtliche Schädeltypen (Arch. f. Anthropol. N. F. IX, S. 250 f.) auch drei keltische Schädel aus Schlesien bestimmt und ihre Zugehörigkeit zur böhmischen Keltengruppe gezeigt.

Die frühgermanische Zeit Schlesiens, deren Leitform die Gesichtsurne in fester Steinkiste ist, entbehrt noch einer neueren Bearbeitung; eine solche wird aber bereits vorbereitet. Über die Steinkistengräber von Peterkaschütz, Kr. Militsch, berichtet Seger kurz im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1911, S. 183 f. Das Gräberfeld von Peisterwitz, Kr. Ohlau, das Seger in Schl. Vz. N. F. II, S. 24—31, veröffentlicht hat, gehört gleichfalls zu dieser frühgermanischen Gruppe, obwohl die Urnengräber ohne jeden Steinschutz in die Erde gebettet waren [1]). Es zeigt sich bei diesen südlichen Ausläufern der Kultur ein Abschleifen der Haupteigentümlichkeiten der Gesichtsurnengruppe und das Übernehmen von Charakterzügen der Lausitzer Kultur. Noch deutlicher tritt diese Mischung bei dem südlichsten frühgermanischen Vorposten vor Augen, dem Grabe aus dem Poppelauer Forst, Kr. Oppeln (Seger, in Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur, S. 47 und Abb. 12). In Schlesien sind bisher zwei Glockengräber bekannt geworden. Das eine von Schönbankwitz, Kr. Breslau, bespricht Richter in der Zeitschrift Schlesien I, S. 29 f.; das andere von Rayschen, Kr. Wohlau, findet sich bei Plettke: Germanische Gräber aus dem dritten Jahrhundert nach Chr. (Schl. Vz. N. F. VII, S. 119, Grab 1, Abb. 35, 36 und 41). Als ich diese Arbeit nach Plettkes Tod druckfertig

[1]) Jentsch hat in den Niederlausitzer Mitteilungen VII, S. 288f. (Schlesische Anklänge an Lausitzer Funde) auf Fundstücke der Niederlausitz hingewiesen, die mit solchen von Peisterwitz und Zeippern (siehe Spätlatènezeit) vergleichbar sind.

Digitized by Google

machte, fiel es mir nicht auf, daß das Grab 1 früheisenzeitlich ist und nichts mit den kaiserzeitlichen Gräbern desselben Fundplatzes zu tun hat. Daher ist das Glockengrab dort fälschlich als kaiserzeitlich aufgeführt worden.

Aus der Spät-Latènezeit stammt das Gräberfeld von Zeippern, Kr. Guhrau, das Seger in Schl. Vz. N. F. II, S. 31—44 (Ein Begräbnisplatz der mittleren la Tènezeit) veröffentlichte. Als erster planmäßig untersuchter schlesischer Friedhof dieser Zeitstufe ist er von besonderer Bedeutung. In der Nähe ist später ein wichtiges Grab mit einem Bronzeeimer als Urne aufgedeckt worden, das Jahn in der Kossinna-Festschrift, Mannus X, S. 15 bis 24 (Der Spätlatènefund von Tschiläsen, Kr. Guhrau), bekannt gab. Die verzierten Waffen der Spätlatènezeit und der Kaiserzeit stellte Jahn in Schl. Vz. N. F. VII, S. 93—112 (Die schlesischen verzierten Waffen der Eisenzeit) zusammen. Die wichtige Arbeit Kostrzewskis über die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, die auch die neueren schlesischen Funde berücksichtigt, habe ich bereits oben aufgeführt, ebenso die Nachträge, die Kossinna im Mannus XI—XII, S. 409—411 (Wandalen an der Oder in der frühen Eisenzeit) dazu gebracht hat. Beachtenswert ist Kossinnas Hinweis auf den Fund von Lindau, Kr. Freystadt, mit seinem altertümlichen Charakter. Für die Geschichte der Wandalen, die damals Schlesien besiedelten, ist ein westdeutscher Grabfund von Muschenheim, Kr. Gießen, von großer Bedeutung, der die Beigaben eines wandalischen Kriegers enthält. Schumacher veröffentlichte diesen Fund in der Germania 1920, S. 76 ff. Kossinna ergänzte und berichtigte dessen Ausführungen im Mannus XI—XII, S. 405—408 (Wandalen in der Wetterau) und deutete den Fund als Hinterlassenschaft einer kleinen Wandalenschar, die von der Oder nach Westdeutschland gezogen ist.

Über die Kaiserzeit Schlesiens liegen neuerdings mehrere Veröffentlichungen vor; doch harren noch eine reiche Zahl wichtiger Funde ihrer Bekanntgabe. Die schlesischen Skelettgräber des ersten nachchristlichen Jahrhunderts stellte Jahn in der Jubiläumsschrift: 25 Jahre Siedlungsarchäologie, Mannusbibl. Nr. 22, S. 78—94, in der Studie Zur Herkunft der schlesischen Wandalen zusammen. Er spricht diese Gruppe den wandalischen Silingen zu und leitet sie von Seeland und Nordjütland her. Über das altgermanische Heiligtum auf dem Zobten, das mitten im Gau der Silingen liegt, hat Seit in der Zeitschrift Schlesien V (1912), S. 482—484 (Eine urgermanische Opferstätte) vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt kurz gehandelt; doch dürften seine Ausführungen vielfach der Kritik nicht standhalten. Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit hat Jahn in der Prähistorischen Zeitschrift X, S. 80—149 (mit 14 Tafeln) ausführlich bekanntgegeben. Der Schluß dieser Arbeit, in dem die Siedelungs- und Einzelfunde behandelt werden, ist wegen des Aussetzens dieser Zeitschrift seit 1920 noch immer nicht veröffentlicht worden. Durch Oberschlesien

Digitized by Google

ging seit dem zweiten Jahrhundert nach Chr. die wichtige Handelsstraße, auf der samländischer Bernstein nach dem römischen Reich geführt wurde. Ihre Rastorte auf Grund der Angaben des Ptolemäus festzustellen, ist seit alters das rastlose Bemühen berufener und noch mehr nichtfachmännischer Kreise. So versucht ihren Verlauf innerhalb Oberschlesiens Wilpert in der Zeitschrift Oberschlesische Heimat IV (1908), S. 148—152 (Der Gau der Opolini in vorgeschichtlicher Zeit I, die Bernsteinstraße) genauer festzulegen. Mit einer geradezu leidenschaftlichen Begeisterung warf sich Dug auf die Erklärung des Ptolemäus und glaubte, seiner Phantasie freien Lauf lassend, das Rätsel gelöst zu haben. Bis zu seinem Tode hat er es nicht verwinden können, daß sein Ptolemäusbuch keinen Verleger fand (vgl. Dug, Wanderungen durch das Leben von der Urzeit bis zur Gegenwart. Leipzig 1912, S. 7 ff.; darin auch einige Fundangaben). Seger hielt in Wien 1906 einen Vortrag über Spuren der römischen Kultur in Schlesien (Protokoll der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Wien. Berlin 1907, S. 57—65), in dem er unser tatsächliches Wissen von der Bernsteinstraße und die Kultur- und Verkehrsverhältnisse zwischen Rom und Schlesien darlegt. Die Funde römischer Münzen in Oberschlesien hat Klose in der Zeitschrift Oberschlesien I (1902), S. 301—313, in übersichtlicher Weise zusammengestellt und dabei auch die Münzen des übrigen Schlesiens tabellarisch verzeichnet; kürzer ist die Darstellung der Funde antiker Münzen in (ganz) Schlesien, die Günther im 5. Bande der Zeitschrift Schlesien auf S. 549—553 (1912) gegeben hat. Eine wichtige Gruppe von Gräbern der späten Kaiserzeit veröffentlichte Plettke in Schl. Vz. N. F. VII, S. 113—125 (Germanische Gräber aus dem dritten Jahrhundert nach Chr.). Auf die in demselben Bande erschienene Zusammenstellung der schlesischen verzierten Waffen durch Jahn wies ich schon bei der Besprechung der Spät-Latènezeit hin. In Thiemendorf, Kr. Steinau, fanden sich zwei Skelettgräber der späten Kaiserzeit, deren eines in einer großen Steineinfassung lag und unter anderem einen Holzeimer mit Bronzebeschlägen enthielt. Seger berichtet kurz über diese Funde im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1911, S. 184 f. Ins vierte Jahrhundert nach Chr. führt uns ein Kriegergrab, das Seger in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins I (1905), S. 138—144 (Ein Grabfund der Völkerwanderungszeit aus Neuhof bei Liegnitz) veröffentlicht hat. Einer der wenigen Funde aus der Völkerwanderungszeit Schlesiens und zugleich der bedeutendste ist das Grab von Höckricht, Kr. Ohlau, das sich im Berliner Museum für Völkerkunde befindet. Krause hat in Schl. Vz. N. F. III, S. 46—50, die vorhandenen Fundnotizen und gute Abbildungen der Fundstücke veröffentlicht. Götze ist es jüngst gelungen, die ursprüngliche Bedeutung der mit roten Steinen besetzten Goldbleche, die des

Digitized by Google

Bestatteten Gürtel schmückten, festzustellen. Sie sind Teile eines schon im Altertum zerschnittenen Diadems, das aus einer südrussischen Werkstatt stammt (Götze, Ein goldenes Diadem der Völkerwanderungszeit, Bezzenberger-Festschrift, Göttingen 1921, S. 52—59, Tafel 5).

Die slawische Zeit hat gleichfalls noch keine zusammenfassende Bearbeitung gefunden. Hahn berichtet in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins Bd. V, S. 212 f. (mit 1 Abb.) kurz über ein bei der Bautätigkeit zerstörtes umfangreiches Skelettgräberfeld in der Liegnitzer Vorstadt Carthause. Ebenso kurz ist ein Hinweis auf slawische Funde bei Gustau, Kr. Glogau, von einem angeblichen Burgwall, der in den Schlesischen Heimatblättern IV (Hirschberg 1911), S. 307 f. zu finden ist. Einen Schädel mit klaffender, aber verheilter Hiebwunde aus Bauerwitz, Kr. Leobschütz, erwähnt Jahn in der Zeitschrift Schlesien VII, S. 175. Über slawische Wohngruben von Marschwitz, Kr. Ohlau, und ein ebendort gefundenes spätes Schwert schreibt Seger in Schl. Vz. N. F. III, S. 39 und 189. Von besonderem Belange sind die von Lustig untersuchten zahlreichen Werkstätten für Mühlsteine am Zobtenberge, die dort gebrochen und verarbeitet wurden (Lustig, Die Trichtergruben (Mardellen) vom Zobtenberge in Schlesien, Globus, Bd. 85, 1904, S. 85—89, mit 4 Abbildungen). Von den geographischen und kulturellen Verhältnissen in damaliger Zeit entwirft Treblin ein allgemeines Bild in der Zeitschrift Schlesien III, S. 100—106 und 145—149 (Das schlesische Landschaftsbild in slawischer Zeit). Zwei Hacksilber- und Münzfunde von Winzig, Kr. Wohlau, und Rudelsdorf, Kr. Nimptsch, sind in Schl. Vz. N. F. II, S. 45—54 von Bahrfeldt und Friedensburg veröffentlicht worden. Sie stammen beide aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Eine der im damaligen Geldverkehr üblichen Schalenwagen bespricht Seger in Schl. Vz. N. F. III, S. 57 f. (Bronzewage aus Dürschwitz). Bereits in die Zeit der deutschen Kolonisation weist uns die Abhandlung von Hahn in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, S. 158—208 (Der Fund mittelalterlicher Gefäße im Baugrunde alter Häuser zu Liegnitz und dessen Bedeutung für die Volkskunde).

Die bedeutendsten Überreste aus slawischer Zeit sind die Burgwälle, Befestigungsanlagen, die man früher fast durchweg für slawisch ansah. Erst die neuere Spatenforschung hat auch in Schlesien erwiesen, daß ein beträchtlicher Teil von ihnen schon in der Hallstattzeit angelegt wurde. Trotzdem sollen hier alle Burgwälle gemeinsam behandelt werden. Im Auftrage des Breslauer Museums hat Hellmich die schlesischen Burgwälle vermessen und aufgenommen. Über die geeignetste Art der Vermessung mit Hilfe des von ihm verbesserten Götzeschen Böschungsmessers und die kartenmäßige Darstellung der Messungsergebnisse berichtete er in der Zeitschrift für Ethnologie 1904, S. 885—890 — hier gibt er auch als Beispiel eine Darstellung des Burg-

Digitized by Google

walles von Linz, Kr. Guhrau — und im Korrespondenzbl. für Anthropologie 1909, S. 6—11. Einen Überblick über die schlesischen Burgwälle und eine Statistik von ihnen bringt Hellmich in der Zeitschrift Schlesien II, S. 67—74. Den Steinwall auf dem Geiersberge, der dem Zobten benachbart ist, untersuchte und beschrieb Lustig in Schles. Vorzeit, N. F. IV, S. 46—53. Diese Anlage stammt aus der Bronzezeit. Der Burgwall auf dem Breiten Berge bei Striegau ist vom Breslauer Museum aufs eingehendste durchforscht worden. Die Veröffentlichung der ergebnisreichen Grabungen steht bevor[1]). Eine vorläufige Notiz von Jahn findet sich in der Zeitschrift Schlesien, Bd. VII. S. 63f. Es wurde eine hallstattzeitliche und darüber eine spätslawische Befestigungsanlage festgestellt. Die Anschauungen, die Schmidt-Löbau über den Burgwall entwickelt (Mannus I, S. 280—287, Ergebnis meiner Wallforschung auf dem Breiten Berge bei Striegau in Schlesien) sind von Grund aus verfehlt. Während des Krieges hat das Breslauer Museum ebenso eingehend den Burgwall auf der Schwedenschanze bei Oswitz, Kr. Breslau untersucht; die erfreulichen Ergebnisse der Grabungen stellte Seger in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 1919, S. 79—93 (die Schwedenschanze bei Oswitz) zusammen. Es ist der erste schlesische Burgwall, der nachweislich keine slawische Befestigung trug, sondern nur zweimal am Schluß der Bronzezeit und am Beginn der Eisenzeit befestigt war. Die Holzkonstruktion der Mauer hatte sich teilweise ausgezeichnet erhalten. Kurze Mitteilungen über Burgwälle finden sich mehrfach in der schlesischen Literatur. Ich erwähne: Hahn, Über den Burgwall von Riemberg, Kr. Goldberg, in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, S. 166f, Abb. 1; Sprotte, Über oberschlesische Burgwälle in der oberschlesischen Heimat I (Oppeln 1905), S. 57; Gregor und Schulte, Über den Burgwall Grzendzin, Kr. Kosel, ebendort IV (1908), S. 137ff und 243ff; Vermehren, Der Kopietz oder Tempelberg bei Oberwitz, Kr. Gr.-Strehlitz, Zeitschrift Oberschlesien VII, S. 244—247; Vermehren, Die Zlönitzer Schanze, Kr. Oppeln, ebendort VIII, S. 353 bis 355; Kutzer, Die Kastellanei Gradice Golensicedce, ebendort, IX, S. 344 bis 347; Franke, Forschungen und Funde im Kreise Neustadt, Oberschlesien, ebendort IX, S. 284ff.

Wohl aus spätslawischer Zeit stammen die Langwälle Niederschlesiens, die sogenannten Dreigräben, deren Bedeutung trotz vielfacher Bearbeitungen noch nicht einwandfrei festgestellt werden konnte. An neueren Arbeiten erwähne ich: Schöpke, Die Dreigräben (Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 36, 1902, S. 405—414); Matuszkiewicz, Steht die mittelschlesische Preseka zu den niederschlesischen Dreigräben in Beziehung? (ebendort 41, 1907, S. 392—401); Hellmich, Zeitschrift Schlesien II

[1]) Die Behandlung der auf dem Breiten Berge gefundenen Getreidereste von Paz und Hoffmann habe ich weiter unten angeführt.

Digitized by Google

(1909), S. 68f und Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. 76. Versammlung zu Breslau, 1904, Teil II, Leipzig 1905, S. 277 bis 281 (Die Dreigräben im Bobergebiet).

Die Einbäume Schlesiens, deren Alter nicht genauer zu bestimmen ist, die aber in der Mehrzahl nicht mehr vorgeschichtlich sind, hat Hellmich zusammenfassend veröffentlicht in Schles. Vorzeit, N. F. VI, S. 17—32 und VII, S. 127f (Einbäume in Schlesien).

Die vorgeschichtlichen Pflanzenreste Schlesiens haben mehrfach fachmännische Bearbeitung gefunden. 1902 sprach Pax über einen Fund prähistorischer Pflanzen aus Schlesien (80. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur, II. Abteilung, S. 1—4) und glaubte Roggenfunde aus hallstattzeitlichen Gräbern nachweisen zu können (vgl. auch Schles. Vorzeit, N. F. II, S. 197). 1914 und 1915 beschrieben Pax und Hoffmann in Englers Botanischen Jahrbüchern, Bd. 50 (Englers Festschrift), S. 593—606 (Alte Kulturpflanzen aus Schlesien) und Bd. 52, S. 346—353 (Prähistorische Pflanzen aus Schlesien und der Oberlausitz) eine ganze Reihe von Getreide- und Holzproben, die ihnen zur Bestimmung vorgelegt worden waren. Die wichtigsten Saatgutreste stammen aus dem Burgwall vom Breiten Berge bei Striegau. Die Tierreste aus schlesischen Vorzeitfunden haben bisher nur in geringem Umfange eine Bearbeitung gefunden. (Siehe oben unter Steinzeit.)

* * *

Der schlesische Teil der Oberlausitz ist von dem eigentlichen Schlesien durch einen fundarmen Waldgürtel getrennt und weist auch eine andersartige kulturelle Färbung auf; er bildet mit der sächsischen Oberlausitz und der Niederlausitz eine Kulturprovinz, die durch die jetzigen politischen Grenzen zerrissen wird. Wir gehen daher auf die preußische Oberlausitz hier nur in einem kurzen Anhange ein. Den Mittelpunkt der Vorgeschichtsforschung in diesem Landesteil bildet das Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz und die Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, beide begründet und noch heute geleitet von Prof. Seyerabend. Ihr Organ sind die Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, die seit 1890 erst jährlich, dann in immer größeren Abständen erschienen. In den hier besprochenen Zeitraum fallen das letzte Heft des 1. Bandes dieser Zeitschrift (1902), der zweite Band (1913) und das 1920 erschienene erste Heft des dritten Bandes. In den neueren Heften überwiegen immer mehr die Veröffentlichungen aus dem uns hier nicht angehenden sächsischen Teil der Oberlausitz, wo eine Bautzener Zweiggesellschaft aufblühte.

Einen Überblick über die Oberlausitzische Vorzeit gab Seyerabend 1906 bei der Görlitzer Versammlung der deutschen Anthropologischen Ge-

Digitized by Google

sellschaft: Oberlausitzer Jahreshefte II, S. 292—298 und Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906, S. 88—91, Der gegenwärtige Stand der vorgeschichtlichen Forschung in der Oberlausitz. Schon 1900 veröffentlichte Feyerabend eine Tafel vorgeschichtlicher Altertümer der Oberlausitz, auf der er die wichtigsten Vorzeitformen in chronologischer Gruppierung vorführte und für deren weiteste Verbreitung er Sorge trug. In dem Führer durch die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum (2. Auflage, Görlitz 1910) gibt Feyerabend auf S. 108—110 kurz die Verteilung der Funde in den drei Räumen der vorgeschichtlichen Abteilung an. Die letzte Übersicht über die Vorgeschichte der Oberlausitz findet sich in der Festschrift zum zehnjährigen Bestehen des Museums (Feyerabend, Die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum, 1902—1912. Görlitz 1912), in der die vorgeschichtliche Abteilung auf S. 85—100 besprochen wird.

Steinzeitfunde sind in der schlesischen Oberlausitz zum Unterschied von der sächsischen nur vereinzelt gemacht worden (vgl. Feyerabend, Oberlausitzer Jahreshefte II, S. 294 und Stock, Die ältesten Steinzeitfunde aus der Oberlausitz, ebendort, S. 256—259). In der Zeit der Urnenfelder unterscheidet Feyerabend einen älteren und einen jüngeren Lausitzer Typus (Gruppierung und Zeitstellung der Gräber vom sogenannten Lausitzer Typus in der Oberlausitz, Oberlausitzer Jahreshefte I, S. 337—342 und Tafel XVIII), seine zeitlichen Ansetzungen dieser Kulturen sind jedoch völlig verfehlt. Bemerkenswert ist, daß der mittlere Lausitzer Typus — also etwa die Perioden IV und V der Bronzezeit — hier so gut wie zu fehlen scheint. Mehrere Gräberfelder des Lausitzer Typus bespricht Stock in den Oberlausitzer Jahresheften II, S. 106—118 (Urnenfunde im Kreise Rothenburg, O.-L.). Vom jüngeren Lausitzer Typus behandelt Feyerabend näher die wichtige Gruppe der bemalten Tongefäße der Oberlausitz und ihre Beziehungen zum Süden (Oberlaus. Jahreshefte II, S. 38—55). Kurze Berichte von Ausgrabungen auf Urnenfeldern finden sich in den Oberlaus. Jahresheften II, S. 60f (Paritz) und S. 154—156 (Hennersdorf). Ausführlicher berichtet Feyerabend über das Gräberfeld bei Groß-Särchen, Kr. Hoyerswerda, das dem jüngeren Lausitzer Typus angehört. Senf macht einige von ihm aufgedeckte Gräber aus Sproitz und Jänkendorf in der Zeitschrift für Ethnologie, 1900, Verhandl. S. 376ff (Bronzenadeln von auffälliger Spitzigkeit) bekannt. Auch zwei Schatzfunde veröffentlichte Feyerabend (Oberlaus. Jahreshefte II, S. 34—37, Die Schatzfunde von Jahmen und Ullersdorf, Kr. Rothenburg, O.-L.), während Stock die Fundberichte von einem leider eingeschmolzenen Goldfunde zusammenstellte (Oberlaus. Jahreshefte II, S. 90—93, Nachrichten über Goldfunde bei Gehege, Kr. Rothenburg, O.-L.). Einen anderen Goldfund aus demselben Kreise bewahrt das Bautzener Stiebermuseum (Ober-

Digitized by Google

lauf. Jahreshefte II, S. 295). Zwei Bronzedolche aus Nenndorf an der Landeskrone, die ganz einzigartige Formen besitzen, bringt Seyerabend in den Oberlauf. Jahresheften II, S. 88—90; ausführlicher hat sie Seger in Schles. Vorzeit, N. F. V, S. 13ff. behandelt.

Während der Latènezeit war die Oberlausitz nach unserer bisherigen Kenntnis nicht besiedelt und auch aus der Kaiserzeit sind nur wenige Funde bekannt geworden (Oberlauf. Jahreshefte II, S. 297). Wie in der Steinzeit war auch damals wieder das sächsische Nachbargebiet stärker besiedelt.

Aus slawischer Zeit sind vor allem die Burgwälle zu nennen, die freilich auch in der Oberlausitz mehrfach ein viel höheres Alter haben. Über die Oberlausitzer Schlackenwälle gibt es bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur. Nach den vielen Fehldeutungen früherer Zeiten und den gleichfalls ganz in die Irre gehenden Anschauungen, die noch neuerdings Schmidt-Löbau besonders für die sächsischen Wälle vertrat, konnte Seyerabend, vereint mit Schuchhardt, den Aufbau und den Zweck dieser Anlagen in den Hauptzügen richtig aufklären (Seyerabend im Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1909, S. 88f, Die Ringwälle der Oberlausitz im Lichte der neuesten Forschungen und im Mannus, Ergänzungsband I, Würzburg 1910, S. 51—53, Die Entstehung der Schlackenwälle und die verschiedenen Typen der Burgwälle in der Oberlausitz; Schuchhardt im Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1909, S. 89, Schlacken- und Brandwälle und in der Zeitschr. f. Ethnologie, 1909, S. 508f., Neues von Befestigungen der Oberlausitz). Die Langwälle (Dreigräben) in der preußischen Oberlausitz besprach Stock in den Oberlauf. Jahresheften II, S. 120—125 und 310ff., ebenso im Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1906, S. 99—103.

Durch die umfangreiche Grabungstätigkeit des Breslauer Museums vor dem Kriege sind große Mengen von vorgeschichtlichen Funden angesammelt worden, von denen ein großer Teil erst während und nach dem Kriege verarbeitet werden konnte. Daher liegen jetzt eine ganze Anzahl größerer Fundveröffentlichungen und zusammenfassender Darstellungen fast druckfertig vor, deren Herausgabe unter den jetzigen Verhältnissen nur bei tatkräftigster materieller Unterstützung möglich sein wird. Bei der abgelegenen Lage Schlesiens im Südosten Deutschlands werden leider die Schätze des Breslauer Museums viel zu selten von der Fachwelt an Ort und Stelle studiert. Im allgemeinen begnügt man sich mit der Kenntnis der veröffentlichten Funde. Desto notwendiger ist die Bekanntgabe der vielen wichtigen Entdeckungen und neuen Ergebnisse auf dem Gebiete der schlesischen Vorgeschichte, auf die in unserer Literaturübersicht nur selten hingewiesen werden konnte und die doch auf so viele Epochen ganz neues Licht werfen.

Breslau, März 1922.

Digitized by Google

Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Posen 1900–1920.

Von Martin Jahn.

In der Provinz Posen verblieb die Pflege der vorgeschichtlichen Funde unverhältnismäßig lange völlig in den Händen privater Kreise. Durch die anerkennenswerte Tätigkeit des Gymnasialdirektors W. Schwartz erlebte sie seit den achtziger Jahren eine erste Blüte[1]). Die beiden deutschen historischen Zeitschriften der Provinz: das Jahrbuch der historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg und die Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen brachten in den neunziger Jahren mehrfach Berichte über vorgeschichtliche Funde. Noch reger war die Tätigkeit der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Posen unter von Jazdzewski, der zusammen mit Erzepki 1890 ein Heft: Posener archäologische Mitteilungen herausgab, dem 1893 der erste Teil des großen Tafelwerkes: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen, herausgegeben von Koehler und Erzepki, folgte. 1900 veröffentlichte Koehler den zweiten Teil dieses Albums.

Da damals alle diese Bestrebungen vom Staate noch nicht tatkräftig gefördert wurden, erlahmte das vorgeschichtliche Interesse nach dem Tode der führenden Altertumsfreunde immer mehr. Weder die Jahrbücher der historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt, die in der Zeitschrift der Posener historischen Gesellschaft aufgingen, noch auch diese Zeitschrift brachten mehr Beiträge aus der Vorgeschichte. Nur in den seit 1900 erscheinenden historischen Monatsblättern für die Provinz Posen finden sich ganz vereinzelt kleine Fundmitteilungen. Auch die Veröffentlichungen der Gesellschaft der

[1]) W. Schwartz, Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen, 1875—1882. Fünf Beilagen zu den Programmen des Kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Posen.

Digitized by Google

Freunde der Wissenschaften wurden nicht fortgesetzt. Endlich griffen Staatsregierung und Provinzialverwaltung ein. 1904 wurde das neu erbaute Kaiser-Friedrich-Museum in Posen eröffnet, in dessen Besitz auch die vorgeschichtliche Sammlung der Posener historischen Gesellschaft überging. Mit dem Jahre 1908 beginnt ein neuer Abschnitt in der Posener Vorgeschichtsforschung durch Schaffung einer Beamtenstelle für einen Berufsprähistoriker an der vorgeschichtlichen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums.

Erich Blume übernahm mit 24 Jahren, noch vor dem Abschluß seines Universitätsstudiums, die nicht leichte Aufgabe, die Bestände des Museums an vorgeschichtlichen Altertümern dem neuesten Stande der Forschung gemäß zu bestimmen und chronologisch und kulturgeographisch zu ordnen. Außerdem suchte er sofort mit großer Tatkraft und gutem Organisationsvermögen auch die nicht im Kaiser-Friedrich-Museum befindlichen Funde zu erfassen und der Forschung zugänglich zu machen. Schon ein Jahr nach seinem Amtsantritt konnte er der 1909 in Posen tagenden deutschen Anthropologischen Gesellschaft eine wohlgeordnete Ausstellung von Posener Altertümern aus öffentlichem und privatem Besitz in einer Reichhaltigkeit vorführen, die ganz überraschend war. Der von ihm verfaßte Katalog dieser Ausstellung[1]) enthält außer dem Material einen kurzen Abriß der Vorgeschichte Posens, der ein Beweis ist von einer bei der kurzen Vorbereitungszeit erstaunlichen Beherrschung des gesamten Fundstoffes und der noch heute die beste Einführung in die Vorzeit der Provinz bildet. Besonders möchte ich auf die wertvolle Darstellung der sogenannten Lausitzer Kultur hinweisen, deren verwickelte chronologische und lokale Gliederung Blume mit Geschick versucht. Als Ergänzung zu dieser Arbeit ist die 1911 erschienene dritte Auflage des Amtlichen Führers des Kaiser-Friedrich-Museums heranzuziehen, in der Blume auf Seite 31—51 die vorgeschichtliche Abteilung behandelt. Er gibt hier eine in manchen Punkten, hauptsächlich auf Grund eigener Grabungen, verbesserte Darstellung der vorgeschichtlichen Entwicklung in Posen. Mit sehr nachahmenswertem Eifer legte sich Blume auf die sofortige Veröffentlichung der Neuerwerbungen und Grabungsergebnisse seines Museums in kurzer aber für wissenschaftliche Verwertung ausreichender Form. Diese Zugangsberichte sind erschienen im Mannus, Bd. I, S. 137—140 und 303—305; Bd. III S. 289—298; Bd. VII S. 147—167. Faßt Blume hier die Erwerbungen eines Halbjahres oder eines vollen Jahres zusammen, so führt er in der Zeitschrift: Aus dem Posener Lande seit 1911 fast jeden Monat die Museumseingänge auf. In dem Bestreben, möglichst von allen vorgeschichtlichen Funden Kenntnis und genaue Angaben für die Museumsakten zu erhalten, leitete Blume nach Schluß der Ausstellung von 1909 eine Inven-

[1]) Blume, Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum. Vor- und frühgeschichtliche Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen. Posen 1909. 173 Seiten. 21 Tafeln.

Digitized by Google

tarisierung der Funde in Privatbesitz ein, über deren Ausführung er beachtenswerte Mitteilungen im Mannus IV, S. 327—332 gemacht hat. So wußte Blume in kurzer Zeit im Kaiser-Friedrich-Museum einen Sammel- und Mittelpunkt aller für die Vorgeschichte der Provinz interessierten Kreise, ein Provinzialmuseum im besten Sinne des Wortes, zu schaffen[1]). Leider wurde diese vielversprechende Entwicklung durch den plötzlichen tragischen Tod Blumes im September 1912 jäh abgebrochen[2]). Nur vier Jahre ist Blume in Posen tätig gewesen; es ist klar, daß trotz des in dieser kurzen Zeitspanne schon Erreichten noch viel mehr erst im Werden begriffen war, das nun unvollendet blieb. An Arbeiten allgemeineren Inhalts von Blume sind noch zu erwähnen: Thrakische Keramik in der Provinz Posen im Mannus IV, S. 75—90, in der er die Formenentwicklung der Lausitzer Kultur stilistisch gliedert und durch zahlreiche Abbildungen (23 Abbildungen und 7 Tafeln) gut vor Augen führt. Mir scheinen bei der Gleichsetzung der Formen mit den Perioden von Montelius mehrfach Typen zu früh datiert zu sein, doch bedürfen diese noch wenig im einzelnen untersuchten Fragen weiterer Klärung. Viel bedeutender und eingehender sind Blumes Forschungen auf dem Gebiet der germanischen Kulturen, die er in seiner Dissertation und in weiterem Umfange in dem zweibändigen Werke: Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit[3]) behandelte. Auf die Bedeutung dieser hauptsächlich die nördlich von Posen liegenden Gebiete bearbeitenden Abhandlung brauche ich hier nicht einzugehen und verweise auf die ausführlichen Würdigungen aus der Feder Almgrens im Mannus V, S. 147—151 und VIII, S. 287—292. Für die Posener Forschung der Kaiserzeit erhält das Werk besonderen Wert, weil Blume auch die Posener Funde mit herangezogen hat, was aus dem Titel nicht zu ersehen ist. Besonders die Materialzusammenstellungen des zweiten Teiles berücksichtigen ständig die Funde aus Posen. Trotzdem gedachte natürlich Blume die Germanenzeit Posens in besonderen Arbeiten zu beleuchten. Von großem Werte für die frühgermanische Forschung hätten Blumes Beobachtungen bei der Ausgrabung des Gräberfeldes von Golencin, Kr. Posen-Ost, werden können, wo er gegen 60 Gräber ausgegraben hat. Schon in seinem Ausstellungskatalog von 1909 und im Museumsführer von 1911 hatte Blume auf ein zeitweiliges Nebeneinanderhergehen einer westgermanischen Kultur neben der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur hingewiesen. Das Gräberfeld von Golencin schien ihm nun die Entwicklung dieser westgermanischen Kultur in der Latènezeit von etwa 500—200 vor Chr. vor

[1]) Vgl. auch Blumes Aufsatz: Aufgaben der Vorgeschichtsforschung in Posen im Korrespondenzbl. f. Anthropol. 1909, S. 72.

[2]) Über Blumes Lebenslauf vgl. Mannus IV, S. 349 und 451—457.

[3]) Mannusbibliothek Nr. 8 und 14. Würzburg 1912 und 1915. Teil II aus dem Nachlaß herausgegeben von Martin Schultze.

Digitized by Google

Augen zu führen, eine Entwicklung, die erst durch unregelmäßige, ursprünglich vielleicht von Holzbauten gestützte Steinkammern gekennzeichnet ist, dann durch rechteckige Steinkisten, weiter durch einfache Steinpackungen mit nur je einer Urne (während vorher bis zu vier Urnen in einer Kammer standen) und schließlich durch Urnengräber ohne Steinschutz (Aus dem Posener Lande, 1912, S. 326 und 378). Einen näheren Nachweis dieser Aufstellung konnte Blume nicht mehr bringen. Wie wichtig er für die ostdeutsche Forschung gewesen wäre, erhellt daraus, daß es bisher noch nicht gelungen ist, den großen zeitlichen und kulturellen Abstand der frühgermanischen Gesichtsurnenkultur von den spätlatènezeitlichen Germanengräbern zu überbrücken. Ebenso wichtig ist eine andere Frage, die Blume angeschnitten hat, welcher Bevölkerung die spätkaiserzeitlichen Hügelgräber Posens angehören. Den Anstoß für diese Fragestellung gaben die neun Hügelgräber in der Umgegend von Siedlemin, Kr. Jarotschin, in denen von verschiedensten Seiten gegraben worden ist. Blume selbst untersuchte u. a. den Hügel 6 genauer (Ausstellungskatalog Posen, S. 18 und 98; Mannus I, S. 140; III, S. 295ff; Führer des Kaiser-Friedrich-Museums, 3. Aufl., S. 44 und 51. Aus dem Posener Lande 1911, S. 390f. und 595; 1912, S. 140; Germanische Stämme I, S. 203; Schultze, Historische Monatsblätter 1913, S. 33—36). Er glaubte schon 1909, diese Hügelgräber nicht mehr den Germanen zuschreiben zu sollen und hielt es bis 1911 für gesichert, diese Kultur trotz ihrer stark germanischen Färbung für nachgermanisch, also frühslawisch zu erklären. Erst kurz vor seinem Tode ging er von dieser Auffassung ab (German. Stämme I, S. 203) und bereitete eine umfangreiche Veröffentlichung darüber vor, die er gerade noch in seinen letzten Tagen vollenden konnte. Es ist höchst bedauerlich, daß diese Behandlung der Posener Hügelgräber jetzt fast 10 Jahre nach Blumes Tod, noch immer nicht veröffentlicht worden ist. Nachdem von polnischer Seite, wie wir noch sehen werden, der Versuch gemacht worden ist, Blumes frühere Auffassung in slawischem Sinne auszubeuten, ist es unumgängliche Pflicht, dieses nachgelassene Manuskript aufs schnellste bekannt zu geben, damit die Forschung sich mit dieser eigenartigen Grabgruppe näher beschäftigen kann. Ähnliche Hügelgräber aus Selgenau, Kr. Kolmar, veröffentlichte Götze in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1904, S. 3—5.

Mit dem Tode Blumes hören leider die Veröffentlichungen aus der vorgeschichtlichen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums auf. Nur die Zugangsberichte in der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande" sind von Richter bis zum Kriege in kurzer Fassung fortgesetzt worden. Der schnelle Aufschwung, den die Vorgeschichtsforschung im Kaiser-Friedrich-Museum unter Blume genommen hatte, brach nach seinem Tode ebenso schnell ab.

Fast zu gleicher Zeit wie in Posen blühte auch in Bromberg die Vorgeschichtsforschung auf unter der kundigen Leitung von Martin Schultze,

Digitized by Google

der mit seinem Studiengenossen Blume Hand in Hand arbeitete. Auch hier gab der Anthropologenkongreß des Jahres 1909 den Anlaß, die Sammlung der historischen Gesellschaft zu ordnen und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten aufzustellen, eine Aufgabe, die Schultze mit großer Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis ausführte. In einem Vortrage auf diesem Kongreß über die Vorgeschichte des Netzedistrikts[1]) hob Schultze die wichtigeren Funde der Sammlung hervor und gab einen guten Überblick über die Gesichtsurnenkultur Nordposens in dem der Anthropologentagung gewidmeten Heft der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande[2])", das auch einige andere Beiträge vorgeschichtlichen Inhalts enthält. Beachtenswert sind besonders seine Andeutungen über die Formenentwicklung in der Keramik der Gesichtsurnenkultur, deren ältere und jüngere Typen er in mehreren Gruppenbildern gegenüberstellt. Von der regen Sammeltätigkeit des Museums in seiner Blütezeit gibt Schultzes Bericht über Neueingänge des Jahres 1909 in der vorgeschichtlichen Sammlung im Museum der historischen Gesellschaft zu Bromberg (Mannus II, S. 220—232 mit 20 Abbildungen) Aufschluß, zu dem Blume eine Ergänzung im Mannus III, S. 156f. brachte.

Leider war die Tätigkeit Schultzes in Bromberg noch kürzer als die Blumes in Posen. Schon 1910 verließ er die ihm so lieb gewordene Wirkungsstätte, der er seine freie Zeit fast völlig gewidmet hatte, um eine Pfarrstelle außerhalb der Provinz zu übernehmen. Student Ströbicke betraute dann bis 1913 die Sammlung und veröffentlichte einige kleine Fundnotizen in den historischen Monatsblättern für die Provinz Posen[3]). Bis in den Krieg hinein blieb Schultze aber noch in Fühlung mit dem Bromberger Museum und brachte zwei wichtige Fundgruppen der Sammlung zur Veröffentlichung. 1914 stellte er die frühneolithischen Geräte Posens aus Renn-, Elch- und Hirschgeweih und -knochen zusammen, von denen die Mehrzahl in dem Arbeitsgebiet des Bromberger Museums gefunden worden ist und einen der wertvollsten Bestandteile dieser Sammlung ausmacht. Die schönen Harpunen mit Widerhaken, die Wurfspeerspitzen, die Hackenschäfte mit eingesetzter Hacke aus Elchgeweih und die Hirschgeweihäxte waren der Forschung fast unbekannt geblieben, bis Schultze bei der Neuordnung der Sammlung ihre Bedeutung erkannte. Seine mit guten Abbildungen ausgestattete Veröffentlichung, die auch die Renngeweihhacke von Murowana-Goslin, Kr. Obornik, des Kaiser-Friedrich-Museums zum ersten Mal in einer Abbildung bringt, ist leider an einer Stelle erschienen, die dem Vorgeschichts-

---

[1]) Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1909, S. 100f.

[2]) Schultze, Aus der Zeit der ostgermanischen Gesichtsurnen. Aus dem Posener Lande, 1909, S. 303—313.

[3]) Ströbicke fiel im Weltkriege. Vgl. Mannus IX, S. 228.

Digitized by Google

forscher wenig geläufig ist[1]); sie wird daher nicht die Verbreitung erlangen, die ihr zukommt. Auch die Behandlung desselben Stoffes, die Schultze in der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande", 1914, S. 193—202 (mit 4 Tafeln) unter dem Titel: Die ältesten menschlichen Geräte aus der Provinz Posen und ihre Stellung im nordeuropäischen Kulturkreis gegeben hat, dürfte bei dem lokalen Charakter dieser Blätter vielen nicht zugänglich sein. Die zweite Kulturgruppe des Bromberger Museums, die Schultze im Zusammenhange veröffentlichte, sind die Grab- und Depotfunde der Periode II der Bronzezeit[2]). Wie wichtig solche Veröffentlichungen gerade aus kleinen Museen sind, die nicht oder nicht ständig von Fachleuten geleitet werden, dafür ist diese Arbeit wieder ein guter Beleg. Nur mit Mühe ließ sich teilweise noch die Herkunft und Zusammengehörigkeit der Fundstücke feststellen, die bei dem Fehlen einer geregelten Katalogisierung und dauerhaften Signierung der Fundstücke nur eine Zeitlang im Gedächtnis der das Museum pflegenden Herren haften bleibt. Mit den Jahren wächst dann die Zahl der Altsachen, deren Fundort nicht mehr nachweisbar ist, erschreckend an oder es entstehen durch Verwechselungen die noch schlimmeren falschen Fundangaben, die den wissenschaftlichen Wert einer ganzen Sammlung herabdrücken und zweifelhaft machen können.

Zur Tagung der Anthropologischen Gesellschaft in Posen im Jahre 1909, die die Posener Forschung auf ihrem Höhepunkt vorfand, wurde als Festschrift der Posener historischen Gesellschaft eine Arbeit von hervorragendem Werte und grundlegender Bedeutung herausgegeben: Fredrich, Funde antiker Münzen in der Provinz Posen[3]). Fredrich hat in siebenjähriger Sammeltätigkeit mit großer Sorgfalt den überaus verzettelten Fundstoff zusammengetragen und übersichtlich vorgelegt. Es ist ihm gelungen, mehr als 2000 Münzen nachzuweisen. Seine Schlüsse aus ihrer örtlichen Verteilung innerhalb der Provinz und der Zeitstellung der Münzen sind für die Kultur- und Verkehrsgeschichte der Germanen von großem Werte. Da Fredrich auch die sonstigen römischen Einfuhrstücke zusammengestellt und sich Einblick in die Verhältnisse der Nachbarländer, besonders Polens, verschafft hat, kann er an der Hand der Fundkarte den Hauptverkehrsweg der damaligen Zeit, die sogenannte Bernsteinstraße, recht genau festlegen. Dieser ging von

---

[1]) M. Schultze, Frühneolithische Jagd- und Fischereigeräte der Provinz Posen. Archiv für Fischereigeschichte, Berlin 1914, Heft 2, S. 109—132.

[2]) Mannus VIII, S. 245—265 mit 14 Abbildungen und 2 Tafeln. Ebendort S. 241 bis 244 bespricht Schultze die Schädelkalotte mit Trepanöffnung von Balzweiler, Kreis Hohensalza.

[3]) Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen XXIV, S. 193ff. mit Nachträgen im Bande XXVIII (1913), S. 153ff. und in den Historischen Monatsblättern für die Provinz Posen XV (1914), S. 174ff. Siehe auch Schultze, Funde römischer Münzen auf der Insel Ostrow im Lednica-See in den Monatsblättern 1916, S. 179ff.

Digitized by Google

der Südostecke Posens über Kalisch und das polnische Grenzgebiet nach dem Goplosee und durch den Kreis Hohensalza zum Weichselknie.

Der fundreiche Nordostteil der Provinz Posen, Kujawien, hat außer von Bromberg und Posen auch von seinem Mittelpunkt Hohensalza aus einige Untersuchungen erfahren, die Kalliefe als für die Vorzeit begeisterter Privatmann unternahm. Es liegen darüber mehrere Veröffentlichungen von Kalliefe vor. Im Mannus VI, S. 326ff. berichtet er über ein Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza, das trotz mächtiger Steinsetzung in der Grabgrube nur winzige Reste von verbrannten Knochen enthielt, aber gerade wegen seiner Beigabenarmut vielleicht zur Gruppe der spätkaiserzeitlichen Hügelgräber, von denen ich oben sprach, zu zählen ist. In der Prähistorischen Zeitschrift VII, S. 200ff. legt er bronzezeitliche Urnengräber, spätlatènezeitliche Brandgräber und slawische Skelettgräber, ebendort im Bd. X, S. 169ff. zwei nordische Steinzeitgefäße, bronzezeitliche Nadeln, einen Gürtelhaken und Gefäße der Spätlatènezeit vor. Letztere setzt er ebenso wie den Gürtelhaken fälschlich in die Kaiserzeit und glaubt in Kruschwitz-Hohensalza eine kaiserzeitliche Siedelungsschicht über spätlatènezeitlichen Brandgräbern annehmen zu sollen, während in Wirklichkeit nur eine spätlatènezeitliche Kultur und zwar Brandgrubengräber vorliegen. Die umfangreichste Grabung unternahm Kalliefe in einer Siedlung bei Hohensalza, die zwar zahlreiche Funde von der Steinzeit bis zur Eisenzeit ergab, aber gerade wegen dieses vielfachen Übereinanderbauens von Häusern über Hausformen und Grundrisse keine klaren Verhältnisse brachte[1]). Auch der benachbarte westpreußische Verein in Thorn hat einen kleinen Beitrag zur Vorgeschichte Kujawiens geliefert. Semrau bespricht im 16. Heft der Mitteilungen des Kopernikus-Vereins 1908, S. 62—65 eine Fundstelle aus der jüngeren Steinzeit mit Trichterrandbechern bei Tarkowo (jetzt Tannhofen), Kreis Hohensalza. Über dieselbe Fundstelle berichtet Schultze in den Historischen Monatsblättern der Provinz Posen 1916, S. 57—63. Er fand hier unter anderem den Rest eines Kragenfläschchens. Schließlich möchte ich auch noch auf den kurzen Abriß über die Vorgeschichte Kujaviens hinweisen, den Blume 1910 in Prümers Geschichte Kujaviens[2]) gegeben hat.

Über ein reiches Gräberfeld der jüngsten Bronzezeit von Wilhelmshöhe, Kr. Kolmar, das leider noch keine wissenschaftlich befriedigende Untersuchung erfahren hat, sondern bisher nur von Liebhabern und Privatsammlern ausgebeutet worden ist, berichten Tummeley, Kossinna und Wilcke im Mannus V, S. 319—324 (mit 4 Tafeln) und VI, S. 202—209 (mit 2 Tafeln). Mehrere seltenere Keramiktypen dieses Gräberfeldes sind beachtenswert. Im Museum Neiße befinden sich fünfzehn Gefäße der jüngeren Bronzezeit

[1]) Kalliefe, Das bronzezeitliche Dorf Hohensalza. Prähistorische Zeitschrift III, S. 281ff. und S. 388; VI, S. 89—114.

[2]) Zeitschrift der Histor. Gesellschaft für die Provinz Posen XXV (1910), S. 2—6.

Digitized by Google

aus Bomblin (Jahresbericht des Neißer Kunst- und Altertumsvereins für 1906. Neiße 1907, S. 19).

In der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande", die von 1906 bis zum Kriege erschienen ist, finden sich außer den bereits erwähnten Arbeiten noch mancherlei Mitteilungen, die als Fundberichte nicht ohne Wert sind. Mehrfach wird über Ausgrabungen von Steinkistengräbern berichtet und Abbildungen von ihnen vorgeführt. In den Jahrgängen 1909, 1910, 1912 und 1913 sind eine Anzahl von Burgwällen zusammengestellt und abgebildet und schließlich ist noch eine systematische Arbeit von Schultze über die vorgeschichtliche Technik des Bronzegusses nach Funden in der Provinz Posen und den Nachbarprovinzen hervorzuheben („Aus dem Posener Lande" VIII, 1913, S. 193—198, mit zwei Tafeln). Funde aus einem Brandgrubengräberfelde der Spätlatènezeit von der Südwestgrenze der Provinz bei Schlichtingsheim, Kr. Fraustadt, befinden sich im Breslauer Museum und sind in Schl. Vz., N. F. II, S. 42f. von Seger veröffentlicht worden.

Die allgemeineren Arbeiten, die Posen im Zusammenhange mit ganz Ostdeutschland behandeln, führe ich im einzelnen hier nicht auf. Ich habe auf sie in der Übersicht über die schlesische Literatur hingewiesen. Doch muß noch die Abhandlung Wahles in der Mannusbibliothek Nr. 15: Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit erwähnt werden, da Wahle im Anhang einen Bericht über die steinzeitliche Siedlung von Lassek-Lubau, Kr. Posen-West, bringt (S. 210—212), die er im Auftrage des Kaiser-Friedrich-Museums untersucht hat. Er erklärt die eigenartigen Lagerungsverhältnisse dieser Ansiedlung, die auf einer neuerdings wieder ins Wandern geratenen Sanddüne angelegt ist und veranschaulicht seine interessanten Ergebnisse auf zwei Abbildungstafeln. Von anderweitig veröffentlichten Funden aus der Provinz erwähne ich nur die Bekanntgabe der Steinzeitgräber von Iwno, Kr Schubin durch Brunner in der Zeitschr. f. Ethnologie 1905, S. 899—912, die eigenartige, mit heiligen Zeichen tauschierte spätkaiserzeitliche Lanzenspitze von Jankowo, Kr. Mogilno, die Kossinna in seiner deutschen Vorgeschichte (3. Auflage) Taf. 36, Abb. 396 abgebildet hat[1]), und eine spätnordische, reich tauschierte Lanzenspitze von einem slawischen Fundplatze, aus Libau, Kr. Gnesen, die der Besitzer Engel in der Zeitschr. f. historische Waffenkunde VI (1912—14), S. 328, Abb. 3 veröffentlicht hat (vgl. auch „Aus dem Posener Lande" 1913, S. 284). Einen prächtigen Goldhalsring aus dem 6. Jahrhundert nach Chr. aus Radosiew, Kr. Czarnikau, bildet Kossinna im Mannus IX, S. 102 ab.

Die Tätigkeit der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen hatte mit der Veröffentlichung des zweiten Teiles des Posener Albums im Jahre 1900 einen gewissen Abschluß erreicht. Weder wurden

[1]) Ebendort S. 174, Abb. 345 ist das Muster einer Mäanderurne aus Szymborze, Kr. Hohensalza, zum ersten Male wiedergegeben worden.

Digitized by Google

die angefangenen Veröffentlichungen fortgesetzt, noch kamen neue heraus. Das Mielzynskische Museum der Gesellschaft wurde durch Neu- und Umbauten beträchtlich erweitert und konnte gerade zum Posener Anthropologenkongreß (1909) seine Pforten von neuem öffnen. Frisches Leben kam aber erst 1914 in die vorgeschichtliche Abteilung durch die Schaffung einer zweiten Konservatorstelle für einen Fachprähistoriker, die Dr. Kostrzewski übertragen wurde. In den Jahren 1914 und 1915 verfaßte Kostrzewski den Text zu den Heften 3 und 4 des Posener Albums und ermöglichte so endlich die Herausgabe der von Erzepki längst zusammengestellten Tafeln und den Abschluß dieses Tafelwerkes[1]). Die Tafeln bringen typische Fundstücke aus der sog. Lausitzer Kultur, aus germanischen Funden der Gesichtsurnen-, Spätlatène- und Kaiserzeitkultur und aus der slawischen Epoche. Die Zusammenstellung der Tafeln ist mehrfach recht planlos, da Gegenstände der verschiedensten Zeitstufen neben- und durcheinander stehen. Doch wird dieser Mangel durch die zuverlässigen Zeitbestimmungen, die Kostrzewski im Textteil gegeben hat, gemildert. Als Typenatlas der Provinz Posen wird dieses Album einen dauernden Wert behalten. Im Jahre 1914 veröffentlichte Kostrzewski eine polnisch geschriebene Darstellung der Vorgeschichte Posens, der zahlreiche Abbildungen beigegeben sind (Kostrzewski: Wielkopolska w czasach przedhistorycznych. Heft 2—3 der Biblioteka Wielkopolska Posen 1914)[2]). Im Jahre 1917 erschien ein: Kurzer Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Gräfl. Mielzynskischen Museums der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Posen 1917), der trotz seines geringen Umfanges (26 Oktavseiten) und des völligen Mangels an Abbildungen insofern erwünscht ist, da er einen schnellen Überblick über den Bestand an Altertümern der Sammlung gibt. 1918 brachte Kostrzewski einen umfangreicheren polnisch geschriebenen Katalog heraus, dem 12 Tafeln beigegeben sind[3]).

Neben der sachgemäßen Ordnung und Aufstellung der vorgeschichtlichen Abteilung seines Museums sah es Kostrzewski von vornherein als seine Aufgabe an, aus der Unmasse unveröffentlichten Fundstoffes wichtige Funde nach und nach der Allgemeinheit bekannt zu machen. In deutscher Sprache erschienen seine Fundberichte über einen Depotfund der späten Hallstattzeit

[1]) Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen, Heft III, mit 19 Tafeln (Posen 1914); Heft IV mit 11 Tafeln (Posen 1915). Herausgegeben von Erzepki und Kostrzewski.

[2]) Da ich der polnischen Sprache nicht mächtig bin und bis auf eine unten angeführte Ausnahme bisher keine Gelegenheit hatte, Übersetzungen der polnischen Arbeiten zu erhalten, kann ich von den polnisch geschriebenen Aufsätzen nur die Titel anführen.

[3]) Przewodnik po zbiorach przedhistorycznych Muzeum im. Mielzynskich. Posen 1918.

Digitized by Google

aus Schroda, Provinz Posen (Mannus V, S. 336ff.[1]), den Depotfund von Grodnica, Kr. Gostyn, aus der Periode II der Bronzezeit (Mannus VIII, S. 266ff.) und den Depotfund von Chrzypsko, Kr. Birnbaum, aus der ältesten Eisenzeit (Prähistorische Zeitschrift VII, S. 74ff.). Die Zweifel, die Reinecke gegen die Zusammengehörigkeit und Gleichzeitigkeit der Fundstücke von Chrzypsko äußerte (Prähistorische Zeitschrift VII, S. 209ff.) wußte Kostrzewski mit guten Gründen zu beheben (Prähistorische Zeitschrift X, S. 166ff.). Endlich veröffentlichte Kostrzewski im Mannus, Bd. IX, S. 87ff. eine Gruppe von metallenen Beschlagteilen der Gesichtsurnenkultur, die er mit richtigem Blick als Reste von Schwert- oder Dolchscheiden erkannte. Polnisch geschrieben sind seine Berichte über ein Kriegergrab der Kaiserzeit aus Przygodzice, Kr. Ostrowo (Swiatowit X, 1912, S. 65—73) und über ein Hügelgrab der jüngeren Kaiserzeit von Siedlemin, Kr. Jarotschin (Krakauer Materialien XIII, 1914, S. 50ff.). Von der letzten Arbeit ist mir auch der Inhalt zugänglich, da ich 1916 Gelegenheit hatte, sie mir übersetzen zu lassen. Kostrzewski hat 1912 als Student den Hügel 4 dieses Hügelgräberfeldes, auf dessen Bedeutung besonders Blume hingewiesen hat, untersucht. Der Aufbau des Hügels entspricht dem von Blume geschilderten. Die spärlichen Funde, die der späten Kaiserzeit angehören, gelangten ins Krakauer Museum. Kostrzewski knüpft an den Tatbestand etwa folgende Ausführungen: Das Hügelgräberfeld gehört ins 3.—4. Jahrhundert nach Chr., fällt also in die Zeit der Auswanderung der Germanen aus Ostdeutschland. Die Bevölkerung muß demnach schon slawisch sein, wenn ihre Kultur auch noch unter germanischem Einfluß steht. Auch Blume habe sich mehrfach in diesem Sinne ausgesprochen. Hier versäumt freilich Kostrzewski zu erwähnen, daß Blume seine Meinung in dieser Frage geändert hat (Blume, Germanische Stämme, Bd. I, 1912, S. 203). Für den slawischen Charakter des Hügelgrabes sprechen nach Kostrzewski einige Scherben, die ihm slawischen Schlag zu haben scheinen, während die Mehrzahl mit der germanischen Keramik der Kaiserzeit übereinstimmt. Die Art der Bestattung in Hügelgräbern, die auch später typisch für die Slawen sei, spreche gegen eine germanische Bevölkerung. Die beste Stellungnahme zu diesen Sätzen wäre die Herausgabe der oben erwähnten, nachgelassenen Arbeit Blumes über dies Hügelgräberfeld. Solange die Forschung nicht genauere Berichte über diese eigenartige Fundgruppe zur Verfügung hat, ist eine Diskussion darüber wenig zweckentsprechend. Versucht Kostrzewski bis hierhin noch eine gewisse Begründung seiner Auffassung, so schweben die folgenden Anschauungen völlig in der Luft. Die Slawen sind nach ihm nicht erst nach der Völkerwanderungszeit nach Ostdeutschland eingewandert, sondern hier längst ansässig. Sie standen

[1]) Derselbe Fundbericht erschien in polnischer Sprache in den Krakauer Materialien XIII (1914), S. 44ff.

Digitized by Google

nur völlig unter dem Einfluß der germanischen Kultur und wurden erst nach der Auswanderung der Germanen kulturell selbständig. Die Hügelgräber von Siedlemin des 3. bis 4. Jahrhunderts füllen nach Kostrzewski endlich die auffallende Fundlücke, die zwischen den letzten germanischen Kulturresten und den slawischen Skelettgräbern des 10. Jahrhunderts klafft. Mir ist es unerklärlich, wie die Siedleminer Gräber, mag man sie nun für germanisch oder slawisch halten, diese Fülleistung zustande bringen sollen. Es fehlt doch noch der Nachweis von Funden, die diese beiden, ein halbes Jahrtausend auseinanderliegenden Gruppen miteinander verknüpfen. Inwieweit Kostrzewski seine Anschauungen in der 1917 erschienenen polnischen Monographie über Siedlemin und Umgegend in archäologischer Hinsicht (Roczniki towarzystwa przyjaciol nauk Poznanskiego, Bd. 44, Posen 1917) ausgeführt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Daß er sie aber noch vertritt, bezeugt ein deutsch geschriebener Propagandaartikel in der Kreuzburger Zeitung vom 27. Januar 1921: Die Bevölkerung Oberschlesiens in vorgeschichtlicher Zeit von Dr. Josef Kostrzewski, Professor der Vorgeschichte an der Universität Posen. Der Aufsatz läßt in Form wie Inhalt so viele Blößen und Entstellungen erkennen, daß ihn Kostrzewski in dieser Fassung wohl kaum einer wissenschaftlichen Kritik ausgesetzt sehen möchte. Ich würde auch davon absehen, einen derartig tendenziösen Zeitungsartikel[1]) in einer Fachzeitschrift heranzuziehen, wenn es nicht die einzige mir zugängliche Quelle für die Auffassung Kostrzewskis über die ostdeutschen Bevölkerungsfragen wäre. Nach ihm ist die „Lausitzer Kultur" höchstwahrscheinlich[2]) slawisch, wofür schon der Umstand spricht, daß diese Kultur fast genau dasselbe Gebiet einnimmt, das später von den Westslawen bewohnt wird. „Auch andere Gründe sprechen übrigens für die Richtigkeit dieser Annahme.". Auf diese Gründe geht aber Kostrzewski nicht ein. „Die slawische Bevölkerung der Lausitzer Brandgräberfelder" bleibt ständig in Ostdeutschland seßhaft. Die von Norden einwandernden Germanen „legen sich nur als dünne, herrschende Oberschicht über sie". Durch die Abwanderung der Germanen zur Völkerwanderungszeit wird „die alteingesessene slawische Bevölkerung wieder selbständig, kann sich aber erst allmählich von der durch die Unterjochung und Ausbeutung entstandenen Schwächung erholen. So

[1]) Um einen Einblick zu geben, wie weit sich Kostrzewski durch den politischen Zweck, den er mit diesem Artikel verfolgt, von dem rein sachlichen Wege ablenken läßt, genügt ein Beispiel. Kostrzewski hat 1919 ein zweibändiges Werk über die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit herausgegeben, in der er mit einem riesenhaften Fundstoff aufs genaueste den germanischen Charakter dieser Kultur darlegt und die einzelnen germanischen Wurzeln der Träger dieser Kultur aufdeckt. In dem Artikel von 1921 schreibt derselbe Kostrzewski von derselben Kultur: „im letzten Jahrhundert vor Chr. machen sich hier fremde Einflüsse geltend in Gestalt der nordischen Brandgrubengräberkultur, deren Vertreter möglicherweise Germanen waren (Burgunder?)".

[2]) Dies einschränkende „höchstwahrscheinlich" läßt K. dann völlig fallen.

Digitized by Google

kommt es, daß die Funde aus den nächstfolgenden Jahrhunderten recht spärlich fließen und erst im 9. und 10. Jahrhundert nach Chr. wieder häufiger werden." Diese Anschauungen sind ja nicht neu. Von slawischen Forschern sind sie häufig aufgestellt worden. Neu ist es aber für mich, daß auch ein Fachmann, der in seinen Hauptarbeiten bewiesen hat, daß er methodisch exakt geschult ist und dies auch in seiner Dissertation dankbar seinem Lehrer gegenüber anerkennt, solche haltlosen Aufstellungen vertritt. Denn die Annahme, daß die Lausitzer Kultur ein Jahrtausend lang im Verborgenen blühte, ist methodisch unhaltbar. Wenn sich die Lausitzer Bevölkerung wirklich als Hauptmasse unter einer germanischen Oberschicht gehalten hätte, müßten doch Kulturhinterlassenschaften von ihr während der germanischen Zeit nachzuweisen sein. Hier können nicht die lokalen Vermischungserscheinungen beider Kulturen in der ältesten Eisenzeit angeführt werden, auf die besonders Blume hingewiesen hat, die ja nur während der Epoche der germanischen Einwanderung nachweisbar sind und sich dann verlieren. Auch die Vorliebe der Wandalen für Urnengräber und für mehrere Beigefäße kann nicht als Beweis für ein Fortleben der Lausitzer Kultur herangezogen werden, wie Kostrzewski (Ostgerman. Kultur der Spätlatènezeit, Bd. I, S. 237) es versucht. Denn beides findet sich in viel genauerer Übereinstimmung in der dänischen Heimat der Wandalen. Selbst wenn sich solche einzelnen Züge oder Anklänge der Ornamentik u. a. bis auf die Lausitzer Kultur zurückführen ließen, so darf man doch allein auf diese schwachen Verbindungsunterlagen nicht ein so schweres Hypothesengebäude aufbauen wollen und völlig außer acht lassen, daß ja die Verwandtschaft und die engste Verbindung der jüngsten Lausitzer Kultur mit der österreichischen Hallstattkultur archäologisch und anthropologisch aufs klarste erwiesen ist. Diese von der slawischen Forschung immer wieder vorgetragene Verknüpfung der Lausitzer mit der slawischen Kultur springt ebenso unbegründet über ganze Epochen der Vorgeschichte hinweg und ist methodisch ebenso falsch wie der Versuch, der von anderer Seite unternommen wurde, die Lausitzer Kultur wegen ihrer Buckelverzierung und ähnlicher Einzelheiten mit der sächsischen Buckelkeramik zusammenzubringen und sie deshalb als germanisch zu erklären.

Eine weitere polnisch geschriebene Arbeit von Kostrzewski behandelt die Skelettgräber der frühen Bronzezeit (Perioden 1—2) aus Posen (Roczniki towarzystwa przyjaciol nauk Poznanskiego, Bd. 43, Posen 1916). Schließlich ist noch eine wichtige Fundveröffentlichung aus derselben Posener Zeitschrift zu erwähnen. Die Gräfinnen Szembek haben auf ihrem Gute in Siemianice, Kr. Kempen, mit anerkennenswertem Eifer ein wandalisches Gräberfeld aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert ausgegraben und 81 Gräber freigelegt. Es ist das bei weitem umfangreichste Gräberfeld der wandalischen Kulturgruppe, das bisher bekannt geworden ist. Die Gräfinnen schenkten nicht nur die Ergebnisse ihrer Grabung dem polnischen Museum

Digitized by Google

in Posen, sondern besorgten auch ihre Veröffentlichung[1]) gerade in einer Zeit, in der die Pflege der vorgeschichtlichen Denkmäler in der Provinz darniederlag. Trotz des polnisch geschriebenen Textes sind diese vier Berichte, deren letzten Kostrzewski mit herausgegeben hat, wegen ihrer zahlreichen Abbildungen auch für einen der polnischen Sprache nicht mächtigen Leser von Wert.

Im Jahre 1916 wurde von einem neu ins Leben getretenen polnischen Museumsverein ein erstes Heft von Museumsmitteilungen: Zapiski muzealne (Posen 1916) herausgegeben, in dem Kostrzewski einen vorgeschichtlichen Beitrag lieferte: Z badan nad przeszloscia przeddziejowa Wielkopolski w ostatnich trzech latach (S. 22—38), der mit vielen guten Abbildungen aus allen Zeitstufen der Vorgeschichte versehen ist. Endlich ist 1919 unter der Leitung von Kostrzewski eine neue polnische prähistorische Zeitschrift: Przeglad archeologiczny in Posen gegründet worden, deren erster Band in den Jahren 1919—1920 erschienen ist. Ihr Arbeitsgebiet umfaßt aber nicht nur die Provinz Posen, sondern auch Galizien und Russisch-Polen. In unser Gebiet fallen die Beiträge von Kozlowski über Posen in neolithischer Zeit, von Kostrzewski über einige Erscheinungen der Steinkistenkultur[2]), von Antoniewicz über die Bernsteinspindel von Kowanowka, von Gibasiewicz und Kostrzewski über einen Backofen der römischen Kaiserzeit aus Kapalice, Kr. Jarotschin, von Kostrzewski über einen Bronzedepotfund von Maczník, Kr. Schroda, und über neolithische und latènezeitliche Fundstücke von Borkowo und Posen. Es ist zu bedauern, daß beide Zeitschriften nur in polnischer Sprache erscheinen und daß man von dem früheren Brauch der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, ihre Veröffentlichungen in polnischer und deutscher Sprache herauszugeben, abgegangen ist. Die Zeitschriften müssen deswegen auf einen weiteren Leserkreis verzichten und werden notgedrungen ebenso wie die schon bestehenden polnischen Fachorgane der Mehrzahl der Fachvertreter unzugänglich bleiben.

Die Hauptarbeit von Kostrzewski über die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit (Mannus-Bibliothek Nr. 18—19, Leipzig 1919) erwähnte ich bei Behandlung der allgemeinen Literatur im Abschnitt Schlesien. Auf die Bedeutung der Abhandlung habe ich im Mannus 11/12, S. 419—427 hingewiesen.

Über das polnische Museum zu Rapperswil in der Schweiz hat 1916 Demetrykiewicz in einer polnischen Abhandlung berichtet. Der deutschen

[1]) J. und J. Szembek, Sprawozdanie z poszukiwan archeologicznych w Simianicach. Roczniki towarzystwa przzyjaciol nauk Poznanskiego. Bd. 29 (1902), S. 57 bis 77 mit 53 Abbildungen; Bd. 31 (1904), S. 137—153 mit 50 Abbildungen; Bd. 35 (1908) S. 339—365 mit 70 Abbildungen; Bd. 43 (1916), S. 167—189 mit 50 Abbildungen.

[2]) Dieser Aufsatz deckt sich zum Teil mit der deutsch geschriebenen Arbeit im Mannus IX, S. 87ff.

Digitized by Google

Inhaltsangabe, die Antoniewicz von dieser Arbeit in der Wiener Prähistorischen Zeitschrift V, S. 89ff. gibt, entnehme ich folgende Angaben über Posener Funde, die bis in das so entlegene Museum verschlagen worden sind. Aus Nadziejewo, Kr. Schroda, stammt eine verzierte, steinzeitliche Amphora mit zweimal vier Henkeln, die in zwei Reihen übereinanderstehen. Von einem dreieckigen Bronzedolch und drei Armringen aus der Periode I der Bronzezeit ist nur bekannt, daß sie in der Provinz Posen gefunden wurden. Ebenso verhält es sich mit einem Gefäß aus der Hallstattzeit, auf dem acht Menschenfiguren dargestellt sind.

Überblicken wir den von uns besprochenen Teil der Geschichte der Vorgeschichtsforschung in Posen, so können wir den Ausdruck unseres Schmerzes über den schweren Schlag, den die deutsche Forschung dort erlitten hat, nicht unterdrücken. Die Posener Forschung hat von Anfang an nur im Zusammenhange mit der gesamtdeutschen Vorgeschichtswissenschaft Leben gewinnen und gedeihen können. Auch die polnischen Kreise Posens, deren Tätigkeit und Verdienste auf dem Gebiete der Altertumspflege nicht geschmälert werden sollen, haben sich dem fördernden Einflusse der deutschen Forschung nicht entzogen. So nahm die Altertumswissenschaft der Provinz einen kräftigen Aufschwung, der aber noch in der ersten Blüte jäh unterbrochen wurde. Mögen die Kreise, denen jetzt die Pflege von Posens Altertümern obliegt, sich bewußt sein, ein wie wertvolles Erbe sie angetreten haben und mögen sie sich davor bewahren, diesem Erbe aus politischen Gründen die Wurzeln abzuschneiden, denen es Leben und Wachstum zu verdanken hat.

Breslau, Juli 1921.

Digitized by Google

II. Bücherbesprechungen.

Gustaf Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibliothek Nr. 6. 2. Auflage. Leipzig 1920.

Durch einen erweiterten Neudruck ist diese seit langem vergriffene Schrift Kossinnas weiteren Kreisen von neuem zugänglich gemacht worden. Kossinna gibt in ihr eine kurze Darstellung seiner siedlungsarchäologischen Forschungsmethode, auf Grund deren es gelungen ist, auch in vorgeschichtlicher Zeit die Geschicke der Völker, ihr Blühen und Absterben, ihre Wanderungen und gegenseitigen Kämpfe zu verfolgen, kurz, auch in der Vorzeit Völkergeschichte zu treiben. Der Leitsatz dieser Forschungsart lautet: scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern und Völkerstämmen. Da die Neuauflage in der Hauptsache ein Neudruck ist, bringt sie wiederum die Verteidigung dieses Grundsatzes in einer Ausführlichkeit, die jetzt glücklicherweise nicht mehr notwendig erscheint, da in dem verflossenen Jahrzehnt die Richtigkeit der von Kossinna verfochtenen Forschungsweise immer mehr anerkannt worden ist. Daß sich auch die Historiker nach anfänglicher Ablehnung immer mehr von der Bedeutung dieser Methode überzeugt haben, dafür sind die Arbeiten des Spezialisten für frühgermanische Geschichte Ludwig Schmidt ein gutes Zeugnis. In seinem letzten Aufsatz zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens im Neuen Archiv für sächsische Geschichte Bd. 40 (1919) schließt sich Schmidt völlig an Kossinna an und betont, daß die Lücke, die die historischen Quellen über die älteste Geschichte offen lassen, „wesentlich ausgefüllt worden ist durch die in neuerer Zeit zu einem großen Aufschwung gelangte Bodenforschung, der wir Ergebnisse von nicht geahnter Tragweite und Zuverlässigkeit verdanken".

Als Beispiel für seine Methode schildert Kossinna die Entwicklungsgeschichte des Germanenvolks. Er knüpft an die durch klassische Schriftstellernachrichten gesicherte Ausdehnung der Germanen zu Beginn der eigentlichen Geschichte an und verfolgt dieses germanische Kulturgebiet rückwärts bis zum ersten Auftreten der Germanen in Deutschland am Anfang der Bronzezeit. Seine Auffassung über den Ursprung der Germanen hat Kossinna neuerdings genauer durchgearbeitet und vertieft. Nach ihm sind die Germanen in den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends v. Chr. durch die Verschmelzung von Finno-Indogermanen mit Nordindogermanen entstanden. Eine genauere Darstellung dieser Vorgänge steht bisher noch aus.

Eine wichtige Ergänzung für den Text bilden die der neuen Auflage beigegebenen neun Karten, auf denen das germanische Besiedlungsgebiet aus verschiedenen Stufen der Vorzeit dargestellt wird. Dem Fachmann fällt die ganz neue Darstellung der Verbreitung der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur besonders auf. Neben den Karten, auf denen die sämtlichen Fundorte einer Zeitstufe angegeben sind und die durch Trennung der Kulturen die Grenzen von Völkern oder Stämmen deutlich erkennen lassen, bringt Kossinna auch eine Reihe von Karten über die Verbreitung einzelner, die Germanen kennzeichnender Formen von Fundstücken, die mit überzeugender Stetigkeit ständig das germanische Gebiet hervortreten lassen, während die Verbreitungskarten von ungermanischen, meist keltischen Formen auf Tafel 4 einen südlicheren Kulturkreis aufweisen. Aus allen diesen Karten erkennt auch der Nichtfachmann, auf welchen Unmengen von Funden, auf einer wie großen Zahl sich gegenseitig stützender Einzelbeobachtungen Kossinnas Schlüsse aufgebaut sind und welch ungeheure Arbeitsleistung z. B. in der letzten Tafel steckt, die in übersicht-

Digitized by Google

licher Weise die Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten und Nordillyrier in der älteren Bronzezeit wiedergibt.

Die in knappem Umfang gehaltene Schrift ist daher nicht allein für den Vorgeschichtsforscher berechnet, sondern auch in hohem Maße geeignet, den Vertretern der Nachbarwissenschaften, wie überhaupt weiteren Kreisen, einen guten Einblik zu geben in die Forschungsweise und die aus ihr zu erzielenden weittragenden Ergebnisse der neueren Vorgeschichtsforschung.

Breslau, im Januar 1921. M. Jahn.

Georg Girke, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit mit einem Anhange: Vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse. Bd. 23—24 der Mannus-Bibliothek. Leipzig 1922. Bd. 1: VIII und 59 Seiten und 30 Tafeln. Bd. 2: VIII und 129 Seiten und 41 Tafeln. Preis zusammen 100 Mk. Vorzugspreis 80 Mk.

In diesem zweibändigen Werke ist die erste und zugleich infolge seines frühen Todes [1]) letzte Arbeit Girkes niedergelegt, das Lebenswerk eines Dreiunddreißigjährigen, die Frucht vieljähriger, emsiger Studien. Es war eine in mehrfacher Hinsicht nicht gerade dankbare Aufgabe, an die sich Girke auf Anregung seines Lehrers Kossinna herangemacht hatte, ein Bild der Entwicklung der germanischen Tracht zu geben. Für lange Zeitepochen fehlen jegliche Quellen, kaum überbrückbare Lücken unseres Wissens gähnen dem der Entwicklung nachspürenden Forscher entgegen. Andererseits haben die dazwischen so hell aufstrahlenden Lichtpunkte in der germanischen Trachtkunde, die reichen Baumsargfunde der frühen Bronzezeit, die Menge von Germanendarstellungen zur Römerzeit und die Moorleichenfunde, schon grundlegende Einzelbehandlungen erfahren, zum Teil sogar erst in letzter Zeit. Wenn es trotzdem Girke gelungen ist, nicht allein die Forschung im einzelnen vielfach zu fördern, sondern zum ersten Male eine gut begründete Gesamtdarstellung der Tracht unserer Vorfahren von den ersten Anfängen bis hinab zur Karolingerzeit zu geben, so war ihm dies nur durch völliges Zusammentragen und Verarbeiten aller in Frage kommenden Quellenarten möglich. Von allen Seiten weiß Girke seine Aufgabe anzupacken, er ist ebenso Vorgeschichtler und Archäologe wie Altphilologe und Historiker, wie besonders Germanist. Die Nachweise über die Tracht, die er aus dem indogermanischen und germanischen Sprachschatz schöpft, sind ihm ebenso wichtig wie die Funde aus der Vorzeit, die bildlichen Darstellungen der Antike zieht er ebenso zu Rate wie die Überlieferungen der alten Schriftsteller. Einen riesenhaften Quellenstoff hat er auf diese Weise zusammengetragen, dessen Menge für die nachchristliche Zeit fast ermüdend wirkt. Bei seiner genauen Beherrschung und scharfen kritischen Wertung dieses so verschiedenartigen Materials legt uns Girke ein abgeschlossenes Handbuch vor, das seinen dauernden Wert behalten wird.

Im ersten Bande wird die Tracht von den ältesten Zeiten bis zum Ende der vorchristlichen Eisenzeit behandelt. Nach einem Überblick über die bisherige einschlägige Forschung stellt Girke das Wenige zusammen, was wir über die Tracht der älteren und jüngeren Steinzeit wissen. Erst von der Bronzezeit an kann sich die Darstellung auf das eigentliche Thema, die Tracht der Germanen, beschränken. Von der Tracht, zu der ja auch nach Girkes Auffassung alle Arten des Schmuckes gehören, behandelt Girke nur den Hauptbestandteil: die Kleidung; sonst hätte der Rahmen der Arbeit unendlich erweitert werden müssen. Gleich für die frühe Bronzezeit liegt das reiche Fundmaterial aus den Eichensärgen Schleswigs und Jütlands vor. Obwohl Girke diese Funde nur aus den

[1]) Vgl. den Nachruf auf Girke im Mannus XII, S. 431 ff. und Girkes Bild vor dem Titel des 1. Bandes der obigen Arbeit.

Digitized by Google

Veröffentlichungen kennt, weiß er doch die Forschung auch hier zu fördern. Mit Recht lehnt er (S. 30 f.) S. Müllers Annahme ab, daß der schwere wollene Rock der Frau wegen seiner schlechten Handlichkeit auch des Nachts nicht abgelegt wurde, eine Auffassung, die nur bei einer starken Unterschätzung der germanischen Kultur verständlich ist. Den Schnitt der Ärmeljacke der Frau von Borum Eshöi (Taf. 14) weiß Girke besser zu erläutern als seine Vorgänger, indem er den Brustschlitz als Bestandteil des damals üblichen Blusenschnitts erkannte, wie er sich in Skandinavien bei der Landbevölkerung zum Teil bis heute erhalten hat[1]). Die bildlichen Darstellungen aus der Bronzezeit treten in ihrer Bedeutung für die Trachtkunde hinter den Funden weit zurück. Aus dem weiteren Verlauf der Bronzezeit und der vorchristlichen Eisenzeit setzen die Quellen so gut wie ganz aus. Zu der völlig andersgearteten Kleidung der Germanen am Beginn unserer Zeitrechnung gibt es kaum Überleitungen. Girke sucht aus der Tracht der Nachbarvölker Einflüsse auf die germanische abzuleiten.

Der zweite, weit stärkere Band bringt die germanische Tracht vom 1. bis zum 8. Jahrhundert nach Chr. In dieser Zeit fließt das Quellenmaterial besonders üppig. Die Kleidung ist nicht nur reichhaltiger als in der Bronzezeit, sondern auch verschiedenartiger. Es lassen sich bereits Unterschiede der Tracht bei einzelnen Völkergruppen der Germanen nachweisen. Mit besonderer Hingabe hat sich Girke dem Studium der Hose gewidmet und hier ganz neue Ergebnisse gefördert. Seine Ausführungen im Band 1, S. 50—56 und Band 2, S. 42 bis 72 bieten fast eine allgemeine Geschichte des Beinkleides. Ich führe nur die germanische Entwicklung an. Girke nimmt an, daß sich bei den Germanen schon zur älteren Bronzezeit aus einer Lendenbinde eine Hüfthose entwickelt hat, wie er sie an einer Bronzefigur von Stockhult in Schweden erkennt. Während der Bronzezeit bilden die Germanen diese zur Kniehose aus, die besonders von den Seegermanen bis weit in die geschichtliche Zeit hinein getragen wird. Die übrigen Germanen übernehmen spätestens in der frühen Eisenzeit von den Illyriern die lange Hose. Sowohl die Kelten als auch später die Römer entlehnen die Hosentracht von den Germanen. Über die Kleidung der Germanin sind die Quellen nicht so zahlreich. Das Hauptkleidungsstück der Frauen seit der Latènezeit ist ein Hemdrock, der auf den Schultern durch zwei Fibeln geschlossen wurde und nach Girke ein aus der Fremde entlehntes Modestück ist. Ausführlich wird die vielfach verbreitete Annahme widerlegt, die Germaninnen hätten Hosen getragen. Die antiken Darstellungen von germanischen Frauen in Hosen sind mit Recht von Kossinna als Verkörperungen des ganzen Volkes angesehen worden, denen vom römischen Bildhauer zu diesem Zwecke nach damaligem Brauch Männerkleidung angelegt wurde.

Ich habe nur einige wichtigere Punkte der Arbeit berührt. Es ist natürlich in einer Besprechung unmöglich, die vielen Ergebnisse, die Fülle der Einzelbeobachtungen, die wir Girke verdanken, zu erwähnen. Da in dem Buche das gesammelte Material ständig genau aufgeführt und durch eine große Zahl von Abbildungen auf 71 Tafeln erläutert wird, wird es der Fachmann gern und oft nachschlagen und verdient es, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Wie wichtig eine wissenschaftliche, zusammenfassende Darstellung der germanischen Tracht auch für die Allgemeinheit ist, zeigt der Anhang vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse, in dem Girke treffend geißelt, wie auf der Bühne, in der Schule und von der bildenden Kunst dem deutschen Volke ständig reine Phantasiegestalten unserer Vorfahren vor Augen geführt werden, Zerrbilder von Theatergermanen, die mit dem schlichten, allen Prunk vermeidenden Äußeren der alten Germanen nichts gemein haben.

Breslau, September 1922. M. Jahn.

[1]) Auf zwei neue Trachtenfunde aus Dänemark und Schweden, von denen der eine unsere Kenntnis der frühbronzezeitlichen Frauenkleidung beträchtlich erweitert, macht soeben Kossinna im Mannus XIV (1922), S. 148 ff. aufmerksam.

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Unser Mitglied Geh. Studienrat Prof. Dr. Walter in Stettin ist vom Ministerium zum Vertrauensmann für Kulturhistorische Bodenaltertümer im Bereich der Provinz Pommern ernannt worden.

Leider bestehen für die Vorgeschichtsforschung und die Rettung der Vorzeit-Denkmäler in Pommern traurigste Aussichten. Es sind gar keine Mittel vorhanden, weder „für den Vertrauensmann, noch für die berufenen Pfleger", sodaß nicht einmal die kleinsten Reisen zur Sicherung neugemachter Funde unternommen werden können. Dazu kommt, daß die durch den Tod Stubenrauchs erledigte Konservatorstelle am Stettiner Museum vom Magistrat nur im Nebenamte, von den Stadtverordneten aber überhaupt nicht mehr besetzt werden möchte. Warum macht hier ein Eingreifen der Provinzialverwaltung diesen geradezu skandalösen Verhältnissen nicht ein Ende? Findet sich in dieser für die Erkenntnis der Entwicklung unseres Volkes in der Vorzeit so ungemein wichtigen Provinz keine einflußreiche Stimme zur Erweckung des völlig fehlenden Sinnes für die Rettung unzähliger, kostbarster und unersetzlicher Zeugen unserer Vergangenheit?

Konservator Stubenrauch, Stettin †.

Die Stettiner Altertümersammlung hat seit ihrer Überführung in das neue Museum der Stadt Stettin 1913 erst ihre gebührende Würdigung finden können, weil sie dort zweckmäßig aufbewahrt und übersichtlich aufgestellt wurde. Hierbei hat sich unzweifelhaft der Konservator Adolf Stubenrauch das größte Verdienst erworben, der zwar nicht fachmäßig vorgebildet, doch mit starker Vorliebe sich der vaterländischen Altertumskunde zugewendet hatte und in der Erweiterung und Neuordnung der schönen Sammlung seine Lebensaufgabe sah. Befähigt war er dazu durch den Gang seiner Entwicklung, die er bei seinem Eintritt in den Dienst der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1890 in einer klaren Übersicht darlegte. Er war 1855 auf dem väterlichen Gute Goltz im pommerschen Kreise Dramburg geboren, und Vorliebe für praktische Betätigung sowie Leichtigkeit in Beurteilung landwirtschaftlicher Verhältnisse haben ihm später bei Auffindung und Bergung von Altertümern in der Provinz wesentliche Dienste geleistet. Auf den Gymnasien von Stargard und Dramburg fand er seine Vorbildung, und wollte sich dem Baufach widmen, trat aber nach dem Tode des Vaters in kaufmännische Tätigkeit, und zwar ländliche Buchhaltung ein; diese Umgebung und die alte Bekanntschaft seines Vaters mit Virchow führte ihn auf die Beachtung von Bodenfunden, seine sorgfältig geführten und mit Zeichnungen versehenen Tagebücher brachten ihm das Anerbieten ein, an der Stettiner Sammlung tätig zu werden. Die anfangs bescheidene Privatstellung,

Digitized by Google

die erst später eine gesicherte städtische wurde, bedeutete für ihn die Erfüllung eines Lieblingswunsches, und mit Feuereifer nahm er sich der bunten Sammlung im alten Bogislav-Remter des Stettiner Schlosses an; bald zeigte sich seine nicht gewöhnliche Kunst zu ordnen und zu organisieren, aber auch die für einen Kustos nicht minder wichtige Fähigkeit, mit der Landbevölkerung leicht vertraut zu werden und Nachrichten wie Altertumsfunde mit wachsender Bereitwilligkeit zu erhalten. Und so hat sich im Lauf der Jahre seine Tätigkeit hauptsächlich in den beiden Richtungen bewegt, durch Reisen und Ausgrabungen aus dem Bereich der weit an der Ostsee hingestreckten Provinz neues Material zu beschaffen, wobei er der Zerstreuung in kleinere Lokalsammlungen im allgemeinen abhold war, andererseits das Vorhandene immer besser zu ordnen, im einzelnen zu studieren und dem Publikum wie den Forschern vorzuführen und auf Wunsch in trefflichen Zeichnungen mitzuteilen. Den Lesern des Mannus werden nicht wenige davon erinnerlich sein, wie z. B. sämtliche Abbildungen zu dem Aufsatz über die Entwicklung des Stettiner Museums im 3. Jahrgange, S. 143—154, und etwa im 9. Jahrgange, S. 156, die Bronzeplatte von Gültz u. a.

Im übrigen war Stubenrauch nicht ein Mann vieler Worte, und so spannend er von seinen Ausgrabungsreisen zu plaudern wußte, so wenig mochte er lange Vorträge, obgleich er gelegentlich gute Berichte in den Stettiner Sitzungen zu geben wußte. Auch seine schriftlichen Arbeiten, zu denen ihm seine sorgfältigst geführten Museumsverzeichnisse etwa noch Zeit ließen, betrafen kaum allgemeine Verhältnisse, sondern beschrieben ausführlich seine tatsächlichen Beobachtungen und die greifbaren Ergebnisse seiner Ausgrabungen. In den Pommerschen Monatsblättern trat er seit 1891 mit kleineren Aufsätzen hervor, schon 1894 beschrieb er das Gräberfeld von Jeseritz, 1895 die Steinkistengräber von Strussow, und nun folgten jährlich mehr Beiträge, bis 1914 wohl die größte Arbeit, das Urnenfeld auf dem Hauptfriedhof in Stettin, in mustergültiger Weise behandelte, dessen 60 Urnen er selbst geborgen und wie so viele andere (z. B. die Hausurne von Oblirütz) wiederhergestellt hat. Auch in den Baltischen Studien gab er Berichte, so 1898 über Wollin, 1901 Streckentin, in der Lemcke-Festschrift 1898 über Gnewin, und beschrieb in anschaulicher Weise größere Privatsammlungen, wie die von Maaß, Kuhse, Schumann, die er sorgsam in den Rahmen des Museums einzufügen bestrebt war. Endlich zeichnete er auch zu dem bekannten Werke Schumanns über die Pommersche Prähistorie fünf Anschauungstafeln, die noch heute als typisch gelten können.

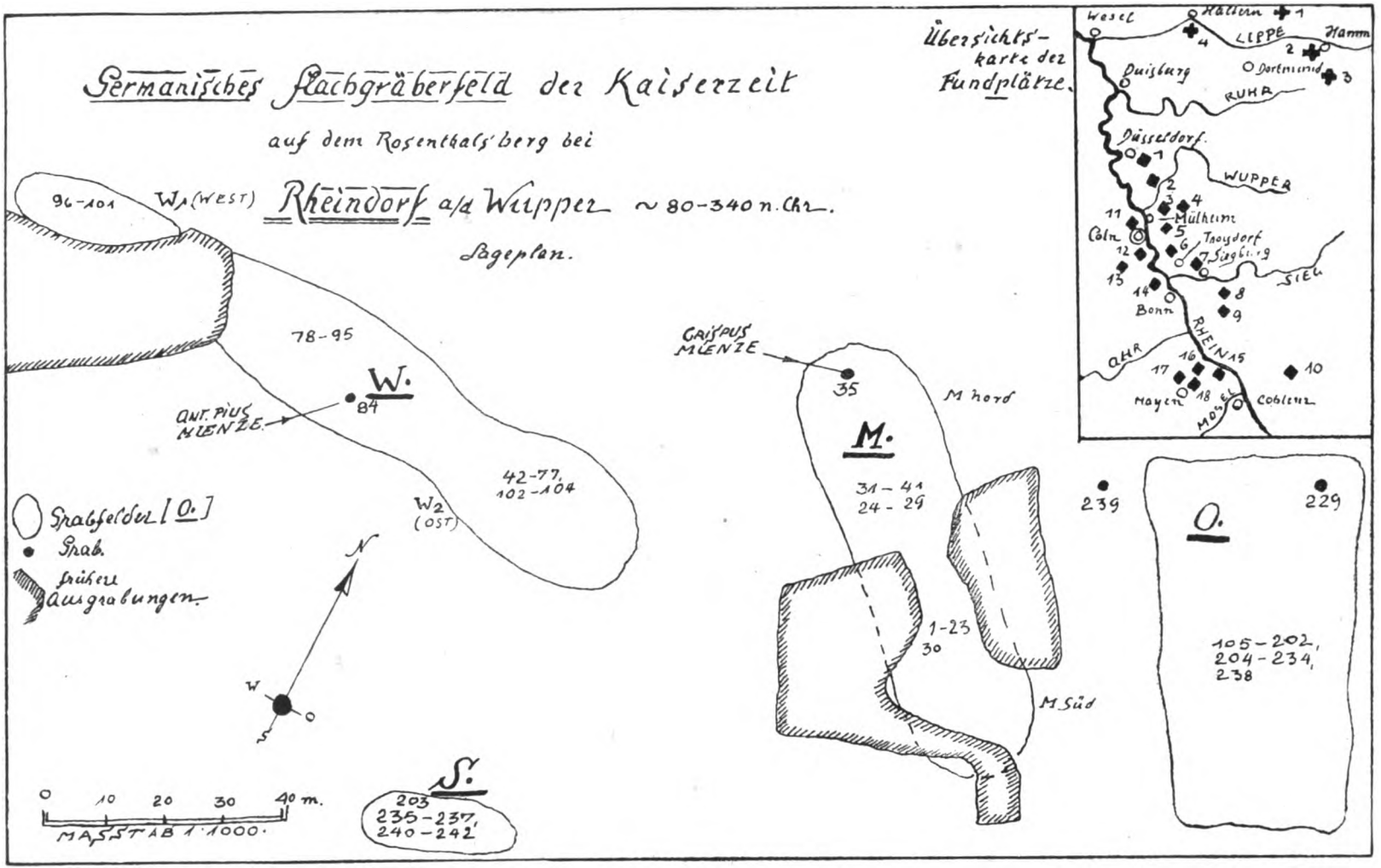
Der rüstige Mann erkrankte im Frühjahr heftig und erlag dem Anfall wider Erwarten früh am 23. April 1922. Er hat die Stettiner Sammlung ein Menschenalter über getreulich verwaltet, beträchtlich vermehrt und wohl geordnet hinterlassen. Was er der pommerschen Vorgeschichte hat an Förderung zuteil werden lassen, kommt auch der deutschen Altertumskunde zugute.

Stettin. **E. Walter.**

Druckfehlerberichtigung.

Oben S. 139, Zeile 17: statt Woltnitz lies Soltnitz; hinzuzufügen: Pomm. Mon. Bl. 1907, S. 139.

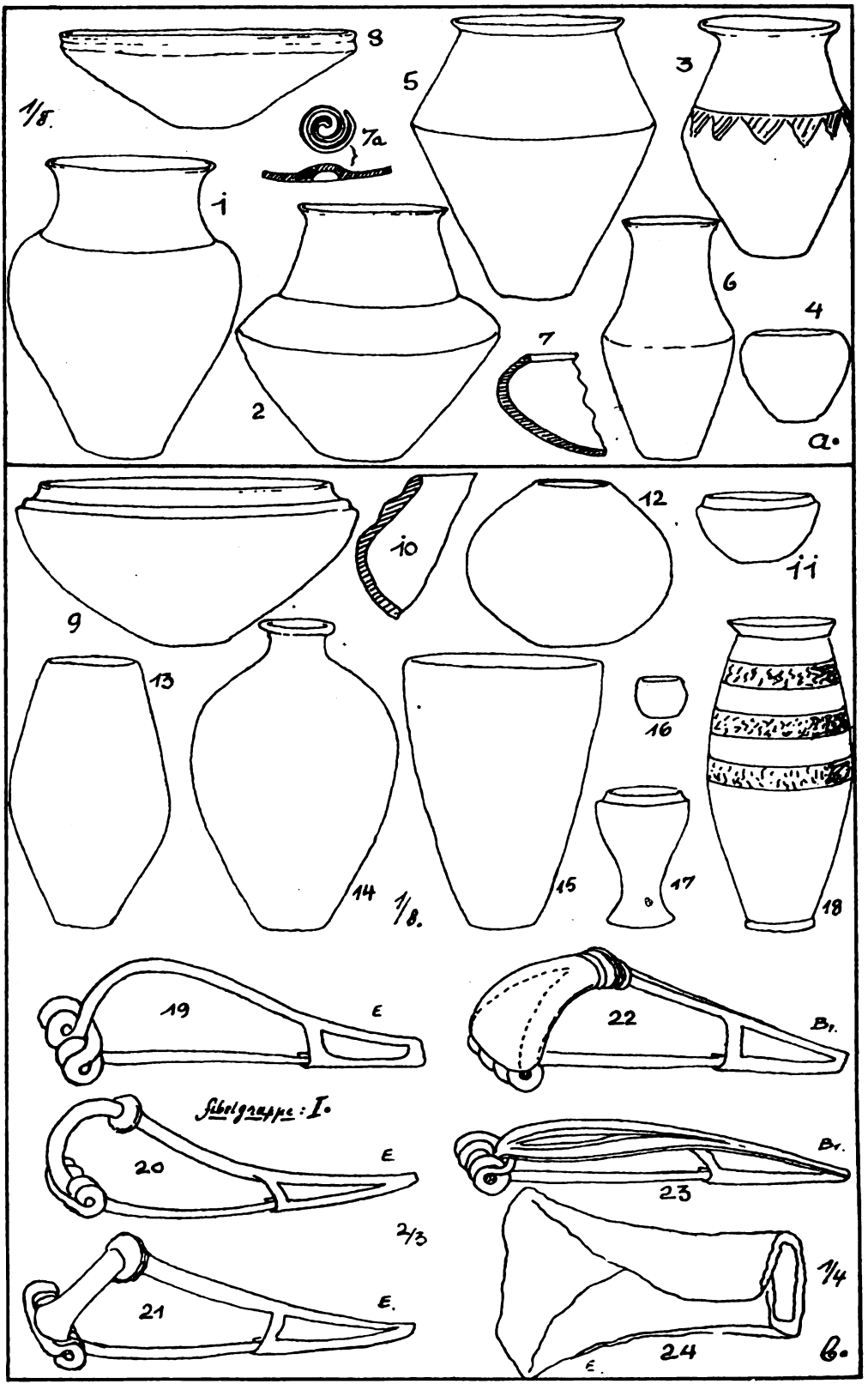
Digitized by Google



Rademacher, Chronologie der Germanengrabfelder.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

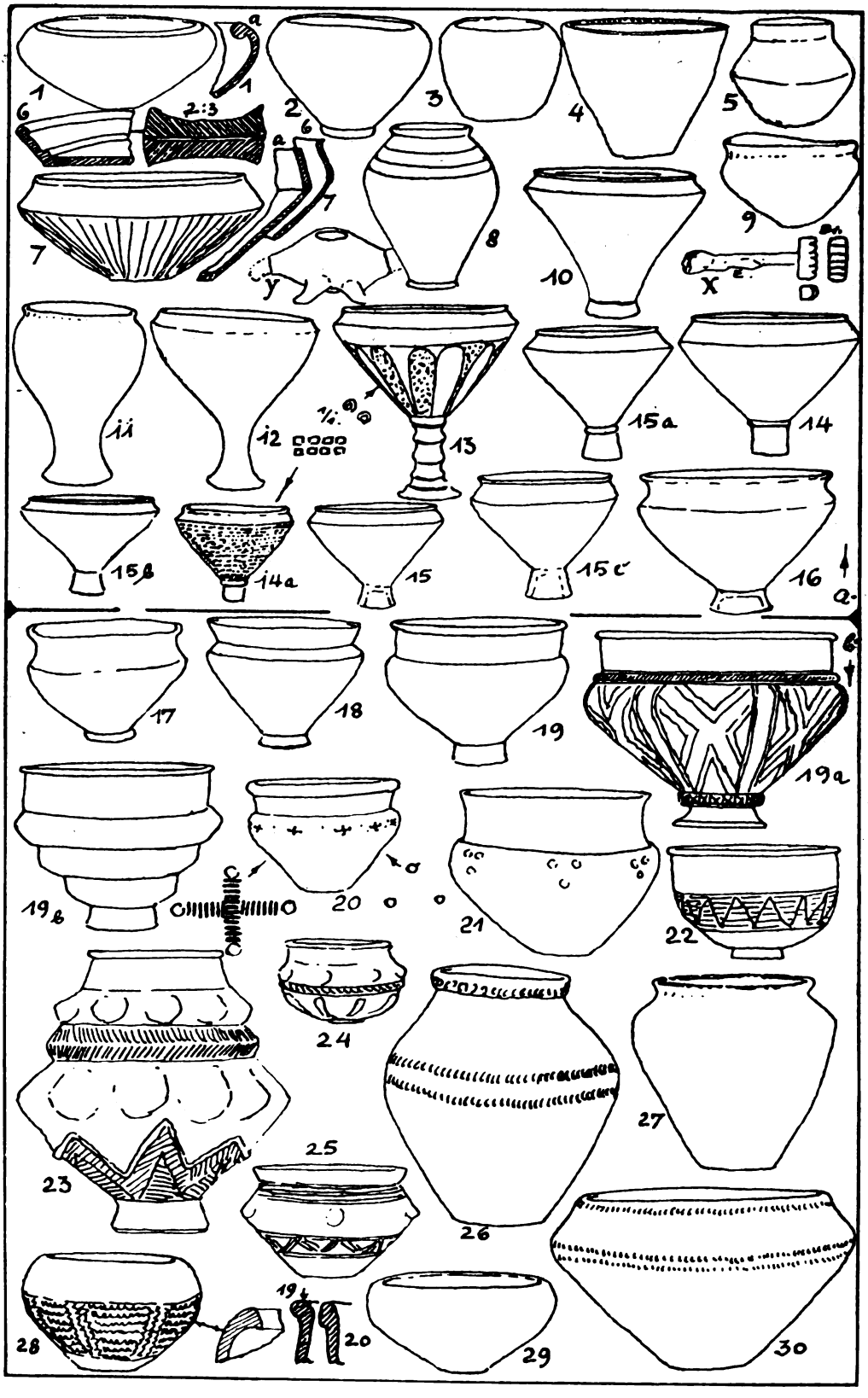
Digitized by Google



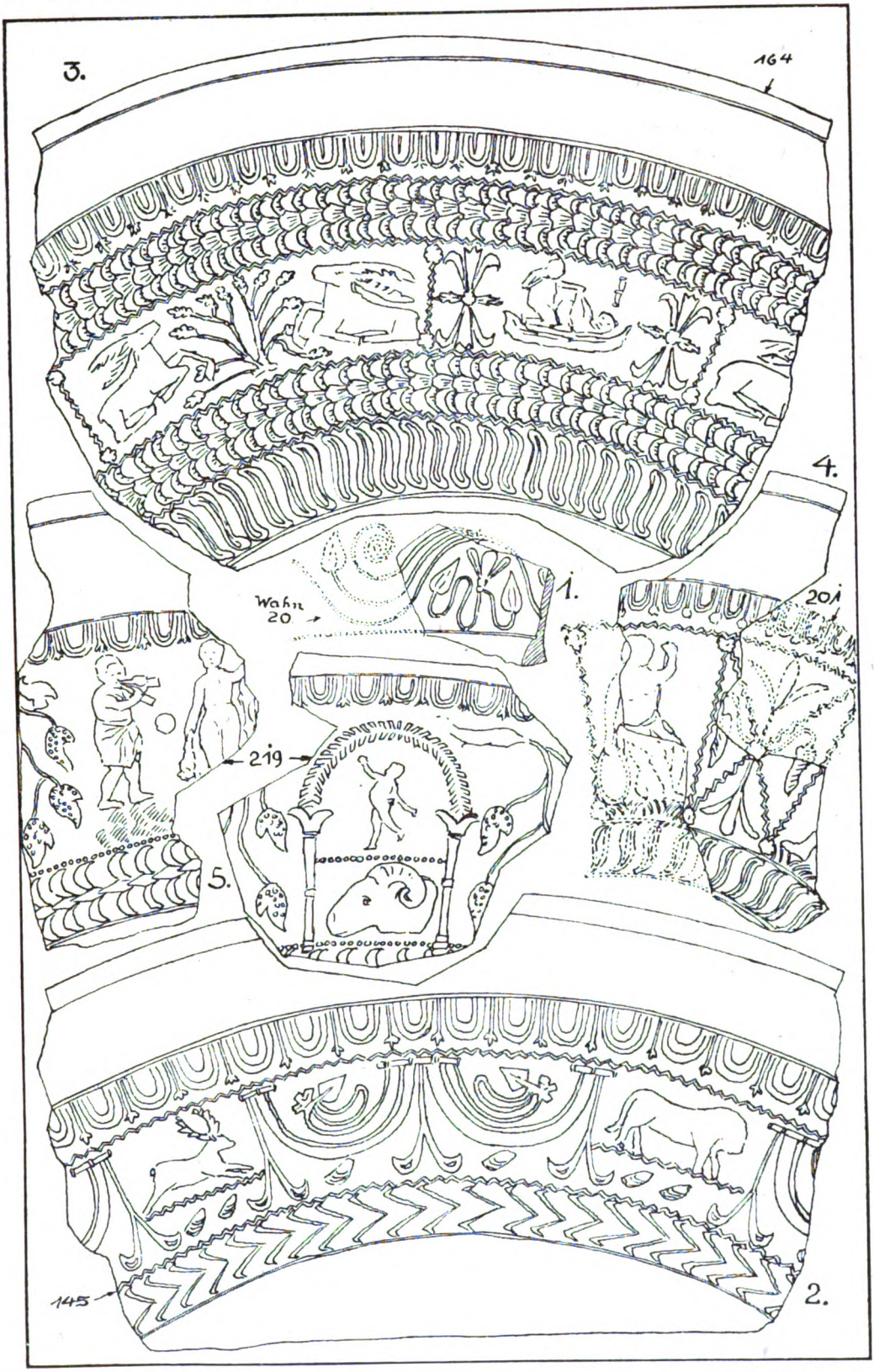
Rademacher, Chronologie der Germanengrabfelder. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

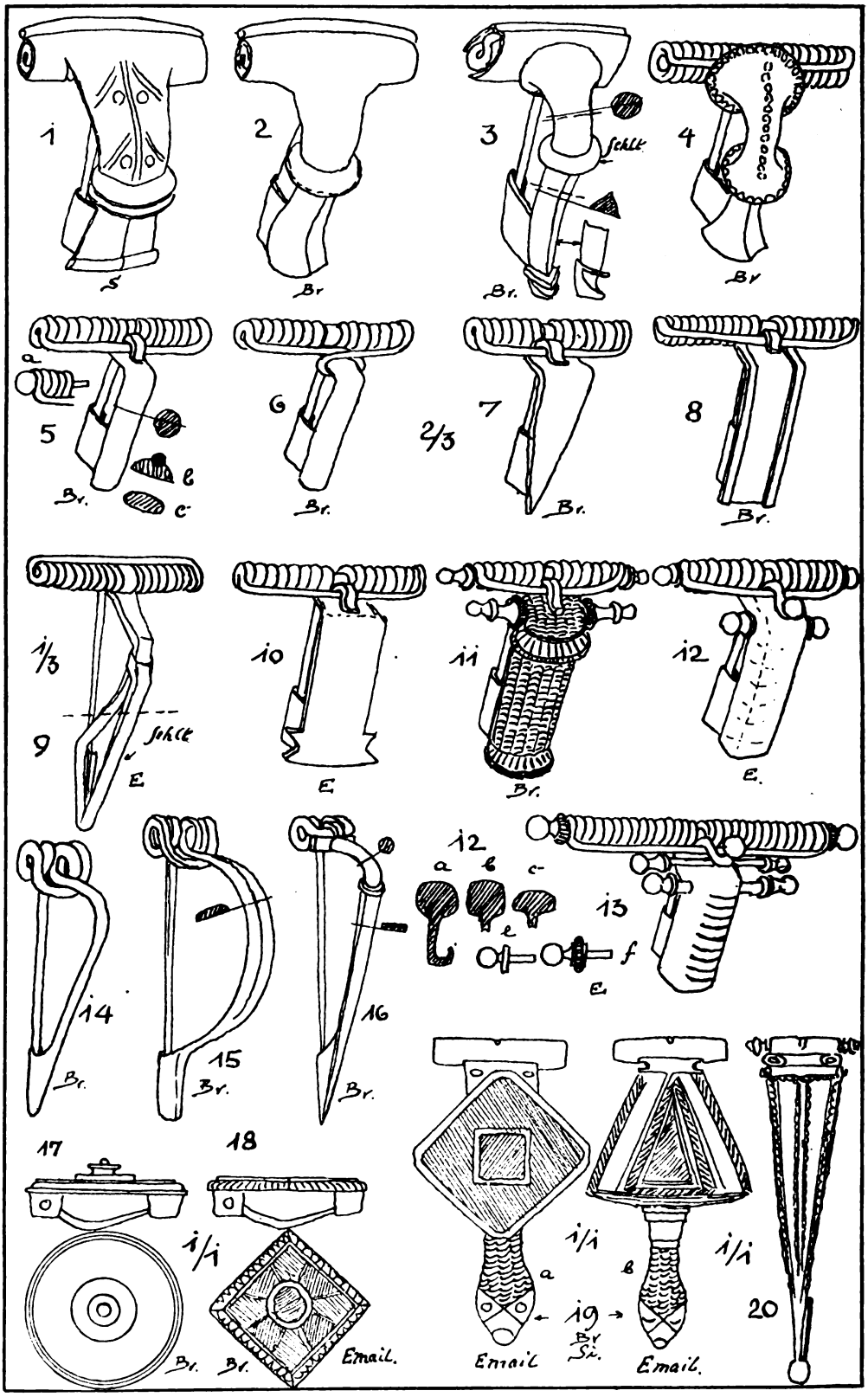


Digitized by Google

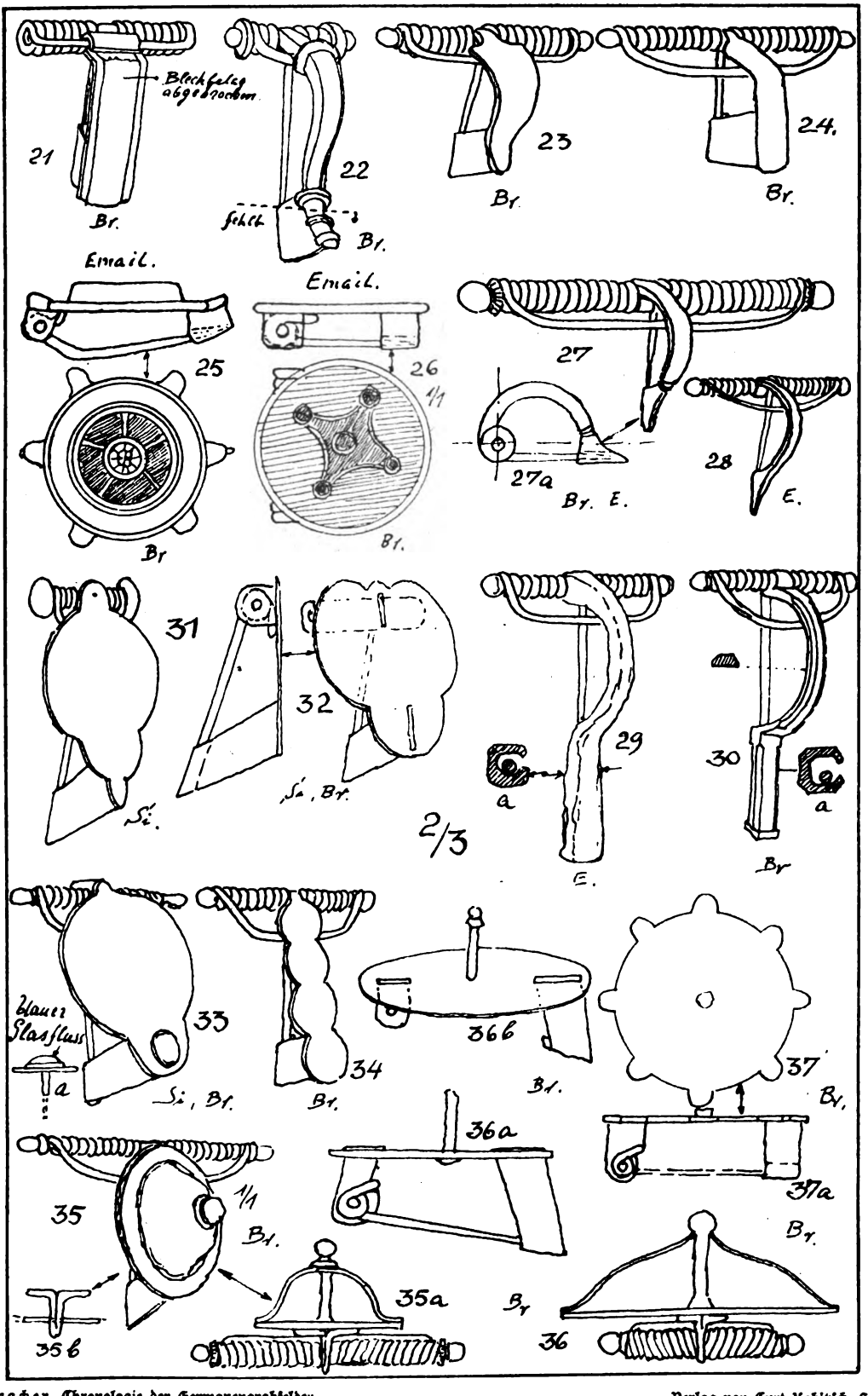


Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

a. Querschnitt.

b. Kiste.

Wahn.

1.

Kl. Ib.

2.

3.

Übergang.

4.

5.

K. II.
Rheindorf.

6.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

7 DAY USE
RETURN TO

ANTHROPOLOGY LIBRARY
This publication is due on the LAST DATE
and HOUR stamped below.

SEP 21 1976

REC. CIR. AUG 13 '76

OCT 7 [illegible]

LIBRARY USE SEP 30 '86

JAN 07 1988

RECEIVED BY

DEC 10 1987

CIRCULATION DEPT.

MAY 23 1988

RB17-30m-7,'75
(S7521L)4188

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006232967

Digitized by Google